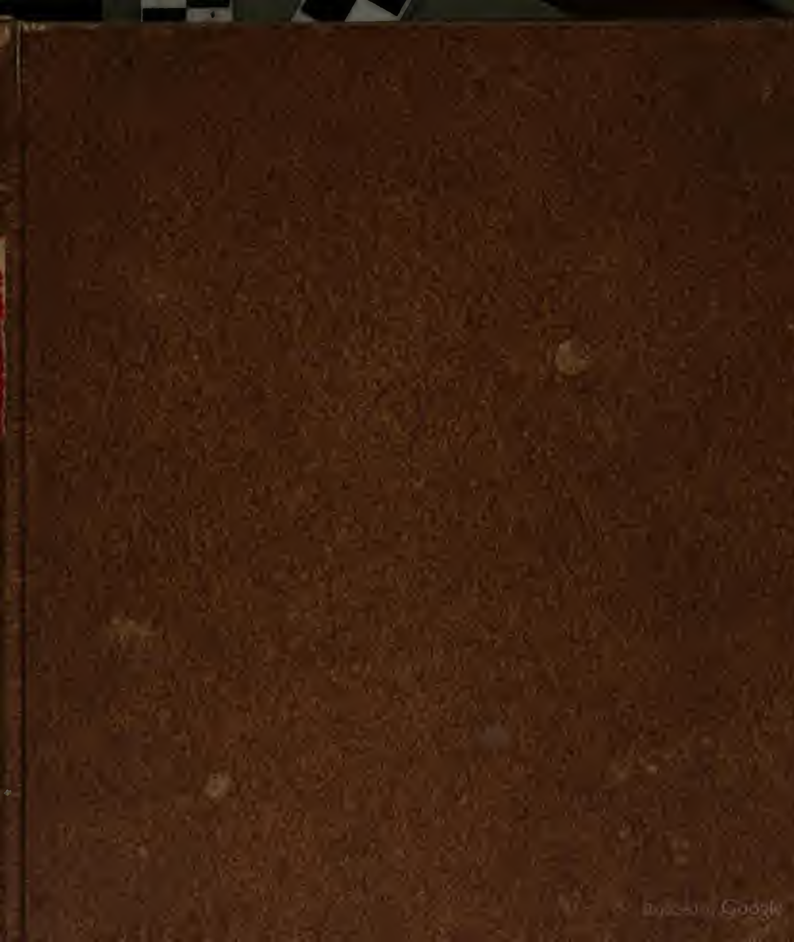


<36627075640014

Ueberlieferungen

zur

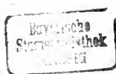
Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1821.

Januar-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.



Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke
im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1821.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Das europäische Staatenverhältniß im Spätjahr 1820.

Die nachfolgenden Betrachtungen über die Lage der europäischen Politik, über die Verhältnisse Frankreichs zum übrigen Europa, über die Umwälzungen im Süden des Welttheils, über die Bestandtheile und Zwecke des heiligen Bundes, über die Interessen der Thronen und des Adels, gegenüber oder in Vereinbarung mit den Bedürfnissen der Völker, und endlich über die Stellung des nationalen zum feudalen Frankreich, sind dem · ..rdigen, vor den gewöhnlichen Flug- oder Zeitschriften sehr ausgezeichneten Buche des gewesenen Staatsraths Guizot: Du gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel (Paris, Ladvocat, 1820. 324 pag. in 8.) enthoben, und bilden denjenigen Abschnitt desselben, welcher die allgemeinern europäischen Verhältnisse darstellt.

Mag immerhin die nächste Absicht des Hrn. Guizot bei Abfassung seiner Schrift persönlich gewesen und dahin gegangen sein, sich mit der freisinnigen Partei oder der sogenannten linken Seite wieder auszusöhnen und Friede mit ihr zu schliessen, nachdem er, in der Zeit, wo er der Vertraute von de Cazes und de Serres gewesen war, sich manche Unbill gegen sie hatte zu Schulden kommen lassen: so bleibt darum nichts desto minder seine Schrift, hinsichtlich auf Frankreich, durch ihre unzweifelhafte Wirkung auf die öffentliche Meinung zum Nachtheil des ministeriellen Coalitions-Systems mit der rechten Seite, ein großer der liberalen Partei erwiesener Dienst, und eben so darf man sie auch wohl durch Ton, gesundes Urtheil, Mäßigung, Sach- und Geschäftskenntniß geeignet achten, einen bedeutenden Einfluß auf die europäischen Kabinete und auf das gebildete Publikum sich zu verschaffen. Man versichert, der König von Frankreich habe davon Notiz genommen (mehrere Auflagen des Buches wurden in etlichen Wochen zu Paris verkauft), und sie ist in Manier und Stoffauswahl darauf berechnet, für die adeliche Partei sehr beunruhigend auf den Monarchen zu wirken. U.

Im Jahr 1814 waren die europäischen Mächte in Paris versammelt; die Regenten und ihre Kriegsschaaren, die Fürsten und ihre Heerführer waren nach Frankreich gekommen; sie waren nicht bloß gekommen, sondern auch berufen, um über des Landes Schicksal zu entscheiden. Wie stellte sich ihnen Frankreich dar und was dachten sie damals von ihm? Die neuen Interessen erschienen ihnen so mächtig, daß sie von ihrer Sicherung einzig nur die Erzielung des Friedens hofften. Grundsätze, Verhältnisse, Personen, alle Bestandtheile des durch die Revolution umgebildeten Frankreichs sollten, ihrer Meinung nach, sorgsam beachtet, geschont und befriedigt werden. Es war auch iene Macht in ihren Augen so groß, und die Nothwendigkeit, sich mit ihr zu vertragen, däuchte ihnen so gebieterisch, daß sie für einen Augenblick die Möglichkeit der Restauration sogar bezweifelten. Es mußten Heerführer der Revolution, Staatsminister der Revolution, Männer des neuen Frankreichs, Hr. von Talleyrand, Hr. Dessolles, Hr. von Pradt und Andere mehr ihnen darthun, daß die Sache möglich und daß die Legitimität zu Gründung einer konstitutionellen Monarchie, wodurch allein Ordnung und Ruhe in

Frankreich erzielt werden konnte, tauglich sei. Ganz Europa war hinwieder auch überzeugt, daß für die Beendigung der Revolution und zur Befestigung der Legitimität die durch das Grundgesetz der Charte, als den Bundesvertrag zwischen beiden, aufgestellte Regierung erforderlich sei.

Im Jahr 1815 ward durch eine gewaltsame Erschütterung, was im Jahr zuvor entschieden war, nochmals in Frage gestellt. Europa's Herrscher waren wiedergekommen, und sie konnten nichts anders als Mißtrauen und eine gereizte Stimmung mit sich bringen. Sie hatten aber Frankreich auch nicht sobald wieder gesehen, als bei den Fürsten, wie bei ihren Räthen, die frühere Ansicht nochmals das Uebergewicht gewann. Die gegenrevolutionäre Bewegung war losgebrochen, die neuen Interessen waren bedroht. Sie erkannten hierin eine sehr große und die eigentliche Gefahr. Ihr Einfluß verwandte sich alsogleich zu Abtreibung der Rückkehr der alten Ordnung der Dinge, zu Darstellung der damit verbundenen Gefahren und zu Empfehlung der Handhabung konstitutioneller Ordnung. So oft die europäischen Herrscher an Ort und Stelle selbst zu sehen und zu urtheilen im Fall waren, haben sie ein Bündniß mit der Gegenrevolution dem Throne wie dem Weltfrieden verderblich geachtet. Der 20 März sogar konnte die Thatsachen nicht verstummen machen.

Was ist seither geschehen, um eine Aenderung in dieser europäischen Ansicht zu bewirken? was ist vorgegangen, das könnte glauben machen, die Thronen seien durch die neuen Interessen bedroht, der König von Frankreich müsse sich der alten Ordnung der Dinge verbünden und gegen das neue Frankreich in Fehde treten?

Seit 1815 ist Frankreich von unruhigen Bewegungen allerdings nicht frei geblieben. Das südliche Europa ward durch heftige Stöße erschüttert. Spanien hat seine Regierungsform geändert, Neapel und Portugal sind seinem Beispiel gefolgt. Im nördlichen Italien soll große Spannung walten. Dies Alles ist in der That sehr ernst. Wir wollen zuerst Frankreich ins Auge fassen.

Wofern Europa, als es sich von dem Bedürfniß einer konstitutionellen Regierung in Frankreich überzeugt hatte, glauben konnte, es wäre hinlänglich, dieselbe aufs Papier zu bringen, und die Kundmachung der Charte sei hinreichend, um die Revolution zu beendigen, so hat diese Ansicht, ich gestehe es, sich die Zukunft allzuleicht gedacht und auf die Vernunft der Völker zu viel vertraut. Europa ist Zeuge der Revolution gewesen und die Ohnmacht seiner gegen dieselbe gerichteten Anstrengungen konnten ihm den Maasstab ihrer Stärke geben. Eine so furchtbare und zu solchem Uebermaas angetriebene Macht mag in einem Tage weder besänftigt noch geordnet werden. Für ihre Beruhigung bedarf es mehr als bloßer Zusicherungen, und zwei bis drei Jahre reichen für die Rückkehr des Friedens nicht hin. Gewandtheit, Ausharren und die Zeit sind unentbehrliche Erforderniße. Ich mag es gar nicht verhehlen, die Revolution hat Bedürfnisse, welche die gesellschaftliche Ordnung stören und anarchische Keime zurückgelassen; auch ist der Buonapartismus nicht vollständig mit seinem Urheber nach St. Helena

gebannt. Dies unfehlbare Ergebniß früherer Verhältnisse konnte auch der einfachsten Umsicht nicht verborgen bleiben. Es sind da Feinde übrig, die besiegt werden müssen; hierüber kann unter verständigen Leuten nur eine Stimme walten.

Wenn aber das Uebel erkannt ist, was soll dann weiter geschehen? Sein Heilmittel muß ausfindig gemacht werden; und ist auch dieses erkannt, so muß man wissen, wie dasselbe gebraucht werden soll; und man muß es brauchen, so lange das Uebel dauert. Ein sehr frommer und sehr aufgeklärter Geistlicher hat gesagt: Wer kranke Gewissen zu behandeln hat, der würde thöricht handeln, wenn er sie mit einem Schlag heilen wollte; die moralische Wunde müsse erforscht, das ihr angemessene örtliche Mittel aufgelegt, sorgfältig unterhalten werden, und alsdann müsse man es wirken lassen. Darin besteht hinwieder auch das ganze Geheimniß der Regierungen. Wenn demnach Europa in der Charte das der Revolution ziemende örtliche Mittel erkannt hat, so hat es damit gleichzeitig auch erkannt, daß jegliches Ministerium, welches nicht der Charte gemäß regieren wollte oder könnte, Frankreich zu lenken und zu heilen völlig unfähig wäre. Diese Erklärung aber bezieht sich nicht allein nur auf gegenrevolutionäre Anschläge, sondern eben so gut auf ungeschickte oder unzureichende konstitutionelle Versuche.

Wenn also Europa gefunden hätte, es seien die Minister, welche von 1815 bis 1820 Frankreich im Sinne der neuen Interessen, und von diesen unterstützt, regiert haben, dabei nicht mit der erforderlichen konstitutionellen Einsicht zu Werke gegangen und sie hätten große Fehler gemacht, so wäre vollkommen begreiflich, daß dasselbe alsdann von der nicht sattsam oder nicht gehörig geleiteten Revolution eine neue Wendung oder einen Ausbruch besorgte. Zwar würde, meines Erachtens, seine eigentliche und unmittelbare Dazwischenkunft auch in diesem Fall ein großer Fehler gewesen sein; immerhin aber wäre es folgerecht und in Fortsetzung des politischen Systems geschehen, welches in den Jahren 1814 und 1815 ergriffen ward, als die Thatsachen vor Augen lagen und als man zu richtiger Beurtheilung der Ereignisse und Bedürfnisse sich in der günstigsten Lage befand.

Allein dieses ist, nach Allem, was man hört und sieht, keineswegs der Standpunkt, auf welchem die europäische Politik gegenwärtig steht. Nach vierjährigen konstitutionellen Versuchen findet sie die Lage des neuen Frankreichs noch nicht vollkommen beruhigt, still und besänftigt; sogleich wird nun Alles vergessen, was sie selbst im Jahr 1814 und nach dem 20 März 1815 gesehen, befunden und gerathen hatte; es wird die rückgängige Bewegung zur alten Ordnung der Dinge und das Bündniß des gegenwärtigen Ministeriums mit der Klasse der einst Bevorrechtigten gutgeheißen; statt Befriedigungen zu geben, soll man jetzt Einhalt thun. Es scheint diese europäische Politik Alles mit andern Augen anzusehen; weder die Gefahr, noch die Rettung, weder die Krankheit, noch das Heilmittel findet sie jetzt da wieder, wo sie dieselben früher gefunden hatte, und sie erscheint mit sich selbst im förmlichsten Widerspruche.

Daß verständige und angesehene Männer sich leichtsinnig solchen Umwandlungen preisgeben sollten, ist in der That eben so wenig anzunehmen, als daß ihre Meinungen und Rathschläge

in einem frühern Zeitpunkte nicht aufrichtig und redlich gewesen wären. Eine solche Veränderung der Ansichten muß auf einer Veränderung der Dinge selbst beruhen. Haben sich denn aber seit 1814 die Lage und die Bedürfnisse Frankreichs wirklich verändert?

Zur Zeit, wo die Charte erlassen ward, enthielt dieselbe, was sie jetzt noch enthält, die Anerkennung des stellvertretenden Systems, die Wahlen, die Oeffentlichkeit der Berathungen in den Kammern der Abgeordneten, die Preßfreiheit, und überhaupt alle Berechtigungen der Nation und die Formen ihrer Regierung. Wenn die europäischen Diplomaten die Charte, das will sagen, ihren Gesammtinhalt, für gut und nöthig achteten, so konnten sie ohne Zweifel nicht erwarten, daß alle Wahlen jederzeit ministeriell, oder auch nur ohne Ausnahme schicklich sein würden, daß auf unsrer Rednerbühne kein heftiges Wort gesprochen und mittelst der Preßfreiheit kein schlechtes Tageblatt und keine elende Flugschrift zu Tage gefördert würde. Ein solches Utopien konnten sie sich unmöglich träumen. Der Oppositionsgeist, bittere Reden, zügellose Schriften, auch ärgerliche Wahlen sogar, dies Alles mußten sie voraussehen, und dessenungeachtet haben sie mit gutem Grund die Nothwendigkeit der Charte und der durch sie angeordneten Regierung anerkannt.

Was ist sonst noch in Frankreich vorgegangen? Seit dem 20 März, welcher die Ansichten der europäischen Mächte nicht änderte, ist zuverläßig nichts vorgefallen, das dem 20 März gleich käme. Es sind tadelnswerthe Wahlen geschehen, schlechte Bücher wurden geschrieben; ähnliche Gesinnungen sind hin und wieder zu Tage gekommen und verbrecherische Wünsche sind laut geworden. Was fände sich hierin Unvorgesehenes oder Ueberraschendes?

Es wurden Verschwörungen angezettelt und es haben aufrührische Bewegungen statt gefunden. Hierüber muß wiederholt werden, was hundertmal schon gesagt ist; es sind diese Unordnungen allezeit in einem Zeitpunkt eingetroffen, wo die Gegenrevolution drohend auftrat, oder wo die Macht der Regierung sich schwankend zeigte. Die Jahre, in welchen von der konstitutionellen Bahn am wenigsten abgewichen ward, haben sich auch als die ruhigsten und friedlichsten erzeigt. Das Jahr 1816 hatte seine Verschwörungen, die von ihm auf das Jahr 1817 übergingen. Im Jahr 1820 sind dieselben nochmals zum Vorschein gekommen. Möchte dies keine Aufschlüsse geben?

Wollte man behaupten, die Verschwörungen und Versuche zu Umwälzungen seien Erscheinungen, welche aus den freien Verfassungen hervorgehen, so liesse sich hierauf antworten, daß man alsdann die Charte nicht gutheißen mußte; viel lieber aber mag ich die Thatsache widersprechen. Es wird allenthalben gar ungleich viel mehr gegen schlechte als gegen gute Regierungen konspirirt. Die Zahl der Verschwörungen und Umwälzungen ist in Asien größer, als in Europa, und sie kommen in Konstantinopel gar viel häufiger vor, als in Paris. Die letzte Hälfte des siebenzehnten und das achtzehnte Jahrhundert mögen in dieser Hinsicht leicht große Irrthümer veranlassen. Durch einen Zusammenfluß ganz besonderer Umstände, bei denen ich jetzt nicht verweilen kann, haben Frankreich und ein Theil von Europa in diesem Zeitraum,

unter der Herrschaft unbeschränkter Gewalt, ruhig und gewissermaßen auch glücklich gelebt. Das Beispiel ist einzig in seiner Art, und bei genauerer Prüfung zeigt sich bald, daß daraus nicht dasjenige gefolgert werden kann, was gewisse Leute darin suchen möchten. Das wahre Ergebniß dieser zwei Jahrhunderte ist jene Staatsumwälzung, welche weder die Macht der Fürsten noch das angebliche Glück der Völker hindern mochten, und deren Dasein allein schon darthut, daß sie jenen Ursprung hatte. Konnte man sich, ich frage nochmals, mit der Hoffnung schmeicheln, die Revolution sollte durch den Laut einiger Versprechungen oder durch die Stimme eines Kongresses beschwichtiget werden? Die göttliche Allmacht allein nur vermag die stürmenden Wellen durch die Kraft ihres Wortes zu beruhigen, und die mächtigsten Könige bleiben, wenn sie von jener Weisheit nicht beseelt sind, in den Stürmen, welche dieselbe über sie ausbrechen läßt, ohnmächtig. Die Gegenrevolution hat, besiegt und geschwächt, auch in England gegen Wilhelm III und Georg I Verschwörungen unternommen. In Frankreich hat sie und haben mit ihr die Jakobiner gegen Buonaparte Gleiches versucht. Weder Wilhelm III noch Georg I unterlagen ihr; und Buonaparte, so lange er die Nationalbedürfnisse zu befriedigen schien, war den geheimen Anschlägen der alten Ordnung, wie denen der Jakobiner, gewachsen. Wenn ein in sich selbst vernünftiges und den allgemeinen Bedürfnissen des Landes entsprechendes Regierungssystem befolgt wird, so mögen Verschwörungen ihm nicht leicht gefährlich werden, sondern sie liefern vielmehr einen Grund mehr, bei demselben zu verharren und das Mittel gegen die Verschwörungen selbst in ihm zu finden.

Ich suche vergeblich in Allem, was seit fünf Jahren in Frankreich vorgegangen ist, einen Rechtfertigungsgrund des in der europäischen, wie in der französischen Politik veränderten Systems und der neuen völlig entgegengesetzten Richtung, welche in ihren Rathschlägen und in den Besorgnissen vorherrschend geworden ist. Die Gefahren des Buonapartismus oder des anarchischen Geistes waren im Jahr 1814 nicht minder vorhanden als jetzt. Die Befriedigung und Sicherung der neugebildeten Interessen ist gegenwärtig noch eben so wie damals befunden ward, das wahre und einzige Rettungsmittel. Entweder hat man sich im Jahr 1814 getäuscht, oder man täuscht sich jetzt.

Die Revolution in Spanien aber, die Revolution in Neapel und diejenige in Portugal, die Radikalen, die Illuminaten, die Carbonari, Sand, Thistlewood, Louvel, haben solche Ereignisse, solche Faktionen und solche Menschen nichts zu bedeuten? Liegt darin nichts, das die Machthaber aus ihrem Todesschlummer wecken sollte, und will man, daß alle Fürsten und Völker sich leidend verhalten, bis die Reihe auch an sie kommt? Ich glaube dies keineswegs, und ich bin vielmehr der Meinung, daß die Fürsten sowohl als die Völker beim gegenwärtigen Zustand der Welt sehr wichtige Dinge zu thun haben. Was sie aber thun sollen, das muß zuerst kaltblütig untersucht werden, bevor man handelt, hauptsächlich aber bevor man sich fürchtet; denn die Weisheit erscheint nicht im Gefolge des Schreckens.

Allen um uns her ausbrechenden Revolutionen, allen Sekten, allen Unordnungen und

Verbrechen, die vor unsern Augen entstanden sind oder verübt wurden, ging ein gleichartiges gar viel furchtbarres Ereigniß voraus; die französische Revolution nämlich. Dieselbe lag vor Augen, als im Jahr 1814 Europa sich versammelte, um sie zu beurtheilen. Haben die Machthaber etwa damals sich begnügt, dieselbe zu verwünschen? Nichts weniger; sie fanden vielmehr, wie wir gesehen haben, daß, um dieselbe zu beendigen, sie gesichert und befriedigt werden müsse. Sie haben es in Paris und in Wien laut ausgesprochen, daß die größten Veränderungen in den Verhältnissen der neuern Gesellschaften eingetreten sind und daß die Regierungen diesen neuen Einrichtungen müssen angepaßt werden. Die guten Köpfe, die Freunde der Ordnung und des Rechts freuten sich darüber nicht wenig: sie glaubten daraus zu ersehen, daß die Erfahrungen der französischen Revolution nicht verloren seien, und daß, wenn dieselbe die Völker in unruhige Bewegung versetzte, sie hinwieder auch die Fürsten belehrt hat. Als man von diesen die Hauptgrundsätze und die Ergebnisse einer Revolution, welche sie nicht hatten hindern können, anerkannt sah, so durfte man der Hoffnung Raum geben, sie würden künftighin, ähnlichen Erschütterungen zuvorzukommen, den Willen und die Macht haben.

Ist sie nun aber vergessen, die französische Revolution? Spricht und lehrt sie nichts mehr? oder hat man, nach kurzer Beachtung derselben, sie zu begreifen wieder aufgehört? Welch' ein Nebelgewölk ist neuerdings aufgestiegen, um die Aussicht zu verdunkeln? Deckt der unheilbringende Schleier nochmals die Augen der Machthaber, und sollten sie in der That sich wieder auf demjenigen Standpunkte von Einsicht und Klugheit befinden, auf dem sie sich im Jahr 1789 befanden?

Wenn es bereits schon billiges Befremden erregt, wahrzunehmen, daß, nachdem in der französischen Revolution das Bedürfniß der stellvertretenden Verfassung, und in der Restauration die Gefährlichkeit der Hoffnungen für die Rückkehr des Alten erkannt worden war, die europäische Staatskunst der Revolutionen von Spanien und Neapel bedurfte, um über den gegenwärtigen Zustand der Völker belehrt zu werden: so müßte das Befremden noch ungleich viel größer werden, wenn, statt die kluge Einsicht, welche aus den Vorgängen in Frankreich war geschöpft worden, zu bekräftigen, diese neuen Ereignisse vielmehr die alte Verblendung zurückführen würden.

Sollten die Veränderungen, welche bei unsern Nachbarn vorgehen, von der Staatsumwälzung Frankreichs wirklich so verschieden sein, daß man nicht ein gleiches Urtheil über sie fällen, sie nicht gleichen Ursachen zuschreiben und ein gleiches Heilverfahren für sie erforderlich achten könnte? Fassen wir die Ereignisse etwas näher ins Auge.

Ein Volk ward plötzlich von einem fremden Machthaber feindlich überzogen. Der Fremde raubte ihm durch Ueberlistung seinen König, zwang ihm einen andern auf und führte sechs Jahre lang einen blutigen und erbitterten Krieg in seinem Lande; das Volk leistete beharrlichen Widerstand; weder List, noch Niederlagen und die feindliche Besitznahme, weder Kriegsunerfahrenheit, noch harte Drangsalen und eine lange andauernde Ungewißheit des Ausganges,

nichts konnte seine Widerspenstigkeit besiegen oder seinen Muth brechen. Ohne König und ohne Gesetze, ohne Kriegsmacht und ohne Heerführer hat es sich beharrlich vertheidigt; in einigen neu ins Leben gerufenen freien Institutionen hat es ein Schattenbild von Regierung gefunden und dabei unablässig seinen König und seine Unabhängigkeit zurückverlangt. Seine Unabhängigkeit ward ihm zu Theil und sein König hatte den Thron wieder bestiegen. Was ist aus diesem Volke geworden? Was widerfuhr ihm? Welche Theilnahme an seinen Angelegenheiten, welcher Einfluß auf seine Schicksale ist ihm zu gut geworden? Hörte man auf seine Stimme? War es glücklich, geehrt, ruhig und frei? Ich will das Vergangene nicht ins Gedächtniß zurückrufen. Die Vertheidiger Spaniens schmachten nicht mehr an den Ufern der Themse; die Männer, welche ihres Landes Ehre und ihres Königs Thron gerettet haben, sind nicht mehr aus den Rathsälen des Königs und aus dem Lande verbannt. Die Liebe des Vaterlandes wird nicht mehr als ein Verbrechen behandelt, und denen, die im Unglück nie verzweifelt hatten, ist neue Hoffnung zu schöpfen vergönnt.

Wahrlich, wenn jemals eine Staatsumwälzung keiner Erklärung bedurft hat, so ist es die spanische; wenn jemals Unordnungen, Rückwirkungen, von Rache und Thorheit ausgehende Ergebnisse vorgesehen werden konnten, so mußte bei Spanien dies geschehen; oder vielmehr es ist der Fall, daß ganz Europa dieses Alles dort erwartet hat. Die königlichen Räthe sagten sich darüber leise ins Ohr, was in freisinnigen Schriften laut ausgesprochen ward. Niemand glaubte an eine längere Dauer der Verhältnisse Spaniens, umsichtige Diplomaten so wenig als kühne Republikaner. Jedermann glaubte und Jedermann sagte, eine Erschütterung werde etwas früher oder später unvermeidlich eintreten, und es werde dieselbe, durch Raserei und Wuth geleitet, furchtbar und blutig ausfallen. Hierin aber hat man sich geirrt, wenigstens bis dahin, was immer schon wichtig ist. Der König von Spanien ist des Landes Regent; die Häuptlinge der patriotischen Partei sprechen anders nicht als ziemend und ehrerbietig zu ihm und über ihn; man predigt Zutrauen und der Hohn wird im Zaum gehalten. Staatsminister und Abgeordnete des Volks, die von den Galeeren zurückkehren, empfehlen überall Vergessenheit des Vergangenen; ihre Handlungen zeugen von Klugheit, wie ihre Reden von Mäßigung. Aufrührische Anschläge, von ehrgeizigen oder mißleiteten Anführern unternommen, die durch neuerliche Thaten beim Volke beliebt sein mußten, wurden schnell gedämpft, und die Cortes haben der Regierung den kräftigsten Schutz verliehen. Die Beschlüsse dieser Versammlung, welche Vergangenes ins Gedächtniß rufen und auf die Afrancesados, auf die Perser oder andere Ergebnisse der innern Zwiste Bezug haben, zielen offenbar dahin, dieselben auf gerechte Weise zu beendigen, und keineswegs sie durch Rachgier zu verewigen. Ich will die Zukunft nicht verbürgen. Auch was aufs trefflichste ist begonnen worden, kann zuweilen harte Stöße erleiden, und hat öfters schon ausgeartet, bevor es zu Ende gebracht ward. Daß der Keime von Verwirrung und Widerwärtigkeiten viele in Spanien vorhanden seien, mag Niemand bezweifeln, und schwerlich darf man hoffen, daß sie überall und alle mögen erstickt werden.

Demungeachtet ging bis auf jetzt, von Allem, was vorgesehen worden ist, die Staatsumwälzung allein nur in Erfüllung; und gerade über dasjenige, was man selbst vorausgesehen hat, scheint man erstaunt und erschrocken zu sein; man erschrickt darüber, ob jene gleich von allen schlimmen Folgen, die von dem Ereigniß untrennbar geglaubt wurden, bis dahin keine einzige herbeigeführt hat.

Was wird diesen Thatsachen entgegengesetzt? Gar umständlich und wohlgefällig werden die Mängel der spanischen Verfassung zur Schau gestellt; man ergründet und entwickelt dieselben und schreibt Bücher darüber. *) Wer läugnet das Dasein dieser Mängel? sie sind unstreitig vorhanden; sie sind groß, und größer vielleicht als diejenigen ahnen, welche sich so viel darauf zu gut thun. Aber wahrlich diese sind es nicht, welche solche Vorwürfe machen sollten, und in ihrem Munde tönen sie sehr seltsam, indem gerade von ihnen selbst auch längst dafür gesorgt worden ist, dieselben zu entkräften. Waren etwa sie es nicht, die uns unaufhörlich wiederholten, die geschriebenen Verfassungen hätten nichts zu sagen und bedeuten nichts; die Sitten der Völker, die Geschicklichkeit ihrer Regenten, Gefühle und Angewöhnungen seien das, was allein nur die Konstitutionen ausmacht, so daß auch die schlechtesten vortrefflich werden, wenn der Zustand des Landes ihre Fehler bessert, oder wenn die Machthaber sich ihrer geschickt zu bedienen verstehen; jetzt nun aber, weil in Spanien einige Irrlehren, oder auch fehlerhafte Anordnungen in Schrift verfaßt wurden, so ist Spanien verloren; es kann nichts Gutes dort zu Stande kommen und nichts Verständiges daraus hervorgehen! Seit wann sind denn die geschriebenen Verfassungen in den Augen dieser Leute so wichtig geworden? Wie sind sie

*) Die merkwürdigste Erscheinung dieser Art ist eine kleine Schrift, betitelt: Ueber die Konstitution der spanischen Cortes (de la constitution des Cortès d'Espagne, Paris 1820.) von Hrn. v. Haller, die ihr Verfasser selbst aus dem Deutschen übersetzt hat. Der Hr. v. Haller frohlockt über die Mängel, welche er in der spanischen Konstitution nachweiset, und zu Begründung derselben holt er seine Beweise ohne Unterschied bald aus dem göttlichen Recht und bald aus den neuen staatsthümlichen Theorien. Er behauptet sogar, das Werk der Cortes sei in seinem Ursprung schon deßhalb völlig unrechtmäßig, weil ihre Versammlung nicht aus Stellvertretern bestand, die von der Nation gewählt oder mit Vollmachten versehen waren; eine Aeußerung, welche die Volkssouverainetät doch wohl einigermaßen einbegreift und zum abermaligen Beweis dienen kann, daß der Parteigeist keinerlei Waffen verschmäht, und sich nicht einmal die Mühe nimmt, genauer nachzusehen, was für welche er ergriffen hat. In der Schrift des Hrn. v. Haller findet sich jedoch etwas, das wichtiger ist, als sein gegründeter oder ungegründeter Tadel der Konstitution vom Jahr 1812: sein Zorn nämlich über die Konstitutionen insgesammt und der Rath, welchen er aufs bestimmteste den Fürsten ertheilt, alle diejenigen zurückzunehmen, welche ihnen entrissen wurden oder weiterhin entrissen werden möchten. „Wem habt ihr (so lauten seine eigensten Worte) diese Konstitutionen verheißen; wer hat die Verheißung empfangen? Wer war befugt, sie im Namen des ganzen Volks zu empfangen? Wenn sie nur aus freiem Willen von euch ertheilt wurden, so könnt ihr dieselben zurücknehmen, wie jedes andere Gesetz; ihr könnt sie ändern und auslegen, wie der Vortheil eurer Krone es erheischt, welcher von demjenigen eures Volks untrennbar ist u. s. w." Die erste Lehre also, welche diese Parteimänner den Königen ertheilen, heißt: Schwört nicht; die zweite Lehre: Wenn ihr geschworen habt, so werdet meineidig. Dies Alles wußte man zwar schon recht gut; aber es schadet nicht, wenn es von Zeit zu Zeit neu gedruckt wird.

plötzlich zur Ueberzeugung gelangt, daß durch jene die Schicksale der Völker unwiderruflich entschieden werden? Sie sollten doch wohl etwas achtsamer sein. Sie sagen hinwieder, alle alten europäischen Staaten haben auch Konstitutionen, und zwar recht gute. Nun finden sich allerdings darunter solche, die vormals in Schrift verfaßt, gegenwärtig noch in pergamentnen Urkunden und in den Archiven aufbewahrt werden. Dieselben würden jedoch, bei einer auch nur flüchtigen Prüfung, schwerlich zu ihrer Ehre bestehen; man fände darin ungereimte Grundsätze und unausführbare Vorschriften. Wer weiß, ob nicht vollends die Volkssouverainetät irgendwo in diesen alten Schriften über konstitutionelle Verträge zum Vorschein kommen dürfte. Man hat derselben in England gehuldigt und in Schweden; auch könnte leicht der König von Dänemark seine unbeschränkte Gewalt der gegen die Zwingherrschaft der Freiherren empörten Volkssouverainetät zu verdanken haben. Diese Verfassungen werden inzwischen bewundert, und ich bin selbst der Meinung, daß sie viel Gutes gewirkt haben. Warum aber soll nun diejenige der Cortes mit solcher Strenge beurtheilt werden? Mir, der ich allerdings große Mängel darin wahrnehme und übrigens die Verachtung meiner Gegner für alle geschriebenen Charten nicht theile, sei es vergönnt, von ihren frühern Meinungen diesmal nur einen kleinen Theil zu entlehnen, und zu sagen, was sie so oft und so anmaßend wiederholt haben, daß die Volks-Sitten, die Verhältnisse eines Staats und ein verständiges Benehmen der Regierung das Fehlerhafte der Einrichtungen unschädlich machen, oder ihre Nachtheile mindern und ungefährlich den Zeitpunkt herbeiführen kann, wo für die nöthigen Reformen der Wille oder die Macht eintreten. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß dies in Spanien der Fall sei. Es sind dort in wichtigen Punkten gefährliche Lehren und revolutionäre Verirrungen zugelassen worden; wenn dieselben in der Anwendung vermieden bleiben und wenn man später auch in der Theorie davon zurückkommt, so werden die Feinde sich in ihren Hoffnungen getäuscht sehen und den Beweis erhalten, daß sie vormals mit Grund dem gesunden Verstand der Völker und dem ächten Freiheitssinn mehr Gewicht beilegten, als dem, was entweder in einem Buche steht, oder auf Pergament geschrieben ist.

Ich wiederhole, daß, was im Schoose der Zukunft für Spanien aufbewahrt sein mag, mir unbekannt ist, und daß ich die Verhältnisse des Landes zu wenig kenne, um mir ein Urtheil darüber zu erlauben. Noch finde ich vielen Stoff zu Besorgnissen, und ich möchte kein unbesonnen leidenschaftliches Vertrauen zu haben scheinen; soviel ist jedoch gewiß, daß unter allen ähnlichen Ereignissen kein anderes sich bis dahin durch mehrere Mäßigung und Ordnung ausgezeichnet hat. Die große Charte der Engländer kostete mehr Opfer und veranlaßte größere Unordnungen, bis sie vom König ausgewirkt war, als hingegen Spanien für die Erzielung der Grundfesten der konstitutionellen Monarchie bedurfte.

Völlig das Nämliche über die Revolution von Neapel zu sagen, darf ich nicht wagen. Zwar ist dieselbe im eigentlichen Königreich Neapel ohne große Zerrüttungen und ohne strafbare Ausschweifungen zu Stande gekommen. Hier, wie in Spanien, ward die Bewegung alsbald

eingedämmt und geordnet. Sie hat weder das Dasein des Throns gefährdet, noch die öffentliche Ruhe wesentlich gestört; der Karakter dieses Volks aber, wenigstens was uns davon bekannt ist, dasjenige, was früher geschehen ist, und seine jetzige Stimmung geben keine gleichmäßige Gewährleistung. Seine Lage in Italien macht die Erschütterung gefährlicher. Die Unordnungen in Sizilien sind ein bedauerlicher Zwischenfall. Auch schienen die frühern Verhältnisse der Regierung hier nicht, wie in Spanien, das Ereigniß zu begründen und voraussehen zu lassen. In Sachen dieser Art bleibt das Unerwartete und was nicht aus großen, klar vor Augen liegenden Ursachen mag erklärt werden, bis zu seiner Vollendung zweifelhaft. Man sagt, es sei die Revolution von Neapel nicht das Unternehmen von einer Partei gegen eine andere, sondern das gemeinsame Werk von Männern verschiedener Parteien, die sich für den gleichen Zweck vereinbart haben; dies wäre ein glücklicher Umstand. Man versichert hinwieder, die Gesinnungen der bevorrechteten Klassen sowohl als des Volks seien entschlossener und aufrichtiger, als viele Leute nicht glauben; ich wünsche, daß sich dies also verhalte. Die Freiheit ist ein so gutes und schönes Ding, sie ist heutzutage so zuverläßig die einzig mögliche Grundlage der Rechte und der Ruhe der Völker, daß sich nichts Glücklicheres denken ließe, als wenn sie makellos sich gerade da festsetzen würde, wo man sie am wenigsten erwarten zu dürfen glaubte.

Portugals Lage ist gar viel einfacher: indem es den gleichen Zweck verfolgt, wie Spanien, genießt es den Vortheil, nur ein Joch, dasjenige des Auslands, abwerfen zu müssen. Noch sind keine acht Jahre verflossen, wo dies das Losungswort von ganz Europa war. Könige und Völker, Staatsminister und Krieger, Alle verlangten damals die Unabhängigkeit der Nationen, Alle waren über die Bedrückung durch fremde Bajonete und über fremde Verwaltungen entrüstet, und selbst auch in dem damals siegreichen Frankreich huldigten aufgeklärte und edle Gemüther der gerechten Empfindung. Die Fürsten haben damals durch unvergessene Kundmachungen dieselbe in den Herzen der Völker genährt, und die Völker hinwieder haben die Fürsten angespornt, sich wieder in den Besitz dessen, was ihre Würde heischte, zu setzen. Keine einzelne und keine verbündete Macht konnte die Berechtigung zu der ungerechten Herrschaft, die Buonaparte'n abgenommen ward, von diesem erben. Die Engländer sind in Portugal nicht weniger Fremdlinge, als die Franzosen es in Preußen waren; und wenn Oesterreich gewaltsame Veränderungen in Neapel beabsichtigen sollte, so dürfte man nur die früher in der Staatskanzlei von Wien gegen eine andere fremde Einmischung erlassenen Erklärungen übersehen, da sie Alles enthalten, was über ein solches Verhältniß zu sagen ist. Ich weiß gar wohl, daß Vernunft und Recht in solchen Fällen nicht immer allein entscheiden; doch ist es gut, dieselben auf seiner Seite zu haben, sonderheitlich wo Alle, in kurzem Zeitraume Einer nach dem Andern, dieselben anzurufen im Fall waren. Die Stärke gibt sich vergebliche Mühe; die Wahrheit gewinnt Zutrauen, indem sie schnell von Hand zu Hand übergeht, und die Stärke selbst, wenn sie sich ihrer bedient hat, fühlt sich einigermaßen verlegen. Glücklicherweise gehören, auch im Unglück, die Kühnheit und Gewandtheit Buonaparte's unter die seltenen Dinge.

Diesem nur oder den Erben des Buonapartismus, wofern es solche gibt, könnte es zu Sinn kommen, fremden Völkern die Unabhängigkeit, welche ihnen zu Theil ward, und die Freiheit, nach der sie streben, gewaltsam entreissen zu wollen. Der Versuch, Europa auf solche Art unter dem Joch eines einförmigen, und stillstehenden Systems fesseln zu wollen, möchte ein wahrhaft kaiserliches Unternehmen heißen. Buonaparte hat diesen Versuch gemacht; er war ein Mann der neuen Zeit, er stand für sich allein, und er hat damit nach fünfzehn Jahren der größten Anstrengungen gescheitert. Wer möchte glauben, daß ein ähnlicher Plan heutzutage irgend einen Herrscher oder eine Vereinbarung von Herrschern in Versuchung führen könnte? Die Ungerechtigkeit desselben ist von Allen gefühlt und öffentlich anerkannt worden; sie können unmöglich das wollen, was Buonaparte gewollt hat, und sie wissen nebenbei auch recht gut, daß, was Buonaparte nicht zu Stande bringen konnte, ihnen zu erzielen eben so unmöglich sein würde.

Durch was für Gründe könnten sie sich bewogen fühlen, das System zu verlassen, dem sie im Jahr 1814 gehuldigt hatten, und fürderhin gegen den neuen Geist feindlich aufzutreten, welchen sie damals mit so viel Milde behandelten? Die Dazwischenkunft bewaffneter Heere und die durch Gewalt errungenen Zugeständnisse, diese bilden das Argument, welches man geltend macht und worauf Alles gerichtet scheint. Auch mir ist die Soldaten-Politik zuwider, und selbst im besten Fall kann sie mich nicht beruhigen. Hinwieder sind die Völker glücklich zu preisen, deren Wünsche von ihren Beherrschern gehört und erfüllt wurden, ohne daß irgend eine Gewalt auf ihre Entschliessungen Einfluß hatte. Erscheinungen dieser Art gehören unter die schönsten und wohlthätigsten, die der Welt zu Theil werden mögen. Aber sie ist nur selten so glücklich gewesen, und leicht könnte man auch hier ein Utopien zu träumen Veranlassung finden. Wie mancher Aufstand der Völker wäre unterblieben, wenn die Regierungen mit nicht so karger Hand ihnen die Freiheit zugemessen hätten! Wenn aber jetzt das Auftreten der bewaffneten Macht, um Konstitutionen zu begehren, einen so ergreifenden Eindruck macht, warum sollte man nicht hinwieder auch die Umstände beachtenswerth finden, unter denen die also veranlaßten Ereignisse zu Stande kommen. Ist es etwa ein Feldherr, der sein Heer gebraucht, um die Gewalt an sich zu reissen; oder ist es ein Heer, welches seinen Anführer zum Machthaber ausruft, um die Beute mit ihm zu theilen? Man hört von Prätorianern und von Janitscharen sprechen. Prätorianer aber und Janitscharen haben wohl Kaiser und Sultane ausgerufen; hingegen ist nicht bekannt, daß sie ihre Waffen vor dem Senate niedergelegt oder die Versammlung von Komiteen verlangt hätten. Was gegenwärtig geschieht, trägt einen sehr eigenthümlichen Karakter, und man soll sich in Vergleichung mit ähnlichaussehenden Dingen nicht übereilen. Die Kriegsheere selbst scheinen in der That unter dem Einfluß einer höhern Macht zu stehen, die sich ihrer da bedient, wo für ihre Absichten besser geeignete Werkzeuge dieselben weder begreifen noch ihnen entsprechen mögen. Eben so merkwürdig muß hinwieder auch die Schnelligkeit, man möchte sagen, die Ruhe gefunden werden, mit welcher so große

Veränderungen zu Stande kommen. Woher rührt der so sehr geringe Widerstand? Woher kommt die so schnelle Zustimmung der Völker? Und vollends dann verdienen doch wohl unstreitig die Vorschritte vernünftiger Ansichten (raison publique) Beachtung, welche mitten in der Verwirrung der ersten Augenblicke bereits fühlen, daß es nothwendig sei, den Rückwirkungen und den Aeusserungen der Rachsucht zuvorzukommen; die, statt die alten Herrscherstämme anzugreifen, sie zu verdrängen oder zu beleidigen, dieselben vielmehr dafür ansprechen, nun auch die Führer einer neuen Ordnung der Dinge zu werden und dieselbe durch ihr Anschliessen zu befestigen; somit also die Vortheile der Legitimität recht gut erkennt und sich dieselben zu bewahren strebt. In diesem Umstande allein und in den Begriffen und Empfindungen, die er voraussetzt, liegt ein Grad von verständiger Ueberlegung, welcher weit über das hinausreicht, was früher in gleichen Fällen ist wahrgenommen worden. Ich wiederhole es, die Zukunft bleibt uns verhüllt; es können tausend verderbliche Ursachen nachtheilig auf das gegenwärtig Vorhandene einwirken; aber zuverlässig mögen solche Umwälzungen nicht mit denen des Orients oder des abendländischen Kaiserreichs auf eine Reihe gestellt werden.

Daß man sie ungern sieht und ihnen zuvorzukommen wünscht, begreife ich recht gut; und jeder redliche Freund der Freiheit würde sich befreuen, dieselben sich in völliger Ruhe und Frieden entwickeln zu sehen; aber wenn die Zeit reif geworden ist, so kenne ich nur ein Mittel, die Umwälzung abzuwenden, dadurch, daß man sie selbst macht; die Gewalt, welche sich der Nothwendigkeit widersetzt, mißkennt, wie sehr sie sich dadurch selbst gefährdet und wie vieles sie dabei verliert. Wenn es der Jakobinismus nur ist, und die Anarchie, und die alle gesellschaftliche Ordnung zerrüttenden Irrthümer und Meinungen, welche die europäischen Regierungen bekämpfen wollen, so wird der Sieg ihnen nicht schwer fallen. Es ist nicht die Herrschaft und nicht die Legitimität, gegen welche die Völker sich erheben. Ihr Bedürfniß heischt, mit Gerechtigkeit, auf eine dem Vortheil der Mehrheit entsprechende Weise und also regiert zu werden, daß der Thätigkeit und Entwickelung jedes Talents die angemessene Bahn geöffnet sei; dieses Bedürfniß, welches jederzeit vorhanden war, ist in klares Bewußtsein bei ihnen übergegangen; und diesem klaren Bewußtsein hat sich einerseits die Erkenntniß ihrer Berechtigung, das Bedürfniß befriedigt zu erhalten, und anderseits das Gefühl der inwohnenden Kraft, um diese Befriedigung zu fordern, beigesellt. Das Bedürfniß, die Berechtigung, die Stärke schreiten gegenwärtig auf gleicher Linie vor: alle drei sind für Jeden klar und unbestritten, der nicht durch Unvorsichtigkeit oder eigenen Vortheil geblendet ist. Sollten diese Dinge es sein, die den europäischen Regierungen als revolutionär erscheinen? Sollten sie gegen eine ordnungsgemäße Freiheit und gegen gleiche Gerechtigkeit anstreben? Sollten sie diese, nicht zu Hause nur, sondern in Frankreich, in Spanien, in ganz Europa bekämpfen wollen? Alsdann, ich kann es nicht bergen, stellt sich mir die Zukunft sehr düster dar; die Thronen und die Völker sind alsdann gleichmäßig gefährdet. Die Jakobinermacht, die Zwingherrschaft, der Bürgerkrieg, der Krieg der Fremden, diese Plagen alle sind alsdann aufs Spiel gesetzt und

können sich in neuen furchtbaren Ergebnissen darstellen, ehe die Welt wieder zur Ruhe gelangt.

Ich bin kein Freund von drohenden Prophezeihungen, und ich will kein unziemendes Gewicht auf alles das legen, was jetzt schon den endlichen Ausgang solcher Umwälzungen offenbaren könnte; gewiß aber ist, daß Betrachtungen solcher Art den Herrschern Vorsicht und Klugheit rathen müssen. Der Wille ist unzureichend, wo die Macht des Vollbringens fehlt, und was hälfe es, einen Krieg mit Vortheil anfangen, wenn sein Ausgang nur unglücklich sein kann? Die Vorsicht ziemt hauptsächlich den Fürsten, deren Stamm fürdauernd ist und sich in eigenthümlicher Lage befindet; ihnen muß vorzugsweise wichtig sein, die Zukunft im Auge zu behalten, auf daß sie nicht mit ihr in Zwist gerathen. Hr. von Metternich ist in seinem Schreiben an den Hrn. von Berstett der Meinung, den Machthabern sei vor Allem wichtig, alles Bestehende unversehrt zu erhalten; dadurch allein nur, sagt er, läßt sich hoffen, auch einen Theil des Verlornen wieder zu erlangen. Ich gestehe, daß mir scheint, es wäre staatsklüger, das Bestehende also zu handhaben, daß damit der Besitz dessen, was sein wird, gewährleistet würde; und ich müßte mich sehr irren, wenn die Erwerbung des Zukünftigen nicht größern Werth hätte, als die Sorge für das Vergangene.

Zunächst aber ist es um die Gegenwart zu thun, und ich werde mich auf diese beschränken. Der heilige Bund hat zuverlässig nicht beabsichtigt, den Entwickelungen der menschlichen Gesellschaften Schranken zu setzen, und die Formen auf alle Zukunft festzuhalten, worin sie zur Zeit seiner Unterzeichnung sich befanden. Ein solcher Zweck stände in vollkommenem Widerspruch mit den frommen Gesinnungen des Fürsten, welcher als der Haupturheber jenes feierlichen Vertrags bekannt ist, und es würde derselbe in die Macht der Vorsehung selbst einzugreifen sich anmaßen. Der heilige Bund und das aus ihm hervorgehende Einverständniß können aus einem doppelten Standpunkte betrachtet werden, wovon der eine religiös und sittlich ist, der andere hingegen einer mehr zeitlichen Staatsklugheit angehört. Die Fürsten Europa's, vor Allen aus der Kaiser Alexander, haben, im lebhaften Gefühl aller während der Umwälzung Frankreichs statt gefundenen Verirrungen und Missethaten, betroffen und geschreckt durch die in ihrem Gefolge wahrgenommene Entfesselung der wildesten Leidenschaft und einer rohen Sittenlosigkeit, sich einander die Zusage gegeben, neue und ähnliche Umwälzungen von Europa abwenden zu wollen; sie haben sich für diesen Zweck in einem Geiste der Ordnung und des Friedens vereinbart. Anderseits dann aber haben die bevorrechteten Klassen oder die alten Aristokratien, welche ihre Interessen durch die neuen Gebilde gefährdet sahen, sich diesem Vorhaben der Fürsten begierig angeschlossen, in der Hoffnung, unter ihrem Schilde und als Bundesgenossen der Machthaber jedes fernern Opfers sich überheben zu können. Es lohnt sich der Mühe, diese zwei Bestandtheile des heiligen Bundes einzeln und näher zu würdigen.

Der erste ist lobenswerth, fromm und edel, so lange er seinem Zwecke treu bleibt und sich nicht als Werkzeug anderer Absichten gebrauchen läßt. Fast alle Bündnisse haben Krieg und

Unrecht zum Zweck gehabt; es wäre schön und erwünscht, eines zu sehen, das nur die Handhabung des Rechten und Guten und des Friedens sich vorsetzen würde. Ich theile keineswegs die Meinung, der zufolge Könige und Völker einander fremd bleiben oder sich nur zu Krieg und Kampf vereinbaren sollen. Ein solches Verhältniß gehört den Zeiten der Barbarei an. Wenn aber ihr Bündniß die innere Unabhängigkeit der einzelnen zerstören und den Völkern, wie den Fürsten, ihre Freiheit und ihre Rechte rauben sollte, alsdann hörte dasselbe auf, ein Pfand des Friedens zu sein, und würde vielmehr ein Bund der Zwingherrschaft, welcher, seines neuen Namens und seiner vielfachen Unterschriften unerachtet, unerträglich und im höchsten Grad gehässig sein müßte. Es ist ein groſes Unternehmen, das Amt der göttlichen Weisheit hier auf Erden ausüben zu wollen. Wer mag sich ihrer Einsicht und ihrer Macht rühmen? Auch hat kein Erdenfürst je solche Anmaßung ausgesprochen. Sie haben Alle gleichzeitig erklärt, sie wollen den Frieden behalten und die Unabhängigkeit der Völker ehren; alle von der Regierung Kaiser Alexanders ausgehenden Worte und Handlungen waren mit dieser Erklärung zusammentreffend; er hat sie kürzlich noch, hinsichtlich auf Spanien, wiederholt. Darum ist dann auch durchaus nicht wahrscheinlich, daß derselbe je eine durch keinen Angriff veranlaßte Anwendung der Gewalt gutheißen sollte. Abgesehen von der Gefahr eines solchen Unternehmens, stände es in vollendetem Widerspruch mit den Gesinnungen, welche er allezeit zu Tage gelegt hat.

Es bleibt also einzig nur zu wünschen übrig, daß jene frommen Gesinnungen und jene Liebe des Friedens und der Ordnung niemals, gegen ihren Willen und ihnen unbewußt, als Werkzeuge von weniger achtungswerthen Besorgnissen und minder reinen Absichten gebraucht werden mögen. Es gab eine Zeit, wo der Geist der Verwirrung daraus, daß Kaiser Alexander, wie man sagte, freisinnige Ideen hege, einige Hoffnungen schöpfte Er hat diese Hoffnungen zu Schanden gemacht und der erhabene Fürst ist kein blinder Urheber von Umwälzungen geworden Es würde ein ähnliches und gleich schlimmes Verhältniß sein, wenn der Geist der Unterdrückung, welcher alle gerechten und freisinnigen Staatseinrichtungen feindselig verfolgt, ihn zu täuschen und sich seiner Mitwirkung zu versichern Hoffnung schöpfen könnte. Wenn gefälschte Vorstellungen von dem wirklichen Zustande der europäischen Staaten ihm mitgetheilt und wenn das Schlimme da nachzuweisen versucht würde, wo es in der That nicht ist, oder das Heilmittel, wo es nicht gefunden werden mag: so müßte der Irrthum, welcher bei ihm erzeugt würde, um so beklagenswerther sein, als derselbe aufrichtig und wohlgemeint in dem Fürsten, verderblich hingegen und zerstörend in seinen Ergebnissen wäre.

Will man vom Felde der sittlichen auf das der weltlichen Staatskunst übergehen, so bieten sich nochmals die nämlichen Ergebnisse dar. Das gemeinsame Interesse der europäischen Mächte erheischt jetzt, wie zu allen Zeiten, daß Keinem aus ihnen ein allzugroſes Uebergewicht eingeräumt werde. Die Schrecken, welche die Uebermacht von Oesterreich, die von Ludwig XIV, diejenige Englands und die von Buonaparte eingeflößt haben, waren sehr wohlbegründet. Die

unbeschränkte Gewalt taugt im Verhältnisse zwischen den Nationen eben so wenig, als in ihrer innern Verwaltung. Es ist dieselbe dort gleich verderblich für Ruhe und Freiheit. Im gegenwärtigen Verhältniß der Welt mag aber kein großer Krieg ausbrechen, welcher nicht sehr wahrscheinlich dies gefürchtete Ergebniß herbeiführen dürfte. Ob Oesterreich, ob Rußland oder England jenes Uebermaas von Einfluß und Stärke davon tragen werden, weiß ich nicht, und was die Zukunft in dieser Hinsicht bringen wird, kann nicht vorhergesehen werden. Zuverlässig hingegen bleibt es wohl überhaupt, daß die Vortheile nicht gleichförmig vertheilt sein, sondern daß sie der einen oder andern der genannten Mächte vorzugsweise zufliessen werden. Neapels Unterwerfung würde die Herrschaft Oesterreichs über Italien zur Folge haben. Spaniens und Portugalls Niederlage würden diese Länder wahrscheinlich dem britischen Einflusse Preis geben. Bei glücklichem Widerstande der befehdeten Völker aber wäre der Nachtheil für England und Oesterreich ungleich größer, als für Rußland: Gefahr ist für alle vorhanden, auch im Fall des Gelingens.

Dagegen stellt sich die Wiedergeburt des seit langer Zeit gleichsam verschwundenen mittäglichen Europa's als eine neue Stütze der Ordnung und des Gleichgewichts dar. In der europäischen Staatenverfassung erscheint die Nullität von Italien und Spanien als etwas ganz Unnatürliches. Wären diese Staaten selbstständig, blühend und frei gewesen, so konnte Bonaparte seine ehrgeizigen Anschläge gegen den Norden von Europa nicht ausführen. Es hätte sich ein gedoppelter Widerstand gebildet, und den bedrohten Völkern wäre auch von dort her Hilfe erwachsen. Weil er in seinem Rücken nichts zu befürchten und nichts zu schonen hatte, konnte er auch so ungestüm vorwärts schreiten. Beruht nun aber die Stärke Rußlands nicht auf einem ähnlichen Verhältnisse? Würde es in Asien zurückgehalten, so hätte Deutschland weniger von ihm zu befürchten. Je mehr der selbstständigen und einer Mitwirkung in den Staatsverhandlungen fähigen Mächte in Europa vorhanden sind, desto weniger wird dieser Welttheil die ausschließliche Zwingherrschaft eines Volkes oder eines Fürsten zu befürchten haben.

Sollten nun aber die großen privilegirten Kasten der europäischen Staaten ein von dem der Völker und der Thronen verschiedenes Interesse haben? Wofern dieselben das Bedürfniß, sich der Zeit zu fügen nicht fühlen, wofern sie nicht einsehen, daß eine neue Aristokratie sich gebildet hat, von der sie umzingelt und gedrängt werden, und der sie Platz machen sollen; wofern sie mit dem durch Zeit und Anstrengung emporgehobenen, erobernden dritten Stand sich zu keiner Theilung verstehen wollen: alsdann gestehe ich freilich ein, daß sie allerdings ernstlich bedroht sind. Aber es steht ihnen zwischen zwei Bahnen die Wahl offen: wer zwingt sie diejenige zu verfolgen, welche ihnen verderblich werden muß? Der britische Adel hat sich mit der Nation zu vereinbaren gewußt; indem das Vorrecht sich zum Beschützer des Rechtes machte, hat dieser Adel die Staatsumwälzungen sowohl als die Veränderungen der Dynastie überlebt; sein Bestand ist kräftig und ehrenvoll. Der französische Adel hat sich abgesondert und vereinzelt; er ehrte den Thron nicht, als er vormals frei war, und seitdem er dem Thron unterwürfig

geworden ist, ehrte er das Volk nicht: dadurch ist er zu Grund gegangen. Welch' ein böser Geist sollte den hohen Adel und die reichen Grundeigenthumer Europa's seinem Beispiele zu folgen drängen, auf daß auch ihnen sein Schicksal zu Theil werde? Wie sollten sie zu der Ueberzeugung kommen, es sei die Sache des französischen Adels nunmehr die ihrige? Sie haben weder gleiche Fehler begangen, noch gleiche Unfälle erlitten. Wie unvorsichtig wäre es gehandelt, wenn sie, die noch aufrecht stehen, sich denen anschliessen wollten, die zu Boden liegen! Welche Stütze könnten sie in dem Bündniß der Gegenrevolution zu finden glauben? Sie mögen durch diese nur in übeln Ruf gebracht und verschrien werden, während sie noch in sich selbst und in ihren Umgebungen Mittel besitzen, durch welche die Gefahr abgewandt werden kann. Sollte Europa die Verhältnisse der Auswanderung bereits wieder vergessen haben? Warum greift der europäische Adel nicht vielmehr nach dem Rettungsmittel, welches ihm dargeboten wird? Bereits hat Spanien in dieser Hinsicht, seiner ohne Zweifel höchst volkthümlichen Grundgesetze unerachtet, sehr klug und bedachtsam gehandelt; ein Haß gegen den alten Adel zeigt sich hier weder im Volke noch bei seinen Abgeordneten; die Erörterungen, welche in den Versammlungen der Cortes statt finden, namentlich auch jene über die Majorate, tragen diesen Karakter keinesweges. Ueberhaupt aber befindet sich der Adel in Preussen, in Sachsen, in Oesterreich, mit dem vormaligen französischen Adel ganz und gar nicht in gleicher Lage; er bedarf keiner Umwälzung, um sich wieder in den Besitz des Verlornen zu setzen; und ihm genügt sich so zu betragen, daß Umwälzungen, die ihn zu Grunde richten würden, vermieden bleiben. Daß hingegen der französische Adel seine Sache überall anzuknüpfen versucht, wo er einen Berührungspunkt zu entdecken glaubt, ist leicht begreiflich; die Sprache, welche er gegen alle europäischen Aristokratien führt, ist die nämliche, welche er im Jahr 1789 gegen den König von Frankreich und jetzt hinwieder gegen alle Könige führt. Ihm zufolge fände sich kein Thron und keine höhere Stellung in der Staatsgesellschaft, die nicht pflichtig wären, ihn zu vertheidigen, das will sagen, mit ihm zu Grunde zu gehen. Es muß aber, wofern nicht der verderblichste Schwindelgeist sich seiner bemächtigt, der europäische Adel einsehen, daß er dazu keinesweges berufen ist, und daß es thöricht wäre, sich an die Schwachen zu halten, wo man sich mit den Starken verständigen kann.

Man nehme sich in Acht! Wer die wahre Lage der Dinge zu erkennen und zu würdigen im Stande ist, wird in dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs und derjenigen Völker, welche freie Staatseinrichtungen empfangen oder sich gegeben haben, weder einen rechtmäßigen Grund noch einen wohl verstandenen Vortheil finden können, der, sei es die Fürsten, sei es auch nur die bevorrechtete Kaste, vermögen sollte, feindselig gegen die neue Ordnung aufzutreten, und mit der französischen Gegenrevolution ein gefährliches Bündniß zu knüpfen. Es ist hier keinerlei Solidar-Verhältniß vorhanden, und nur Unvorsichtigkeit oder Blindheit könnten ein solches herbeiführen; in diesem unglücklichen Falle aber würde das Solidar-Verhältniß die Verlegenheit nur größer machen und nur neue Gefährde, zuletzt aber doch keine Rettung bringen. Wie vieles wäre noch über das Mißtrauen und Mißvergnügen zu sagen, welche die Ansicht eines solchen Regierungssystems und solcher Verbindungen bei ohnedies schon aufge-

regten Völkern erzeugen müßte! Die Gährung, welche hin und wieder bereits vorhanden ist, möchte wohl schwerlich unterdrückt werden, wenn die äussere Politik der innern gegenüber einen feindseligen und versagenden Karakter annehmen würde. Es liessen sich schwerlich Verfassungen, wenn auch noch so mangelhaft, weiterhin verbeißen, wenn auswärts der konstitutionelle Geist befehdet und Verbindungen mit seinen Feinden eingegangen würden. Die Völker würden länger nicht den Worten Glauben beimessen, oder von den Zögerungen etwas erwarten; die Hoffnung würde ermüden und die Geduld wäre nur noch ein Erzeugniß materieller Stärke, das will sagen, des unzureichendsten und gebrechlichsten unter allen Hilfsmitteln der Regierung. Wie sollte die europäische Staatskunst so unweise sein, um ein solches Feuer anzuzünden, während es in ihrer Macht steht, seinen Ausbruch zu hindern?

Die Stellung der Nationalpartei in Frankreich ist übrigens einfach und was sie zu thun hat, ergibt sich von selbst. Es besitzt dieselbe Gewährleistungen und Institutionen, deren sie bedarf, die vielleicht in schwache oder unzuverlässige Hände gerathen sind, denen sie aber auch wieder enthoben werden können, auf daß jene sie nochmals geniesse und in Gewahrsam nehme. Zwei Dinge liegen ihr demnach ob und sind ihr auch wohl möglich. Sie soll den europäischen Staaten keine Ursache zu gegründeten Besorgnissen geben, und sie soll selbst hinwieder auch keine Furcht hegen. Unstreitig darf Frankreich kein Mittelpunkt von Aufruhr und Verwirrung sein. Dem König von Frankreich und dem französischen Volke ist hieran eben so viel gelegen, als allen andern Königen und Völkern. Zügellosigkeit, Aergernisse und Aufstand wären für Frankreichs innere wie für seine äussern Verhältnisse gleich nachtheilig, und seine Freiheit würde dabei so wenig gewinnen als seine Unabhängigkeit. Frankreich verlangt eine wohlgeordnete Regierung, weil unter einer solchen allein nur die Völker glücklich und die Bürger frei sein mögen. Es weiß dasselbe recht gut, daß das Festhalten an den Grundsatz der Legitimität einerseits gegen die wahrhaften oder eingebildeten Besorgnisse des Auslands und anderseits auch gegen innere Trennungen Schutz gewährt. Wem sein Vaterland lieb ist, der wird Alles vermeiden, was den äussern oder innern Feinden desselben, gegründete Ursache oder scheinbaren Vorwand für die Erreichung ihrer Zwecke darbieten könnte. Auch ist die Nationalpartei stark genug, um die Hilfe, welche Unverstand oder Gewaltthätigkeit ihr leihen möchten, zurückzuweisen; sie könnte durch dieselbe nur gefährdet werden. Die Unordnungen, die kühnen Wagnisse, ein unruhiger und abentheuerlicher Geist, wie sie in Staatsumwälzungen vorkommen, taugen keineswegs für die Angelegenheiten eines freien Landes. Für diese bedarf es der Vorsicht, der Kaltblütigkeit, der Ordnung und derjenigen Stärke, die aus wohlberechneten Einrichtungen hervorgeht, keineswegs aber einer blinden Hitze, die sich in geheimen Anschlägen, in wechselnden Planen, in unruhigen und stürmischen Erwartungen herumtreibt. Wenn es nur tolle Streiche und gesetzlose Willkühr sind, gegen welche sich die europäische Politik erklärt, so ist man bald einig. Das nationale Frankreich theilt alsdann mit ihr die Ueberzeugung, daß jene weder Glück noch Freiheit bringen mögen. Es will nichts verschulden,

wodurch es im Urtheil weiser Menschen verdächtig würde, und wenn derlei etwas begangen ward, so wird man es zu bessern oder wieder gut zu machen suchen. Es können falsche Grundsätze, irrige Begriffe, sträfliche Absichten sich allerdings, mit schönen Namen verschleiert, auch hier einschleichen: wo wäre Aehnliches nicht überall begegnet? In diesem Falle aber müssen sie enthüllt, bekämpft und besiegt werden. Es wird dies doppeltes Bedürfniß für Frankreich, zunächst um seiner selbst und hernach nicht minder um seiner europäischen Wächter willen.

Ein solches Betragen ist es, welches sich für Frankreich ziemt und wobei es auch völlig furchtlos bleiben kann. Niemand wird seine Ruhe, die es zu handhaben, oder seine Freiheit, die es zu gebrauchen weiß, zu stören wagen; man wird sich auch bald gewöhnen, die dem konstitutionellen Systeme eigenthümlichen Bewegungen nicht mit revolutionären Erschütterungen zu verwechseln. Wo sich eine schwache und schwankende Regierung findet, da wird die fremde Einmischung, mit Grund oder Ungrund, jederzeit eintreten, und ihre Dazwischenkunft wird das Uebel, welches sie herbeiführt, allezeit vermehren; sie regt Mißtrauen an, öffnet den seltsamsten Verdächtigungen ein unbegrenztes Feld, und erzeugt gleichzeitig die ungereimtesten Besorgnisse und das rechtmäßigste Mißvergnügen. Meint der Fremde es redlich, so verfehlt er seinen Zweck völlig, indem er schwächt wo er stärken will, und aufreizt wo er besänftigen wollte. Ist sein guter Wille aber zweideutig, dann wird die Gefahr größer und die Hilfe schwieriger. Es wäre thörichte Anmaßung, wenn eine Regierung sich vom übrigen Europa absondern und vereinzeln wollte; wofern sie aber von den ihr angehörigen Völkern geehrt und geachtet ist, so wird sie auch gegen den Einfluß der Nachbarn sattsam gesichert sein; und wenn dieser Einfluß sich Unziemliches anmaßen wollte, wenn er, im Frieden oder zur Zeit des Krieges, die Rechte, sei es der Thronen, sei es der Völker, bedrohen möchte: alsdann würde sich's zeigen, was, in ihrer Vereinbarung, die Regierungen vermögen, welche ihren Völkern zugethan sind, und die Völker welche Anhänglichkeit an ihre Regierungen haben.

Die einzige und letzte Bemerkung, welche ich noch machen will, ist diese. Es kann jene Sicherheit, welche Europa hinsichtlich auf Frankreich fordert, und jene Freiheit, welche Frankreich in Europa zu heischen berechtigt ist, einzig nur durch ein nationales Ministerium erzielt werden, und ein nationales Ministerium kann seine Verbündeten unmöglich in der Partei suchen, welche in ihrer Schwäche allezeit die Hilfe des Auslandes angerufen hat. Es mag demnach, hier wie überall, diese Partei weder Frankreich noch Europa zum Nutzen gereichen, und es kann durch sie die Ruhe, welche man von uns fordert, und die Unabhängigkeit, welche wir fordern, nur gefährdet werden. Hier wie überall, sind die Interessen des Throns und des Volkes, der Ligitimität und des neuen Frankreichs, der Freiheit und des Friedens, untrennbar und übereinstimmend; für Frankreich wie für Europa, für das Volk wie für den Thron, für die Gegenwart wie für die Zukunft, ist das Bedürfniß dieser Interessen endlich anerkannt und siegreich zu sehen, gleich groß.

U.

Rückblick auf Leben und Streben in der Schweiz im Jahr 1820.

(An Hrn. Hartmann, Vater, in Münster im Elsaß.)

Allgemeine Volksstimmung. — Von der Neutralität des Landes.

Während den Welttheil neue Erschütterungen von ausserordentlicher Art und unzuberechnenden Folgen bedrohen, — während die Völker dreier Reiche ihre staatsthümlichen Einrichtungen, unter denen sie zu Grunde gingen, plötzlich umgestalteten, — während andere Reiche in mehr oder minder offener Gährung stehen, — während die Könige berathen, ob größern Umwälzungen durch die Gewalt des Schwertes, oder durch kluges Erwägen der großen Zeitbedürfnisse zu begegnen sei: bietet die Schweiz, immitten aller Bewegungen Italiens, Frankreichs und Deutschlands und der übrigen Reiche, den Anblick eines zufriedenen und friedlichen und glücklichen Landes dar. Durch die Natur ihres Bodens, ihrer Völkerschaften, ihrer gesellschaftlichen Ordnungen, ihrer örtlichen Stellung zwischen gewaltigern Reichen, zum schönen Loose staatsthümlicher Unparteisamkeit verurtheilt, und darin von allen Mächten Europa's feierlicher, denn jemals, anerkannt, dient sie allenfalls noch als geweihte Zufluchtsstätte derer, welche durch den Wechsel der Begebenheiten und siegenden Parteien aus ihren Vaterlanden verstoßen wurden. So wie einst hier Frankreichs verbannte Fürsten, Adeliche und Priester ein freundliches Obdach gefunden hatten, fanden es nach ihnen die verbannten Männer des Konvents, die ihre Stimmen zum Tode eines Königs gegeben hatten; aus Deutschland Andere zur Zeit der Napoleonischen Kriege und Zerrüttungen; Andere nach denselben, da sich neue Ordnungen der Dinge daselbst gestalten sollten.

Es ist gut, daß sich die Europäer in ihren Zerwürfnissen eine solche unverletzbare Freistätte vorbehalten haben und sie ehren; Keiner weiß, auf dem Thron und in der Hütte, was ihm sein Schicksal verhing Ohne eine solche wäre der Welttheil ein ungeheures Gefängniß, in welchem auch der Unschuldige, und der, welchen Zeitverhältnisse oder siegreiche Gegenmeinungen verfolgen, keine Hoffnung der Ruhe und Lebenssicherheit mehr genösse, wenn er nicht über die Weltmeere, oder in die Wüsten Asiens, oder als Verräther zu den Feinden seines eigenen Vaterlandes flüchten wollte. Wie im Alterthum den vielentzweiten Griechen die Altäre ihrer Götter, oder in den Zeitaltern nach der Völkerwanderung die Kirchen Trost und Schutz gegen die Gewalt der Selbstrache und gesetzloser Wildheit darboten: so möge noch lange die Schweiz in der Mitte des stets bewegten Welttheils dastehn, als Freistaat den Opfern der Meinungskämpfe und Schicksalswechsel eine Freistätte, nur ein verschlossenes Heiligthum bürgerlichen Verbrechern.

Seit manchem Jahrzehend war in der That auch die Stimmung des Volks zwischen Alpen und Jura nie unparteisamer gegen die Händel der umherwohnenden Nationen, als eben gegen-

wärtig. Und mit Recht wird hier der Stimmung des Volks besonders gedacht. Denn so wenig überhaupt Neigung und Willen der Regierungen es anhaltend und glücklich mit dem widersprechenden Willen ihres Volks aufnehmen können, ist dies in einem freien Lande noch unstatthafter, wo die Regierung keine andere Macht hat, als die ihr der Geist des Volks darbietet.

Vom Beginn der französischen Staatsumwälzung an bis zum Sturz Napoleons war die Schweiz in der That nicht mehr neutral, wiewohl sie den Schein der Unparteisamkeit lange behielt, weil das Volk die Regierungen und hinwieder die Regierungen das Volk lähmten, thätigere Partei zu nehmen. Die Regierungen, zumal aus Familien selbherrlich gewordener Städte zusammengesetzt, verwünschten die aus Frankreich herüberschallenden Grundsätze bürgerlicher Freiheit, und würden gern den verbündeten Fürsten Hand gereicht haben; das Volk hingegen, vieler Orten zu einer Unterthanenschaft, weit geringer an Rechten, als der Unterthan von Königen genoß, niedergedrückt, begehrte nicht bloß den leeren Namen, sondern auch die Würde freier Schweizer, und ein großer Theil des Landes wünschte den Waffen des republikanischen Frankreichs Glück. Daher der plötzliche Zusammenbruch der alten Eidsgenossenschaft, welchem von der einen Seite die Schweizerklubbs in Paris, und von der andern Seite die Vorfälle beim Hüninger Brückenkopf vorangegangen waren. — Nachdem die vormaligen Familienregierungen und Unterthanenschaften verschwunden waren, wurde zur wiedererrungenen Freiheit auch Unabhängigkeit von Napoleons Gewalt ersehnt und mit derselben Wiederherstellung der vormaligen Neutralität. Willig zogen die Schweizer, nach der Wiederkehr Napoleons von Elba, an die Grenzen ihres Landes, ihre Unabhängigkeit und Unparteisamkeit mit den Waffen zu behaupten; aber unwillig sahen sie die letztere abermals in geheimen Unterhandlungen hingeopfert. Nachdem jedoch die verbündeten Mächte zu Wien weise vermittelnd den innern Frieden des Landes zu bewahren wußten und der neugestalteten Eidsgenossenschaft eine ewige Neutralität gelobt hatten, deckte man zwar schonend den Schleier über das Geschehene, als Zeugniß aufrichtiger innerer Versöhnung, ohne aber die gerechte Furcht vor den noch möglichen Folgen jener Fehlschritte gänzlich ablegen zu können.

Inzwischen erstirbt der den Tagen der Umwälzung entflammte Parteigroll immer sichtbarer. Männer, die einst mit vorgefaßten Meinungen einander feindlich gegenüberstanden, bieten sich jetzt die freundliche Hand; und Kantone, die sonst wider einander waffneten, erkennen sich, nach geschlossener Fehde, als wohlmeinende Genossen einerlei Bundes und Schicksals. Als Beurkundungen der wachsenden Eintracht dienen die letztern Tagsatzungen der Eidsgenossenschaft. Wohl selten sah man bei denselben unter den Boten der Kantone freundschaftlicheres Verhältniß, als im letzten Jahr, wozu theils auch wohl die Klugheit der Luzernischen Regierung, in deren Hauptstadt der Tag gehalten ward, theils und vielleicht mehr noch der Anblick neu über Europa herdrohender Gewitter beigetragen haben mag.

Wie einstimmig inzwischen gegenwärtig die schweizerischen Völkerschaften für Aufrechthaltung ihres innern und äussern Friedens, ihrer Freiheit, Selbständigkeit und Unparteisamkeit

sein mögen, muß man deswegen doch nicht glauben, daß zugleich aller Zwist der Meinungen abgethan, das heißt, das Unmögliche möglich geworden sei. Eben in freien Ländern soll die Meinung zuerst frei sein, ohnedem ist die Knechtschaft wieder auf dem Weg. Aber das Auseinanderweichen der Urtheile in der Schweiz hat auf Ordnung und Festigkeit der eigenen Verhältnisse keinen Einfluß. Es ist eine Sinnesverschiedenheit der Zuschauer beim Anblick des Schauspiels. Jedermann fühlt, es könne, wie auch die Schicksale Europens sich gestalten mögen, dem stillen Wohlsein der Eidsgenossenschaft wenig oder nichts mehr hinzugewonnen werden, weil diese Alpenstaaten wirklich im Besitz dessen leben, was sie wünschen, oder wozu sie eben itzt Fähigkeit haben. Zufrieden mit dem Guten der Gegenwart, erwartet man das Bessere, aus den Entfaltungen vieler Keime, am Sonnenblick der Zukunft.

Daher muß man sich auch nicht wundern, wenn aus der Schweiz die einander entgegengesetztesten Meinungen über Weltangelegenheiten hervorgehe. Das Nachtheilige, welches sie allenfalls mit sich führen können, tödtet sich im gegenseitigen Angriffe selbst und das Gute bleibt. Es fällt niemandem ein, in den alpischen Freistaaten das Staatsrecht nach den Grundsätzen des Herrn Ludwig von Haller in Bern zu restauriren; auch haben seine Grundsätze in Deutschland wohl mehr Aufsehen erregt, als in der Schweiz, wo diejenigen Männer, welche über dergleichen Grundsätze zu Urtheilen Beruf und Lust fühlen, allesammt, von Jugend auf, eigne Erfahrungen und Einsichten in den Geschäften und Verhältnissen des gemeinen Wesens gesammelt haben. Dasselbe Bewandtniß hat es mit der Philippica dieses Gelehrten gegen Spaniens König, Verfassung und Volk. Ihm ganz entgegengesetzt lehrt die Rechte der Natur und der Staaten der scharfsinnige Weltweise Troxler vom öffentlichen Lehrstuhl zu Luzern kennen. Unbekümmert um das, was war und ist und sein wird, enthüllt er die ewigen Gesetze der Natur und Vernunft, und niemandem fällt dabei ein, daß irgend ein Kanton der Eidsgenossenschaft das Urbild eines platonischen oder troxlerischen Staates zu verwirklichen in Versuchung gerathen möchte. Doch Licht wird es über die wichtigsten Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft.

Von der Freiheit des Volks und der Stärke der Regierungen.

So wenig, wie in andern europäischen Ländern, fehlt es auch in der Schweiz an Personen, welchen Alles, was Vernunft und Natur heißt, verdächtige Waare ist, und die schon vor dem Worte Freiheit zittern, weil sie noch die Schrecken jener Tage in sich nicht überwunden haben, da das Wort von denen mißbraucht ward, welche die Freiheit der Völker mordeten. In andern Staaten mag diese Furcht verzeiblich sein; in der freien Schweiz muß sie befremden und lächerlich werden, hier, wo weitaus die Mehrzahl des Volks, erlöset von Unterthanenschaft, theilnehmend an der Gesetzgebung, mit seinem Loose zufrieden steht. Lange vor den französischen Staatsumwälzungen wurden hier Freiheitslieder gesungen, und der fromme Lavater selbst dichtete dazu; längst wurden hier mit Freimüthigkeit die öffentlichen Verfügungen bespro-

chen, und die Pflichten wie die Rechte der Regierenden und Regierten auseinandergesetzt. Es geschieht und wird geschehen, so lange noch Freiheit zwischen Jura und Alpen blüht.

Der Bewohner der Städte so wenig, als der Bewohner des Landes verbindet hier mit dem Begriff der Freiheit chimärische Bilder, sondern den vollen Gehalt seiner durch die Verfassung ihm eigenthümlich zustehenden Rechte, bei denen ihm wohl ist. Er sieht auch wenig auf Theorien. Was sein soll, lehrt ihn das unabweisbare Bedürfniß und der gesunde, schlichte Menschenverstand. Er läßt sich auch nicht mit glänzenden Worten und Scheinwerken abspeisen und mit Zeremonien beschwichtigen; er liebt das Reelle. Indem er unmittelbar selbst in Landsgemeinden seine Stimme für oder wider vorgeschlagene Gesetze erhebt, oder unmittelbar selbst seine Ortsobrigkeiten und Gesetzgeber im großen Rath ernennt, steht er sich mitten unter seinen Obrigkeiten immerdar mitten unter seines Gleichen und hat er seinen Einfluß auf das Gemeinwohl seines Staats. An der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu stehen oder Beamtungen zu haben, gelüstet die Wenigsten, weil eine große Zahl der öffentlichen Stellen ganz ohne Besoldung ist, und die besoldete Stelle selten, oder nie, soviel einträgt, um, ohne Mitbenutzung des eigenthümlichen Vermögens, gemächlich daraus leben, geschweige Reichthum erwerben zu können. Daher ists in allen Kantonen gar nichts Ungewöhnliches, daß selbst ehrenvolle Aemter abgelehnt werden, weil sie mehr Last, als Lust sind.

Von diesem, das ganze Gefüge der Staatseinrichtung, und das Leben jeder einzelnen Haushaltung durchdringenden Gefühl des Freiseins hat man selbst im konstitutionellen Frankreich, England oder Deutschland keine treue Vorstellung; nur in den nordamerikanischen Freistaaten kann man sie haben. Der Schweizer selbst bildet sich selten davon eine Vorstellung, so wenig, wie der Gesunde von seiner Gesundheit, die ihm eine süße Gewohnheit ist, und an die er erst denkt, wenn er erkrankt.

Daher geschieht leicht, daß der Britte, der Deutsche, der Franzose, wenn er zu seinem Vergnügen die Schweiz bereiset, von der Freiheit der Schweizer wenig vernimmt und wenig zu sagen weiß, weil das Wort Freiheit ihm von nirgends her viel entgegengekräht wird; — und hinwieder, daß er, wenn er sie in ihrem vollen Leben wirksam erblickt, erschrocken zusammenfährt, als stände er mit Schwindeln am Rand eines vorher unbekannten Abgrundes.

„Aber wie ist das möglich, daß das Alles nur so ruhig bestehen kann; daß nicht ewige Unordnungen, ewige Bürgerkriege, Absetzungen oder Mißhandlungen der Regierungen und beständige Staatsumwälzungen erfolgen?“ So ward schon von Manchem gefragt, der einen tiefern Blick in das freie Sein und Thun der Schweiz warf. Nichts einfacher, als die Antwort. Weil jeder sein Recht geehrt und geschont verlangt, ehrt und schont jeder des Andern Recht. Weil das Gesetz, als bestimmter Wille der Mehrheit, das vorhandene Recht schützt und stützt, so unterstützt und beschützt jeder das bestehende Gesetz, und zwar weniger aus Furcht vor Strafe als aus Liebe zu seinem Vortheil. Daraus entspringt die in der großen Mehrheit vorherrschende Geradheit und Rechtlichkeit der Gemüthsart; die Scheu vor Falschheit, auch

nur vor dem Schein derselben. Mit grösserer Ehrfurcht werden die obern Beamten nicht in Fürstenthümern von Unterthanen behandelt, als hier in den Republiken; und zugleich freundlicher und traulicher können Vorgesetzte nicht mit ihres Gleichen handeln, als Beamte im Privatleben mit denen, welchen sie aus ihren Stellen, berechtigt vom Gesetz, Befehle ertheilen.

Es kann freilich gar nicht fehlen, daß sich der Regierungen und verschiedenen Behörden, obgleich von der Gesammtheit der Bürgerschaft ausgegangen, bald ein gewisser Körperschaftsgeist bemächtigt, der seine Wirkungskreise und Befugnisse und Ansprüche auszudehnen strebt; und daß von der andern Seite das Volk, im Gefühl seiner Kraft und voller Eifersucht auf sein Recht, dem Aufstreben und Eigenmächtigen der Regierungen und Behörden entgegenwirkt. Eben dieser Druck und Gegendruck aber unterhält fortdauernd die thätige Lebenskraft der Freiheit und des Selbstgefühls, und die Emporhaltung des Rechts.

Die Schweizerregierungen sind durch die Natur ihres Ursprungs und ihrer Zusammensetzung weder so schwach, noch so mächtig, als man vielleicht zu glauben geneigt sein möchte.

So wie ohne Ausnahme jede Regierung ihre Stärke weniger den Polizeikünsten und stehenden Kriegsheeren, als ihrem Einssein mit dem Geist des Volks dankt, und schwach wird, wie der vom Erdboden getrennte Riese Antheus, wenn sie sich vom Volke trennt und mit demselben im Gegensatz steht: so ist dies in noch vollerm Maas bei den Schweizern der Fall. Bei ihnen sind auch keine stehende Heere vorhanden, keine unsichtbare Polizeinetze über das Volk ausgespannt. Das Gesetz, als Wille der Mehrheit, hat durch sich selbst Ansehn genug, um Gehorsam zu erhalten; und eine bewaffnete Macht zum Schutz der Regierung wäre das überflüssigste Hausgeräth im Staate, da keine Regierung Schutzes bedarf.

Aber den Regierungen in der Schweiz wächst noch von einer andern Seite eine Stärke zu, welche sie nicht einmal weder der Sitte, noch den Konstitutionen danken. Als vollziehende Gewalt schon durch Ernennung aller ihrer Beamten mächtig, haben sie selbst auf die gesetzgebende Gewalt der großen Räthe starken Einfluß. Denn nicht nur sind die Glieder der Regierungen von Rechtswegen auch Glieder des großen Raths, sondern weitaus die Mehrheit des großen Raths besteht gewöhnlich auch aus Regierungsbeamten, die nicht immer Kraft genug haben, auf dem Stuhl des Gesetzgebers sich zu erinnern, daß sie da nicht neben Vorgesetzten, sondern unter ihres Gleichen sitzen. Dies kann allerdings ein Uebelstand heißen; aber er fließt aus der Natur gegenwärtiger Volksbildung. Denn weil die Regierung überall die fähigsten Männer des Staates zu Aemtern ruft, das Volk aber auch seine fähigsten Mitbürger zu Handhabern seiner Selbherrnrechte wählen will; im Lande aber die Anzahl der Gebildeten oder des öffentlichen Vertrauens Fähigen selten eine bequeme Auswahl gestattet: so ist der Nachtheil für einmal nicht ganz zu meiden. Anfangs hatte man im Kanton Tessin, bei Entwerfung der Verfassung, den allerdings richtigen Grundsatz, kein Mitglied des großen Raths dürfe Beamter der Regierung sein, zum Grundgesetz zu erheben, wie es mit großer Weisheit nachher die Verfassung der spanischen Cortes gethan hat. Allein es unterblieb. Theils mochte ein solcher

Gedanke, des bösen Beispiels wegen, andern Schweizerregierungen ungelegen kommen; theils mochte man auch einsehen, daß, bei der mäßigen Zahl hinlänglich gebildeter Männer, entweder die Regierung ohne wackere Beamten bleiben, oder der große gesetzgebende Rath aus einer Masse von Unwissenden zusammengesetzt, und so noch mehr, als auf andre Art, zum blinden Automat der Regierung gemacht werden würde. Man begnügte sich also wenigstens festzusetzen, daß die Mitglieder des großen Raths keine untergeordnete Verwaltungsstellen (impieghi subalterni di amministrazione) bekleiden können.

Obwohl nun in den Freistaaten der Eidsgenossenschaft die Mehrheit der Regierungen, der That, wenn auch nicht dem Recht nach, größere selbherrliche Gewalt an sich genommen hat, als viele europäische Könige und Fürsten haben, und in wohleingerichteten Staaten billig sein sollte, ist darum die Kraft dieser Regierungen keineswegs so groß, als man vermuthen möchte. Denn vielfältig wird ihr Einfluß auf die Gesetzgebung im großen Rath durch Muth und Gewissenhaftigkeit solcher Männer gebrochen, welche, ihren Ueberzeugungen treu, lieber dem folgen, was ihnen der Wohlfahrt des Landes, als was eignem Vortheil ersprießlicher scheint. Mehr noch aber wird möglicher Mißbrauch der Gewalt, leider oft selbst wohlthätige Wirksamkeit der Regierungen, durch mißhellige Ansichten und Grundsätze ihrer eigenen zahlreichen Mitglieder gehindert. Denn zahlreich ist die höchste vollziehende Behörde in den Schweizerstaaten überall besetzt, und eben dies wird, und wie die Erfahrung lehrt, mit Recht, als eines der vornehmsten Schutzmittel der bestehenden Freiheit angesehen, wiewohl es nicht selten der Schnelligkeit oder dem Geheimniß zu vollziehen der Maasregeln, oder der Folgerechtigkeit Schritte Eintrag thun mag.

Diese Bemerkungen mögen zur Berichtigung von falschen Urtheilen und Ansichten derjenigen dienen, welche die Verfassungen der Schweizerstaaten nach allgemeinen Grundsätzen richten, ohne die Natur des Landes und Volkes berathen zu wollen, und daher die Freiheit der Schweizer bald für ein leeres Schattenbild, bald für einen der zügellosen Volkswillkühr nahen Zustand halten.

Bedeutungslose Unruhen in den Kantonen Schafhausen und Zug.

Während Selbstgefühl und Entschlossenheit des Volks für sein verfassungsmäßiges Recht jeden Gedanken oder Versuch ehrgeiziger Machthaber zurückschreckt, daß sie ihre Gewalt zur Unterdrückung freier Mitbürger nicht erweitern, ist es hinwieder den Regierungen durch die ihnen gesetzlich anvertraute Macht, durch ihren und ihrer Beamten tief wirkenden Einfluß und durch die von gesammter Eidsgenossenschaft gegebene Gewährleistung ihres Ansehens leicht, ruhestörerische Anschläge einzelner Ehrsüchtigen oder Mißvergnügten zu unterdrücken. Ohnedem waltet in allen Kantonen bei der Mehrheit des Volks strenger Sinn für Ordnung und Rechtlichkeit in allen Verhältnissen, und bei allen Regierungen eine edle Scheu vor dem nachtheiligen Ruf, ein unzufriedenes Land zu haben. Denn wenn in einem Kanton irgend unruhige

Bewegungen entstehen, wird von der öffentlichen Meinung mehr die Regierung angeklagt, daß sie durch Mißgriffe oder leidenschaftliches Verfahren das Uebel hervorgerufen habe, als das Volk, welches nicht leicht die ihm selbst theure Ruhe bricht, ohne durch wirkliche oder scheinbare Kränkung seines Rechts gereizt worden zu sein.

In den Kantonen Schafhausen und Zug waren zulezt einige Störungen des innern Friedens, der seit Aufstellung des neuen Bundes im Jahr 1815 noch nie auf die leiseste Art erschüttert worden war. Doch auch diese Störungen blieben unerheblich.

Grenzbesetzungen, Durchmärsche fremder Heere und andere Umstände hatten die Staatshaushaltung des Kantons Schafhausen zerrüttet, genöthigt Anleihen zu machen, und endlich die Regierung gezwungen, ein Abgabengesetz in Anregung zu bringen, um Ausgaben und Einnahmen des Staats wieder ins alte Ebenmaas zu setzen. Bei dem mäßigen Wohlstand des Schweizervolks, der theils durch die Tage der Staatsumwälzungen und Kriege, theils durch die Maasregeln der benachbarten Mächte sehr geschwächt ist, welche den Handel und Gewerbfleiß der Schweizer beschränkten, wird auch das weiseste und mildeste Abgabengesetz leicht zum Stoff des Mißvergnügens.

Der große Rath erließ (11 Dez. 1818) das Gesetz, durch welches er den Besteurungsfuß für Kapitalien, Häuser, Gewerbe, Besoldungen und liegende Güter oder Grundstücke feststellte, ohne eigentlich noch klare Ansicht vom Zustand der Staatshaushaltung und hinlängliche Kenntniß der Mittel, wie sie ganz herzustellen sei, zu haben oder sie dem Volke zu geben; ohne über Vertheilungs- und Erhebungsart der Steuer gesetzliche Bedingungen aufzustellen; ohne selbst zu erklären, auf wie lange Zeit von Jahren eine solche Abgabe entrichtet werden müsse. Man überließ dies Alles, sogar die Bestimmung der Steuer für die verschiedenartigen Grundstücke, dem Willen der Regierung.

Nicht die Entrichtung von Abgaben, denn an ihrer Nothwendigkeit zweifelte Niemand, sondern diese dabei beobachtete Form mißfiel und gab zu herben Urtheilen Stoff. Die Geistlichkeit kam mit Vorstellungen gegen Besteurung der Armen-, der Waisen- und geistlichen Güter ein. Da aber das Gesetz, ohne Ausnahme, alle Einwohner des Landes betraf, ward die Geistlichkeit mit Aeusserungen des Befremdens durch die Regierung zurückgewiesen. Die Landleute, über Besteurung ihrer Grundstücke klagend, die meistens verschuldet waren, fürchteten, diese Abgabe sei der Anfang zu einem ewigen Grundzins, da das Gesetz keine Zeit bestimmt hatte, in welcher die Steuern enden sollten. Der alte Argwohn des Landvolks gegen die Stadt wurde wieder rege, und daß diese sich von den Lasten freier machen und sie auf die Landgemeinden wälzen möchte; ein Argwohn, der um so leichter Eingang fand, da die große Mehrheit des gesetzgebenden Raths selbst nur aus Bürgern der Hauptstadt zusammengesetzt ist, weil die Verfassung nicht gestattet, daß von vierundsiebenzig Gliedern des großen Raths mehr denn sechsundzwanzig aus Landgemeinden sein dürfen. Dies Verhältniß, wie sehr es sich auch bei seiner Stiftung durch Ueberlegenheit der Hauptstadt an Bildung und Fähigkeit, oder Reich-

thum der Stadtbürger gegen die vom Lande, oder durch die uralten Vorzüge der Stadt hatte rechtfertigen mögen, mußte immerdar eine gewisse Eifersucht des Landes gegen die Hauptstadt wach halten.

So geschah es, daß viele Landleute sich in ihren Rechten bedroht wähnten. Unzufriedene vermehrten durch Einflüsterungen den Unwillen, wie z. B. die Regierung habe nicht aus den reinsten Absichten bisher die verordnete Sonderung des Staatsguts vom Stadtgut vollzogen; nicht die von Oesterreich empfangenen Entschädigungsgelder, für Einquartierungen, Fuhren u. s. w. beim Durchzug der Oesterreicher im Jahr 1813 und 1814, auf die Gemeinden vertheilt und dergleichen mehr. Weder die Kreisschreiben der Regierung an ihre Beamten, noch die durch Abgeordnete gegebenen Belehrungen beruhigten das Volk, besonders da selbst ein vom Lande gewähltes Mitglied des großen Raths, Namens Andreas Murbach, das Mißtrauen gegen den kleinen Rath verstärkte.

Unter diesen Umständen versammelte die Regierung den gesetzgebenden Rath, und auf ihren Antrag wurde vor allen Dingen Murbach in seinem Amt eingestellt und Untersuchung über sein Betragen beschlossen; — dann erst die Dauer der Abgaben bis zum Jahre 1822 festgesetzt, und eine Kommission zur Prüfung und Verbesserung der Staatshaushaltung angeordnet. Wäre letzteres Beides früher gethan gewesen, hätte vielleicht mancher Unordnung vorgebeugt werden können. Inzwischen wandten sich fünfundzwanzig Gemeinden durch ihre Abgeordneten mit einer ehrerbietigen Vorstellung an die Regierung, worin sie ihren Wunsch vortrugen, keine Grundsteuer bezahlen, sondern die gleiche verlangte Abgabensumme durch eine Vermögenssteuer aufbringen zu wollen. Der Amtsbürgermeister Stierlin, laut vorher empfangener Weisung, zerriß aber die Bittschrift vor den Augen der Abgeordneten und ließ diese zum Verhaft in ein Zimmer des Zuchthauses führen. — Es war hier, wie sich leicht wahrnehmen läßt, um Behauptung des Ansehens der Regierung zu thun. Dahin wirkten auch die um Beistand angerufenen Kantone Luzern und Zürich durch ihre nach Schafhausen gesandten Stellvertreter, und zu mehrerm Nachdruck ward ein Theil des eidsgenössischen Kriegsvolks aufgeboten. Die sämmtlichen Gemeinden entrichteten auch ohne weitere Widersetzung die Grundsteuer, und die als Ruhestörer angeklagten Personen wurden gefänglich eingezogen und bestraft.

Man sieht, die ganze Unruhe war Wirkung von Mißverständnissen und Mißdeutungen, schnell und ohne angewandte Gewaltthätigkeit gestillt, darum aber nicht minder nachtheilig für das Wohlsein des Kantons, weil jeder Zwist einer Regierung mit dem Volk, wie er auch immer geheilt werden möge, Krankheitsstoffe zurückläßt, die früh oder spät, aber immer in der ungelegensten Zeit, wieder aufbrechen.

Noch unerheblicher war eine vorübergehende Gährung im Kanton Zug, wozu ebenfalls ein Gesetz zur Erhebung indirekter Steuern Anlaß gab. Denn Einige meinten sich in ihren Rechten beengt; Andere pflegten vielleicht der Hoffnung, durch die Stimmung des gereizten Volks zu den ersten Stellen befördert zu werden. Unter andern aber war auch die edle Jagdlust zu

Abgaben benutzt, indem man dies Vergnügen nur gegen Einlösung von Patenten oder Erlaubnißscheinen gestattete. Das gab den Unzufriedenen Anlaß, ihren Groll in satirischen Liedern auszuhauchen, oder ihm in bitterm Spott bei Fastnachtlustbarkeiten, z. B. in Darstellung einer wilden Schweinsjagd, Luft zu machen. In Oberegeri sah man als Fastnachtposse sogar ein Paar ins Joch gespannte Bauern, die ein Rathsherr vor sich hertrieb. Indessen dabei bliebs auch. In freien Staaten kann es, bei so vielen und verschiedenen Ansichten der Bürger über das Gemeinbeste, selbst wenn alle Bürger mit reinem und aufrichtigem Gemüthe das Beste wollen, nicht an Reibungen, Zwisten und Parteien fehlen. Ja, sie sollen nicht fehlen, damit durch den Kampf der Meinungen das Bessere erkannt und sieghaft werde. Wo diese Freiheit verschwindet, da herrscht des Despoten wüster Witz, der dann auch mit seiner Gewalt den Unsinn zum Sinn, und das Unrecht zum Recht stempeln will.

So freuten sich die Schweizer, bei allen Meinungsspaltungen über Verbesserung des Haushalts, eines innern und beneidenswerthen Friedens, während die eine Hälfte Europens in häuslichen Zerwürfnissen gährte, die andere Hälfte Waffen rüstete und Bünde machte, sich wider neue Stürme zu bewahren.

Gemeinnützige Thätigkeit der Regierungen.

Die verschiedenen Regierungen der Kantone sah man indessen, voll ruhmwerthen Wetteifers, das Glück der Freistaaten auf mannigfache Weise befördern. Die meisten widmeten ihre Aufmerksamkeit der Vervollkommung des Heerwesens. Die weiland buntscheckigen Schaaren der Eidsgenossenschaft sind gegenwärtig fast ganz gleichförmig bekleidet und gewaffnet und geübt, so daß sie in ihrer äussern Haltung den stehenden Heeren anderer europäischen Mächte ähnlich sind. Das Uebungslager bei Wohlen im Aargau, welches während einiger Sommerwochen von sechs Kantonen veranstaltet worden war, leistete den Beweis, welche Fortschritte die Schweizer auch in diesem Fache binnen wenigen Jahren gemacht hatten. Denn bekanntlich waren sie ehemals, die sich in fremden Kriegsdiensten, so oft sie erschienen, glänzend auszeichneten, im vaterländischen Kriegsdienste die Verwildertsten gewesen. Da hatte man weder Uebereinstimmung der Kleidung, noch Waffe, noch Uebung zu erwarten. Daher auch ihre Unfälle bei Vertheidigung des eignen Heerdes, trotz der fast beispiellosen persönlichen Tapferkeit aller Einzelnen.

Doch bleibt auch jetzt noch manches Wünschenswürdige übrig, das theils von der Zeit, theils von der Erscheinung eines in vaterländischen Kriegesdingen groß- und genialischdenkenden Mannes zu hoffen ist. Bis jetzt sind weder die Scharfschützenhaufen in ihrer Bewaffnung und Einübung oder Anzahl das, was sie sein müssen, noch ist das Geschützwesen in hinlänglicher Vollendung, wohin doch aber wohlthuend die eidsgenössische Artillerieschule zu Thun fortwährend anstrebt; — und nicht minder wird von Vielen billig bezweifelt, wenn das eidsgenössische Heer auch wirklich in Hinsicht der Tapferkeit, Zucht und des innern Mechanismus den Heeren

des Auslandes gleichsteben möchte, daß es der Natur seines Landes so vollkommen angeeignet sei, um durch seine dem Gebirgsboden gemäße Bildung, und hinwieder durch den dieser Bildung entsprechenden Boden, einen höhern Grad der Unüberwindbarkeit zu empfangen. Denn das bloß fremden Mustern Nachgekünstelte, nicht aus den örtlichen Naturverhältnissen Hervorgegangene bleibt fremdartig dieser Gebirgsnatur und ist der hereindringenden feindlichen Waffe des Auslandes höchstens gleich, nie durch Hilfe der mitkämpfenden Natur überlegen. Dies aber auszufinden, ist nicht Sache gewöhnlicher Geister. Am besten lehrt es zuletzt immer der Tag der Noth, wie es der September 1798 die Unterwaldner Hirten lehrte, mit kaum zweitausend Mann und acht Kanonen, ohne erfahrne Feldherren, ohne Waffenübung, ohne alle Kriegskunde, einem Heer von zwölf- bis sechszehntausend alter Soldaten Frankreichs Spitze zu bieten und ihnen mehrere Tausende zu tödten, während die Hirten selbst im Gefecht kaum hundert Mann eingebüßt hatten. Aber so muß es veranstaltet werden, wenn man feindliche Heerführer künftig zu ähnlichen Geständnissen zwingen will, wie den Heerführer Schauenburg (in seinem Briefe vom 9 Sept. 1798 an den General Jordy): Nous avions environ trois cents cinquante blessés. C'étoit une journée des plus chaudes, que j'aye jamais vue. On se battoit avec des massues. On s'écrasoit avec des éclats des rochers. On combattoit sur l'eau. En un mot, on employoit pour s'exterminer *tous les moyens possibles.*

Mit noch größerm Eifer wandten die Regierungen aber bisher ihre Sorgfalt den Verhandlungen friedlicher Geschäfte zu. Einige verbesserten ihre Rechtspflege und bürgerliche Gesetzgebung, wie Waadt und Bern; letzteres besonders, im Besitz eines der angesehensten Rechtskundigen der Schweiz, des Professors Schnell, auf eine eben so zweckmäßige, als groß-sinnige Weise. Andere vervollkommneten den öffentlichen Unterricht, wie Basel, welches die uralte, fast abgestorbene Hochschule seiner Stadt für die eigenthümlichen Bedürfnisse verjüngte; oder Luzern, welches nun die vortrefflichste katholische Lehranstalt gesammter Eidsgenossenschaft in seinem Schooße pflegt, und die daher auch zahlreich von Jünglingen anderer Kantone besucht wird, welche den Wissenschaften angehören wollen. Im letzten Jahr stieg bei dieser Anstalt die Zahl der Studierenden schon auf zweihundert und siebenzig, — eine hier in frühern Zeiten unerhörte Zahl. — Zu Freiburg hingegen, wo Jesuiten und Ligorianer in einer gott- und menschengefälligen Zurückgezogenheit leben, fährt, von seiner Regierung kräftig unterstützt, der ehrwürdige P Girard fort, den wechselseitigen Unterricht im Lande allgemeiner zu machen und durch ihn das lange verwahrlosete Landvolk edler auszubilden. — Bünden, Tessin und Uri machen ihre Straßen über die hohen Alpen zur Erleichterung des Waarenverkehrs fahrbar. — Glarus ist thätig, die entsumpften Linthgegenden urbar zu machen am Wallensee. Schon erblickt man hier weiland ödes Strombett in fruchtbares Ackergefild verwandelt. Die Lüfte, gereinigt von den faulen Dünsten des Moorbodens, erzeugen keine Fieber mehr in den benachbarten Landschaften. Von Jahr zu Jahr gedeiht die hier aus den Aermsten des Glarnervolks angelegte Kolonie besser, mit der zugleich eine sehenswürdige Armenschule,

wie Fellenberg solche als Muster aufgestellt hat, verbunden ist. Ohne Zweifel ist das, was Gemeinsinn und Wohlthätigkeit der Eidsgenossen hier vollbrachten, das ruhmwürdigste und dauerhafteste Denkmal, welches sich die Schweizer unsrer Zeit gegründet haben. Diesem Werke dankt der weise und gute Hans Konrad Escher von Zürich, genannt Linth-Escher, durch kluge und mit jeder Selbstaufopferung verbundene Leitung des großen Unternehmens, Unvergeßlichkeit seines Namens. Und wie er die Sumpfwüste wieder bewohnbar machte für Menschen, so macht der treffliche Zeugherr Schindler von Mollis, über dem ausgetrockneten Schlamm und Schutt des Sees und Stromes, aus den durch Unwissenheit und unglaubliche Armuth Elenden seines Volks, Menschen.

Gang der kirchlichen Angelegenheiten. Bisthumseinrichtungen.

Am meisten ist jetzt der Mehrtheil der schweizerischen Regierungen noch immer mit Einrichtung der kirchlichen Verhältnisse des Landes beschäftigt; aber am langsamsten und schwierigsten sind hier ihre Fortschritte zum Bessern, indem sie theils durch die Klugheit des römischen Hofes fort und fort gelähmt werden, theils sich durch Mißhelligkeiten in ihren Wünschen und Ansichten selbst zu sehr lähmen, um mit einem ihrer würdigen Nachdruck handeln zu können.

Als im Jahr 1812 in den Hirtenkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden das Spiel begonnen und unter allerlei Vorwänden der Entwurf annehmlich gemacht ward, die zum bischöflichen Sprengel von Konstanz gehörigen Theile der katholischen Schweiz von diesem Sprengel zu trennen und ihnen einen eigenen Bischof zu geben, haben würdige und einsichtvolle Männer vergebens vor dem Beginnen und vor Roms Absichten gewarnt. Am standhaftesten widersprach damals Luzern; doch vergebens. Die Mehrheit der Kantone vereinigte sich endlich, selbst Luzern, den Papst zu bitten, eine künftige, jetzt erst vorzubereitende Trennung zu genehmigen. Nur Zug und Aargau thaten die Bitte nicht. Unterm 16 April 1814 war die Bitte gethan; am letzten Tag desselben Jahres verkündete der Nunzius in Luzern schon, mehr als man gewollt hatte, die Trennung sei wirklich vollbracht — Zug fügte sich nun auch. Aargau, welches nie Trennung begehrt hatte, schwankte unstät zwischen seinem Recht und fremder Drohung; ohne Festigkeit mußte es dem Strom folgen.

Jetzt trat der unselige provisorische Zustand ein, von welchem Niemand, als Rom, Vortheil zog. Der Papst ernannte für das Einstweilen den Propst von Beromünster zum apostolischen Generalvikar, bis sich die Regierungen so verschiedener Freistaaten mit so verschiedenen Interessen über die künftige Bisthumseinrichtung unter einander verständigt haben würden.

Es ist in vielfachen Beziehungen lehrreich, das ganze verworrene Spiel zu übersehen, welches wegen Stiftung eines neuen Bisthums geführt wurde.

Die letzte gemeinschaftliche Konferenz aller von Konstanz getrenntwordenen Kantone fand im Jänner 1816 statt. Es ward da ein umfassender Entwurf zur Begründung der neuen Bisthumsverhältnisse in der Versammlung berathen und zur Prüfung oder Genehmigung der

höchsten Gewalten in den Freistaaten mit zurückgenommen. Im Sommer sollten zu Bern an der Tagsatzung die Ansichten der theilhabenden Stände gegenseitig ausgetauscht und verglichen werden.

Noch ehe es dazu kam, verwirrte sich schon wieder die Sprache. Statt bei dem einmal entworfenen Plan fest zu beharren und an diesen errungenen Mittelpunkt den Faden weiterer Verhandlungen zu knüpfen, erschienen neue Plane von verschiedenen Seiten, von Aargau, von Solothurn, von Bern. Als nun in letztgenannter Stadt der Zusammentritt der Abgeordneten im Sommer 1816 erfolgte, wie er verabredet worden war, ergab sich, daß die wenigsten Regierungen geneigt waren, dem ersten Plan beizustimmen. Die meisten behielten sich ihre „Konvenienz“ vor. So zerfiel Alles, was bisher gebaut war, und wie diejenigen Männer längst vorausgesehen und vorausgesagt hatten, welche den Gang der Geschäfte und den Geist derer kannten, die das Geschäft zu treiben hatten. Die Gegner guter Bisthumseinrichtungen genossen eines wohlfeilen und unerwarteten Triumphs.

Jetzt fing man an, sich nach einzelnen Verbindungen umzusehen, und dadurch einerseits erschwerte man sich den Weg zum Ziel, anderseits erleichterte man denen die Arbeit, welche zu Gunsten Roms den Einfluß desselben und den provisorischen Kirchenzustand verlängern wollten.

Zuerst verband sich Luzern mit Bern. Beide vereinigten sich über einen Bisthumsentwurf, ungefähr folgenden wesentlichen Inhalts: „Die Stiftskirche zu Luzern solle zur Kathedralkirche des neu herzustellenden Bisthums Basel erhoben; der Bischof und die Domherren sollen von den Regierungen ernannt, von Bern und Luzern gleichviele Domherrn gewählt; Aargau, Basel, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Beitritt eingeladen werden, so, daß diese nach Maasgabe ihrer katholischen Bevölkerung Domherren zu wählen hätten. Ausgeschlossen vom Beitritt sollten die östlichen Kantone, Zürich, Thurgau, St. Gallen u. s. w., bleiben.“

Die zum Beitritt Eingeladenen bemerkten mit Verwunderung und Mißtrauen, welchen Vorrang sich, besonders in Bestellung des Domkapitels, die beiden einladenden Stände gegen alle später Eintretenden vorbehalten hatten; und wenn Luzern um die Ehre, den bischöflichen Stuhl inner seinen Mauern zu sehen, dem Kanton Bern mit 34,000 Katholiken soviel Recht in den Wahlen zugestanden hatte, als Luzern, mit mehr als 100,000 Katholiken, fanden sich nun die Spätergekommenen keineswegs zu solcher Nachgiebigkeit gestimmt. Diese stellten ohne anders als Bedingung ihres Beitritts auf: daß das Verhältniß der katholischen Bevölkerung in Betreff der Domherrenwahl auf alle Stände Anwendung erhalten und daß keinem der ehemals zum Sprengel des Konstanzischen Bisthums gehörten Kantone der Zutritt versagt sein müsse.

Da Bern und Luzern fest auf ihrem Satz beharrten, traten Solothurn, Aargau und Thurgau in Schönenwerth zusammen, entwarfen ihrerseits einen Bisthumsplan und bestimmten darin: daß Solothurn zum Sitz eines Bischofs erhoben, die Wahl des Bischofs dem Domkapitel, die Wahl der Domherren jedem Kanton nach Maasgabe seiner katholischen

Bevölkerung übergeben werden, und allen Kantonen der Zutritt zu dieser Vereinigung geöffnet bleiben solle.

Bern mit Luzern, den Sieg für ihren Entwurf mit einem großen Schritt zu entscheiden, setzten sich im Frühjahr 1818 unmittelbar durch eine Gesandschaft nach Rom (von Luzern Schultheiß von Rüttimann, von Bern der Geheimerathsschreiber Fischer) mit dem heiligen Stuhl in Verbindung. Die gegenüberstehenden Kantone Solothurn und Aargau begnügten sich, ihren Entwurf mit einem erläuternden Begleitschreiben nach Rom zu senden. — Die Gesandtschaft von jenen unterhandelte ein halbes Jahr lang zu Rom, und kehrte endlich, nachdem sie ihren Staaten einen Aufwand von ungefähr sechszehn- bis zwanzigtausend Franken gekostet hatte, unverrichteter Sache nach Hause zurück. Der Brief der andern ward von der römischen Curie gar nicht beantwortet. Bern und Luzern unterhielten noch eine Zeitlang langsamen Briefwechsel mit Rom, aber auch dieser — er war fruchtlos — starb ab.

Durch solche Erfahrungen belehrt, sah man ein, man müsse wieder dahin zurückkehren, wo man schon im Jahr 1816 stand, zur gemeinschaftlichen Verbindung und Unterhandlung; und eine Trennung unter sich selbst meiden, die Rom allein zu benutzen verstand.

Mittlerweile starb der apostolische Generalvikar Göldlin zu Beromünster. Seine Verwandten und Erben sprachen bei den Kantonen um Entschädigung für dessen gemachte Aufopferungen an, indem er von den kirchlichen Einkünften, die er bezogen, Vieles oder Alles der päbstlichen Nunziatur abgeliefert hatte.

Bald nach dem Tode des Vikars kam nun von Rom ein Breve, das die konstanzischen Diözesanstände dem Bischof von Chur unterordnete, den Kanton St. Gallen für immer (weil es die Regierung daselbst verlangt hatte), die übrigen Kantone, hieß es, für einsweilen. Allein die Bedeutung dieses Einsweilen war unschwer zu erkennen. Nun war es klar, was, was Rom wolle: kein neues Bisthum, zumal ein selbständiges, und am allerwenigsten ein Domkapitel. Denn mit selbständigen Bischöfen und Domkapiteln hatte Rom von jeher, wenn es um Rechte zu thun gewesen war, die schwersten Kämpfe zu bestehn gehabt. Aber auch den Regierungen in der Eidsgenossenschaft blieb nun nicht mehr zweifelhaft, was sie für ihr Recht, für ihre Unabhängigkeit und Würde wollen sollten: Ein Bisthum, zumal ein selbständiges, vor allem ein Domkapitel, bestehend aus frommen, erleuchteten Geistlichen der Nation, die mit der gehörigen Ehrfurcht für das Oberhaupt der katholischen Kirche die Liebe zum Vaterlande verbinden und die Kabinetspolitik der römischen Kurie von den Grundsätzen der katholischen Kirche zu unterscheiden verstehn.

Zu diesem Ende widersetzten sich einige Stände dem provisorischen Anschließen an Chur; namentlich Aargau, Luzern, Zug und Zurich verlangten unter die Verwaltung des Bischofs von Basel gestellt zu werden. Dem Ansuchen des Standes Luzern ward, nach einiger Zögerung, entsprochen; hingegen die andern Ständen wurde fortwährend an das Bisthum Chur hingewiesen. Am auffallendsten war dies für den Stand Aargau, welcher schon im Jahre 1818

verlangt hatte, mit dem Bisthum Basel vereinigt zu werden, zu welchem ohnehin schon ein Theil seiner katholischen Landschaften gehörte. — Als Aargau nun sein Befremden äusserte, daß Luzerns Gesuch erfüllt, und eben dasselbe dem Aargau abgeschlagen sei, gab Rom die noch auffallendere Antwort: das geschehe darum, weil Luzern die Anschliessung an Basel gleich nach des Generalvikars Tode gefordert habe, und bevor das römische Breve, welches die Anschliessung an Chur gebiete, in Luzern bekannt gewesen; Aargau dagegen erst nachher eingekommen sei, und folglich auf gewisse Art sich gegen Roms Befehl auflehne! Das könne der heilige Stuhl nicht zugeben; vorerst solle Aargau gehorchen, dann werde man sein Ansuchen in Erwägung ziehn. — Es liegt in dieser Antwort ohne Zweifel viel Gewandtheit neben Vergeßlichkeit. So blieb also seit dem Herbst des Jahres 1819 mehr als die Hälfte der katholischen Bewohner des Aargau ohne geistlichen Oberhirten; und der heilige Stuhl blieb dazu gleichgültig. „Rom, so lang es Rom ist, sagt Johannes Müller, wird wollen herrschen, und was man immer will, das geschieht."

Die Stände Luzern und Bern schlugen im Jänner 1820 den Herrn Propst Gluz in Solothurn zum Coadjutor des Bisthums Basel vor. Rom genehmigte den Vorschlag und machte den Propst zugleich zum Bischof von Cherson. Die Bulle dafür kostete hundert und vierzig Louisd'or.

Im Frühjahr 1820 traten die Stände Luzern, Solothurn, Aargau und Bern in Langenthal zusammen, und verständigten sich, da Luzern auf den bischöflichen Sitz Verzicht that, zu einem Bisthumsentwurf, demzufolge Solothurn zum Sitz des Bischofs und Domkapitels erhoben, die Wahl des Bischofs dem Domkapitel, die der Domherren den Regierungen nach Verhältniß der katholischen Bevölkerung ihrer Länder übertragen, allen von Konstanz getrennten Ständen der Zutritt offen gelassen, und für jeden Kanton ein eignes Provikariat ausbedungen wird. Die Herren Schultheiß Amrhyn von Luzern und Staatsrath von Roll von Solothurn wurden zu Abgeordneten erwählt, um mit dem Herrn Nunzius, sobald er einträfe, zu unterhandeln. Denn der letzte Nunzius war abgerufen worden. In dem engen Zeitraum von fünf Jahren, — und zwar in einem Zeitraum, da die Eidsgenossen Wichtigeres und Dringenderes, als sonst in einem Jahrhundert, mit einem päpstlichen Gesandten abzuthun hatten, — fand Rom für nützlich, in der Schweiz einen viermaligen Nunzien-Wechsel (die Herrn Testaferrata, dann Zen, dann Macchi, dann Nasalli) zu veranstalten.

Unverweilt also nach der Ankunft des Herrn Nasalli begannen die Unterhandlungen. Man war befugt, an den glücklichen Erfolg zu glauben, um so mehr, da die wesentlichsten Sätze des neuen Entwurfs jenem gemäß eingerichtet waren, welchen der Nunzius Testaferrata erst Ende Jahres 1815 zu Handen des Standes Solothurn selbst verfaßt hatte, und worin er unter andern den paritätischen Regierungen Bern, Basel und Aargau die Ernennung der Domherren zuspricht, auch ganz angemessen findet, daß einige Domherren nicht residiren müssen.

Man täuschte sich abermals. Als die Abgeordneten ihren Vortrag beendigt und alle nöthigen

Erläuterungen gegeben hatten, erklärte der Herr Nunzius, er sei ohne alle Vollmacht zum Abschliessen und blos ad referendum beauftragt. Inzwischen erlaubte er sich doch, einige Einwendungen gegen den vorgelegten Bisthumsentwurf zu machen, und zwar in Dingen, die sein Vorfahr selbst schon thatsächlich widerlegt hatte. — So blieb abermals Alles im Schwebenden.

Da nun, was der Nunzius von 1815 selbst gefordert hat, wohl nicht durch den Nunzius von 1820 als unkatholisch wird verworfen werden können, scheinen die Kantone immer mehr geneigt zu werden, den vom Nunzius Testaferrata abgefaßten Entwurf, mit dem der Langenthaler Entwurf im Wesentlichen ganz übereinstimme, unbedingt anzunehmen, um endlich einmal das kostspielige und verwirrende Einsweilen zu enden.

Klosterwesen. Theologische Streitigkeiten. Schwärmerei. Verträglichkeit.

Unmittelbarer, als von diesen kirchlich-diplomatischen Händeln, fand sich in vielen Gegenden der Schweiz das Volk durch den Widerstreit eigentlich religiöser, oder vielmehr theologischer Bestrebungen Einzelner berührt; so bei den Katholiken, wie bei den Protestanten.

Die Masse hellerer Begriffe und Erkenntnisse ist in allen katholischen Staaten Europens tiefer ins Volk gedrungen, seit die Begebenheiten der jüngsten Jahrzehnde die Denkfreiheit begünstigten, und mit Verminderung der weiland zahllosen Klöster die gelehrtere Weltgeistlichkeit größern Einfluß gewonnen hatte. Diese zwar verehrte im heiligen Vater das Haupt der Kirche; aber vertraut mit der Geschichte der Kirche und dem Geist der Konzilien, unterschied sie strenger die Weisheit des geistlichen Oberhaupts, welches die Gemeinschaft der Gläubigen begründet, von der Staatsklugheit der weltlichen Curia romana, welche auf Vermehrung irdischer Herrschaft und Einkünfte zielt. Im erstern Fall bewies sie dem heiligen Stuhl jenen frommen Gehorsam, welchen die Einheit des Glaubens und Kirchenthums nothwendig macht; im letztern Fall war sie freudig, sich zu erinnern, einen eigenen weltlichen, unabhängigen Fürsten und ein besonderes Vaterland zu haben, dem sie Verpflichtungen trug.

Dieser Unterschied mußte dem römischen Hof, wie eine Art Abtrünnigkeit, verwerflich dünken; eben so mußte er es den Klostergeistlichen scheinen, welche, getrennt von allem Vaterlande, und in den weltlichen Obrigkeiten zuweilen nur ihre furchtbaren Gegner erblickend, keinen andern oder natürlichern Fürsten und Schirmer zu lieben hatten, als den heiligen Vater. In Oesterreich, in Frankreich, in Spanien, selbst in Italien machte sich der Unterschied bälder geltend, sobald die Regierungen, ihr eigenes Interesse ergreifend, der Weltgeistlichkeit offener zustanden, und ihr diejenige Achtung bewiesen, deren sie längst durch Verdienste sowohl um Religiosität des Volks, als um das Vaterland würdig gewesen war. Weil man aber in Deutschland bescheidener sprach, ward kecker von den Freunden des römischen Hofes widersprochen; selbst Wessenberg, der Deutsche, mußte sich gefallen lassen, für seinen Muth die Zielscheibe des Hohns aller Klösterlinge und Römlinge zu werden, während die große Mehrheit der Weltgeistlichen ihn heimlich beklagte.

Von diesen Bewegungen haben sich wenige und auch diese nur in unbedeutendem Grade bis in die Thäler der Schweiz fortgepflanzt. Theils sind hier nur wenige Klöster, und ihr Dasein ist durch die vaterländische Bundesverfassung stärker, als durch die Macht des römischen Stuhls, gesichert; theils ist der Einfluß der Weltgeistlichkeit zu überwiegend.

Vielleicht wohl in wenigen europäischen Ländern, selbst Italien von einem Ende zum andern nicht ausgenommen, dürfen die Klöster auf ein längeres Dasein hoffen, als in den Bergen und Thälern der Eidsgenossenschaft. Wie oft war nicht sogar in Rom der Klöster Bestand auf immer gefährdet, und selbst die weltliche Hoheit des Papstes! Wer kennt, bei künftigen neuen Kriegen und Umwälzungen des Welttheils, das Schicksal beider voraus? Die Staatsklugheit und Begierde der Höfe, sich auf Unkosten des schwächern Theils zu vergrößern, neben der durch Krieg und übeln Staatshaushalt wachsenden Verarmung der Länder, drohen den Gütern und Schätzen, die noch in todter Hand liegen, täglich eine andre Bestimmung. Sie wird auch früh oder spät unfehlbar erscheinen. Das neue Zeitalter will sich nicht mehr mit den Stiftungen des ausgegangenen Mittelalters vereinigen lassen.

In der Schweiz, so lange sie ihre Neutralität bewahrt, werden alle Erschütterungen Europens schwächer und später empfunden. Die Klöster haben von denselben weniger als in andern Ländern zu befürchten. Hier spricht für sie die Anhänglichkeit der Völkerschaften an das Altherkömmliche, hier die treue Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit, daß fremdes Eigenthum und Recht, wo es immerhin bestehen möge, geehrt werde. Hier ist den Regierungen, zur Bestreitung öffentlicher Bedürfnisse, das Nothwendige angewiesen, und bei ausserordentlichen Auflagen kann rechtlich das Vermögen der Klöster nicht stärker, als das Vermögen anderer Körperschaften in Anspruch genommen werden. Und was diese frommen Stiftungen ganz besonders schützt, ist, wie schon gesagt, daß der ganze Bund der zweiundzwanzig Staaten ihr Dasein feierlich gewährleistet hat.

So lange dieser Bund also selbst besteht, dürfen die Klöster kummerlos um ihr Dasein bleiben. An Dauer und Stärke dieses Bundes muß ihnen Alles gelegen sein; dafür jedes Opfer leicht fallen. Begünstigung ausländischer Interessen gegen Interessen des Bundes wird nothwendig zu einem verbrecherischen Anschlag gegen ihr eignes Leben; denn nicht Rom hat ihnen dies Leben gefristet, sondern der Bund. Es liegt in der Klugheit der Klöster, sich innig den Interessen der vaterländischen Regierungen anzuschliessen, am wenigsten aber, wie es ehmals war, einen Staat im Staat zu bilden, oder wohl gar, wie eine eigene Gewalt, den weltlichen Gewalten zu widerstreben. Sobald dieses geschieht, machen sie sich zum feindseligen Gegenstand. Schon, wenn sie keinem Staate nützlich, nur selbstsüchtig auf sich selbst beschränkt, bestehen wollen, machen sie sich überflüssig. Was in der Welt überflüssig ist, verschwindet bald, und keine Macht kann es retten.

Man vernimmt von den Schweizerklöstern wenig. Keine ihrer Schulen war bisher ausgezeichnet. Zuweilen erfahrt man von Streitigkeiten und Rechtshändeln mit benachbarten

Landleuten und Gemeinden; oder von subalterner Thätigkeit, Flugschriften deutscher Zeloten verbreiten zu helfen; oder von Bemühungen, in ihrem engen Bereich den Volksunterricht zu lähmen; oder von andern ohnmächtigen Bestrebungen, wodurch sie unvorsichtig diejenigen und dasjenige von sich stoßen, durch welche und durch was sie stärker und im Dasein gesicherter werden könnten. Inzwischen gilt auch dies weder von allen Klöstern, noch allen ihren Gliedern.

Allgemeinere Hochachtung genießt die Weltgeistlichkeit. Sie zählt in ihrer Mitte zahlreiche Gelehrte, geistvolle, vaterländische Männer, welche durch Tugend und gemeinnütziges Wirken ausgezeichnet sind. Viele derselben sind in ihren Gemeinden, viele auch über den Kreis ihrer Pfarreien hinaus, unablässig wirksam, den Unterricht der Jugend zu vervollkommnern, als das wesentlichste aller Mittel zur Veredlung und Erhebung einer Nation; viele sieht man mit unermüdbarem Eifer dahin ringen, daß ein reiner gottseliger Sinn, ein lebendiges Christenthum an die Stelle einer angewöhnten todten Werkheiligkeit trete. Freilich fehlt es auch hier nicht an mancherlei Widerspruch und Kampf. Von andern Seiten wird gegen Austheilung und Lesung der Bibel geeifert, und der Lärmen, welcher in einigen katholischen Gegenden des südlichen Deutschlands gegen das asketische Werk „Stunden der Andacht“ erhoben ward, mitgemacht. Allein, wie es immer zu geschehen pflegt, daß verbotene Früchte die neugierige Lüsternheit am meisten reizen, wurden auch hier zahllose Familien aufmerksam und begierig nach dem, dessen Dasein sie erst durch den Zorn der Verdammer erfuhren. Die wiederholten Auflagen der verbotenen Schriften bezeugen, wieviel der unbedachte Eifer der Gegner die Bekanntmachung und Verbreitung beförderte.

Ungefähr ähnliche Kämpfe bemerkte man im Schoose der evangelischen Geistlichkeit, wie in Genf, in Basel, in Bünden und andern Kantonen, besonders um die Rechte der Vernunft in Glaubensdingen. Einen Augenblick lang drohte eine überspannte, religiöse Empfindelei, eine fieberhafte, schwärmerische Frömmigkeit sich über Städte und Dörfer verbreiten zu wollen, der weder der öffentliche Gottesdienst, noch die bisher verkündete einfache Lehre Jesu genügte. Dergleichen Erscheinungen hatte man aber zu allen Zeiten gehabt, und nie waren sie von langer Dauer, weil überreizte Gefühlsucht und Einbildung keines dauerhaften Zustandes fähig sind. Diese Erscheinungen werden immer wiederkehren, und besonders in den Kirchen der Evangelischen sichtbar sein, weil diesen, die Klöster und Einsiedeleien, gleichsam als Ableiter, fehlen. Sie werden und müssen immer wiederkehren, besonders wenn beim tiefgefühlten Religionsbedürfniß der Nationen, Geistliche ihre Pflichten mit kalter Handwerksmäßigkeit abthun.

In der Schweiz trugen vornehmlich die letzten Jahre der Theurung, Mangel der Nahrung und Kraftlosigkeit der vorhandenen Speisen zur Beförderung religiöser Schwärmereien bei. Wenn den Menschen damals, bei ihrer schwächern Beschaffenheit, bei ihrer Furcht um den verschwindenden Wohlstand, bei ihrer durch mehrere Mißjahre gesteigerten Angst wegen der Zukunft, gepredigt ward, daß die regnerischen Jahrgänge Strafgerichte Gottes wegen der Sünden des Volks wären; daß noch schwerere erscheinen würden, wenn man nicht Buße thue;

wenn damals, von demselben traurigen Geist geleitet, Obrigkeiten den Genuß öffentlicher Freuden einschränkten, statt den niedergedrückten Geist des Volks zu erheitern und zu ermuthigen: so muß man sich nicht wundern, wenn Schwärmer, Frömmler, Propheten, Begeisterte, Geisterseher und Bußprediger aller Art aller Orten Gläubige und Anhänger fanden.

Mit der Wiederkehr der Fruchtbarkeit der Erde kehrte auch der Frohsinn unter die Menschen zurück. Das Vergangene lag wie ein schwerer Traum hinter ihnen. Die Predigten und Weissagungen der Frau Krudener, der Jünger Jung's, des Vikars Gans u. a. m. stellten sich dem beruhigten Gemüthe und der abgekühlten Phantasie als übertriebene und dem Geist der christlichen Religion widerstrebende Schreckbilder dar. Der kleine Haufe der Pietisten, welcher sich noch in Schafhausen oder in Basel befindet, wo der ehrwürdige und muthige Pfarrer Fäsch die Rechte der Vernunft von öffentlicher Kanzel mit Nachdruck vertheidigen mußte, in Bünden, im Thurgau, am Zürichsee, wo die Auserwählten sich auch „Erweckte“ nennen, im Aargau und andern Kantonen, ist nur ein geringes Ueberbleibsel der ehmaligen Menge und gefahrlos. Gern und mit Recht wird ihnen Duldung gewährt, wo sie ohne frommen Stolz und ohne herrschsüchtige Anmaßungen ihren heiligen Sinn weniger durch Worte und zur Schau getragene Andächteleien, als durch höhere Rechtlichkeit, Liebe gegen jedermann und gemeinnützige Handlungen offenbaren.

Inzwischen wird, Dank sei es den weisen und christlichen Lehrern des Volks, die gegenseitige Verträglichkeit zwischen den beiden Kirchenparteien der Evangelischen und Katholischen in der Schweiz immer vorherrschender. Und dies ist für Glück und Frieden der Schweiz, für engere Verbrüderung aller Eidsgenossen kein geringer Gewinn. Unduldsamkeit von Evangelischen gegen Katholiken ist seit langer Zeit fast unerhört; auch von Katholiken gegen Evangelische sind die Beispiele äusserst selten geworden und man darf es sagen, so selten, daß die allenfalls bekannt werdenden in der Eidsgenossenschaft selbst die allgemeinste Mißbilligung erwecken. Dahin gehört unter andern die nicht nur in deutschen, sondern auch in französischen und englischen Blättern erzählte Begebenheit des auf dem Rigi vom Blitz erschlagenen Daniel Meyer von Lausanne. Das Visum repertum über den Leichnam dieses Unglücklichen aufzunehmen, welcher vier Engländerinnen auf ihrer Schweizerreise zum Führer gedient hatte, waren ein Landschreiber nebst Weibel und Läufer von Schwyz, und ein Rathsherr und Doktor aus Arth (ebenfalls zum Kanton Schwyz gehörig) auf den Rigi gekommen. Miß Mount, das ältere unter den Frauenzimmern, hatte sich großmüthig erboten, alle Kosten zu tragen, den Erschlagenen auf dem Kirchhof von Arth begraben zu lassen. Sie bewirthete die erschienene Kommission nicht nur sehr anständig, sondern zahlte ihr ein Taggeld von 50 Franken, und die Kosten zur Wegführung des Todten nach Arth. Aber der Leichnam des Verstorbenen, der evangelischer Religion gewesen war, wurde nicht auf dem dem Kirchhof zu Arth, sondern ausserhalb demselben eingescharrt. — Es ist ungerecht gewesen, wenn man diesen Anlaß benutzen wollte, mit bittern Bemerkungen die Humanität der Schweizer überhaupt zu verdächtigen, da

das, was geschehen ist, nicht Sache der gesammten Eidsgenossenschaft, sondern eines einzelnen Kantons, nicht einmal des Kantons, sondern einer einzelnen Gemeinde, ja auch nicht der Gemeinde, sondern vielleicht nur einzelner Personen war. Eben dies ist der Fall bei der Handlungsweise, welche zu Freiburg beim Begräbniß eines einundzwanzigjährigen Jünglings aus dem Darmstädtischen beobachtet ward, welcher beim Baden an einem heissen Tag ertrunken war. Weil er evangelischer Religion gewesen, verweigerte man ihm ein anständiges Grab, und wollte ihn in den Winkel eines Klosterkirchhofs verscharren, welcher sonst der Asche reformirter Verbrecher und Sträflinge bestimmt ist. Seine Freunde duldeten die Beschimpfung des Todten nicht; führten den Leichnam des Entseelten nach Murten, wo er mit rührender Feierlichkeit zur Erde bestattet wurde.

Thätigkeit von Privatgesellschaften.

Mit Recht wird es als Wahrzeichen einer guten Regierungsform oder einer weisen Regierung betrachtet, wenn diese mit starken, doch gleichsam unsichtbaren Händen die Schranken der gesetzlichen Ordnungen für das bürgerliche Leben aufrecht hält, nur Hindernisse des Guten wegräumt, und den Bürgern übrigens freien Spielraum zwischen jenen Schranken läßt, sich selbst jedes Wohlsein auf die ihnen gemäßeste Weise zu schaffen. Gleichwie man im Weltall nur die Thätigkeit zahlloser Geschöpfe inner den Gesetzen der Natur, alle auf eigne Weise nach Selbstbeglückung strebend, nie den Schöpfer selbst, wahrnimmt: so soll im Staat das Volk im Verhältniß zur öffentlichen Verwaltung stehen. Regierungen, die sich allerorten zuviel hören lassen, weil sie sich gern in Alles mengen, und zuviel regieren, sind wie die übertthätigen, lärmenden Hausfrauen, die man mit dem Schlüsselbunde und der Zunge an allen Ecken hört — sie taugen nicht viel; fallen beschwerlich und werden doch aller Ecken betrogen.

In der Schweiz pflegen sich die meisten Regierungen lediglich auf das zu beschränken, was zur Aufrechthaltung der geselligen Ordnung im Staate gehört; — das übrige zu thun, überlassen sie der Burgertugend im Volk. Und in der That kann auch die bürgerliche Freiheit im Staate nur da gedeihen, wo sich die Regierung, den Pflichtkreis ihrer Bestimmung klar anschauend, begnügt, das Gute, negativ einwirkend, zu befördern, indem sie nur das Böse, wo es einschleichen will, abwehrt; das positive Gute aber (was sich ohnedem nicht gebieten laßt) als Frucht des freien, öffentlichen Willens erwartet.

Daher finden wir in der Eidsgenossenschaft eine Menge geselliger Vereine und Stiftungen, die allesammt irgend einen gemeinnützigen Zweck haben und von der Wirksamkeit der Regierungen unabhängig stehn. Schwerlich findet man derselben in irgend einem europäischen Staate im Verhältniß zu der mäßigen Größe des Landes und des Volks so viele. Und wo auch anderwärts dergleichen bestehen, sind sie oft mehr bloße Denkmale landesfürstlicher Magnificenz und Aufmunterung, als Erzeugnisse reiner, Kraft, Zeit und Geld aufopfernder Liebe des Gemeinbesten.

Zur Erzielung ächteidsgenössischen Sinnes bestehen zwei Vereine, die alte helvetische Gesellschaft, und der erst seit wenigen Jahren gestiftete Verein der schweizerischen Jünglinge zu Zofingen. Beide sind durch Anerkennung der Gefahren entstanden, welche gewöhnlich den Föderalismus zu begleiten pflegen. Es muß natürlich geschehn, daß in zweiundzwanzig von einander in ihrem Innern unabhängigen Staaten, die sich durch Sprachen, Religionen, Verfassungen, Sitten und Interessen so ungleich sind, mancherlei Stoff entwickelt, welcher der Sache des Bundes verderblich wird: Gleichgültigkeit des einen um das Loos der andern, tödtliche Selbstsucht, Aufopferung des Ganzen für den eigenen Theil, Eifersucht und Zwiespalt. Die Schweizer bezeichnen dies mit dem Worte: „Kantönligeist“. Diesen Geist zu bannen vermag weder das geschriebene Wort der Bundesverfassung, noch der mit aller Feierlichkeit ausgesprochene Bundesschwur der von den Kantonen zur Tagsatzung Abgeordneten. Er steigt aus der durch die Kunst und durch die Natur selbst bewerkstelligten Absonderung der verschiedenen Völkerschaften hervor. Das jährliche Beisammenleben der angesehensten, eidsgenössischen Staatsmänner auf den Tagsatzungen, die da unter ihnen geschlossenen persönlichen Freundschaften, haben schon großen Einfluß zur Milderung des selbstsüchtigen Kantonalgeistes. Aber dies auch wirkt noch nicht ins Innere des Volks hinein. Was dahin wirken soll, muß aus ihm selbst kommen. — Und insofern bleibt der jährliche Zusammentritt von Männern aus der Mehrheit der Kantone, von Männern verschiedener Stände, Beschäftigungen, Glaubensbekenntnisse, in der helvetischen Gesellschaft eine der löblichsten und ehrwürdigsten Stiftungen. Diese Gesellschaft bestand schon lange vor der schweizerischen Staatsumwälzung; und es läßt sich nachweisen, daß durch die hier gemachten persönlichen Bekanntschaften, durch die hier gestifteten freundlichen Verbindungen von achtbaren und verdienstvollen Männern aller Gegenden, die Staatsumwälzung der alten Eidsgenossenschaft und der aus ihr erwachsene Parteigeist minder grausam und blutdürstig ward, als er es in andern Ländern Europens gewesen ist.

Der seit einigen Jahren in gleich edler Absicht gestiftete und fortgesetzte Verein von Jünglingen der Akademien und höhern Schulen, gemeineidsgenössischen Sinn durch Anknüpfung persönlicher Freundschaft zu befordern, ist bis jetzt jedem Vaterlandsfreunde eine willkommene Erscheinung gewesen, besonders, seit man gewahr ward, mit wie männlichem Ernst, mit wie strenger Verbannung selbst jugendlicher Unbesonnenheit hier die hochheilige Sache des gemeinsamen Vaterlandes gefeiert wurde. Allerdings mochte man anfangs fürchten, es sei vielleicht das Ganze auf Nachäfferei deutscher Burschenschaft abgesehn, und auch dann würde für die öffentliche Ordnung wenig Gefahr daraus erwachsen sein. Die Schweizer hätten gelacht und die Thorheit wäre vergessen oder gerügt worden. Aber das Betragen der Jünglinge rechtfertigte ihren Sinn. Alle Tändelei verschwand bei ihnen. Da erfolgte keine altdeutsche, keine altschweizerische Tracht, keine äussere Auszeichnung. Freundschaft, verbündetes Vaterland,

Recht und Freiheit, Wahrheit und Wissenschaft blieben die Gegenstände ihrer Unterhaltungen, ihrer Gesänge, ihrer wechselseitigen Ermunterungen und Herzensergiessungen. *)

So wie jene beiden jährlich für wenige Tage zusammentretenden Gesellschaften, sind deren auch für Wissenschaft, Kunst und Beförderung vaterländischer Wohlfahrt noch mehrere andere, zu denen sich Mitglieder aus allen oder den meisten Kantonen der Schweiz vereint haben und die sich in jedem Jahr einmal zu einem Freundschaftsfeste zusammenfinden. So die allgemeine schweizerische naturforschende Gesellschaft, eine löbliche Stiftung, die ursprünglich von Genf hervorging, und im Jahr 1820 ihre Zusammenkunft wieder in Genf hielt. So die schweizerische Künstlergesellschaft, die ihren Zusammentritt in Zofingen zu halten pflegt; die musikalische Gesellschaft, deren Genossen sich das letztemal zu Basel versammelten; die gemeinnützige Gesellschaft, aus Zürich hervorgegangen, die sich das letztemal in St. Gallen versammelte; die schweizerische Gesellschaft der Thierärzte, die ihren Ursprung in den Hirtenländern der Schweiz nahm u. s. w.

Wie mannigfaltig und von einander abweichend auch die besondern Zwecke aller dieser verschiedenen und aus zahlreichen Mitgliedern zusammengesetzten Verbindungen sein mögen, wird doch von Allen zugleich, und ganz unabsichtlich, auch der für den Bundesstaat wohlthuendste Zweck befördert: eidsgenössischer Gemeinsinn, Eintracht aller Kantone, gegenseitige Theilnahme am Wohl und Weh aller Bundesgenossen. Mit Ausnahme der helvetischen Gesellschaft sind die übrigen insgesammt erst seit der neuern Begründung des Bundesstaates ins Leben getreten. Vor der Revolution wurden dergleichen Verbindungen von mehrern Kantonalregierungen gehaßt oder gefürchtet. Jetzt werden sie von den Regierungen weder gehaßt noch gefürchtet, vielmehr

---

*) Es war auch wohl kein Schweizer, welcher aus Bosheit, oder an Gespensterfucht erkrankt, im Tone Barrueis, jene Lüge in die Zeitung „Hamburger Korrespondent" einruckte, wodurch er die Schweizer öffentlich zu lästern, die deutschen Fürsten zu schrecken suchte. In der Schweiz las man die Albernheit mit Lachen, die Verleumdung mit Unwillen. Hier bedarf man keiner Carbonari, keiner Freimaurer, keiner deutschen Bünde zu Revolutionen, weil das Volk keine Revolution, sondern Festhaltung der Freiheit will, deren es rechtlich genießt. Aber ein solcher Ton, ein solches Mährchen, öffentlich ausgegeben, bezeichnet den Schwindelgeist zu sehr, welcher einen Theil der Zeitgenossen blendet, als daß wir den Zeitungsartikel nicht hiehersetzen sollten: „Nach sichern Nachrichten aus der Schweiz arbeiten die Feinde der öffentlichen Ruhe emsig an einem Umsturz der Dinge in diesem Lande. Die Carbonari haben Associationen in Chur, Zurich, Aarau und Basel. Die Freimaurerei dient zum Deckmantel derselben. Oeffentlich begnügt man sich, der Einheit und Untheilbarkeit der helvetischen Republik das Wort zu reden, um das Publikum an diese Idee zu gewohnen. Man arbeitet mit Eifer daran, die Jugend fur die neuen Grundsätze zu gewinnen. Dies ist der Zweck der deutschen Bünde, die seit zwei Jahren unter den Schweizer jungen Leuten gestiftet wurden, und die Ursache, warum seit einiger Zeit so viele Reisen von gewissen Deutschen nach der Schweiz gemacht worden sind. Die geheimen Gesellschaften in Tirol stehen mit den schweizerischen in genauer Verbindung. Alle Kommunikation wird mündlich durch Reisende unterhalten. Man überredet die jungen Leute, sie seien von der Vorsehung berufen, alle Thronen zu stürzen und überall die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit zu verbreiten. Die Namen der Personen, die an der Spitze dieser Umtriebe stehen, sind bekannt."

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Nachricht.

Von der kaum seit wenigen Monaten in meinem Verlage erschienenen Original-Ausgabe der Allemannischen Gedichte von Hebel hat der industriöse Hr J. J. Mäcken in Reutlingen eben einen Nachdruck schon veranstaltet und solchen auch in die Schweiz versandt; ohne Zweifel wird derselbe auch in den benachbarten deutschen Staaten verbreitet, wo diese Gedichte nun mehr als je allgemeiner beliebt werden, und wo also einiger Absatz noch zu erwarten war. Dadurch ist nun der weitere Verkauf der verschiedenen Editionen meiner Original-Ausgabe völlig gehemmt, und das darauf verwendete, nicht unbeträchtliche Kapital wird größtentheils eingebüßt, da mehr als die Hälfte meiner Auflage noch vorräthig ist und in so kurzer Zeit der Absatz unmöglich konnte bewirkt werden.

Bei der königl. würtembergischen Regierung klagend über verletztes Eigenthumsrecht einzukommen, war bekanntlich bisher ein vergeblicher Schritt, da noch von frühern Zeiten her der Nachdruck eine erlaubte Handlung in Würtemberg ist. Dennoch werde ich nicht ermangeln, geziemende Vorstellungen bei der geeigneten Behörde einzureichen; denn solche wiederholt eintretende Eigenthumsverletzung mag eine Erörterung der Frage veranlassen: ob, wenn das Eigenthum eines Schweizer-Bürgers im Königreich Würtemberg ferner keinen Schutz findet, nicht auch jenes einem Würtemberger zugehörige Eigenthum in der Schweiz wenigstens so lange schutzlos erklärt bleiben sollte, bis Recht und Gerechtigkeit wieder gehandhabt werde. — Wir wollen den Fall annehmen, daß in der Schweiz Jemand ein Hauptgeschäft daraus machte, alle gute Verlagswerke der Stuttgarter, Tübinger und Heilbronner Buchhandlungen gleich nach ihrer Erscheinung nachzudrucken und sie in spottwohlfeilen Preisen selbst im Königreich Würtemberg wieder zu verbreiten: würden die dortigen Verleger wohl solchem Unfug gleichgültig zusehen können? — Aber ich frage freimüthigerweise ferner noch: Könnte, wenn diese Verleger Klage führten, von Seiten der königl. würtembergischen Regierung desfalls Beschwerde beim Nachbarstaat geführt werden, so lange das Verbrechen im eigenen Lande zu begehen nicht nur geduldet, sondern erlaubt wird? Und wenn dies länger noch fortdauern sollte, müßte nicht eine solche Nachdrucker-Anstalt in der Schweiz wünschenswerth sein, als das einzige Vergeltungsmittel? Dies hieße fürwahr das Unrecht aufmuntern, um dem Recht wieder Bahn zu öffnen; aber was bliebe zuletzt anders übrig?

Der Deutsche muß erröthen, wenn er auf Frankreich und England blickt, wie dort genialen Männern die Früchte ihres Geistes auf die belohnendste Weise und gesetzlich zugesichert bleiben, und zum Theil auch nach ihrem Tode ihren Hinterbliebenen. Aber in Deutschland lebt noch heute der verehrte Prälat Hebel mitten auf vaterländischem Boden, und — beinahe vor seinen Augen muß er die Frevelthat an seinen Geisteskindern geschehen lassen! —

Wenn es nun dessen Schicksal wäre, in ungünstigen Verhältnissen sich zu befinden; wenn er nun die gerechtesten Erwartungen einzig auf die Aernte seines Fleißes und seiner Talente setzen müßte, um den Abend seines Lebens ohne Kümmernisse zu beschliessen: so würde ihn heut die freche Hand eines Nachdruckers um diese einzige Hoffnung und Stütze für die Tage eines herannahenden Alters betrogen haben.

Um jedoch solchem sträflichen Unrecht nicht noch freien Spielraum zu lassen, habe ich mich entschlossen, unverzüglich eine durch möglichst sparsamen und ökonomischen Druck ganz wohlfeile Ausgabe zu veranstalten, die in wenigen Wochen in allen Buchhandlungen zu haben sein wird, und zwar um gleichen Preis, wie der Nachdruck, um 45 kr.

Zu welcher Hudelei das Verlagsgeschäft freilich dadurch herabsinkt, wird jeder Rechtlichdenkende mit mir voll Unwillen fühlen, auch einsehen, wie dabei Zeit, Arbeit und Vermögen eingebüßt, wie der Gelehrte um seinen Ehrensold gebracht, und wie ich dadurch selbst den weitern Verkauf meiner Original-Ausgabe zurücksetze; aber ich will kein Opfer scheuen, um dem Unrecht ernstlich zu begegnen, das sich auch da wieder selbst bestrafen wird. Auch würde ich augenblicklich zu noch ernstern Maasregeln schreiten, aber die allgemeine Erwartung, daß eine hohe Ständeversammlung des Königreichs Würtemberg dem ganzen Unfug durch gesetzliche Schranken für immer steuern werde, hält mich jetzt noch davon ab. Indessen hoffe ich mit Vertrauen auf die Biederkeit des schwei-

zerischen und deutschen Publikums, daß man die Verbreitung des Mäckenschen Nachdrucks nicht begünstigen werde. Aarau, den 12 Jan. 1821.

H. R. Sauerländer.

Gotthold, der wackere Seelsorger auf dem Lande. Von J. G. Tobler. Seitenstück zum Goldmacherdorf. (Aarau, bei Sauerländer, 1820. 319 S. 8.)

Ref., der Berufs halber mit den Schriften dieses Faches ziemlich bekannt ist, kennt keine Anweisung für die Amtsführung eines Landgeistlichen, die diesen so unmittelbar und so umfassend in das Eigenthümliche seines Berufs einführte; keine, die geeigneter wäre, seinen Sinn dafür zu bilden; keine endlich, die gerade für die schwerste, heiligste und am wenigsten bisher bearbeitete Seite dieser Berufsführung einfachere, sicherere, praktisch brauchbarere Mittel und Winke enthielte. Hr. Tobler faßt in seinem Bilde den Landgeistlichen nicht einseitig bloß als Prediger, als Volkslehrer und Schulvorsteher, Rathgeber, Tröster bei Kranken u. s. w., sondern im Mittelpunkte seiner wahren, allseitigen Verhältnisse als Seelsorger im eigentlichsten Sinn, d. h. als Menschenbildner zum Göttlichen, angeknüpft an die wirklichen Lagen und Bedürfnisse des Volkslebens, auf, und stellt ihn in der Gesammtheit seines Wirkens von der Gottseligkeit aus und für sie dar.

Es würde zu weitläufig sein, hier anzugeben, wie diese Gesichtspunkte, im Einzelnen überraschend, mit eben so glücklichen und reichhaltigen, als feinen und scharfsinnigen Blicken in die menschliche Natur durchgeführt sind. Wir begnügen uns mit Angabe der Titel der 36 Kapitel, die den Reichthum des Inhalts hinlänglich beurkunden.

1. Wiedersehen.
2. Stephanus.
3. Tod des Gerechten.
4. Vorfeier des Festes.
5. Die Prüfungsstunde.
6. Pfr. Gotthold als Erzieher.
7. Gottholds Antritt u. Einleitungen zur Amtsführung.
8. Der Pfingstmorgen und die häusliche Festandacht.
9. Fest- und Abendmahlsfeier.
10. Die häusliche Andacht.
11. Der Gesang.
12. Nachfeier des Festtages.
13. Gottholds Ansichten über die Seelsorge.
14. Fest des Christenthums.
15. Spielplatz und Gesundheitspflege.
16. Erbauungsstunde.
17. Frauenverein.
18. Mutter- und Geschwisterschulen.
19. Gedächtniß des Gerechten.
20. Erste Schritte zur Erziehung
21. Schulgut.
22. Der Gemüsegarten und die Baumschule.
23. Landwirthschaftl. Anstalten.
24. Versammlungen der Mütter.
25. Führung des Säuglings.
26. Töchterschulen.
27. Knabenschulen.
28. Fest der Aeltern.
29. Andere Feste.
30. Gottholds Ansichten über Armenpflege.
31. Der Gemeindsboden.
32. Einfluß der Regierung auf die Armenpflege.
33. Andere allgemeine Vorsorgen gegen Verarmung.
34. Die Seelsorge bei der Armenpflege.
35. Versorgung und Bildung armer Kinder.
36. Kranken- und Alterspflege.

Unter diesen Kapiteln behaupten diejenigen, die sich unmittelbar aufs Religiose beziehen, unverkennbar vor den übrigen den Vorzug. Kein Jüngling, der sich dem geistlichen Stande widmet, kein angehender Landpfarrer wird sie lesen, ohne sich von der Würde seiner Bestimmung erhoben und begeistert zu fühlen, kein würdiger Seelsorger — ohne sich zu erbauen, vielleicht auch ohne zuweilen an seine Brust zu schlagen, zu Vergleichungen sich aufzufordern, und Lücken in seinem Thun zu entdecken, die seinen Eifer zu freudiger Ausfüllung wecken. Ref. wenigstens hat den Eindruck eines wahren Andachtbuchs zur Belehrung, Zurechtweisung und Besserung, besonders in den Darstellungen zur Selbstprüfung an den Festtagen, der häuslichen Andacht u. s. w. empfunden. Mit solchem Sinn und mit solcher Klarheit ist überhaupt das thätige Verhältniß des Lebens zur Religion und ihrer Uebungen und das der Religion und ihrer Ansprüche im Leben zur Menschenbildung vom besondern Standpunkt des Seelsorgers auf dem Lande aus selten dargestellt worden. Gotthold vermeidet eine harte Klippe und löset ein für unsere Zeit unabweisliches Problem: wie die Religion ins Leben verflochten werden kann, nicht um davon abzuziehen, sondern um es zu heiligen, und wie die Seelsorge herzustellen, ohne sich ins Persönliche zu mischen, sich eine Herrschaft über die Gewissen anzumaßen, und, worauf der Verdacht und Fluch des Priestereinflusses ruht, die anvertraute Heerde zu Geisteseigenen zu machen, wie die Feudalaristokratie das Volk zu Leibeigenen gemacht hat! Wo ein solcher Gräuel zu fürchten, wäre freilich das Heilmittel ärger als das Uebel, und Gott bewahre uns vor einem Einflusse, der, statt für die Seelen zu sorgen, sich von den Seelen mästet. Allein das Gegengift liegt eben in der wahren Seelsorge, und davon ist Gotthold in der Hauptsache ein Muster, als Nachfolger dessen, der nicht gekommen war, sich dienen zu lassen, sondern daß er diene. Das Buch ist aber keineswegs für den Geistlichen allein, sondern ein Gemeinds- und Familienbuch, und gehört in die Hände treuer Gemeindsvorsteher, Kirchen- und Armenpfleger, braver Hausväter und besonders frommer Mütter, denen zur Entwickelung eines sittlichen Gemeingeistes und einer gottgefälligen Kirchen- und Kinderzucht mit und durch Beförderung öffentlichen und häuslichen Wohlstandes eine Menge lehrreicher und fruchtbarer Fingerzeige gegeben werden.

Pfarrer Gotthold, mit einem Wort, verdient nicht nur als eine gemeinfaßliche und gemeinnützliche Volksschrift unter das Volk zu kommen, sondern auch darum, damit dieses immer mehr fühlen und erkennen lerne, was seinen Seelsorgern noth thut. Denn die Menschennatur hat vor den übrigen Geschöpfen unter anderm auch das voraus, daß der Geist und die Gesinnung der Heerde selbst den Hirten erziehen kann, und oft wirklich erzieht.

Fahrt zur Pestzeit von Barcelona nach den balearischen und pityusischen Inseln in den Monaten Juni, Juli und August 1820.

Sechszehn Monate waren verflossen, seit dem ich das schöne Eiland Majorca verlassen, wo ich zwar unter tausend politischen Stürmen doch fünf ruhige Jahre im Schoose meiner Familie und im Kreise biederer Männer, treuer Freunde verlebte, die meisten unterdrückt und verfolgt wegen ihres Freiheitssinns und ihrer Vaterlandsliebe. Das Andenken an den großherzigen Grafen von Montenegro*) und seine ihm gleichen Brüder, das des liberalen Generals Marquesen von Vivot und so vieler andern Edeln wird nie meinem Gedächtniß entschweben; ewig theuer wird der Boden und das Andenken mir sein, wo der spanische Tullius, Augustin Arguelles,**) ein Alvarez Guerra***) und so viele andere Opfer des Despotismus, in die verpestete Luft Alcudiens als Majestätsverbrecher verwiesen waren,****) wo der Bund

*) Deputirten an den Cortes, Obersten der Milizen von Majorca, Grande de España, Neffen des berühmten Kardinals Despuig.

**) Augustin Arguelles, wirklich Minister des Innern, schon in den Cortes von 1812 bis 1814 berühmt, unter dem Namen des Divino bekannt.

***) Juan Alvarez Guerra, ehemals Minister des Innern, Arguelles Freund, mit dem er in Ceuta und Alcudia als Verbannter zur Strafarbeit zusammen lebte, ein thätiger, kenntnißvoller Mann, dem sein Vaterland Vieles, besonders die Landwirthschaft, verdankt (er übersetzte Roziers Dictionnaire d'agriculture ins Spanische.

Als diese vortrefflichen Menschen mit noch dreizehn Unglücksgefährten in der afrikanischen Festung Ceuta als Züchtlinge zur Strafarbeit verurtheilt waren und bereits schon ein Jahr dort zugebracht hatten, konnte es der dortige unwürdige Bischof nicht ertragen, daß die allgemeine Achtung des Volks aller Klassen die großen Verdienste dieser unglücklichen Opfer der Tirannei anerkannte und so der Despoten Gewaltthaten schweigend mißbilligte; dieser sogenannte Seelenhirt erhielt seines heiligen Eifers wegen das einträglichste Bisthum von Orihuela, in der Provinz Valencia; seine Verfolgungen aber gegen diese edeln Opfer der spanischen Freiheit und des Wohls ihres Vaterlandes schwächte auch Entfernung nicht!

Die Hefe des Abschaums deutschen verdorbenen Blutes schaffte unseligen Rath zur Vertilgung von Spaniens schönster Zierde; die im Busen erwärmte Natter verwundete das edle Herz, — und das mußte ein Deutscher sein!

****) Raymund Strauch; sein Vater war ein preußischer Ausreisser, ließ sich unter das in spanischen Diensten stehende Schweizerregiment Betschard anwerben, änderte den Glauben, wie er Herr und Vaterland geändert hatte. In Majorca verheirathete er sich als Wachtmeister, und stieg bis zum Lieutenant. Er hatte zwei Söhne; der ältere, Raymund, wählte den Stand eines Bettelmönchs, er trat in den Franziskanerorden; der andere blieb Soldat.

Raymund, ehrgeizig, intrigant, im höchsten Grade unmoralisch, dabei nicht ohne wissenschaftliche Bildung, war von seinen Ordensbrüdern gehaßt; zu keiner Stelle im Orden konnte er, seines barther-

der Freundschaft sich schloß mit dem Losungswort: Spanien frei, Heil der Menschheit! — Wie Vieles ist seitdem anders geworden! Was vermochte Dulden, Ausharren, Freiheitssinn und Mannskraft nicht!

Lange schon wünschte ich eine Reise nach Majorca zu machen, um meine Freunde zu besuchen und diese schöne Insel in Kreuz und Quer zu durchstreifen; Geschäfte und besonders der damalige Oberbefehlshaber, der Pascha Coupigny, ein Mann, dem jeder helle Kopf ein Stein des Anstoßes und eben darum allen Verfolgungen der Willkührlichkeit eines engherzigen Despoten ausgesetzt war, hielten mich davon ab. Aber nun hatte auch in Majorca die ersehnte Stunde der Freiheit geschlagen; feige floh der Tirann, und die so oft von ihm mißhandelten

---

zigen, unbiegsamen Karakters wegen, sich emporschwingen. Schon im Jahr 1813 wurde er, seines aufrührerischen Kopfes nnd schändlicher Umtriebe wegen, in Majorca verhaftet. Als der König zurückkehrte im Jahr 1814, und irregeleitet dem treuen Volke seine blutigen Opfer mit Schrecken belohnte, da hatte Strauch ein weites Feld vor sich, seine Rach- und Herrschsucht in hohem Grade auszubreiten! — Täglich predigte er Tod und Verderben gegen die Liberalen von der Kanzel herunter; Blut, nur Blut der Liberalen könne den Frieden wieder auf die Erde bringen; Blut wollte dieser Elende.

In Majorca war er verhaßt, doch fehlte es ihm nicht an Anhängern. Der Hof war ihm verbunden, weil er in wichtigen Stunden den Despotismus und die Verfolgung der Liberalen geprebigt hatte. Diese Verdienste waren aber nicht hinreichend, um bei Ferdinands allvermögender Umgebung, der schlechtesten Menschen, ein Bisthum zu erhalten; Geld wollten diese und Geld wollte Monsignor Gravina.

Strauch hatte das elende Werk des Abbé Barruel ins Spanische übersetzt, mit seiner würdigen Noten ausgeziert; der Mann wußte die schreckliche Lage der halbverzweifelten Liberalen gar herrlich zu seiner Pränumeration zu benutzen; zehntausend Thaler nahm er für das Machwerk ein; damit reiste er nach Madrid. Die Summe war zu klein; fünfzehntausend mußte er noch ausborgen; er nahm das Kapital auf vier Jahre auf fünfundzwanzig Prozent, im Todesfall auf Verlust. Er wurde Bischof von Viche, in Catalonien, mit zwanzigtausend Piastern (oder hunderttausend Livres) jährlicher Einkünfte. In Madrid traf er seinen Kollegen, den Bischof von Orihuela, nnd als ihm dieser seine Besorgnisse über die nach Ceuta verbannten Liberalen äusserte, den Einfluß, den ihr Karakter und ihre Lebensweise auf das Volk machen, nnd die Folgen, die daraus entstehen konnten: da war Strauch mit einem Rathe bereit, der wirklich des abgefeimtesten Menschen würdig ist!

Alcudia, eine ehemals blühende Stadt auf der Insel Majorca, ist heut zu Tage, der ungesunden Luft wegen, beinahe unbewohnbar; die Häuser verfallen, und die wenigen Einwohner leiden an bösartigen Wechselfiebern, die besonders in den Sommermonaten schrecklich hausen; es fehlt an gesunden Lebensmitteln, und besonders an Wasser. Da, meinte Strauch, würden die armen Opfer der Despotie und Pfaffenrache wohl nicht lange leben. Sein würdiger Kollege (der gegenwärtig nach Rom geflüchtet ist) benutzte den Wink; in wenigen Tagen wurde vom Ministerium der Befehl ertheilt, die Unglücklichen von Ceuta nach Alcudien überzuschiffen. Um Mitternacht wurden sie aus ihren Zimmern abgeholt und im Stadtgraben versammelt; sie wußten nicht, was man mit ihnen vorhatte. Man brachte sie an Bord eines kleinen Schiffes, nnd als der Kapitän die Vorstellung machte, daß er nicht hinlänglich Lebensmittel an Bord habe, zwang man ihn abzufahren. — Wie unmenschlich der Kapitän-General von Majorca, Marquis de Coupigny, ein Franzose aus Arras, Robespierre's Landsmann, sich gegen diese edeln Verfolgten betrug, ist weltbekannt. In vier Jahren starben drei, zwei verloren den Verstand, und die Uebrigen waren alle krank und abgezehrt, als sie befreit wurden. Viele werden sich nie wieder erholen, unter diesen der sanfte, göttliche Arguelles. Das war Strauchs Rath!

Freunde des Vaterlandes entzogen großmüthig ihn der gerechten Wuth des Volks. Geistige und körperliche Anstrengung in den drei letztverflossenen verhängnißvollen Monaten machten mir Zerstreuung und Ruhe nothwendig; das Angenehme einer kleinen Seereise, die freundschaftlichen Bande, die mich an Majorca knüpfen, das Einladen meiner Freunde, selbst das Inmichdringen meiner Gattin bewog mich, einen so süßen Wunsch zu erfüllen.

Abreise von Barcelona.

Den 30 Mai Abends, nachdem ich mich von meiner Familie verabschiedet hatte, begleiteten mich einige meiner Freunde nach dem Hafen. Als wir bei dem Spaziergang der Esplanada vorbeigingen, war eben die ganze Besatzung und die schöne Nationalgarde in voller Parade aufmarschirt, um das Namensfest des nun wirklich geliebten Königs Ferdinands des Liberalen zu feiern; Tausende von Zuschauern stimmten mit fröhlichem: Vivat die Konstitution! Vivat der König! in den Donner der Kanonen. Armes Volk, wie viel hast du erlitten! Geniesse nun in Frieden den Sieg deines festen Wollens und der Freiheit!

Unsere Schebecke hatte eben Anker gelichtet; es war sieben Uhr Abends, als wir im Boot an Bord gingen. Wir waren vierundzwanzig Passagiere, bunt durcheinander gemengt: eine Französin, welche in Majorca verheirathet war, nun Wittwe, zwei Bernhardiner-Mönche, welche vom Generalkapitel zurückkehrten, und der Kapitän nahmen die enge, kleine Kajüte ein; in Amerika zu Krüppeln geschossene Soldaten, Kinder und Weiber, ein paar italienische Schuhputzer, zwei bankerotte Schiffskapitäne, ein Offizier, welcher in der Verschwörung des Generals Lacy mitbegriffen war, mein Bedienter und ich lagerten uns in dem engen Raume des Fahrzeugs, theils auf, theils unter dem Verdeck. Das Boot zog uns am Schlepptau aus dem Hafen, die Segel wurden gespannt, und als es eben Nacht zu werden anfing, waren wir über die Brandung. Mit kleinem, aber frischem Winde gings nun allgemach in die See. Nach und nach verloren sich die flimmernden Lichter von Barcelona und der Küste aus dem Gesicht, nur der Fanal leuchtete noch in der Ferne, als einzelner Stern. Das Schiffsvolk betete gähnend seinen Rosenkranz und sang mit rauher, mißtöniger Stimme sein Nachtgebet, das Boot wurde an Bord genommen, und ich nahm in demselben mein Lager ein; Jedermann begab sich zur Ruhe. Die tiefe Stille ward nur durch das Knarren des Steuerruders unterbrochen.

Vor Sonnenaufgang hatten wir beinahe die Mitte des Kanals erreicht, der Wind änderte und war uns entgegen bis acht Uhr, wo eine gänzliche Windstille eintrat, so daß wir den ganzen Tag nicht von der Stelle kommen konnten. Die Hitze war sehr groß (mein Thermometer zeigte 24 Grad Reaumur) und vor der brennenden Sonne konnte man sich nicht bergen; Viele waren seekrank.

Mit anbrechendem Abend erfrischte sich der Wind, war uns aber ungünstig. Wir lavirten die Nacht hindurch und benutzten denselben so viel als möglich; noch konnten wir die hohen Berge Ping major und Gelazo von Majorca nicht sehen, als der Wind sich wieder legte

und wir, wie den vorigen Tag, wie bezaubert auf einer Stelle schaukelten. Die Schiffsgesellschaft hatte sich nun ein bischen besser kennen gelernt und war vertrauter geworden. Die beiden Mönche, der Offizier, die beiden schifflosen Kapitäne und ich speiseten mit unserm Patron zusammen auf dem Verdeck im Schatten eines überhängenden Segeltuches. Unter einem so heterogenen Völkchen kam nun manches Possierliche zur Sprache, wo dann meistens die wohlbeleibten geistlichen Herren den Stoff dazu hergeben mußten, weil sie sich nicht in die Konstitution, Abschaffung der Mißbräuche, und besonders der heiligen Inquisition fügen konnten; sie befürchteten die Verminderung ihrer großen Einkünfte und prophezeihten tausend Unglück, weil ohne die fetten Abteien weder die Religion, noch ein christlicher Staat bestehen könne. Der am Steuer stehende Matrose wollte das keineswegs zugeben, und sagte, daß unter der ganzen englischen Marine kein solcher Vogel anzutreffen wäre, und die Sache wäre doch sehr gut organisirt; die in Amerika verkrüppelten Soldaten meinten, daß die Klosterherren in Spanien in einem Monat mehr aufzehrten, als die Armee in einem Jahre Sold erhalte u. s. w. Der gemeine Mann in Spanien ist überhaupt sehr naiv, wenn er frei sprechen darf; er verliert den der ganzen Nation zugemutheten Ernst, den man nur an den Großen und Geschäftsmännern findet und der meistens von Stolz, Verstellung oder Unwissenheit herrührt.

Iviza.

Den ganzen Abend hatten wir Gegenwind und wurden dazu vom Strome so abgetrieben, daß wir um neun Uhr Nachts in die große, sichere Bucht von St. Antonio, auf der pityusischen Insel Iviza, einlaufen mußten. Am folgenden Morgen sahen wir das schöne, aber übelbebaute Hügelland, eine einzelnstehende Kirche und einige zerstreutliegende Meierhöfe. Schon früh um vier Uhr kam ein Mann und forderte uns den Ankerzoll ab.

Als der berüchtigte Marquis von Coupigny von Palma in einem Fischerboot entfloh, mußte er, des bösen Wetters wegen, auch bei Nacht in diese Bucht sich retten. Er ließ den Alcalde des Distrikts rufen, und als die Einwohner durch diesen die Ankunft des Despoten vernommen, verlangten sie seinen Kopf; er war gezwungen, sich den stürmenden Wogen zu vertrauen und sein Heil in offener See zu suchen; auch in diesem friedlichen, einsamen Winkel eines wenig besuchten Eilandes war sein Name in Abscheu, seine willführlichen Gewaltthätigkeiten hatten die Einwohner empört und das Feuer der Freiheit in ihnen angefacht.

Den 2 Juni in der Frühe fuhren wir mit günstigem Winde ab und segelten der südlichen steilen Küste entlang nach dem Hafen von Iviza zu Die ganze Küste ist mit ausserordentlich hohen, aus dem Meer hervorragenden, meist verwitterten Felsen umgeben, welche in den mannigfaltigsten Formen erscheinen und einen imposanten, malerischen Anblick gewähren, aber auch die Schiffahrt, besonders bei starkem Südwind, äusserst gefährlich machen. Die hohen Berge, welche die Insel auf dieser Seite wie eine steile Mauer bekränzen, sind meistens mit Pinien bewachsen, nirgends ist die Spur von bewohnenden Menschen wahrzunehmen.

Gegen Mittag legte sich der Wind beinahe gänzlich, so daß wir in einer Stunde kaum zwei Seemeilen zurücklegten. Gegen Abend waren wir nahe an der Insel Formentera; der Himmel überzog sich mit Wolken, eine gänzliche Windstille trat ein, und unsere Lage wurde gefährlich, wenn wir den Hafen von Iviza nicht erreichten, ehe es Nacht wurde, und so mußten die Matrosen das Fahrzeug am Schlepptau fortziehen, um alle mögliche Zeit zu gewinnen. Es fing inzwischen an dunkel zu werden, die Brandung an dem niedern, gefahrvollen Riff zwischen Iviza und Formentera fing an hoch zu gehen, einzelne Windstöße, so gefährlich für diese Art von Fahrzeugen, die dadurch mit ihren hohen lateinischen Segeln so leicht dem Umwerfen ausgesetzt sind, fingen an unsere Lage bedenklich zu machen; unser Schiffsvolk war der gefährlichen Einfahrt des Hafens nicht kundig, weil Keiner von ihnen seit fünfzehn Jahren dort gewesen war; eine Menge isolirter Klippen, welche bei der Nacht nicht zu sehen sind, machen die Einfahrt unsicher. Fischerboote, die wir in der Entfernung sahen, hatten sich, geahneten Sturmes wegen, zurückgezogen; wir hatten gehofft, ihre praktischen Kenntnisse zu benutzen. Mit Anstrengung und Vorsicht gelang es uns endlich, in vier langen bangen Stunden den Hafen zu erreichen. Eben als wir den Anker fallen liessen, fing ein fürchterlicher Südwind zu rasen an und der Regen fiel in Strömen vom Himmel. Es war Mitternacht. Ein Segeltuch wurde als Gezelt über das Verdeck gespannt, um sich vom Regen zu schirmen; der Koch bereitete kaltes Nachtmahl; die Einen wünschten von überstandener Arbeit, die Andern von Furcht und Angst sich zu erholen; die braven, naiven Matrosen meinten, ihre kraftvollen Muskeln und ihr derbes Fluchen hätten doch wenigstens so viel zum glücklichen Erfolg beigetragen, als die Paternoster und Stoßgebetchen an den heiligen Telmo, welche die geistlichen Herren in der Angst ihres Herzens herplapperten. Sie mochten wohl lieber auf trocknem Brette nach Palma kommen, um dort die schönen Sünderinnen zu bekehren, als auf langer Reise im Bauche eines Wallfisches sich zu einem so anzüglichen Werke der Barmherzigkeit vorzubereiten.

Manches wohlangebrachte Späßchen würzte noch das muntere Gespräch, das Gläschen ging wacker in die Runde, Arbeit und Gefahr waren vergessen im sichern Hafen; Jedermann begab sich zur Ruhe, auch die Wogen auf hoher See und der brausende Wind fingen sich zu legen an.

Iviza die Stadt.

Den folgenden Tag gingen wir im Boot ans Land. Die Stadt ist amphitheatralisch auf einem hohen, auf den meisten Seiten steilen Hügel gebaut und für einen Ueberfall der nahen Barbaresken gut befestigt. Der flache, niedere Theil derselben oder die Marine genießt dieses Vortheils nicht; auch herrscht nicht die beste Uebereinstimmung unter den Einwohnern der obern und untern Stadt. Die erste hat keine eigentlichen Straßen, sondern in die Kreuz und Quer laufende Fußwege, die je nach dem Bedürfniß und Lokal nach den wie Schwalbennester an den

Kalkfelsen hängenden Häusern hinführen, unter welchen sich einige sehr geräumige und wohlgebaute auszeichnen. Ziehbrunnen und Zisternen versorgen die Stadt mit Wasser.

Die Kathedralkirche, ein altes, geschmackloses Gebäude, das Kastel, welches der Gouverneur, die Besatzung und der Bischof bewohnen, und das Stadthaus liegen auf dem höhern Theile der Anhöhe, die die Stadt einnimmt; auch ein Dominikanerkloster (das einzige auf der Insel) hat sich hier angenistet; die Armuth des Landes und die Indolenz der Einwohner machen aber den frommen Söhnen des Dominikus den Aufenthalt wenig angenehm; auch wird diese Kolonie des heiligen Ordens als Verweisungsort für die lockern Zeisige desselben benutzt.

Handel und Gewerbe wird hier nicht getrieben. Erst seit der Revolution befindet sich ein Gasthof für Reisende hier. Brennholz und Kohlen, nebst einer großen Menge Salz, für Rechnung des Staats, sind die wenigen Artikel, welche ausgeführt werden. Die Einwohner der Stadt, wenige wohlhabend, leben äusserst frugal; Ziegenfleisch, Fische, Milch, und selten Gartengewächse, aber besonders Reis, machen alle Bedürfnisse der Küche aus; Melonen, und besonders Wassermelonen, sind vortrefflich; auch Steinobst und Trauben werden gezogen; der Wein ist gut. Jede Familie mästet das Jahr hindurch ihr Schwein; diese niedlichen Schoosthierchen sind den Tag hindurch vor den Hausthüren angebunden, und werden des Nachts in den Schoos der Familie aufgenommen. Dieser und andere der Gesundheit nachtheilige Gebräuche und die daraus entstehende Unreinlichkeit der Straßen geben den Einwohnern das blasse, kränkliche Aussehen, das unter ihnen so gemein ist.

Für Schulen und Unterricht ist hier nichts oder wenig gethan, noch weniger für das Landvolk, welches in der tiefsten Rohheit in allem seinem Leben und Thun bloß auf seine äussersten Bedürfnisse sich einschränkt. Der Acker- und Weinbau, Oliven- und Viehzucht sind in ihrer Kindheit; eigentliche Landwirthschaft kennt man hier gar nicht, der Landmann fabrizirt sich alles selbst, Tuch, Leinen, und seine von feinen Espartostricken verfertigte Beschuhung, die nicht unbequem und niedlich ist. Die Kleidertracht der Männer gleicht mehr der eines Matrosen, als der des Landmanns; ihre bis auf die Schultern herabhängenden, borstigen Haare, welche sie öfters in scharfer Lauge beitzen, wodurch der untere Theil ganz blond wird, geben ihnen ein besonderes Aussehen; überhaupt haben selbe den gegründeten Ruf tapferer, vortrefflicher Seeleute. Die Kleidung der Weiber ist von altem Schlage, unbequem zur Arbeit und doch niedlich, den fatalen, vier Spannen langen Haarzopf, den sie nachschleppen, abgerechnet. Hals und Brust, Arme und Finger sind überflüssig mit goldenen und silbernen Ketten, Korallengehängen, Amuleten und Fingerringen überladen. Auf dem Lande, wie in der Stadt, ist der ausserordentliche Luxus des schönen Geschlechts, gepaart mit dem äusserstem Elend, dem Beobachter auffallend und die damit verbundene unbefangene Sorglosigkeit auf den kommenden Tag. Nahrung und häusliche Bequemlichkeit kommen unter diesem glühenden Himmel wenig in Betracht, wenn der niedliche Fuß mit feinem seidenen Strumpfe und leichtem weißen Schuhe versehen ist. Das enge, musselinene, mit Blumen verzierte Röckchen, das kurze, schwarze, niedliche Mieder geben

ihnen, und oft den Männern, mehr zu schaffen, als die ganze Haushaltung: so tragen sie auch alle ihre Erdensorgen mit sich herum; sie kennen kein Bedürfniß, als das der Liebe, wie man selbe im Süden kennt.

Die Ivizanerinnen sind von der Kaste der Majorkanerinnen; sie können so wenig als diese ihre maurische Abkunft verläugnen, und unterscheiden sich so sehr von ihren Schwestern in Katalonien und Arragon, als ein arabisches Pferd von einem holsteinischen. Dieser zarte, feine Wuchs, diese schwarzen, feurigen Augen können nur mit Andalusiens Schönen wetteifern.

Die Landessprache ist die der übrigen balearischen und pityusischen Inseln, die alt-limousinische; die Aussprache ist aber angenehmer und lieblicher und hat nicht das Harte, Rauhe des katalonischen Accents; eben so der Karakter der Einwohner im Vergleich des einen Landes zum andern.

Der Hafen ist geräumig, sicher und bequem, obschon er Alles der Natur, und nichts der Kunst, zu danken hat. Auf der Westseite der untern Stadt ist eine vierfache Reihe von Pappeln angelegt, welche zum Spaziergange dienen, wo an Sonn- und Feiertagen sich die Einwohner versammeln. Ich besuchte einige Bekannte, mit welchen ich früher in Majorka Umgang hatte, und ging des Nachts an Bord, wo wir uns die Zeit mit Seyiastschen verkürzten, deren wir eine große Menge fingen.

Sonntags in der Frühe ging ich ans Land. Ich erhielt eine Einladung von der patriotischen Gesellschaft, ihrer heutigen Sitzung beizuwohnen, bei welchem Anlasse die Eröffnung eines öffentlichen Lehrkurses über die Konstitution statt haben sollte. Der vortreffliche Kanonikus Puerta, ein Arragonese, Präsident der Gesellschaft, hielt eine Anrede, in welcher er die Grundlagen der neuen Verfassung, die Rechte des Volks, die demselben ausschließlich gebührende Souverainetät, die gegenseitigen Verhältnisse zwischen König und Volk, die Trennung der Gewalten, die individuelle Freiheit des Bürgers, Gleichheit vor dem Gesetz, Preßfreiheit u. s. w. mit edler Beredsamkeit auseinandersetzte. Diese Ideen waren den Anwesenden keineswegs neu, wie es wohl kurzsichtige Minister wähnen; das arme Volk hatte in den sechs verflossenen Jahren der ministeriellen Unterdrückung Muße und Stoff genug gehabt, um über seine verzweiflungsvolle Lage nachzudenken, und einen Vergleich zwischen dem einmal erblickten Licht und jetziger Finsterniß anzustellen.

Abends war Prozession, die aus der Dominikanerkirche ausging; das Wetter war schön, und es waren alle Einwohner auf den Straßen und Balkonen zu sehen, besonders das schöne Geschlecht erschien im vortheilhaftesten Lichte. Die Männer aller Klassen trugen die Nationalkokarde; sogar die Mönche hatten dieselbe auf die Brust geheftet.

Nachts wurde ich durch einen Ausschuß der patriotischen Gesellschaft auf einen eigens wegen mir veranstalteten Ball gebeten. Das unbefangenste, reinste Vergnügen herrschte unter den Anwesenden. Um zwölf Uhr beurlaubte ich mich von diesen guten Menschen, die in ihrer Abgeschiedenheit an mir wanderndem Fremdlinge so herzlich die Gastfreundschaft

köten. Einige aus ihnen begleiteten mich mit Fackeln bis an mein Boot, das meiner im Hafen wartete.

Der folgende Tag war zu unsrer Abreise bestimmt. Bei dem braven Kanonikus Puerta nahm ich noch das Frühstück ein; über Vieles besprachen wir uns noch, und besonders wurde die Einführung einer Schule des gegenseitigen Unterrichts verabredet und beschlossen. „Dadurch sollen sich die Bande unsrer geschlossenen Freundschaft verengen," war unser letztes Wort, als unser Boot vom Lande stieß. Lange noch tönte uns das freundschaftliche „Fahre wohl!" nach.

Unsere Mönche waren schon an Bord. Sie hatten die ganze Zeit unsers Hierseins in der Stadt sich aufgehalten, Leute ihres Geschmacks gefunden und, wie sie sagten, weidlich sich an Hühnern und Kapaunen erlabt.

Um zehn Uhr gingen wir unter Segel. Wir hatten wenig Wind, so daß wir bis Abends kaum das Kap von Formentera umsegelt hatten; den folgenden Morgen waren wir noch der westlichen Spitze der Insel gegenüber und hatten beinahe den ganzen Tag gänzliche Windstille.

Unser Schiffskapitän war indessen düsterer Laune und nachdenkend. Als ich ihn um die Ursache befragte, sagte er mir, daß er gestern von einem von Majorca angekommenen Schiffer erfahren habe, daß auf jener Insel gefährliche, ansteckende Krankheiten herrschten; daß der Hafen und die Thore der Stadt gesperrt seien und sich viele Menschen nach Minorca flüchteten; er sagte aber, daß er die Sache übertrieben glaube. Diese Nachricht schlug den guten, fröhlichen Muth der Schiffsgesellschaft nieder; tiefsinnig legte sich Jeder in seinen Winkel, und der Wunsch, bald nach Palma zu kommen, verlor bei den Meisten viel an seiner Lebhaftigkeit. Ich verhehle es nicht, daß diese fatale Nachricht sehr überraschend und wirklich niederschlagend für mich war, weil ich mir die unangenehmen und gefahrvollen Folgen eines solchen Ereignisses nicht bergen konnte; indessen hoffte ich noch mit den Andern, die Nachricht möchte wohl übertrieben sein. Wie gern will man sich nicht immer das Böse vom Halse demonstriren!

Den folgenden Tag verloren wir Iviza aus dem Gesichte. Nachmittags erblickten wir die hohen Gebirge von Majorca, und nach und nach kamen wir zwischen Furcht und Hoffnung dem Lande näher; es fing an Abend zu werden, und auffallend war uns, kein einziges zu- oder abgehendes Schiff in der See zu sehen. Gelazo und Ping major fingen an sich mit dichten Wolken zu überziehen; die zur Düsterheit aufgeregte Einbildungskraft ließ uns nicht mehr in der vor uns liegenden schönen Insel den erwünschten Zweck und das Ende unsrer beschwerlichen Reise erblicken; wie in Trauer stand das in düstern Nebel verhüllte Land vor uns. Wir langten auf der Rhede an und konnten nun mit dem Fernrohre deutlich die gesperrten Pforten von Calatrava und Portillo sehen. Der Hafendamm war menschenleer; es wurde Nacht und die Wachtfeuer fingen rings um die Stadt zu lodern an; Jedermann war traurig, in sich gekehrt, still. Wir hatten die Mündung des Hafens erreicht, als, wider Gebrauch, uns das Sanitätsboot entgegenkam und uns durch das Sprachrohr fragte, wo wir her kämen und ob

wir wüßten, was auf der Insel Neues vorginge. Auf unser Verneinen erfuhren wir, daß die Pest dort herrsche, daß in Sanservera täglich fünfzig Menschen sterben u. s. w; wenn wir uns retten wollten, so sollten wir die hohe See suchen und den Hafen augenblicklich verlassen. Das war ein Donnerschlag für Alle. Wir hatten den letzten Bissen aufgezehrt: auch hätte man uns in keinem andern Hafen mehr aufgenommen, weil die offizielle Nachricht schon an die Regierung und Präfekten der mittelländischen Küste abgegangen war. Zwischen der Wahl, an Hunger oder Pest zu sterben, schien uns das letztere noch vorzüglich, und so gleiteten wir langsam an den einzeln liegenden Schiffen vorbei und liessen den Anker fallen. Als dieser über Bord geworfen wurde, sagte der Kapitän: Herr, erbarme dich unser! — Amen! sagte das Schiffsvolk. Nun waren wir in Palma, am erwähnten Ziel meiner Reise.

Palma.

Es regnete fürchterlich die ganze Nacht hindurch; Jeder hatte sich in einen schützenden Winkel verkrochen, aber Wenige konnten dem Schlafe ein Stündchen Ruhe abgewinnen. Mit Tagesanbruch waren Alle auf dem Verdeck. Um sechs Uhr wurden wir vom Doktor untersucht und erhielten die Erlaubniß, ans Land zu steigen, welches Wenige unter uns von Herzen wünschten, ausgenommen die ihre Familien hier hatten, zu deren Rettung sie gekommen waren.

Ich begleitete die französische Dame bis an ihr Haus. Sie hatte die ganze Reise hindurch stark an der Seekrankheit gelitten, und der Schreck über die Pest hatte sie nun ganz niedergeschlagen.

Die meisten Hauspforten waren zugeschlossen und die Straßen beinahe menschenleer. Es war ein düsterer, regnigter Morgen; mir war bange, nach meinen Freunden zu fragen.

Um mich genauer zu erkundigen, ging ich nach dem Gasthofe eines hier etablirten Franzosen. Seine Frau, welche mit sieben Kindern allein geblieben war, sagte mir, daß ihr Mann vor fünf Tagen mit dem englischen Obersten Shipley, welcher sich mit seiner Familie seit mehrern Jahren in Arta aufhält, nach Paris verreiset wäre. Da erfuhr ich dann, daß mehrere meiner Freunde theils auf dem Lande, andere am Sanitätscordon, und einige nach Mahon geflüchtet waren. Ich verließ nun den Gasthof und bezog eine Wohnung bei einem meiner Freunde. Welche Ueberraschung, als ich ins Zimmer trat? Weinend empfingen mich die guten Leute. Gott im Himmel! in welcher unglücklichen Stunde das so oft gewünschte Wiedersehen! riefen Alle aus. Nach und nach wurde meine Ankunft bekannt; man hatte mich schon früher erwartet; als ich aber über die gewöhnliche Zeit ausblieb, glaubte man, ich hätte die Schreckenspost noch zur Zeit in Barcelona erfahren und deswegen meine Reise verschoben.

Es war herzrührend für mich, so viele gute Menschen zu sehen, die ihrer eigenen Angst und Noth über meinem Unglück vergaßen und so von Herzen mich und meine Familie bedauerten. Unglück und gemeinschaftliche Gefahr verbinden überhaupt die Menschen fester und aufrichtiger als Glück und Wohlleben; nur den Egoisten kann nichts, auch das größte allgemeine Unglück,

Pest, Tod und Verderben seines eigenen Vaterlandes, der Ruin einer ganzen Generation, nicht rühren. Kaltblütig sehen solche Verworfene noch Mittel in der allgemeinen Noth, die zu ihrem höllischen Zwecke führen sollen. Auch Majorca ist Zeuge davon, und hat das Leid, daß auch unter seinen Bürgern solche Scheusale der Menschheit leben.

Auf der südwestlichen Spitze der Insel, zwischen Cap de Pera und Cap Ferrutx, nahe am Meer, liegt ein niedliches Dorf, Sanservera genannt, von achtzehnhundert Seelen bewohnt. Ein dortliegendes Rittergut dieses Namens gab in den sechziger Jahren ihm diesen und sein Entstehen. Die Einwohner lebten meist von Ackerbau mit Pferd- und Schafzucht verbunden; unter ihnen einige wohlhabend, die meisten aber arm und elend, alle roh und in tiefster Unwissenheit. Ihre Felder waren ewige Lehen des Edelhofes und an selben zinsbar; Kirchenzehnten und königliche Abgaben, nebst dem unaufhörlichen Aussaugen der Bettelmönche, zehrten den Schweiß dieser Armen auf; sie ernährten sich noch vor der diesjährigen Aernte mit aus grüner, im Ofen gedörrter Gerste gebackenem Brode.

Hier war es, wo die Pest sich zuerst zeigte. In den ersten Tagen des Maimonats landete an der Küste ein berberisches Schiff (diesen Umstand verschwiegen die Einwohner) mit Korn und Wachs beladen. Das Schiffsvolk, welches diese Artikel einzuschwärzen suchte, hatte mit mehrern Menschen Umgang gepflogen. Während einigen Tagen starben zwei Matrosen vom Schiffe, und die Uebrigen begruben dieselben mit ihren Kleidern im Sande am Seeufer. Ein Müller aus dem Dorfe sah es und gewahrte, daß man einen der Todten mit einem neuen Kaput begraben. Er merkte sich die Stelle, und als Abends das Schiff abgefahren war, ging er Nachts hinaus, grub den Leichnam aus, nahm ihm den Kaput ab und scharrte ihn wieder ein. In wenigen Stunden fiel er krank, den andern Tag starb er, und in wenig Tagen folgten ihm neun Kinder und Hausgenossen, ein Einziger blieb verschont; Niemand wußte noch die Ursache. Die Krankheit fing sich nun rasch zu verbreiten an; man betrachtete dieselbe als ansteckendes Fieber, welches von dem Elende und der ungesunden Nahrung des Gerstenbrodes und gekochten Johannisbrods herrühre. Täglich starben schon fünf bis acht Personen; von den Befallenen heilte Keiner, und doch konnte der Arzt weder die Gesunden zur Vorsicht, noch die Kranken zum Gebrauche der Arznei bereden. Den 19. Mai starben neun Personen und fünfzehn wurden befallen. Der Eigenthümer des Ritterguts, Hr. Antonio Servera, verließ mit seiner Familie in der Nacht das Dorf und kam am folgenden Morgen nach Palma.

Nun erst fing die Sache an Aufsehen zu erregen, und die Regierung wurde aufmerksam; die Gesundheits-Kommission versammelte sich und sandte einen Arzt nach Sanservera, um die Krankheit und die Simptome derselben zu untersuchen. Dieser gab dieselbe für bösartige gastrische Fieber aus; der Arzt des Ortes aber, der brave Doktor Eliteres, erklärte dieselbe geradezu für die levantinische Pest. Dadurch entstand nun ein gelehrter Streit unter der Fakultät und wurden noch lange lange die nöthigen Maasregeln vernachlässigt, durch welche das Uebel in seinem Entstehen hätte unterdrückt oder doch wenigstens auf diesen einzigen Ort

eingeschränkt werden können. Während dieser so kostbaren, verlornen Zeit gingen die Einwohner des verpesteten Sanservera noch frei in den nahe- und fernliegenden Orten, selbst die Hauptstadt nicht ausgenommen, herum.

Zwei Stunden links von Sanservera liegt der schöne, reiche Flecken Arta in einer gesegneten, fruchtreichen Ebene, mit viertausend Einwohnern. Sorglos sahen sie das Feuer der Verwüstung und den Tod unter ihren unglücklichen Nachbarn wüthen; so unaufgeklärt und fanatisch als jene, vermieden sie nicht einmal den täglichen Umgang mit denselben, ungeachtet aller Vorstellungen und Warnungen der Hellersehenden. Allgemeines Gebet riethen die Mönche und der übrige Klerus als das beste und wirksamste Mittel an. Der würdige Bischof hatte befohlen die Kirchen zu sperren; die Geistlichkeit gehorchte nicht der Stimme des weisen Hirten; sie versammelte sich und beschloß, zu Ehren des Patrons der Pest, des heil. Sebastian, ein großes Kirchenfest zu veranstalten. Eine reiche Wittwe bezahlte die dazu erforderlichen Unkosten; vollgepfropft war die Kirche von Menschen, stundenlang im Kerzendampf und Weihrauchqualm; Viele kamen von Sanservera, dem frommen Wesen beizuwohnen, und mit ihnen der Keim der verheerenden Seuche. So verpestete sich Arta.

In den ersten Tagen schon (24 Mai) starben Mehrere, und die Fakultät hatte noch über den wahren Namen und die Eigenschaften der Krankheit nicht einig werden können. Diese Ungewißheit vermehrte die Unordnung und erzeugte im Allgemeinen eine Gleichgültigkeit, die in der Folge so schädlich hätte werden können.

Endlich nahm das Sterben in Sanservera so zu, daß man täglich schon fünfzehn bis zwanzig Todte zählte; die Pestbeulen zeigten sich klar; gelehrte Theorien verloren sich nun mit schrecklicher Gewißheit der Gegenwart und dem bangen Erwarten verheerender, fürchterlicher Zukunft; Angst und Verzweiflung trat an die Stelle sträflicher Sorglosigkeit; und noch entschloß die Regierung sich nicht, das Uebel in ihren offiziellen Schriften beim wahren Namen zu nennen.

Den 27 Mai in der Nacht wurde endlich zu kraftvollen und ernsthaften Maasregeln geschritten. Alle in der Stadt liegenden Truppen marschirten noch dieselbe Nacht aus, um einen Cordon zu bilden und die angesteckte Gegend zu isoliren; das Lazareth von Palma wurde in Stand gestellt, das ausser der Stadt liegende Franziskanerkloster Jesus, des Weigerns der Mönche ungeachtet, zu einem solchen umgeschaffen, die Pforten der Stadt bis auf zwei gesperrt; alle Ortschaften der Insel erhielten die schärfsten und zweckmäßigsten Verordnungen, und die kleinste Uebertretung ward mit Todesstrafe belegt. La Junta superior de Sanidad oder der oberste Gesundheitsausschuß, vom Präfekten der balearischen Inseln präsidirt, nahm, nebst den ordentlichen Mitgliedern, noch andere einsichtsvolle Männer in seine Mitte, unter ihnen den edeln Bischof; zwei Oberrichter, arbeitliebend und thätig, versahen die Stellen als Sekretäre bei den beiden Sektionen, in welche sich die Junta getheilt hatte. Diese nahm nun diktatorische Gewalt an, und die öffentliche Gesundheit wurde als das erste und höchste Gesetz erklärt, in

Folge dessen eine Verordnung an alle Einwohner der Insel erlassen, welche die Pflichten eines Jeden während dieser Krisis festsetzte und die Strafe im Uebertretungsfalle bestimmte. Die Untersuchung und das Absprechen über Sanitäts-Verbrechen wurde einem permanenten Kriegsgericht übertragen; auch die obere Junta erklärte sich permanent. Am 30 Mai erstattete diese offiziellen Bericht an die Regierung in Madrid, an die Präfekten von Valencia und Catalonien, und bat dringend um Geld, Truppen, Munition und Gewehre. Das Abfahren aller Schiffe nach dem Kontinent ward verboten und nur nach dem Lazareth von Mahon erlaubt. In jedem Flecken und Dorfe bildete die Munizipalität eine Gesundheitkommission, welcher angesehene Männer aus der Stadt, welche Güter im Bezirk besaßen, beigesellt wurden; jedes Dorf besetzte mit bewaffneten Bürgern die Zugänge, und ohne Gesundheitschein wurde Niemand eingelassen.

Die von Palma ausmarschirten Truppen waren nach Villafranca, einem acht Stunden von der Stadt entfernten Dorfe, gekommen, wo sie sich sechs Tage lang aufhielten. Am 3 Juni Abends rückten dieselben in den größten Flecken der Insel, Manacor, welcher neuntausend Einwohner zählt, ein. Es war eben Markt und viele Einwohner von Sanservera und Arta waren dahin gekommen, und erst auf Befehl des kommandirenden Obersten wurden dieselben aus dem Orte vertrieben. Den folgenden Tag erkrankte einer der Einwohner, er wurde augenblicklich in ein Haus ausser dem Orte gebracht, wo er in vierundzwanzig Stunden starb. Das Haus wurde abgebrannt, und so blieb Manacor verschont. Die entschlossene, rastlose Thätigkeit des Alcalden hat diesen Ort gerettet.

Die Truppen rückten nun noch eine Stunde vorwärts, wo auf einer vier Stunden sich ins Meer erstreckenden Erdzunge, deren äusserste Spitze Cap Ferrutx und Cap de Pera ausmachen, sich Sanservera, Arta, das Dorf Cap de Pera und S. Lorenzo, nebst einer großen Menge Landhäuser und Maierhöfe befinden; diese Erdzunge wurde nun durch eine sechs Stunden lange Linie, welche Soldaten und Bürger aller Klassen und Stände bildeten, von einem Seeufer zum andern, von dem übrigen Theile der Insel abgesondert, Menschen und Vieh, die sich inner derselben befanden und das Ueberschreiten wagen würden, vogelfrei erklärt, aller Umgang bei Todesstrafe verboten.

Indessen war man allgemein in der fürchterlichsten Ungewißheit, ob sich der Stoff der Ansteckung, der sich durch die leiseste Berührung forrträgt, auch in der Hauptstadt oder andern Orten verbreiten würde. Mit Recht konnte dieses grenzenlose Unglück befürchtet werden, da die Einwohner der angesteckten Orte beinahe einen Monat lang mit allen übrigen Handel und Verkehr trieben.

Den 8 Juni verbot die Junta das Begraben der Todten in den Kirchen oder im Innern der Städte und Dörfer; eine Verordnung, die schon unter der Regierung Karls IV herauskam, deren Befolgung aber die Geistlichen aller Orten und Farben sich jederzeit indirekt widersetzten; besonders waren in Majorca der Luxus der Begräbnißzeremonien und die damit

verbundenen Unkosten auf einen übermäßigen Grad gestiegen, welches für die Familien äusserst drückend, für die Klöster aber eine unversiegbare Quelle groser Einkünfte war. Eine Kommission wurde mit der augenblicklichen Vollziehung dieser Verordnung beauftragt; auch ich wurde zum Mitglied derselben ernannt, und erhielt den Auftrag, einen Plan für den für die Stadt bestimmten Friedhof zu entwerfen. Schon den folgenden Tag wurde mit fünfzig Arbeitern der Anfang gemacht. Die Mönche, welche sich dadurch auf der empfindlichsten Seite, nämlich der ihrer Einkünfte, angegriffen sahen, fingen Umtriebe aller Art an und suchten das ganze Heer des Fanatismus in Bewegung zu bringen. Die Pest wurde als eine Strafe Gottes wegen der Konstitution ausgeschrien; auch politische Ränke kamen ins Spiel; man verbreitete das Gerücht einer nahen Gegenrevolution und mit derselben die Rückkehr in das alte liebe Reich der Finsterniß. Ganz grundlos schien dieses zwar nicht. Die plötzliche, zwecklos scheinende Ankunft eines gewissen Generals und das triumphirende Hohnlächeln der Mönche, die nun durch alle Gassen schwärmten, ward den Gutgesinnten verdächtig und verrieth nur zu klar einen Zusammenhang mit den spätern Ereignissen in Sevilla, Madrid u. s. w. Man nahm Maasregeln, und als der Präfekt Anstalten machen ließ, der Sache auf die Spur zu kommen, ward alles still. Der General C. reisete nach Mahon ab und die Finsterlinge verkrochen sich in ihre Wolfsgruben. Die allgemeine Noth und das Unglück wollten solche Menschen zu ihrem abscheulichen Vorhaben benutzen!

Die Pest wüthete indessen fürchterlich unter den unglücklichen Einwohnern von Sanservera und Arta. Im ersten Orte starben täglich fünfundzwanzig bis dreißig, im andern eben so viel. Die Krankheit hatte sich bis jetzt nur in einige Straßen verbreitet, und der übrige Theil hätte leicht noch gerettet werden können, wenn gesunde Vernunft unter dem Volke geherrscht hätte. Der Johanniter-Commandeur Bañuls von Monferner, ein geborner Franzose, welcher schon mehrere Jahr in Arta lebt, und durch seinen langen Aufenthalt in Malta während der letzten Pest viele praktische Kenntniß erlangt hatte, und Thomas von Villalonga, ein junger, gebildeter Edelmann aus Palma, welcher freiwillig unter diesen Unglücklichen blieb, um ihnen mit Rath und That beizustehen, konnten es mit aller Anstrengung nicht dahin bringen, ihre Vorsichtsmaasregeln von diesen fanatischen Halbwilden befolgt zu sehen. So nahm Unordnung und mit dieser das wüthende Uebel zu.

Auch in S. Lorenzo, einem kleinen, von zwölfhundert Menschen bewohnten Dorfe, welches nur eine Viertelstunde von der Linie entfernt war, zeigten sich Spuren der schrecklichen Seuche. Die Munizipalität und die Gesundheitkommission nahm aber jetzt, so wie die ganze Schreckensepoche hindurch, so zweckmäßige, weise Maasregeln, daß der Ort verschont blieb und in Allem nur fünf Todte zählte. Die Kranken wurden augenblicklich mit der größten Vorsicht in ein eigens dazu bestimmtes Gebäude ausser dem Dorfe gebracht, wo dieselben, so wie diejenigen, die sie abwarteten, genau bewacht, von allen Menschen abgesondert leben mußten.

In dieser Zeit langte die offizielle Nachricht von Hofe an, daß fünf algierische Raubschiffe,

welche die Pest an Bord hatten, aus dortigem Hafen ausgelaufen seien, schon drei dänische Kauffschiffe gekapert hätten und auch gegen spanische Schiffe kreuzen. Dieses Ereigniß und die Nähe der afrikanischen Küste vermehrten den allgemeinen Schrecken und die gegründete Sorge für die daraus entstehenden schrecklichen Folgen. Zwei bewaffnete Fahrzeuge wurden ausgerüstet, um die Küsten zu bewachen; diese erhielten auch den Auftrag, jedes Schiff oder Boot, welches aus den Buchten des eingeschlossenen Bezirks, wo die Pest regiere, auslaufen würde, in Grund zu schiessen.

Die Junta beschäftigte sich nun, das Geld aufzutreiben, welches zu den grossen täglichen Ausgaben erfordert wurde. Alle öffentlichen Kassen wurden zu diesem Behufe in Beschlag genommen, freiwillige Anleihen und Beiträge gefordert. Viele brave menschenliebende Männer haben sich bei diesem Anlasse großmüthig bewiesen. Der gute Bischof Peter Gonzales Vallejo, welcher diese Stelle erst seit sechs Monaten bekleidete, nahm alle für Sanservera zu machenden großen Ausgaben auf sich, und überließ den Unglücklichen seine ihm dort gebührenden Zehnten der diesjährigen, auf der ganzen Insel überflüssigen Aernte. Nicolas Francopulo, ein Grieche, welcher hier als ottomanischer Konsul wohnt, bot sich an, in den verpesteten Orten jeden Dienst zu versehen, und hundert Thaler gab er als freiwilligen Beitrag. die reiche Karthäuser-Abtei von Valdemosa aber gab vier Thaler, und die nicht weniger begüterte der Bernhardiner von La Real sechszehn Thaler! — — Frauenzimmer und andere gute Menschen boten sich an, die armen Kranken in den angesteckten Orten abzuwarten. Das ist wahres Christenthum, durch wahre Tugend und Aufklärung erzeugt. Die patriotische Gesellschaft zeichnete sich besonders aus, und unter ihren Mitgliedern vor Allen Isidoro Pache, ein Römer, seit vielen Jahren als Kaufmann hier angesessen.

Auch aus Catalonien kam Hilfe, meistens zwar Darlehen; für den Mehrtheil derselben verbürgte der brave General Marquis von Vivot, der größte Güterbesitzer von Majorca, seine eigenen Güter. Doch kam auch von dort manche fromme Gabe. Die patriotische Gesellschaft von Barcelona schickte siebenhundert, das Infanterie-Regiment Murcia tausend, und das vierhundert Mann starke Schweizer-Regiment Wimpfen zweihundert und fünfzig Thaler; Offiziere und Soldaten steuerten daran. Der reiche Bischof von Barcelona, Paul Sichar, ein Arragonese, welcher in Majorka, und besonders in Arta, zwölftausend Thaler jährlicher Einkünfte bezieht (unter dem Vorwand, den Armen beizustehen), gab keinen Heller. Der in der Revolution von 1814 so berüchtigte Franziskanermönch Raymund Strauch, in der Zeit des Despotismus theils zum Lohn seiner geleisteten Frohndienste, theils durch sein übel erworbenes Geld zum Bisthum von Vich in Catalonien erhoben, dieser Mann, der so Vieles den nur zu gutmüthigen Majorkanern zu verdanken hatte, blieb taub gegen alle dringenden Aufforderungen zur Mildthätigkeit, die der Präfekt von Barcelona wiederholt an ihn ergehen ließ; er bezieht fünfzehn- bis zwanzigtausend Thaler Einkünfte, und hat das Gelübde der Armuth beschworen und Gott zum Zeugen dabei angerufen!

In dem unglücklichen Sanservera und in Arta wüthete indessen die Pest fürchterlich fort; die Zerstörung nahm mit jedem Tage zu; bis vierzig Personen starben täglich im ersten Orte, vierzig bis sechszig im andern. Man verzweifelte beinahe an aller Hilfe; die brutale Halsstarrigkeit der niedern Volksklassen in Verschmähung aller Hilfsmittel und Vorsichtmaasregeln vermehrte das Uebel und vereitelte die weisesten, zweckmäßigsten Anstalten. Darum wurden viele von den angesteckten Orten entfernte, isolirt stehende Landhäuser befallen und die Bewohner Opfer ihres Eigensinnes. Die Junta verordnete, daß alle in Palma sich befindenden Militärs, alle retirirten Offiziere und Soldaten der ganzen Insel nach dem Cordon marschiren sollten; das Regiment Landmiliz, siebenhundert Mann stark, wurde eilends einberufen und dahin beordert; eben so eine halbe Batterie leichter Artillerie und eine Kompagnie freiwilliger Reiterei, welche der Bruder des Präfekten befehligte, verstärkten die Linie, von welcher die ganze Insel, und selbst der Kontinent sein Heil erwartete. Das Oberkommando, sowohl in militärischer als politischer Hinsicht, wurde mit diktatorischer Vollmacht dem Brigadechef Don Thomas von Veri, einem einsichtsvollen und thätigen Manne und reichen Gutsbesitzer der Insel, übertragen. Er war zugleich Mitglied der obern Junta. Diese ernannte mich auf seinen Vorschlag zum Obersekretär der Generalinspektion und des Kommandos des Cordons. Am 16 Juni reiseten wir ab und übernachteten in Manacor, wo der Generalkommandant die Munizipalität zusammenberufen ließ und vorläufige eingreifende Maasregeln anordnete. Die Nacht hindurch arbeitete ich am Entwurf eines vollständigen Organisationsplans. Früh um vier Uhr reiseten wir nach der Linie ab. Der bis dahin kommandirende Oberst Ferrer, ein redlicher, verdienstvoller Mann, übergab das Kommando und reisete ab. Ich übernahm das Sekretariat mit zwei Untersekretären und sechs Schreibern. Die uneingeschränktesten Vollmachten, welche dem Generalkommandanten ertheilt worden, waren auch mit der größten und ausschließlich auf ihn fallenden Verantwortlichkeit verbunden.

Das Generalquartier wurde in einem elenden Bauernhause im Zentrum hinter der Linie genommen, diese den folgenden Tag gemustert und alle Maasregeln getroffen, um dieselbe undurchdringlich zu machen und die genaueste Ordnung einzuführen. Die ganze Linie wurde in Divisionen, und diese in Sektionen, von Offizieren befehligt, eingetheilt; von hundert zu hundert Schritten wurden Baraken eingerichtet oder Gezelte aufgeschlagen; Tag und Nacht von dreißig zu dreißig Schritten Schildwachten gehalten und unaufhörlich patrouillirt; des Nachts mußten Wachtfeuer auf jedem Posten unterhalten werden; große Haufen von Reiswellen wurden in Bereitschaft gehalten, um im Falle eines Alarms dieselben anzuzünden, so daß man auf sehr weit hell vor sich sehen konnte. Später wurden alle fünfhundert Schritte die vor der Linie stehenden Bäume niedergehauen und damit Verhaue gebildet. Diese Distanz durfte bei Todesstrafe Niemand, weder von der einen, noch von der andern Seite, betreten; das sich darauf treffende Vieh wurde niedergeschossen, und auf jeden Menschen, der sich näherte, augenblicklich gefeuert. Eben so durfte auch das dort stehende oder schon geschnittene Korn nicht

eingeärntet werden. Alle inner diesem Bezirk stehenden Häuser wurden abgebrannt und die Brunnen zugeworfen.

Im Zentrum der Linie wurden zwei Barrieren errichtet und mit doppelten Wachten versehen; ein Offizier war eigens beauftragt, die Korrespondenz abzuholen und abzugeben, auch Lebensmittel und Arznei wurden durch diesen einzigen Kommunikationspunkt an die verpesteten Orte gesendet; ein Lazareth wurde hinter der Linie errichtet, um die erkrankenden Soldaten eher darin zu beobachten, als dieselben in das in Manacor errichtete Spital zu schicken.

Rückblick auf Leben und Streben in der Schweiz im Jahr 1820.

(Beschluß.)

Pestalozzi's Stiftung in Yverdun.

An das mannigfaltige Gute, welches durch verbundene Kraft mehrerer Bürger erstrebt wird, schließt sich noch das wohlthätige Bemühen einzelner edler Männer für das Beste der Menschheit und des Vaterlandes. Die Schweiz ist an solchen nicht arm. Wir wollen hier nur an die Bemühungen des greisen Pestalozzi, an Fellenbergs Stiftungen, an Kasthofers Versuche zum Anbau der hohen Alpen erinnern.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Anstalten Pestalozzi's zu Yverdun hat der Urheber derselben noch neulich selbst öffentlich gesprochen.*) Wir wollen seine Worte nicht wiederholen, sondern es möge statt dessen hier das Schreiben eines, wie es scheint, sehr unbefangenen Augenzeugen stehen, der die Anstalten beobachtete. Es lautet also:

„Ich habe Hrn. Pestalozzi wieder gesehen. Es ist dreißig Jahre, daß ich sein Lienhard und Gertrud gelesen und in ihm den Zeitmaler des Volksgeistes, in dem er lebte, aber auch den Mann erkannte, der wie ein Maler lebte und Kopf und Herz mehr bei seinem Pinsel als bei den Menschen hatte. Er trug offenbar sein Gemälde von der Menschheit und seinen Willen für die Menschheit mit einem ausserordentlichen Mißverhältniß der Kraft, das für die Menschheit wirklich zu thun, was er glaubte, daß für sie gethan werden müsse, in sich selbst, und er täuschte sich auch, wie ich wenige Menschen sich selber täuschen gesehen, und machte sich selber und die Seinigen mit dem besten Herzen so unglücklich, wie ich wenige Menschen mit gutem Herzen sich selbst und die Seinigen unglücklich machen gesehen; auch war das Urtheil, daß er für das wirkliche Leben ein unbrauchbarer Mensch sei, in seinem Vaterland allgemein, und ich theilte es zwar mit Bedauern, aber doch unbedingt mit seinen Zeitgenossen.

*) In seiner Schrift: Ein Wort über den gegenwärtigen Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen und über die neue Organisation meiner Anstalt, von Heinrich Pestalozzi. Zürich und Iferten 1820.

Mein Erstaunen war nicht gering, als ich ihn vor etwa zwanzig Jahren plötzlich mit Lob und Ehre an der Spitze einer sehr bedeutenden Erziehungsanstalt sah; ich konnte nicht begreifen, wie Pestalozzi und ein Haus, das auch beim schlechten Erfolge am Ende doch regiert sein muß, zusammenkommen konnten, und hielt die Erscheinung für nichts anders als für eine Verirrung des damaligen Revolution-Schwindels, der mit der allgemeinen Ohnmacht, mit der solche Schwindel enden, auch sein Ziel finden werde. Es zeigten sich auch gleich im Anfang Symptome, die sehr klar aussprachen, daß ein Pestalozzi an der Spitze des Etablissements sei. Doch schien ihm einmal etwas gerathen zu wollen. Es schien nicht bloß, er habe sich diesmal nicht betrogen, es schien ihm wirklich ein genialischer Streich gelungen zu sein, und eine Menge Menschen, die die Sache näher sahen, sahen sie als einen Versuch, das Einmaleins, die Winkel, das Viereck u. s. w. zu anatomiren, an. Da aber diese Ansicht in dem damaligen Zustand und dem damaligen Stand der Erziehung einige ausserordentliche Resultate hervorgebracht, liessen einige literarische Bewunderer sich dahin lenken, man werde auf diesem Wege alle krumme Hölzer in der Erziehung gerade machen können, — ein zu weit gehendes Vorurtheil bemächtigte sich zu Gunsten der Sache, sie war eine Weile das Tagsgespräch; die Zeit, das Lob und der Versuch waren äusserst übertrieben, und die größten, anmaßlichsten Lobredner gingen von denen selbst aus, die, anstatt Alles zu loben, die Sache mehr fortentwickeln und bearbeiten sollten. Das Haus sah sich gezwungen auf Scheinhöhen festen Fuß fassen, und fing in diesem Zustande bald an, mehr dafür zu sorgen, sich im Scheinglanz dieser Schwindelhöhe zu erhalten, als dafür, das Fundament seines Ruhms selber mit der Sorgfalt und dem Nachdruck zu bearbeiten, der den Umständen angemessen war.

Die Folgen davon waren natürlich: der Scheinruhm zog die Aufmerksamkeit Aller, die ihren Ruhm vom Scheinruhm eines Andern nicht gern verdunkelt sehen wollten, mit Gewalt auf sich, und die Fehler und Lücken fielen in dem Grade mehr auf, als die Aufmerksamkeit rege gemacht und gereizt ward. Die Tadler übertrieben jetzt bald ihren Tadel, wie die Lobredner ihr Lob. So stand das Haus bald zwischen Lob und Tadel, wie zwischen Thür und Angel, von beiden Seiten gedrückt; hier in die Lüfte gehoben, dort mit Füßen getreten, verlor es allmälig die Unschuld, die Reinheit und die Kraft seiner ersten Erscheinung. Zu weit gehende Anmaßungen für seine Ehre lähmten die Anstrengung für seine Kraft. Rechthaberei vergiftete allmälig das Gefühl des Rechts, von dem es ausging, und verwandelte sich in ein Gefühl des Kriegsrechts. Man ward von vielen Seiten mit Unrecht angegriffen, und wollte auch von keiner Seite Unrecht haben. Büchersstellen für und wider Pestalozzi waren eine Weile der beste Artikel im Buchhandel und verderbten wahrlich die reinern und bessern Ansichten im Erziehungswesen in einem hohen Grade. Der Kampf ausser demselben lenkte den Streit des Hauses zum Schutz einer unreifen Sache mit Leidenschaft und stellte allmälig die Sache des Hauses in sich selbst still. Zu den übel geführten Streitigkeiten von Aussen gesellte sich jetzt ein Krieg im Innern des Hauses, der Jahre lang in Gestalt einer babylonischen Verwirrung

in demselben wüthete und den Untergang jedem Unbefangenen unausweichlich in die Augen fallen machte; so daß schon vor mehr als zehn Jahren Männer von Einsicht den Zustand des Hauses von Jahr zu Jahr wiederholt aussprachen: Es sei ein Wunder, daß es noch stehe.

Indessen war in der Grundidee der Elementarbildung, die das Haus vereinigte, ein solcher Grad von Tiefe und Wahrheit, daß mitten durch das Chaos, in dem diese bald durch den Koth gezogen, bald in die Lüfte gehoben wurden, dennoch immer ein Strahl ihres Lichtes und ihrer Kraft durchschimmerte, der edlere Menschen ergriff und sich an vielen Kindern in einem hohen Grade erprobte, so daß, so offenbar und so sehr das Haus auch wirklich serbte, es sich doch immer noch zusammenzuhalten vermochte.

Endlich schien es aber doch brechen zu wollen. Die innern Zerwürfnisse des Hauses stiegen schon seit etwa sechs Jahren auf einen Grad und wurden in ihren Aeusserungen so grell, daß bald keinem Menschen darin mehr wohl war und die Glieder des Hauses die Auflösung desselben nicht nur als nothwendig, sondern als wünschbar erklärten. Auch verließ seit dieser Zeit ein Lehrer nach dem andern das Haus, und durch die ganze Schweiz und Deutschland kamen so beissende Augenzeugen, die in hundert und hundert mündlichen Aussagen eine Beschreibung von dem Hause machten, wie in Gutsmuths Bibliothek (1 Bd. 3 Stück 1817) gedruckt zu lesen ist. Es war viele Wahrheit in dem, was die Leute sagten; aber über die eigentlichen Ursachen und die Schranken dieser Wahrheit und des Guten, das neben denselben auch da war, und mitten im Chaos des Verderbens desselben ausser dem Hause, im Innern desselben Wurzel schlug, schwebte Jahre lang ein tiefes Dunkel. Es war dem Hause selber wirklich zu einem verschlossenen Buche geworden, und es war im Innern des Hauses, so wie im Aeussern, nur eine Stimme: Es ist aus, es ist Alles aus.

Es ist unglaublich, wie lange dieser Zustand dauern konnte. Pestalozzi war durch das Entsetzen desselben auf das Aeusserste und auf den Punkt gebracht, völlig ein Narr zu werden. Aber sein Wahnsinn, von dem ich jetzt bestimmte Thatsachen in Händen habe, ward im Hause mit Sorgfalt verschwiegen, und kam nur als ein momentanes Nichtwohlbefinden ins Publikum. Man brachte Pestalozzi auf den Jura, wo er sich unglaublich schnell herstellte, und in der Epoche seiner größten Verwirrung war auch die Epoche der anfangenden Wiederherstellung des Hauses. Man sah auch ausser dem Hause, daß eine Möglichkeit seiner Rettung vorhanden sei. Man bot ihm von mehrern Seiten Geld an; aber die Rettung des Hauses forderte mehr als Geld. Es forderte aber immer Hilfe, und die Geldhilfe, die die Selbständigkeit des Hauses gefährden konnte, ward in der Noth abgelehnt. Pestalozzi konnte und sollte das thun. Er hatte jetzt einen Mann an der Hand, über den ich, da ich ihn nur wenige Tage gesehen, kein allgemeines Urtheil wage, aber über den ich doch soviel sagen kann, daß er Pestalozzi in Umständen rettete, in denen kein Mensch diese Rettung mehr möglich glaubte, und daß er das mit einer Sorgfalt und mit einer Kunst durchsetzte, deren in seltenen Fällen nur ein ausserordentlicher Mann fähig ist. Es schien in seinen Umgebungen allgemein, als ob er die Zer-

würfnisse des Hauses noch selber steigere und als ob er selbst die größte Ursache davon sei; aber indem er nicht ihren Erscheinungen, sondern ihren Ursachen entgegen arbeitete, machte er keimende Eintracht sich da entfalten, wo die überreifen Früchte der Zwietracht schon faulend vom Baum fielen.

Ich kann in diese merkwürdige Epoche des Hauses von Zeit zu Zeit nachweisen, was in demselben vorging, und vernahm von Vierteljahr zu Vierteljahr immer bestimmter, daß die Geldnoth des Hauses sich mindere; daß sein Zutrauen sich mehre; daß von Neuem Männer von Einsicht und Achtung sich darin ansiedeln; daß gebildete Männer, unter andern die russisch-kaiserlichen Zöglinge, einen längere Zeit dauernden Aufenthalt in seinem Hause hatten, und viele andere Umstände der wachsenden Achtung, die des Hauses Zuverlässigkeit beurkundete.

Indessen änderte sich das entgegengesetzte Urtheil von dem Zugrundegehen des Hauses noch gar nicht; im Gegentheil, ein fortdauernd allgemeines und hartnäckiges Verdammungsurtheil über dasselbe schien Wurzel gefaßt zu haben; aber doch blickte eine Art Sorgfalt durch dieses Urtheil hindurch; es wollte Niemand gar gern mit seinem Namen zu diesem Urtheile stehen, und viele sich so heißende Augenzeugen der Fehler des Hauses und der Menschen nahmen ihre Worte beinahe zurück, sobald man nur winkte, auf ihr Wort hin weitern Gebrauch von ihren Nachrichten machen zu wollen. Indessen publizirten Pestalozzi und Schmid Reden, die den großen Kontrast mit dem machten, was man über das Haus herumtrug; Ankündigungen von Stiftungen, die über Pestalozzi's Grab hinaus wirken sollten, Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen nach seinen Grundsätzen, und eine durch diese Anstalt schon bewirkte Reorganisation des Hauses: das alles waren Sachen, die sich mit dem fortdauernd sich verbreitenden Gerücht über den bettelhaften Zustand des Hauses, mit seiner namenlosen Verwirrung, mit dem vollkommenen Verschwinden aller ehemaligen Zwecke, Mittel, Kräfte und Bestrebungen Pestalozzi's und seines Hauses durchaus nicht vereinigen ließen. Nicht nur ich, mehrere Männer, die bisher diesem Gerücht mit völligem Glauben beistimmten, fingen jetzt doch an, demselben mit Bestimmtheit zu widersprechen. Wir fühlten Alle, so kann doch ein Haus nicht offenbar von sich selbst, so kann Pestalozzi nicht von sich selbst lügen. Es drang mich, ich müsse Iferten sehen, und sage dir jetzt mit Bestimmtheit, das Haus mag in großer Verwirrung gewesen sein; es ist es aber nicht mehr.

Es lebt unter den Kindern ein allgemein rege gemachtes Selbstgefühl, es zeigt sich in allen Klassen eine Lebendigkeit, eine Anstrengung, und hinwieder eine gebildete Denkkraft und logische Fertigkeit, die ich nirgends also gesehen, und ich sah Kinder aus der Armenanstalt, die noch nicht zwei Jahre im Hause waren, im Englischen, im Französischen und im Deutschen, in Zahl und Form, in logischen Uebungen und im Zeichnen Unterricht, und zwar nicht bloß Kindern, sondern auch erwachsenen Personen, ertheilen; sie thaten dieses mit einer Gewandtheit und mit einem savoir faire, die mich in Erstaunen setzte. Pestalozzi's Anstalt ist jetzt dafür berechnet, sein Haus und seine höhern Zwecke ohne alle Mithilfe von Menschen, die nicht in den Grundsätzen

des Hauses erzogen und die Fertigkeiten seiner elementarischen Mittel sich nicht vollkommen eingeübt und habituell gemacht haben, unabhängend zu machen. Erreicht er dieses Ziel, kommt er dahin, eine bleibende Pepiniere von solid gebildeten Erziehern zu begründen, so bricht er die Bahn, einem Zeitbedürfnisse abzuhelfen, das die große Zeitwelt noch nicht genug kennt.

Was aber für den alten Mann persönlich wichtig und für ihn schon wirklich erzielt ist, ist dieses, dahin gekommen zu sein, in seinem Hause das nicht mehr thun zu müssen, was Andere besser können und was er manchmal wirklich schlecht macht. Er hat auch das mit seinem Karakter Unverträgliche, regieren zu müssen, endlich von seinen Schultern geworfen. Er arbeitet jetzt fast ununterbrochen an der neuen Ausgabe seiner Schriften, und besonders an seinem Lieblingsbuche Lienhard und Gertrud. Er sucht die tiefern Resultate seines Lebens und seiner Erfahrung und das Bestimmte und Eigentliche seiner pädagogischen Ansichten vorzüglich in diesem Buche niederzulegen. Dann beschäftigen ihn auch sehr Versuche, durch mnemonisch und psychologisch geordnete Unterrichtsmittel die Erlernung der lebenden und todten Sprachen zu erleichtern. Er ist ganz für diese Sprachversuche eingenommen, und ich muß gestehen, die Originalität einiger Proben, die ich gesehen, ruhen auf Bizarrem; aber in jedem Fall wird auch sein diesfälliger Versuch Merkwürdiges liefern.

Auf seine Anstalt wirkt Pestalozzi, ohne irgend eine Besorgung eines wirklichen Lehrfaches, durch väterliche, oder vielmehr durch jugendliche, brüderliche Näherung gegen seine Zöglinge; kindlich, herzlich, oft launig und scherzhaft, zu Zeiten auch wehmüthig spricht er ihre Herzen an, und seine Kinder hängen an ihm, sprechen den Vaternamen gegen ihn unter kindlicher Herzlichkeit aus, wie ich ihn noch keine Kinder gegen einen fremden Mann habe aussprechen hören. Er hofft Alles von A. und S, und hat zu mir gesagt: „Wenn ich sterben muß und noch mißkannt bin, so werden diese für mich zeugen," und ich glaube, auch sicher für ihn zeugen. Die neue Ausgabe seiner Schriften wird für ihn zeugen. Wenn Lienhard und Gertrud einst vollendet sein wird, so wird das Wort: er habe sich selbst überlebt und sei unter sich selber versunken gewesen, wieder bei Vielen, die es ausgesprochen haben, verstummen.

Pestalozzi ist ein eigener Mensch; man mag ihn und sein Haus ansehen wie und von welcher Seite man will, so ist er originell. Das Wesentlichste aber, worin seine Originalität sich ausspricht, ist die Vereinigung seines Hauses zu einem Ganzen, worin Reich und Arm, Knaben und Mädchen als ein vollendetes Ganzes behandelt werden. Es ist äusserst interessant, sein Urtheil: worin der Reiche und der Arme, der Knabe und das Mädchen gleich und worin sie ungleich behandelt werden müssen, und wie durch die gleiche und ungleiche Behandlung im Zusammenleben von Beiden ihre Kräfte gegenseitig benutzt, gestärkt und gebildet werden. Er fand in seiner Zusammensetzung des Hauses von Anfang an, und besonders in den letzten Zeiten, in Rücksicht auf die Aufnahme armer Kinder in die Anstalt und in Rücksicht auf die Mischung der Knaben und Mädchen, deren Nebeneinanderwohnen doch so sehr in der Natur

liegt, daß es durch genügsame und wohlgeleitete Thätigkeit ohne Widerrede unschuldig und ungefährlich gemacht werden kann.

Die bösen Gerüchte über Pestalozzi's Haus und sogar ihre lange Dauer finden im Widerwillen früherer Theilnehmer ihren Grund und in einem völligen Stillschweigen von Seiten Pestalozzi's über diesen Punkt. Es ist mir jetzt Alles klar, und auch ein Erziehungshaus, dem nicht wesentliche Fundamente der Erziehung selbst durch eine wohlgeordnete Thätigkeit, die ein Haus hat, fehlen dürfen, könne ohne Widerrede auf diesem Wege unschuldig und ungefährlich gemacht werden. Aber nun einmal thuts Niemand, und die Idee selbst, Reich und Arm, Knaben und Mädchen in einer Erziehungsanstalt, ist selbst in der schlechtesten das schwarze Thier, vor dem sich die ganze Erziehungsherrschaft behütet, segnet und kreuziget, und neben dem spüren gewisse Pädagogen, daß, wenn sie es auch so machen wollten, sie es nicht könnten; und wo kann etwas Gutes sein, das sie nicht können?

Bei allem Guten, welches das Haus hatte, war mir ebenfalls klar geworden, daß dasselbe durch eine allgemeine Unbehilflichkeit entstanden und zusammengesetzt war, besonders da, wo die ökonomische Sicherheit und Ordnung hätte geltend gemacht werden sollen. Oekonomische Interessen schienen sich am Ende in Pestalozzi's Umgebungen gemischt zu haben, und Pestalozzi, der dieses Interesse kaum dem Namen nach kannte, sah sich umlagert von demselben und auch über diesen Punkt beinahe zur Verzweiflung gebracht.

Es handelte am Ende sich zwischen Sein und Nichtsein, und der Mann, den er in dieser Lage bedurfte, mußte der Umlagerung des Interesse für Pestalozzi eine feste und ernste Spitze entgegenstellen. Es wurde ein verborgener Krieg geführt und mit innerer, beispielloser Erbitterung gefochten; das Recht siegte; viele der Geschlagenen durften nicht einmal sagen, warum man sich schlug; aber sie streuten die wunderbarsten Gerüchte über ihre Auflösung aus und schämten sich die Wahrheit zu sagen, und Pestalozzi's übertriebene Güte machte bis jetzt ihnen einen solchen Rückzug möglich. Zu wünschen ist aber, daß dieser Edle hinter seinem Rücken nicht länger mehr mit Weibergeschwätz verfolgt werde und ihm wenigstens die Ehre widerfahre, in dieser Ansicht männlich behandelt zu werden. D.

Die Erziehungs-Anstalten zu Hofwyl.

Die Fellenbergischen Anstalten zu Hofwyl, die vielbesprochenen, von Reisenden aller Art vielbesuchten, blühen noch in ungeschwächter Kraft fort. Lange waren sie in ihrem Wesen und Werth nirgends weniger anerkannt, als in ihrem eigenen Vaterlande, wie das so gewöhnlich ist. Jetzt weicht auch hier das Vorurtheil, und Söhne der achtungswürdigsten Schweizerfamilien empfangen hier neben Jünglingen aus den verschiedensten europäischen Ländern ihre Ausbildung.

Man hat in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich mancherlei schiefe Vorstellungen über diese Stiftungen gehegt, weil man nicht immer ihre Gesammtheit, sondern gewöhnlich

ihre einzelnen Theile ins Auge faßte, oder weil man sich einbildete, in jedem Einzelnen solle etwas Ausserordentliches, vorher nie Dagewesenes geleistet werden. Nun aber fand man, die Art, wie hier die Jugend der höhern Stände in Wissenschaften unterrichtet wird, sei zwar an sich trefflich, aber auch anderer Orten wenigstens eben so gut. Die hiesige Armenschule sei in der That musterhaft, aber man finde auch anderswo Aehnliches; die Grundsätze der hiesigen Landwirthschaft seien an sich sehr richtig, aber sie können nicht überall so angewendet werden, wie auf den Hofwyler Gütern. Man glaubte daher, es sei mit dem Worte Musteranstalt überall zuviel Prahlerei getrieben. Allein nicht die neuen und verbesserten Ackergeräthschaften, nicht die Behandlung der Felder, nicht die besondere Weise des hier den Jünglingen aus höhern Ständen oder armen Kindern ertheilten Unterrichts machen das Große der Sache aus, sondern die Idee, welche das Ganze umfaßt.

Fellenberg, als Zeitgenosse der ungeheuern Weltbegebenheiten, deren Zeugen auch wir sind, sah auf die Urquellen des allgemeinen Unfriedens hin, welcher die Völker quält und Staatsverfassungen und Reiche erschüttert und verwandelt. Er erkannte als eine der vornehmsten dieser Urquellen, die unvollkommene Bildung und Erziehung der Jugend bei den Nationen. Unstreitig ist in Europa für den Unterricht der mittlern Volksklassen am besten überall gesorgt Daher findet man in diesen die größte Masse der Einsichten, Kenntnisse und entwickelten Geistesanlagen vereint. Hingegen ist von der einen Seite die Bildung der höhern Stände oft nur allzusehr versäumt und ausser Verhältniß zur Bildung der mittlern Volksklassen; von der andern Seite erblickt man die unterste, ärmere Volksklasse verwahrloset, in Rohheit und Unwissenheit untergegangen. Dadurch ist das Gleichgewicht des Geistigen, das heißt des Wesentlichen in den Nationen, gänzlich zerstört worden. Denn die Ueberlegenheit des Geistes sollte bei denen sein, die droben herrschen. So lange hoher Adel und Priesterschaft vorzugsweise im Besitz der Einsicht und Kenntniß waren, hatten sie unangefochtene Herrlichkeit, und man erlebte höchstens Hofrevolutionen. Sobald nach den mittlern Jahrhunderten die Wissenschaften neu aufblühten, begann das große Hervorstreben der mittlern Volksklassen, die am Genuß und Erweitern der Wissenschaft den meisten Theil nahmen. Eine nothwendige Folge davon mußte die Erschütterung der kirchlichen Macht und der Abfall eines großen Theils der Völker von der Gewalt des römischen Stuhls sein. Fernere unausbleibliche Folgen von der fortgeschrittenen Geistesbildung des Bürgerstandes, zu welchem wir auch den untern Adel, die Pfarrgeistlichen und die wohlhabenden Landleute zählen müssen, sind die Staatsumwälzungen, welche seit ungefähr einem halben Jahrhundert begannen und immer zahlreicher zu werden drohen.

Man kann sich einen großen Theil der Tagserscheinungen aus diesem Mißverhältnisse der Geistesbildung bei den verschiedenen Volksklassen erklären. Es wird daraus einleuchtend, warum z. B. häufig in bürgerlichen Unruhen die Genossen der höhern Stände mit dem unwissenden rohen Pöbel gemeine Sache machten zur Verfolgung des gebildetern Theils der Nation; oder

warum man gegen Volksaufklärung, Preßfreiheit u. s. w. so anhaltend eiferte, das goldene Mittelalter pries, Klöster herstellte, Jesuiten rief u. dgl.; oder warum man (während sich die Natur der Nationen dagegen sträubte) an dem, was nun einmal dastand, so mangelhaft es auch sein mochte, festzuhalten, wo möglich in noch frühere Zustände zurückzukehren ermahnte.

In der That bleiben zur Herstellung der alten Völkerruhe nur zwei Wege übrig: entweder muß durch alle ersinnliche Kunstmittel das im Mittelstande vorhandene Licht wieder ausgelöscht und dem höhern Stande allein bewahrt werden; — oder es muß durch bessere Erziehung der obersten Klassen und durch Veredlung der untersten wieder Ausgleichung Aller bewirkt werden, indem man bei jenen das Verderbniß der Grundsätze und die Beschränktheit der Ansichten, und bei diesen die geistige Verwilderung und sittliche Versunkenheit endet. — Aber den Mittelstand in Erkenntniß und höhern Geistesbedürfnissen wachsen lassen, und dabei die bisherbestandenen, ganz andern Gesittungsstufen angemessenen, Formen des bürgerlichen und staatsthümlichen Lebens festhalten wollen, ist baarer Widerspruch, eitles Versuchen, und beurkundet nur den Kurzblick derjenigen Staatsmänner, die dergleichen anrathen möchten. Sie verhindern nicht, sondern sie machen die Revolutionen.

Was aber den ersten der vorgeschlagenen Wege betrifft, um die innere Ruhe der Völker herzustellen, nämlich alles Licht des Mittelstandes wieder auszulöschen, haben ihn die neuesten Erfahrungen als sehr unannehmlich dargestellt. Spanien, Neapel, Sizilien und Portugal gaben in dieser Rücksicht furchterliche Lehren. Werden auch diese Lehren verachtet oder falschverstanden, so genade Gott unserm Welttheil. Denn wo war mehr und kräftiger für Unterdrückung des sogenannten Zeitgeistes, für Aufrechthaltung der ehemaligen innern Verhältnisse gethan, wie sie im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bestanden hatten? Wie der dreiköpfige Cerberus sein Elysium, bewachten dort Inquisition, Bajonet und Zensur in Todtenstille die alte Ordnung der Dinge. Nur die Großen des Hofs und die Priester hatten das Recht zu reden. Ein Wink des Zepters, und alle Wünsche, alle Seufzer schwiegen. Die Einsichtvollern stellten sich unwissend, die Sehenden sich blind, die Beredten sich stumm. — Was war die Folge? Es kam ein Augenblick, und Alles warf die Maske ab, und die betrogenen Männer am Staatsruder sahen sich furchtbar enttäuscht.

Fellenberg erkannte die Wichtigkeit des andern der Rettungswege: verhältnißmäßigere Bildung der höhern und der untersten Volksstände für ihre verschiedenen Bestimmungen. Seit zwanzig Jahren strebte er, als unabhängiger Mann, als Bewohner eines Bundesstaats, welcher durch die Natur seiner Verfassungen und durch die Gewährleistungen der größten Mächte, von den Interessen und Zwiespalten und Verwirrungen der übrigen Reiche abgeschieden steht, sein Urbild von dem, was jeder Staat für sein Wohl zu thun habe, in das Wirkliche aufzustellen. Und mußte er auch überzeugt sein, daß dasjenige, was er zuletzt leisten mochte, an sich selbst nicht dem ungeheuern Uebel abhelfen könne, an welchem Europa erkrankt ist, durfte er doch wenigstens hoffen, im engern Raume eines bescheidenen Landguts dasjenige im verjüngten

Maasstabe auszuführen, was ganzen Staaten, aber in vertausendfachten Zahlen, noth thue und zu wünschen sei. Der Gedanke und das Unternehmen wäre eines der gepriesenen, menschenfreundlichen Weltweisen des Alterthums würdig gewesen. Und nur aus diesem Gesichtspunkt genommen, können die Anstalten zu Hofwyl jedem Staatsmanne bedeutsamer, als ähnliche andere, sein, und Musteranstalten genannt werden.

Landbau und Viehzucht sind die bleibendste Grundlage des Nationalwohlstandes, — darum zu Hofwyl die landwirthschaftlichen Anstalten. Zur Veredlung des Landbaues ist bessere Bildung der ärmern Volksklassen für ihren Beruf unumgänglich nothwendig, — darum die Armenschulen zu Hofwyl. Reichthum an Kenntnissen und Geistesüberlegenheit allein kann den obern Ständen im Staat Würdigkeit für ihre Bestimmung geben und ihre Stellung sichern, — darum die Erziehungsanstalten zu Hofwyl für Söhne aus großen und reichen Häusern.

Die Anstalten zur Lösung dieser drei verschiedenen Aufgaben sind in sich selbst mannigfaltig, in ihrer Aufstellung und gegenseitigen Verbindung sorgfältig berechnet, zum Theil ihrer innern Vollendung nahe, zum Theil noch in ihrer allmäligen Entfaltung begriffen. Hier aber ist keineswegs Ort noch Zweck, ein Abbild jeder Einzelnen zu geben und sich in Einzelnheiten zu verlieren. Ohnehin ist eben dies schon von vielen Andern gethan.

Nur soviel muß doch im Allgemeinen davon erinnert werden, daß Fellenberg vollkommen der Mann war, das Unternehmen auszuführen, welches er entworfen hatte. Er vernachlässigte, indem er nur den Zweck und das ihn belebende Urbild des Ganzen vor sich hatte, nie den auch unscheinbarsten Theil des Ganzen, und vergaß, indem er seine volle Aufmerksamkeit dem Vollenden des vereinzelten Gliedes, vielleicht einer Nebensache weihte, nie deren Beziehung und Werth für das Ganze.

Zu den landwirthschaftlichen Anstalten gehören verschiedene Einrichtungen und Anordnungen, welche durch Berichte und Beurtheilungen von Reisenden bekannt genug sind. Hieher gehört auch die Werkstatt zur Verfertigung der verbesserten Ackergeräthe, und zwar solcher, deren Güte die Erfahrung bestätigt hat. Die Werkstatt arbeitet nicht nur für die Bedürfnisse seines Landguts, sondern auch, um zahlreichen auswärtigen Bestellungen Genüge zu leisten. Sie begnügt sich damit nicht. Sie sucht das Erfundene zu vervollkommnern und das noch Wünschenswürdige zu erfinden. Auf ähnliche Weise ist das Fellenbergische Landgut nach erprobten landwirthschaftlichen Grundsätzen behandelt und jede Stelle Bodens in ihrem Verhältniß aufs Beste benutzt, zugleich aber immer ein Theil des Erdreichs neuen Versuchen gewidmet, um in diesem wichtigen Gebiet menschlicher Kenntniß die Erfahrungen zu vervielfältigen.

Ich will es gern glauben, daß diejenigen Recht haben, welche behaupteten und mit Nachrechnungen bewiesen, Fellenberg habe, um seine Güter in diesen Stand zu setzen, mehr Geld aufgeopfert, als sie je durch ihren Ertrag wieder erstatten können. Ich will auch ihren Rath für weise halten, daß man keinem Landwirth solch ein Beispiel zur Nachahmung empfehlen

dürfe, wenn er sich nicht zu Grunde richten wolle. Allein Fellenberg, als er die Gründung seiner Anstalten unternahm, als er sie schon sah, ehe sie waren, wie sie sein sollten, durfte nicht nach gewöhnlicher Weise der Landwirthe rechnen. Eine Musterschule des Landbaues, eine Schule der Erfahrungen, ein Bild des Vollendeten, was Pflug und Egge bewirken, wollte er den Söhnen großer Güterbesitzer, wollte er Jünglingen aus den ersten Geschlechtern verschiedener Völker aufstellen, die einst als Lehrlinge zu ihm reisen sollten. Für diesen höhern Zweck opferte er bedeutende Kapitalien auf, die er, als gewöhnlicher Landwirth, nicht geopfert haben würde. Wenn ein Staat Schulen, versehen mit Bibliotheken, Naturaliensammlungen, Modelenkammern u. s. w., stiftet, soll er damit nicht kaufmännisch spekuliren und auf gute Geldzinsen von diesen Kapitalien rechnen. Nun steht sein Werk da. Die ersten verschwendeten Kosten muß er vergessen für den Hauptzweck. Auf einem nach alltäglicher Weise behandelten Gute, wie wir dergleichen überall sehen, konnten Zöglinge den Kreis ihrer Kenntnisse nicht erweitern.

Dies aber ist nur der erst zubereitete Uebungsplatz für höhere Kräfte; es ist nur das große Schulgebäude. Gehen wir zu den Schülern über und beginnen wir mit den Stiftungen für die unterste Volksklasse.

Die Fellenbergische Arbeitsschule für arme Knaben unter des Landmanns Wehrli Leitung ist aus mehrern Beschreibungen bekannt. Von allen Hofwylischen Anstalten hat keine so ungetheilten Beifall der Beobachter eingeärntet, wie diese, und gewiß nicht nur darum allein, weil der menschenfreundliche Sinn des Stifters sich in ihr am rührendsten kund thut. Seit mehrern Jahren schon besteht sie. Verwahrlosete Kinder der dürftigsten Volksklasse, wie sie eben kamen, wurden hier aufgenommen, verpflegt und zu Menschen erzogen. Noch jetzt sind ihrer bei dreißig in der Anstalt. Alle nach Maasgabe ihres Alters empfangen hier tägliche Beschäftigung und Arbeit im Felde und Unterricht. Hier sind keine militärische Spielereien; hier findet kein unzeitiges Mitleiden statt, wodurch man die vom Glück Vergessenen auf eine Weise verzärtelt, die sie zu ihrer künftigen Selbsterhaltung, wie wohl oft in wohleingerichteten Waisenhäusern geschieht, mehr untüchtig, als fähig macht. Unverdrossene Arbeitsamkeit, Genügsamkeit mit Wenigem, Dienstfertigkeit in Vielem, Zufriedenheit mit ihrem Stande, Ehrerbietigkeit gegen höhere Stände, religiöses Gemüth, Kenntniß des Unentbehrlichen für ihren künftigen Beruf, — das ists, wohin sie jede Stunde des Tages führt. Ausser dem Religionsunterricht erhalten sie nur Anweisung im Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang, daneben auch von der Natur, von der Schweizergeschichte, von der Beschaffenheit der Schweiz und der benachbarten Länder, vom Feldmessen u. dgl. ungefähr soviel Begriff, als jedem verständigen Landmann nöthig wäre. Beiweitem die meiste Zeit aber, besonders im Sommer, bringen sie mit Handarbeiten zu.

Denket euch ein Volk, worin auch der Aermste, vom groben Aberglauben losgebunden, mit frommem Muthe sein Loos freudig trägt; keinen andern Ehrgeiz hat, als nicht betteln zu wollen; geschickt genug ist, durch Arbeitsamkeit und Fleiß sein tägliches Brod zu gewinnen;

genügsam genug ist, sich durch Ersparungen einen kleinen Wohlstand zu gründen; vernünftig genug ist, keinen Reichern zu beneiden und zu wissen, dass man weder einen höhern Werth noch ein anderes Glück erschwingen könne, als durch seine eigene Tugend, durch Gottesfurcht und Redlichkeit — — sollte man nicht jedem Dorfe eine solche Schule wünschen? Diese Musterschule steht in Hofwyl, bis jetzt leider noch wenig nachgeahmt. Die Zöglinge entsprechen meistens den Erwartungen. Bisher ward nur ein einziger Knabe, als grundverdorben und durch diese Anstalt nicht mehr zu bessern, fortgejagt.

Eine Bildungsschule für Mädchen aus der dürftigsten Volksklasse fehlt noch hier. Aber Fellenberg hat den Plan auch für sie schon entworfen, und will dafür ein eigenes Gebäude errichten lassen.

Freilich ausgezeichnetes Verdienst um die Vortrefflichkeit der Armenschule hat der wackere Wehrli. Doch jede Landschaft, wohl jedes Dorf hat einen solchen Mann, wenn es bloss aufs Talent ankommt, um ihn an die Spitze ähnlicher Anstalten zu setzen. Allein wie viel wäre noch überall zu leisten, um zahlreiche Dorfschulen auch nur aus dem Zustande ihrer Schlechtigkeit in den Rang der Mittelmässigkeit zu erheben! Dafür sind schlechterdings Bildungsanstalten für Schullehrer nothwendig. In einigen Kantonen der Schweiz bestehen wirklich schon dergleichen, aber noch mehr oder weniger mangelhaft. Der Kanton Aargau z. B. hat sie durch ein eigenes Gesetz gegründet; allein die Vollziehung des Gesetzes war seit mehrern Jahren verzögert oder nur sehr theilweise besorgt. Was einem Staate am dringendsten noth ist, weil es das Wichtigste von Allem ist, wird oft am meisten versäumt, weil es das Unscheinbarste ist. Fellenberg wollte in seinem Kreise soviel des Guten wirken, als er vermochte. Er lud die Landschullehrer seines heimathlichen Kantons ein, sich einige Monate im Sommer in Hofwyl aufzuhalten, und über die zweckmässigste Unterweisungsart der Jugend Anleitungen zu erhalten. Er selbst übernahm diesen Unterricht. Er setzte ihn zwei Jahre fort. Die Regierung von Bern verbot darauf den Landschullehrern, den Unterricht in Hofwyl zu besuchen.

Die Erziehungsanstalt für Söhne der höhern Stände schliesst sich diesem Ganzen innig an. Hier sind bei neunzig junge Leute aus verschiedenen Ländern Europens, um ihre Ausbildung zu empfangen; und bei dreissig Lehrer sind geschäftig, den Unterricht zu ertheilen oder die Erziehung zu leiten und zu bewachen. Geistliche vom protestantischen und katholischen Bekenntniss lehren die Wahrheiten des religiösen Glaubens. Kaiser Alexander von Russland hat bei Hofwyl auch für Glaubensunterricht und Gottesdienst der griechischen Kirche für diejenigen Söhne seiner Unterthanen gesorgt, welche ihre Erziehung in Hofwyl empfangen. Anständige, doch einfache Lebensweise, kräftige Leibesübungen müssen Gesundheit, körperliche Gewandtheit und Kraft stärken. Jeder der Zöglinge hat sein eigenes Gärtchen, das er baut, und treibt nebenbei irgend eine mechanische Kunst zu seinem Vergnügen. Gelegenheit und Stoff bieten dazu die ausgedehnten Hofwylischen Werkstätten. Denn das sittliche Verderben in den höhern Ständen entspringt oft aus körperlicher Schwäche und Verzärtelung und aus

allzusehr gesteigerten Ansprüchen der Sinnlichkeit. Unsre Zeitalter bedarf der Männer im vollen Sinne des Worts, jeder Anstrengung und fester Ausdauer fähig. Physische Schlaffheit ist die Mutter der moralischen.

Wenn in den letzten fünf Jahrzehenden der Mittelstand größere Männer hervorbrachte, als der Stand derer, die man die Großen nennt, so lag der Grund, man verhehle sich das nicht, keineswegs allein in der größern Zahl, welche den Mittelstand bildet, sondern auch vorzüglich in der gewähltern und bessern Erziehung seiner Söhne. Immer waren es diese, obgleich ihnen bürgerliche Verhältnisse stärkere Hindernisse des Hervortretens machten, als den Söhnen der Ersten des Volks, — immer waren sie es, welche in den allgemeinen Bewegungen der europäischen Welt die glänzendste Rolle spielten und auf die Schicksale der Völker und Thronen den entscheidendsten Einfluß hatten. Ists ein Wunder, wenn an Geistes- und Körperkraft gleichsam ein Riesengeschlecht hervortritt und die Schwächlinge zertritt, die nichts für sich haben, als ihre Abkunft, ihre Titel, ihre Zufallsgüter? Ists ein Wunder, wenn der Mittelstand unter solchen Verhältnissen eine andere Welt baut?

Schon die Absonderung vornehmer Kinder vom Hause der Heimath, wo sie eher befehlen, als gehorchen lernen; schon ihre Absonderung vom Beispiel der Aeltern, vom Beispiel großer Städte, ist für sie, wie in jedem andern Institut, auch in Hofwyl, folgenreicher Gewinn. Aber eins ist, worauf in Hofwyl mehr, als in andern ähnlichen Anstalten, Bedacht genommen wird und was nicht übersehen werden darf: daß nämlich bei der Behandlung jedes Zöglings vorzüglich berücksichtigt wird, ihn in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu bewahren und aufzuziehen; nichts, wenn ich so sagen darf, von seiner Familienphysiognomie zu verwischen, geschweige denn seine Familienliebe und die Anhänglichkeit an sein Vaterland unernährt zu lassen und in Weltbürgerei aufzulösen. Das ist gewöhnlich das Uebel auch der besten großen Erziehungsanstalten, daß die Zöglinge gern eine moralische Waisenhausuniform davontragen, in der sie zuletzt einander Alle gleichen; daß sie mit dem Verlust ihrer Eigenthümlichkeit gewissermaßen sich selbst absterben und, mit der Entfernung vom Aelternhaus und Heimath, Aeltern- und Vaterlandsliebe einbüßen, diese süßen und edeln Wirkungen der Gewohnheit (wie das Leben selbst ein Gewohntsein des Bewußtseins ist), diese Wurzeln alles dessen, was ein Gemüth irgend Schönes und Heiliges trägt.

Fellenberg kannte diesen Erb- und Grundfehler großer Erziehungsanstalten. Daher trug er Sorge, ihn zu meiden. Daher machte er auf ihn alle Lehrer zu Hofwyl vorzüglich aufmerksam, und auf das, was die Krönung aller erzieherischen Kunst ist: des Kindes Unschuld muß unversehrt zuletzt in den heiligen Ernst des Jünglings übergehen, und des Kindes naive Unbefangenheit in die freie, anständige Bewegung des Mannes, der jeder Gesellschaft anzugehören weiß, weil ihn keine Angewöhnungen beengen, keine Vorurtheile benebeln, die ihn blöde oder unbescheiden machen.

Es gebricht vielen Mitgliedern der höhern Stände oft weniger an großer Kenntnißfülle,

als an großer Denk- und Gemüthsart. Die Gewandtheit des Umgangs, welche man in Tanzsälen und bunten Gesellschaften der so geheißenen feinen Welt lernt, die Staatsklugheit, welche man aus verschmitzt durchgeführten Stadt- und Hof-Intriguen lernt, sind armselige Behelfe; und die Erfahrungen unsers Jahrhunderts haben offenbart, wohin man es endlich bringt, wenn für den besten Karakter gehalten wird, gar keinen Karakter zu haben. Das ist noch Wirkung der vormals beliebt gewesenen Erziehung durch französische Tanzmeister, Gouverneurs und Gouvernanten. Diese meistens kriechendschmeichelnden, frechabsprechenden und aalschlüpfrigen Wesen, was konnten sie aus den Söhnen des hohen Adels und der Fürsten wohl anders bilden, als etwas ihnen Aehnliches, das im Gesellschafts- und Tanzsaal besser, als draussen im Sturm des Lebens, und besser im Boudoir und am Spieltisch, als in Heer- und Völkerbewegungen und im Staatsrath taugte? — Selbst die neuern ausgezeichneten Männer Frankreichs, die Moreau, Hoche, Desaix u. s. w., sind in ganz andern Schulen, durch den Ernst der Zeit, erzogen worden, als viele derer, die ihnen gegenübergestellt wurden.

Nicht also bloß der gutgeleitete Unterricht in Wissenschaften zeichnet in Hofwyl die Bildungsanstalt für Söhne höherer Stände aus, — den findet man auch wohl durch Hauslehrer und an andern guten Schulen, — sondern vorzüglich die Sorgfalt, neben feiner Sitte, die Bestimmtheit der eigenthümlichen Gemüthsweise der Knaben zu bewahren und ihnen eine großartigere Denkart zu verleihen. Und liesse auch dies sich noch leicht durch häusliche Erziehung bewirken, wo jedoch oft gern das Großartige der Denk- und Handlungsweise mit Hochthuerei, und Adelssinn mit Edelsinn verwechselt werden kann: so wird es schwerer sein, im häuslichen Leben vom werdenden Jüngling die Verführungen des Beispiels abzuhalten, wie in dieser anmuthigen Einsamkeit, wo das Scheinen nichts, das Sein aber Alles gilt; wo ihn Nebenbuhler in Kenntnissen und Tugenden umgeben; wo er Sinn und Auge täglich an Musterbildern dessen übt, was ihm einst nahe liegen wird: Landbau und Volksveredlung.

Mit dem ist keineswegs eben gesagt, daß die Hofwylischen Stiftungen schon ihre ganze Vollendung haben. Es gereicht ihnen eben zum Vortheil, daß sie bis jetzt noch im frischaufstrebenden, jugendlichen Treiben zum Vollendeten sind. Man ruht noch so wenig auf dem Ziel unter Lorbeern, daß Jeder, der dieses Landgut zum ersten Mal betritt, und links und rechts an der Aufführung neuer weitläufiger Gebäude arbeiten sieht, und Berathungen über Verbesserungen in den innern Einrichtungen für Lehre und Erziehung hört, glauben sollte, es sei Alles noch im ersten Werden.

In der That, es ist nur Fortsetzung und Entfaltung des Vorhandenen. Es können auch nicht soviel Zöglinge aufgenommen werden, als man hieher versehen will. Auch dies hat seinen Vortheil. Der Eigenthümer der großen Stiftungen, indem er viele Angemeldete abzulehnen in Stand gesetzt ist, kann desto strenger über die Bedingungen bei Aufnahme junger Zöglinge halten, wodurch die edle Anstalt allein ihren eigenthümlichen Werth bewahrt. Es gehört ohnedem keine ganz gewöhnliche Stärke dazu, den mannigfaltigen Ansprüchen reicher Aeltern

standhaft zu widerstreben, die für ihre Söhne oft Bequemlichkeiten, Ausnahmen und Auszeichnungen begehren möchten, die eben so sehr mit dem Geist dieser Stiftungen, als überhaupt mit den Grundsätzen einer kernhaften Erziehung im Widerspruch stehen. Es gehört keine ganz gewöhnliche Stärke dazu, den Mißmuth, den Tadel, die Bitterkeit von Aeltern zu ertragen, die, gewohnt zu befehlen, hier dem Erzieher das Gesetz geben möchten, und sich statt dessen gefallen lassen sollen, entweder das Gesetz zu empfangen, oder, verschmähen sie es, ihre Söhne zurückzunehmen.

Aus solchen und ähnlichen Ursachen mögen auch wohl manche der unbilligen Beurtheilungen Hofwyls in die Welt hinausgeschrien worden sein; ungerechnet diejenigen, welche politischer Parteigeist gebar, da man die Fellenbergischen Anstalten bald für Pflanzstätten aristokratischen Kastengeistes, bald für Verführungen zur Republikanerei geltend machen wollte; und ungerechnet diejenigen, welche die beleidigte Eitelkeit flüchtig Durchreisender zum Besten gab, die, weil man hier, beim täglichen Zudrang von Fremden, unmöglich Zeit hat, deren Schaulust auf zuvorkommende Weise nach allen Seiten zu befriedigen, ihren Groll persönlich gegen den Vorsteher oder gegen die Anstalt ausliessen. *) Indessen können sie der guten Sache weniger Schaden zufügen, da hier die Anstalt öffentlich vor dem Publikum ist. Oeffentlichkeit ist für alle Einrichtungen im Staat das beste Sicherungsmittel gegen Verschlechterung derselben, und eben darum die beste Schutzwehr gegen Verleumdung. Mir hat es wenigstens immer ein günstiges Vorurtheil für Hofwyl erweckt, daß, während das Leben desselben jeden Tag unverhüllt vor den Augen der Welt liegt, die Stiftungen daselbst sich immer kräftiger heben und vollenden. Wären sie wirklich nur mittelmäßig, böten sie nicht Besseres an, als man anderswo ebenfalls findet: sie würden längst vergessen und versunken sein. Das ist nun nicht der Fall. Am Ende des Jahres 1820 waren in der höhern Erziehungsanstalt bei hundert Zöglinge, darunter Söhne aus den vornehmsten Familien Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs, Englands, Amerika's, Hollands, Rußlands. Dreißig Lehrer, ausgewählte Männer in ihren Fächern, besorgten Unterricht und Aufsicht. In der Schweiz, wo mißtrauischer vielleicht, als irgendwo, das Neue betrachtet wird, ehe man es benutzt, wo man sich weder durch Lobreden der Begeisterten, noch durch das Zuströmen von fürstlichen und gräflichen Zöglingen blenden ließ, konnte nur der gediegene Werth der Sache entscheiden; und er entschied auch. Es sind gegenwärtig bei zwanzig Zöglinge aus der Schweiz hier; und vielleicht ist die Anordnung eines Berners, eines persönlichen Gegners von Fellenberg und seinen Anstalten, in dieser Beziehung doppelt beachtenswerth. Er, auf seinem Sterbebette, befahl, man solle seinen Sohn ausschließlich — in Hofwyl erziehen lassen.

Wir haben nächstens über die Hofwyler Anstalten eine ausführlichere Beurtheilung und

---

*) Wie konnte doch z. B. der wackere Gutsmuths in seiner neuen Bibliothek für Pädagogik u. s. w. von 1817, 1 Bd. 3 Heft, solchen Bemerkungen und so ausgesprochen einen Platz gönnen?

Darstellung vom Grafen Louis de Villevieille zu erwarten, der sich lange Zeit in Hofwyl aufgehalten hat, um sie für sein Vaterland Frankreich, im eigentlichen Sinne des Worts, zu studieren. Er ist ein entschiedener Gegner des Briten Malthus, der in seinem bekannten Werke den Grundsatz aufstellte (der um so richtiger schien, je einfacher er sich darstellte): die Bevölkerung eines Landes stehe mit der Hervorbringungskraft des Bodens in gleichem Verhältniß; erzeuge der Boden weniger Nahrung, als für die Masse derer, die ihn bewohnen, zureicht, so müsse Uebervölkerung, Auswanderung oder Tod oder Beschränkung der Ehen helfen. Der Graf fand zu Hofwyl durch Thatsachen seinen Satz bestätigt, daß man noch lange nicht vor Uebervölkerung zu zittern und den Regierungen entweder Beschränkung der Ehen (was immer naturwidrig zu einem unmoralischen Wesen führt) oder Auswanderungs-Begünstigungen anzurathen habe. Der Erdboden und seine Erzeugungskraft werden noch beiweitem in den wenigsten Gegenden aufs Höchste benutzt. Fellenberg z. B. hat den reinen Ertrag seines Landguts binnen zweiundzwanzig Jahren aufs Vierfache, und den rohen Ertrag aufs Sechsfache erhöht. Unbehilfliche Unwissenheit und Vorurtheile und fehlerhafte Institutionen des Staats tragen mehr zur Verarmung und zum Leiden der Nationen bei, als Unfähigkeit des Bodens, diese zu ernähren. Davon sind seit Jahrhunderten die jetzt höchst armen, aber wegen ihrer Fruchtbarkeit von allen Dichtern Altroms besungenen Gefilde Siziliens, davon seit Jahrhunderten die weiland, zur Zeit der Mauren, üppigen Fluren Spaniens schreiende Zeugen, eben derjenigen Nationen, von denen zuletzt ein Theil in Barbarei und Heidenthum versank, und ein anderer Theil, der Gebildetere, — welchen jetzt die Edelleute und Mönche als Revolutionäre verfluchen, — in Verzweiflung gerieth. Es ist aber nicht eben nothwendig, die Beispiele vom verderblichen Einflusse der schlechten Verfassungen, des Feudalwesens, Mönchthums und des vernachlässigten Volksunterrichts im Süden der Pyrenäen und Appenninen zu suchen. Sie liegen weit näher.

Was und wie es in den meisten Ländern ist, das wissen wir; denn wir sehen es. Wie es sein sollte, werden könnte, durch Veredlung der Erziehung der Vornehmen, der ganz Armen, und durch Verbesserung der Landwirthschaft, das zeigt Hofwyl und dafür ist es die Schule! — Von dieser Idee ging Fellenberg bestimmt aus; er sagte es schon in seinen frühern Aufsätzen; er lud öffentlich zur Prüfung seines Thuns ein; er wandte sich an die Tagsatzung der Eidsgenossen; er öffnete angeordneten Kommissionen freiwillig seine Bücher, — er that, was in seiner Lage irgend möglich war, Ueberzeugungen von der Güte sowohl seiner Zwecke, als seiner Mittel zu erwecken. Er überzeugte den prüfenden Ernst; der Pöbel aber blieb Pöbel, argwöhnisch, leichtsinnig absprechend, neidisch, ungläubig oder abergläubig. „Er richtet sich mit seiner Landwirthschaft zu Grunde!" rief man anfangs. Er richtete sich aber nicht zu Grunde, sondern gedieh. „Das dankt er nur seinem Erziehungsinstitut und den reichen Zahlungen der Zöglinge." Aber er opferte jährlich bedeutendere Summen für dies Institut, als irgend ein Staat. Wo werden für ein Gymnasium von ungefähr hundert Schülern dreißig

gut besoldete Lehrer angestellt in allen Fächern? Wo so viele, bequeme und prachtvolle Gebäude aufgeführt zum Besten einer solchen Anstalt? Wo erweitert ein sinkender Oekonom seine Landbesitzungen so anhaltend und ist im Bezahlen so pünktlich? Der Pöbel selbst, sonst leicht fertig, jedes Räthsel zu lösen, war betroffen. Er meinte zuletzt, irgend ein Monarch schicke sein Geld in die Schweiz, um zu Hofwyl Häuser zu bauen und Lehrer zu besolden, Alles zum Vortheil eines einzigen Privatmannes. Man wollte lieber das Albernste glauben, um nur nicht an Rechtlichkeit und Geistesüberlegenheit eines wohldenkenden Mannes glauben zu müssen. — Wie selten muß die Tugend sein beim großen Haufen, daß er den Glauben an sie in solchem Maaße verlieren konnte!

Inzwischen die Stiftungen von Hofwyl bestehen, lehrreich für Regierungen, wohlthätig durch ihr Beispiel, und noch unmittelbarer auf das Leben der ihnen anvertrauten Jugend wirkend. Sie bestehen, auch abgesehen von der Person ihres Urhebers; und werden, auch einst getrennt von ihm, fortbestehen durch Würde und Einfachheit ihrer Zusammensetzung. Die schon erwähnte Arbeit des Hrn. Grafen Villevieille liefert das treueste Gemälde ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit. Da sein Werk schon unter der Presse ist, und es auch vermuthlich bald einen deutschen Uebersetzer finden wird, enthalte ich mich aller Mittheilungen aus dem reichen Inhalt. Weder der Graf Capo d'Istria, noch Hr. Pictet in Genf sind in ihren Berichten über Hofwyl so erschöpfend und genau gewesen, und konnten es wohl auch kaum sein, da sie nicht so langen Aufenthalt in Hofwyl gemacht hatten, als er.

Ich möchte hier nur noch einen Hauptgegenstand berühren. Hofwyl, als ein gelungener und erster Versuch, eines der dringendsten Bedürfnisse des Zeitalters zu stillen, des Bedürfnisses, den Söhnen der höhern Stände und der Aermsten des Volks vollendetere Erziehung im Verhältniß zu der bis jetzt besser besorgtgewesenen Erziehung des Mittelstandes zu geben — Hofwyl, so lange es einzeln dasteht, erreicht seinen höchsten Zweck nur sehr unvollkommen. Jedes Reich, jede Provinz muß sein eigenes Hofwyl haben; denn jedes Reich, jede Provinz hat seine großen Güterbesitzer, deren Kinder die ersten Plätze im Staat einzunehmen Anwartschaft geniessen, und welche weder durch Privatunterricht, noch auf unsern Gymnasien (meistens Gelehrtenschulen, getrennt von der Landwirthschaft) eine Ausbildung für ihren künftigen Stand erhalten können, wie in einer der Hofwylischen ähnlichen Stiftung. Jedes Reich, jede Provinz hat seine hilfsbedürftigen Armen, deren Kinder vielleicht zwar mit den übrigen Kindern des Landes in die Dorfschulen geschickt werden, um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, die aber sowohl durch das Beispiel der Aeltern, als durch Entfernung von Landarbeit, zuletzt wieder den Lastern des Müßiggangs und der Betteley entgegenwachsen. — Wie lange will man anstehen, für beide Klassen, in der Rangordnung der bürgerlichen Gesellschaft die Aussenenden, mit Ernst zu sorgen? Warum bereiten die Staatenführer so willig Umwälzungen vor mit eigener Hand, indem sie für die edlere Ausbildung des Mittelstandes Alles gestatten, Alles thun, demselben dadurch ein

unfehlbares Uebergewicht geben, dies gar nicht hindern können; — und anderseits für die Niedrigsten im Volk, diese gefährlichen Hefen, und wieder für die Söhne der reichsten und höhern Stände das Wenigste thun?

Nicht mit Dorfschulen, nicht mit Gymnasien ists für Beide abgethan. Beide Stände haben eine ganz andere Lebensbestimmung, als die Handwerker, Künstler, Kaufleute, Gelehrten, Beamten untern Rangs u.s.w. Beide haben ihren wesentlichsten Beruf zum Anbau des Bodens hin; die Einen, als große Eigenthümer von Ländereien, daß sie den Wohlstand ihrer Familien durch höhern Ertrag des Bodens heben; die Andern, daß sie als tugendhafte, redliche, verständige und fleißige Arbeiter ihr Brod mit eigener Kraft, nicht durch Almosen, gewinnen. Darum sind zu Hofwyl eben Erziehungsanstalten für Söhne höherer Stände und für Kinder der Bettler neben einander; — beide anerkennen von selbst ihre Verschiedenheit, stehen in weiter Trennung von einander, und lernen doch gegenseitig von einander, und nützen durch ihren Anblick einander, und machen sich in zarter Jugend mit dem vertraut, was sie im männlichen Alter für einander sein sollen, sein müssen.

Diese Idee, wenn sie noch nicht realisirt wäre, verdiente von jeder, ihr Zeitalter kennenden Regierung realisirt zu werden, um so mehr, da ihre Ausführung nichts weniger als schwierig ist. Schwerlich werden die Unkosten abschrecken. Einer Regierung wird möglich sein, was einem mäßig begüterten Privatmanne auf seinem Landgute in Zeit von zwanzig Jahren auszuführen möglich war. Eine Domaine von einigem Umfange, verbunden mit diesen Instituten, soll nur zum höchstmöglichen Ertrag gebracht, und dadurch zugleich zur Musterwirthschaft für das benachbarte Land werden. Indem da jede Scholle Bodens, nach ihrem Vermögen, aufs Beste benützt, und jedes Erzeugniß der Erde unmittelbar durch den Verbrauch in den Anstalten verwerthet wird, erhöht sich der Zins der Domaine. Die Anstalten erhalten sich nicht nur durch sich selbst, sondern bringen, vermittelst der Kostgelder von den Zöglingen, auch Gewinn. — Die höhere Erziehungsanstalt einzurichten ist so wenig schwierig, als die Einrichtung jeder andern guten Schulanstalt in den Städten. Dafür finden sich der Männer und wackern Lehrer genug. — Und was die Armenschule betrifft: ihr werdet überall einen armen, redlichen, verständigen, fleißigen Jüngling voller Wißbegierde finden, der wird für eure Armenschule werden, was der Jüngling Wehrli für die zu Hofwyl ist. Denn dieser Wehrli ist nichts weniger als eine Seltenheit des Jahrhunderts, weder „genial" noch „original," sondern ein verständiger, von seinen Pflichten durchdrungener, thätiger, junger Landmann, und dabei so verständig, daß ihn selbst die oft übel angebrachten Komplimente der vornehmen Lustreisenden und Bewunderer nicht stolz machen konnten. — Aber, wo ist zur Leitung einer so großgedachten Anstalt ein Oberaufseher zu finden, wie Fellenberg? — Ihr werdet ihn unter den zahlreichen gebildeten, gemeinnützigen Männern eurer Nation überall finden, besonders wenn ihr es verstehet, den wachsenden Vortheil des Mannes im wachsenden Werth der Anstalt zu begründen. Fellenberg ist ein Mann von großem Verstand, großer Einsicht und lebendiger Güte des

Willens. Aber nicht dies zeichnet ihn vor Tausenden seiner Zeitgenossen aus; er findet Nebenbuhler, die ihn übertreffen. Nein, was ihn auszeichnet, ist die unerschütterliche Macht und Beharrlichkeit seines Willens, sein Starkmuth gegen den Zauber des Glücks und Unglücks, gegen Schmeichelei und Verleumdung, daß er das, als Privatmann, bewerkstelligte, wozu etwa nur die Kraft eines Fürsten hinreichend schien. Kein Anderer, unter der Aegide einer Regierung stehend, hat dieses Maas der Beharrlichkeit vonnöthen, wie er, der in seinen nächsten Umgebungen, statt großsinniger Unterstützungen, nur Hindernisse und Hemmungen kleinherziger Menschen fand.

Man hat hin und wieder, in der Schweiz, in Deutschland, Dänemark, England angefangen, die Armenschule, wie sie Fellenberg aufstellte, einzuführen. Aber dies Einzelne, Abgerissene konnte für sich nun nicht leisten, was die Hofwylische leistet, die nur als Schlußstein eines in sich vollendeten Ganzen dasteht. Denn wie jeder Lehrer dann der bessere ist, wenn er nicht bloß lehrt, sondern auch fort und fort selbst lernt, und begeistert für sein Fach, darin fortschreitet: so auch der Lehrer der Armenschule. Steht dieser aber isolirt, auf den engen Kreis seiner eigenen Kenntnisse begrenzt, deren ewiges Einerlei er, Jahr aus und ein, auskramen soll, wird er ermüden. Er muß Gelegenheit haben seine Ideen zu bereichern, seine Begriffe zu berichtigen, Beispiele des Bessern kennen zu lernen — dann findet die Begeisterung für seinen Beruf Nahrung und der Reiz der Mittheilung wird beständig neu und kräftig bleiben. Das ist nur möglich in der Nachbarschaft vieler kenntnißvoller Männer. Eben so wirkt anderseits auf die armen Knaben, mächtiger als das Wort ihres Meisters, Anblick und Beispiel der feinern Sitten und des Anstandes von Kindern vornehmer Aeltern zurück. Dieser Anblick schon macht die Hälfte der Arbeit ihrer Erziehung. Eine vereinzelt hingestellte Armenschule hingegen gibt den aus dem Schlamm des bürgerlichen Elends hervorgezogenen Bettelkindern kein anderes Vorbild, als sich selbst untereinander, und der vortrefflichste Lehrer hat Riesenkampf gegen Gewohnheiten und Erinnerungen aus deren frühern wilden Tagen. — Zudem wird man solche vereinzelt aufgestellte Armenschule beständig auch ökonomisch kränkeln sehen, besonders wenn die Domäne irgend etwas abgelegen ist, so daß sie den Erzeugnissen ihres verbesserten Landbaues nicht schnellen Absatz verschaffen kann. Die Nähe einer höhern Lehranstalt, die dort lebende Menge der Zöglinge, der Lehrer, der angestellten Dienerschaft, der dorthinkommenden Besucher befördert hingegen den Betrieb der Landwirthschaft und den Gewinn aus ihr durch Sicherheit des Absatzes und Zugutemachung der Produkte.

So wenig isolirte Armenschulen das leisten und wirken, was die Hofwylische in ihren Verbindungen vermag, eben so wenig leisten vereinzelte Lehranstalten für Söhne vornehmer und reicher Geschlechter des Staats das, was sie denen gewähren sollen, die einst im Besitz weitläufiger Ländereien und Herrschaften und in Bekleidung der ersten Hof- und Staatsämter stehen. Diese sollen nicht bloß gute Philologen, Historiker, Künstler, Tänzer,

Reiter sein: sie sollen früh schon Sinn für eine der edelsten ihrer künftigen Beschäftigungen, für Landwirthschaft im Großen, nähren; früh schon Bekanntschaft, ja eine Art Vertrautheit mit derselben empfangen, und mit den Erinnerungen aus den schönen Tagen ihrer Kindheit sollen sich die reizenden Bilder des Landlebens verspinnen. Wesentlich also gehören zu solchen Instituten damit verknüpfte landwirthschaftliche Anstalten und Geschäfte. Wir haben der adelichen Erziehungshäuser, der sogenannten Ritterakademien in Städten mehrere. Ihre volle Bestimmung erreichen sie schon durch die für sie gewählte Oertlichkeit nicht. Und wenn noch dazu der Stiftungsbrief die Söhne angesehener, reicher Familien der Bürgerschaft oder des Briefadels ausschließt: so werden sie, als im vollendeten Widerspruch mit dem Jahrhundert, nur Pflegeörter des stolzen, gegenseitigen Verkennens und Mißtrauens und Verachtens zwischen Adel- und Bürgerstand; so werden sie, was eben jede weise Regierung unsers Zeitalters auf alle Weise verhüten sollte. Denn die Spaltung leider ist groß genug. Sie hat des Unheils schon genug gebracht. Warum sie auf künstliche Weise oder wider eigenen Willen sogar durch die Erziehungsart fortdauern machen und erweitern?

Die bisher bestandenen Schulen der Dörfer und Städte, die Gymnasien und Universitäten werden dabei ihr altes, werthvolles Ansehen behaupten. Und hätte jede Provinz ihr Hofwyl, die höhern für ihre Zwecke meistens überall trefflich eingerichteten Stadtschulen und Vorbereitungsanstalten für die Hochschulen sind unentbehrlich. Und hätte jede Provinz, jeder Bezirk eigene Armenschulen nach Pestalozzi's und Fellenberg's Mustern, die Dorfschulen müssen bleiben; sie können wohl für ihre Zwecke, rücksichtlich der Methoden und Einrichtungen, verbessert, aber nie durch jene Armenschulen ersetzt werden. Denn die ländlichen Familien führen ihre Kinder, während der Schulzeit, selbst zum Landbau an und sorgen für deren Belehrung in der Feldwirthschaft aus eigenem häuslichem Interesse. Sie können sogar der Kinder bei den Landarbeiten nicht entbehren. Aber der Kinder von armen Taglöhnern, Bettlern und Landstreichern entbehrt jeder gern. Nicht überall erbarmt sich ihrer ein so fürstlichgroßes Herz, wie das des Johannes Falk in Weimar an der Spitze der „Freunde in der Noth."

Ich bin wider meine Absicht in der Darstellung der Idee dessen, was Hofwyl eigentlich sei, und wodurch es sich von dem, was sonst ist, wesentlich unterscheidet, umständlich geworden. Es schien mir nicht unwichtig, Fellenbergs trefflichen Gedanken für unser Zeitalter denen klarer hinzustellen, die ihn bisher vielleicht zu wenig beachteten; und damit zugleich zu zeigen, daß in der That in der langen Kette verschiedener Schulanstalten, wie sie unsere gegenwärtigen Staaten haben, eine Lücke bestehe, welche eben für die Aermsten und Reichsten, für die, welche keine Erdscholle, und für die, welche Herrschaften zu erben haben, nur durch mehrfach zu stiftende Hofwyle ausgefüllt werden zu können scheint.

Fellenberg, mit dem ich diese Idee ein paar Tage lang vielseitig behandelte, weit entfernt, gegen aufsteigende Nebenbuhler eifersüchtig zu sein, wünscht selbst nichts anderes. Er selbst ermuntert zu ähnlichen Stiftungen. Er selbst bildet herrliche Jünglinge zu diesen vor, und

ich bin Zeuge, wie seine menschenfreundliche Begeisterung auf sie übergegangen ist. Nur in der Vervielfältigung seines Werks erblickt er erst den Segen desselben für das Zeitalter, und die Vollendung seines Werks.

Kasthofers Versuche zur Kultur der Alpen.

Nicht minder beachtenswürdig sind seit einiger Zeit die Unternehmungen und Versuche eines andern Privatmannes geworden.

Was den landwirthschaftlichen Gewerbskreis des ebenen Landes irgend berühren mag, dafür mangelt es in den wenigsten Gegenden Europens an Verbesserern und Erfindern. Deutschland, Ungarn, Helvetien, England und Frankreich haben berühmte Agronomen gegeben. Aber vergessen und verwaiset lagen seit Jahrhunderten, oder vielmehr von jeher, die stillen Gefilde der Hochgebirge, die einen weiten Raum über den bewohnten Ländern bis zu den Grenzen des ewigen Eises einnehmen. Ausser dortwohnenden Hirtenfamilien, einzelnen Naturforschenden und neugierigen Lustreisenden besuchte sie fast Niemand. Jene Gegenden, von welchen uns die schiffbaren Flüsse zuströmen, die uns mit den vortrefflichsten Erzeugnissen der Viehheerden versorgen, wo zahlreiche Dörfer in großer Abgeschiedenheit mäßigen, aber beglückenden Wohlstand fanden, — sie waren bisher, bei allen ihren dringender und dringender werdenden Bedürfnissen, kein Gegenstand menschenfreundlicher Sorge, weder für Privatleute, noch selbst für Regierungen und Gesetzgeber.

Während sich im Lauf der Zeiten auch die Bevölkerung der Alpendörfer mehrte, das heißt solcher, die an der Grenze der hohen Alpen liegen, oder einzig ihre Nahrung den Alpen danken, dachte Niemand daran, auch hieher irgend einen wohlthätigen Erwerbszweig zu Verminderung der Armuth zu verpflanzen. Während der träge und unwissende Hirt seit Jahrhunderten die weiten Urwälder zerstörte oder von seinem Vieh verwüsten ließ, sie, die Beschirmer der Quellen und der mildern Witterungen in diesen Höhen; während damit, durch Wassermangel, einst fruchtbare Alpen im Preise sanken und, durch Erkältung des Luftkreises, die Hochgefilde unwirthlicher, selbst die angrenzenden Thäler unwohnlicher wurden: sann Niemand auf Wiederherstellung der Alpenwälder, sondern die Staatsverwaltung, wie der einfältige Hirt, schrieben das wachsende Uebel, welches Beide selbst verschuldet hatten, den abnehmenden Kräften oder den änderlichen Launen der Natur zu. Während in den tiefern Gegenden und Ebenen sorgsam die Kunst den Ertrag der Futterwiesen und Aecker erhöhen lehrte, fiel Niemandem bei, sich an die Kultur der Alpenwiesen, an Pflanzung von Garten- und Feldfrüchten zu machen, die dem rauhern Himmelsstrich entsprächen.

Es sind schon sechszehn Jahre, als der Verfasser gegenwärtiger Darstellung den Versuch machte, in einer kleinen Schrift die Aufmerksamkeit auf Wiederherstellung der Alpenwälder hinzulenken, und dazu eine auf mannigfache Erfahrungen und Beobachtungen gegrün-

dete Anleitung mitzutheilen. *) Die Regierungen blieben gleichgültig. Der Verfasser genoß nur die Freude, den Blick einiger Naturforscher und wohldenkenden Privatleute dahin zu leiten.

Entscheidender, vielseitiger, und ich hoffe glücklicher wirkt seit mehrern Jahren nun zu demselben Zweck ein gemeinnütziger und in diesem Felde vielerfahrner Mann hin, der unmittelbar am Fuße der Hochalpen selbst wohnt. Dies ist der bernische Oberförster Karl Kasthofer zu Unterseen. Er machte die Kultur jener vergessenen Gegenden zur Aufgabe seines Lebens. Möge er sie lösen!

Niemand bilde sich ein, daß eine solche Aufgabe eben so leicht zu lösen sei, als ihr glücklicher Erfolg von ausgebreitet segensvollen Wirkungen für die armen Hochthäler Savoyens, Helvetiens, Tirols, Kärnthens, Krains, Salzburgs u. s. w. sein würde. Nein, es ist da nach allen Richtungen hin mit Hindernissen zu kämpfen, die zu überwältigen es der Beharrlichkeit eines Columbo bedarf, und die man nur erst zu würdigen weiß, wenn man in das Innerste der Verhältnisse eindringt.

So lange die oberländischen Gebirgsthäler unter der Herrschaft Berns gestanden, war noch nie ein Versuch zur Schirmung und Pflege der Wälder gemacht worden, und noch nie hatte weder irgend ein Landmann, noch die Regierung der Hauptstadt, welche sehr große Alpen besitzt, versucht, den Alpen durch künstlichen Anbau einen höhern Ertrag abzugewinnen. Die Regierung hatte sich begnügt, aus denjenigen Wäldern, die für obrigkeitliches Eigenthum galten, durch Lieferanten Holzschläge führen zu lassen, um die öffentlichen Anstalten der Hauptstadt, und zum Theil die Bürgerschaft daselbst mit Brennholz zu versorgen. Im Stillen hatte sich freilich gegen diese Holzschläge Unwille offenbart. In vielen der Bergthäler wurde geglaubt, daß die seit vielen Jahrhunderten von den Gemeinden unangefochten geübte Benutzung dieser Wälder ein besseres Eigenthumsrecht darauf, wenigstens kein geringeres, begründe, als dem Landesherrn ein allgemeiner, oft sehr unbestimmter Ausdruck in den alten Erwerbsurkunden der oberländischen Herrschaften geben wollte.

Es kam die Staatsumwälzung der alten Eidsgenossenschaft. Fast sämmtliche Gemeinden des Oberlandes sprachen die bisher von ihnen benutzten Waldungen als Eigenthum an. Es kam darauf das Jahr 1804 mit der konsularischen Vermittelungsurkunde, und die Hauptstadt versuchte sofort die ehemaligen Holzlieferungen wieder in Gang zu bringen und die alten Eigenthumsansprüche neuerdings in Kraft zu setzen. Folge war, daß vier Kirchgemeinden des Simmenthals auf einmal mit Rechtsdarschlagungen gegen die Regierung auftraten und das Eigenthumsrecht aller sogenannten Hochwälder in ihren Marchen behaupteten.

Unter diesen Verhältnissen ward Karl Kasthofer zum Oberaufseher über die gänzlich verwilderten, vielleicht hundert und fünfzigtausend Juchart haltenden Hochwälder gesetzt. Daß er gekommen sei, eine bessere, wirthschaftliche Pflege derselben einzuleiten, daran glaubte keine

*) Die Alpenwälder; für Naturforscher und Forstmänner. Tübingen, bei Cotta. 1804.

Gemeinde; kein Gebirgsbewohner hatte noch einen Begriff von Forstwirthschaft. Sie erblickten in ihm nur einen Holzlieferanten, der die Rechte der Obrigkeit auf Kosten der Rechte der Uebungen von Gemeinden geltend machen sollte. Jede Einschränkung in Weide und Holznutzung, die der elende Zustand der Wälder gebot, wurde gehässig angesehen; Widerstand gegen die neuen Waldreglemente wurde allgemein. Die ganze untere Landschaft Frutigen trat mit Rechtsvarschlagungen auf, eben so die ganze Landschaft Oberhasli. Die zur Waldshut und Forstpflege angestellten Bannwarte, meistens ganz unwissende, arme Männer, waren zu schwach, gegen ihre Gläubiger, Verwandte und Nachbarn Ordnung zu handhaben, zu sehr von Sachkenntniß entblößt, um die Wälder regelmäßig zu behandeln.

Man knüpfte Unterhandlungen an. Kasthofer, der darauf beharrte, bei allfälligen Waldtheilungen zwischen Gemeinden und Staat, den Bedarf der Kultur und die große Bevölkerung dieser Thäler mehr zu berücksichtigen, als die Holzschläge für die Hauptstadt, empfing wenigen oder gar keinen Einfluß auf jene Unterhandlungen. Er versäumte jedoch nicht, durch Denkschriften an die Regierungsbehörden, diese über die Wichtigkeit und das Eingreifen der Waldzustände des Hochgebirgs in alle Kulturverhältnisse des Landes aufzuklären.

So manches Mißlungene schreckte ihn nicht von der Fortsetzung seines vaterländischen Strebens ab. Er versuchte fortan durch Druckschriften die öffentliche Theilnahme für die Wälder des Hochgebirgs zu gewinnen. Da die Regierung, da Körperschaften und einzelne Bürger zu Bern weitläufige Alpen, im Werth von vielen Millionen, eigenthümlich besitzen, setzte er vornehmlich den Einfluß der Alpenbewaldung zu der Alpenviehzucht auseinander, und zeigte er, daß die Verbesserung der Alpenwirthschaft, ohne größere und allgemeinere Pflege der Hochgebirgsforsten, nie bedeutend werden könne. — Er ging weiter und schlug vor, in jedem Thal aus der Klasse angesehener Landleute einen jungen Mann von Anlagen unentgeldlich im Wissenswürdigsten der Forstwirthschaft zu unterrichten, der dann den unwissenden Bannwarten zur Leitung der Geschäfte vorgesetzt werden könnte.

Bis darüber von höhern Behörden Entscheid erfolgte, beschloß er auf eigene Kosten Erfahrungen über Alpenkulturen, über Bewässerung der Alpwiesen, über Anlegung lebendiger Zäune und Einfristungen gegen das Heerdenvieh in jenen Höhen, über den hoch am Gebirg wildwachsenden Klee, über das Gedeihen des spanischen Klees, der wilden und zahmen Esparsette, der Luzerne, über künstliche Ansaaten der Mutteren (Phellandrium mutelline), des Adelgrases (Plantago alpina), der Romeyen (Poa alpina vivipara), der Goldblümchen (Leontodon aureum), des Thaumantels (Alchemilla vulgaris), der Schlauche (Polygonum bistorta) und anderer Kräuter zu machen, denen nach einstimmigem Urtheil der Hirten der reichere Ertrag und die größere Fettigkeit der Milch zuzurechnen ist.

Er kaufte zu diesem Zweck Alpentriften, und zwar so nahe, als möglich, bei seiner Wohnung (zwischen dem Thuner- und Brienzer-See). Um dies, menschenfreundlichen Versuchen geweihte, Opfer seines Vermögens durch eigenen Fleiß wieder herzustellen, hoffte er sich als Lehrer der Forstwissenschaft neue Hilfsmittel zu verschaffen, da in der gesammten Schweiz keine Forstlehranstalt vorhanden war. Er hoffte, daß Gemeindeverwaltungen ihm die Bildung junger Leute anvertrauen würden, denen sie dann mit Vertrauen einst die Aufsicht über die Waldungen, den wichtigsten Theil ihres Gemeindevermögens, übergeben könnten. Er ließ darüber einen Plan öffentlich ausgeben.

Durch unerwartete Hindernisse in seiner besten Wirksamkeit gelähmt, in seinem häuslichen Vermögen geschwächt (denn die bloß zu Versuchen gekauften Alpentriften hatte er zu theuerm Preis erhalten), mußte er sich darauf beschränken, das Löbliche, was er den Gebirgslandschaften leisten wollte, in seinen Kulturversuchen zu erzielen. Er lag ihnen unermüdet ob. Es raubte ihm auch nicht den Muth, wenn er zuweilen einen großen Theil von den Mühen und Hoffnungen eines ganzen Jahres auf seiner Alp plötzlich durch Weidfrevel, oder wohl gar durch Muthwillen, zerstört fand.

Noch immerdar setzt er diese auf jeden Fall wichtigen und für die Völkerschaften der Hochgebirge einst wohlthätigen Versuche fort. Sie beschränkten sich bisher auf unmittelbaren Anbau des alpischen Erdreichs; ausgedehntere Unternehmungen, z. B. Einführung des Erd- oder Pisebaues zu Ställen und Wohnstätten in den höchsten Berggegenden u. dgl. zu wagen, hinderte ihn bis jetzt die Beschränktheit seiner Kraft und der Mangel jeder Hilfe von andern Seiten.

Ohne Zweifel wird der wackere und muthvolle Mann, der mit der Natur und den Vorurtheilen der Menschen zugleich den schweren Kampf eingegangen ist, um andern Menschen, durch Hinopferung seiner selbst, ein Wohlthäter zu werden, — ohne Zweifel wird er den Zeitgenossen einst von seinen gelungenen und mißlungenen Versuchen, und von der Art und Weise, wie er Alles unternahm, belehrende Rechenschaft geben.

Kasthofers Alp liegt in 3500 bis 4200 Fuß absoluter Höhe am sogenannten Abendberg, in einem Winkel des Seethals und Saxetenthals, gegen Ost-Nord-Ost gerichtet, vom West-, Nord-West- und Südwind ohne Schutz bestrichen. Da gedeiht schon kein Bergkirschenbaum mehr, und in den höchsten Bezirken auch die Buche nicht mehr. Es wuchern die Alpenröslein (Rhododendron), die Erica's, Alpenerlen oder Drosseln (Betula alnus viridis). Der Boden ist ziemlich zäher Thon, in günstigem Verhältnisse mit Sand gemengt. In den untersten Revieren der Alp reifen noch die kleinen Bergkirschen gut, Holzäpfel kümmerlich, Birnbäume gar nicht.

In den hohen Alpen, wo das Holz immer köstlicher wird, geschieht durch die Aufrüstung weiter todter Häge eine ungeheure Holzverschwendung, zumal wenn in den weitläufigen Wiesen Steine zur Aufbauung trockner Wehrmauern mangeln. Kasthofer versuchte die Anpflanzung eines lebendigen grünen Zauns von Alpenweiden, wie sie dort herum wuchsen, von Vogelbeergesträuchen, Mehlbeerbäumen u. s. w. bei sechshundert Schuh lang. Dazu bohrte er mit einem kleinen Erdbohrer tiefe Löcher, acht Zoll von einander entfernt, worin die vier bis fünf Schuh langen Setzstangen zu stehen kamen. Das Gelingen dieser mit Sorgfalt geschehenen Pflanzung bewies die Möglichkeit von unkostspieligen Einfristungen in den Alpen, und daß auch die Ueberbleibsel der Alpenwälder und die jungen Anflüge in denselben leicht gegen das Vieh eingeschlagen werden können.

Im Jahr 1818 schritt er zum Aufbruch des Bodens in dieser rauhen Gegend, um die ersten in diesen Alpen versuchten Pflanzungen zu machen. Statt schwer herbeizuschaffenden Düngers ließ er, wie es in der Schweiz bei neuen Aufbrüchen des Landes in Thälern und Ebenen üblich ist, den abgeschälten Rasen austrocknen in Haufen, und dann mit untergelegtem Reisig verbrennen. Der abgeschälte Boden war fast ohne Graswuchs, nur mit Rhododendern, Heidelbeeren und Erica überwuchert gewesen. Die gewonnene Brenn-Erde ward ihm nun zum vortheilhaften Dünger für manches Jahr.

Spanischer Wiesenklee, den er hier im Mai 1819 säete, ging überraschend gut auf, und blühte in der Mitte Septembers. Der erste Schnitt gab reichlich; der zweite Trieb kam fröhlich, doch ließ man ihn zur Mehrung des Düngers einfaulen. Der Winter ging für den Klee ohne Schaden vorüber. Im Jahr 1820 wurde der Klee zweimal geschnitten; der dritte Trieb, reicher als der zweite, ward zum Einfaulen gelassen.

Weiße Frühkartoffeln im Anfang Mai's in drei Fuß von einander entfernten Löchern gesteckt, und jede Grube außer der Brenn-Erde noch mit einer Scholle Dünger gefüllt, hatten ein üppiges Wachsthum im Kraut. Ende Septembers ward das gelblich werdende Kraut geschnitten und mit Heu in der Stallung verfüttert. Sechs Mäß Erdäpfel zur Ansaat gaben vierundachtzig Mäß oder zweiundzwanzig Zentner Kartoffeln. — Nach diesem wurde auf demselben Platz spanischer Klee im folgenden Mai gesäet, der erst dann freudiges Wachsthum zeigte, als er mit Gülle (Jauche) überschüttet worden war.

Aargauer Mattenklee (eine Abart von Trifolium pratense), so wie Raygras (Avena elatior), an einer steilen, ganz nördlichen Halde gesäet im Anfang Mai's, zeigte überaus reiches Wachsthum. Das Raygras war beinahe zwei Schuh hoch, und so üppig, daß es überall anfing sich zu lagern.

An einer eben so steilen nördlichen Halde, wo vorher nichts als Unkraut, besonders Veratrum album (Jermeren) wuchs, gaben zwölf Mäß Kartoffeln einen Ertrag von hundert und vierzehn Mäß. Sie standen hier nur zwei Schuh von einander.

Eine Pflanzung von Rutabaja, ohne Dünger, bloß mit Brenn-Erde, zeigte, außer

vielem Kraut, wenig Erfolg. Die meisten Rüben waren klein geblieben. Kasthofer ließ darauf von den Rasenstücken, die zur Bedeckung der Brennhaufen gebraucht worden waren, zur Alphütte führen, mit etwa fünfzehn Zentner Mist in einen Komposthaufen setzen und von Zeit zu Zeit mit Gülle begießen. Mit diesem Dünger befruchtete er sein ödes Land, so wie auch mit Brenn-Erde, setzte dann wieder junge Rutabajawurzeln im folgenden Mai; auf einem anderm Stück so gedüngten Bodens säete er den Samen dieser Rübenart. Gepflanzte und gesäete Rutabajen wuchsen bis Ende Juli's ausserordentlich stark. Aber Schnecken und Blattläuse, bei der großen Trockenheit des Sommers, zerstörten fast Alles. Erst im September erholten sie sich wieder. Aber ein Drittheil der gepflanzten und zwei Drittheile der gesäeten Rutabajen hatten keine Rüben.

Hingegen die schon im Juni zwischen ihnen nachgesäeten gemeinen weißen Rüben gediehen desto trefflicher; die meisten gaben Rüben über zwei, manche auch vier Pfund schwer.

Luzerne in einer absoluten Höhe von 4200 Fuß, mit Brenn-Erde und Jauche gedüngt, ausgesäet, zeigte zwar freudiges Wachsthum, und wurde einmal geschnitten; dann aber ward der Platz fast ganz von Mäusen zerstört.

Esparsette, nur mit Brenn-Erde, ohne Dünger gesäet, gab schlechten Erfolg. Adelgras (Plantago alpina) kam auf dem schweren leimigen Boden der Alpweide mager. Es liebt leichten, steinigen Grund. Eben so die Mutteren (Phellandrium mutellina). Auch Fiorin-Gras (Agrostis alba stolonifera) hatte nur mittelmäßigen Wuchs. — Flachs, ohne Düngung, bloß auf Brenn-Erde, war gar nicht erfreulich.

Desto überraschenderes Schauspiel gab der tatarische Buchwaizen, den Kasthofer in der obersten Region seiner Alp gesäet hatte im April 1819. Einer der stärksten Fröste, wobei die Oberfläche des Bodens gefror, hatte die Saat überfallen, als die Wurzelkeime kaum in die Erde gedrungen und die Samenblättchen in die Höhe gerichtet waren. Dennoch litten die Pflänzchen nicht das Mindeste von der herben Kälte. Im September waren sie schon zwei Schuh hoch und hatten reifen Samen.

Mohrrüben (Möhren) gelingen wohl tausend Schuh höher, als Kartoffeln, aber sie fordern einen an Nahrungstheilen reichen Boden, der schon durch frühere Kultur locker und zahmer geworden sein muß. Wahrscheinlich begehren auch die Rutabajen solchen Grund; wenigstens erwies sich dies dem Hrn. Kasthofer, dessen Kühe noch im November 1820 auf der Alpe im Stall sich der Rutabajen und Kartoffeln erfreuten.

Auch mit Holzsaaten machte er lehrreiche Anfänge im Hochgebirg. Doch genug von diesem!

Möge dieser Menschenfreund, der mit allem Muth und allen mannigfaltigen Erfahrungen und Kenntnissen zu seinem Unternehmen ausgerüstet ist, helfende Hände finden, seinen Lebenszweck zu erreichen. Seine Privatlehranstalt in Unterseen setzt er noch immerdar fort, um

junge Männer zu wackern Forstmännern fürs Hochgebirg, mit Uebung in Vermessungen und mit Sachkunde zur Kultur der Alpen, zu bilden. *)

Kunst- und Schriftwerke. Denkmale. Oeffentlichkeit.

Die Schweiz ist reich an Männern, welche die Natur mit den trefflichsten Anlagen für die Kunst des Schönen ausstattete, aber zu arm, ihnen Mäzenaten zu geben. Daher wandern gewöhnlich ausgezeichnete Künstler in die Fremde hinaus, wo den Musen noch Ambrosia gereicht wird, denen das Vaterland kaum nothdürftige Hausmannskost gibt. So schlägt der genialische Christen seine Werkstätte bald in Frankreich, bald in Deutschland auf, und der sinnvolle Maler König führt seine transparenten Schweizerbilder durch die Städte der Fürsten zur Schau.

Wenn es den Schweizern an Vermögen gebricht, die Arbeiten ihrer Künstler würdig zu belohnen, fehlt es ihnen dafür desto weniger an Sinn, den Werth derselben zu ehren. Die Kunst, besonders Malerei und Musik, die hier selten Mittel des Erwerbs sein kann, wird dagegen in zahllosen Familien, und oft mit ausgezeichnetem Glück gepflegt, den Genuß des häuslichen Lebens zu adeln. Die Gemäldeausstellungen zu Zürich und Bern, häufig nur durch Arbeiten von Liebhabern bereichert, beweisen, zu welcher Vollkommenheit es auch so gebracht werden könne. Die großen Aufführungen von Tonstücken in den jährlichen Zusammenkünften der schweizerischen Musikgesellschaft machen mit Sängern und Sängerinnen, mit Meistern auf verschiedenen Instrumenten bekannt, die, was sie im trauten Familienkreise zur Erheiterung desselben leisten, in Fürstensälen mit glänzendem Beifall leisten würden. Unter den Kupferstechern hat die Schweiz den berühmten Lips, einen der ersten Künstler in diesem Fach, durch seinen Tod verloren. Aber ein in Rom herrlichgebildeter Jüngling, Amsler aus dem Kanton Aargau, erregt schon durch seine ersten Werke Erwartungen des Ungewöhnlichen, und verspricht durch seine Leistungen den besten Meistern gleich zu stehen.

Weniger Glück machte bisher die Bildhauerei. Christen von Stanz, jetzt in Aarau verbürgert, war bisher der Einzige in diesem Fache. Sein Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, der schon mit dem Vater wetteiferte, starb in diesem Jahr zu Aarau, in der Blüthe seiner Tage. Das Denkmal auf die treuen, am Mordtag der Tuilerien gefallenen Schweizer, ein kolossaler Löwe in lebendigen Felsen bei Luzern gehauen, wird das Werk fremder Hand. Noch ist es nicht vollendet. Die Unkosten wurden durch Unterschriften zusammengebracht. Die Meinungen der Schweizer über dieses Denkmal waren sehr getheilt. Vielen schien angemessener, daß ein König von Frankreich dankbar das Gedächtniß der Treue von denen verewige, die in seinem Solde, für seinen Thron und für sein Recht das heldenmüthige Leben

---

*) Die nähern und sehr mäßigen Bedingungen erfährt man, wenn man sich an ihn in Briefen nach Untersee n im Kanton Bern wendet.

ausbluteten, und daß das Denkmal auf dem Platze, wo sie fielen, nicht im Vaterlande von Mitbürgern errichtet werde, für die sie nicht gefochten hatten. Ihr Tod könne auch nicht mit dem Tode der Helden bei Morgarten, Sempach, Näfels, St. Jakob verglichen werden, so wenig einst Griechenland die Tapferkeit der in den Thermopylen Gefallenen mit der Tapferkeit der griechischen Söldner verglich, die in den Ebenen von Babylon für den jüngern Cyrus fochten. Auch wurde diesen von dem an Denk- und Ehrenmälern freigebigen Griechenland kein Denkmal gebaut.

Man ist nun wirklich daran, auch den Vaterlandstod der Eidsgenossen bei St. Jakob durch einen Stein zu ehren. Es werden dafür keine Unterschriften gesammelt. Die Stadt Basel allein behält sich die Ausführung des Werkes vor.

Auch an die Stätte des von den Franzosen am 3 März 1798 verbrannten Beinhauses bei Murten soll, zum Andenken des dort über Karl den Kühnen erfochtenen Sieges, ein neues Ehrenmal errichtet werden. Der große Rath des Kantons Freiburg bewilligte dazu dem Staatsrath (am 19 Jänner 1820) die Summe von sechstausend Schweizerfranken.

Lebendiger und rührender, als durch Sinnbilder und Ehrensäulen, haben die Schweizer bisher die Freiheitschlachten ihrer Ahnen durch gottesdienstliche Feierlichkeiten und Volksfeste verewigt. Seit dem Freitag nach der Auffahrt im Jahre 1388, da die Urner das Gedächtniß Wilhelm Tells, ihres großen Bürgers, zum erstenmal in der Kapelle auf der sogenannten Tellenplatte am Vierwaldstättersee feierten, wo an demselben Tage noch hundert und vierzehn Personen beim Feste waren, die den Freiheitbringer persönlich gekannt hatten, wird bis zum heutigen Tage alljährlich noch in dieser Kapelle und bei zahlreicher Versammlung eine Messe zum Andenken des Helden der Menschheit gelesen.

Unter dem Namen der Näfelserfahrt wird noch jetzt jedes Jahr der Sieg der Freiheit im Schlachtgefilde bei Näfels mit großen Feierlichkeiten von allem Volk begangen. Zehn einfache Steine, mit der Inschrift 1388, deuten die Stätten von den zehn Angriffen der Oesterreicher an.

Noch heute wird der Schlachttag von Sempach mit Gottesdienst und Festlichkeiten unter freiem Himmel alljährlich auf dem Wahlfelde gefeiert. Hier erhebt sich eine einfache Kapelle, die dem Fremdling ein nahe dabei wohnender Waldbruder — er wird aber der Schlachtbruder geheißen — zu öffnen pflegt. Wo der Leichnam des Feindes, des Herzogs Leopold von Oesterreich, gefunden ward, steht der Altar.

Den Siegestag von Murten feiert noch immerdar am 22 Juni die Stadt Murten und die Umgegend; am schönsten durch den feierlichen Umzug der Jugend. Da sah man voriges Jahr noch die Knaben in alter Schweizertracht, alle mit Armbrüsten bewaffnet, die Mädchen weiß und roth gekleidet, mit Blumenkränzen geziert, einherziehen. Der Zug ging zur Stätte des Beinhauses mit klingendem Spiel, wehenden Fahnen. Unter der Linde, auf einer Erhöhung von Rasen, ward aus Johannes Müller die Geschichte des Tages abgelesen. Dann sprach

ein Jüngling lebenvolle Worte zum Volk über Freiheit und Unabhängigkeit der Eidsgenossenschaft. Man sah die Wärme des jungen Redners in die horchenden Männer und Greise übergehen. Vieler Augen wurden thränenfeucht. Das Geschrei des begeisterten Volks: Die Eidsgenossenschaft hoch! Das Vaterland hoch! unterbrach den Redner. Donner des Geschützes, des Volks Gesang von Lavaters Freiheitliedern folgte; dann der Knaben Armbrustschiessen nach einer Scheibe. Den glücklichsten Schützen hefteten die Mädchen silberne Denkmünzen auf die Brust, welche auf Befehl des Stadtraths von Murten geschlagen waren. Diese zeigten auf der einen Seite das Bild des ehemaligen Beinhauses; auf der Kehrseite das der Stadt Murten.

Es ist auch nicht ungewöhnlich, daß, sowohl in Städten, als in Dörfern, zuweilen unter freiem Himmel, merkwürdige Begebenheiten aus der Vaterlandsgeschichte, dramatisch bearbeitet, von Liebhabern aufgeführt werden. Diese Sitte ist besonders in einigen Gegenden der Kantone Luzern und Aargau einheimisch und erhält sich. Möge auch die Darstellung nicht immer ganz kunstgerecht, die poetische Arbeit oft von geringem Werthe sein: die Sache selbst hat etwas Ehrenwerthes und Löbliches durch ihre Beziehungen.

Die Neigung zu dramatischen Vorstellungen scheint seit einigen Jahren in größern und kleinern Schweizerstädten immer herrschender zu werden. Es bilden sich bald hie, bald da, Privattheater und Liebhabergesellschaften. Unglücklicher Weise, so scheint es wenigstens, ist der Geschmack daran durch die von Zeit zu Zeit die Schweiz durchstreifenden, gewöhnlich sehr armseligen Gesellschaften wandernder Schauspieler geweckt worden. Soviel eine gute, im vollen Sinne des Wortes nationale Bühne zur Veredlung der Sitte und zur Anregung vaterländischer Denkart beitragen könnte: soviel tragen, nach meiner Ueberzeugung, deutsche und französische wandernde Bühnen in den Schweizerstädten zur Verderbung der Sitte und zur Ausrottung des Kernschweizerhaften bei. Sie stellen ein bisher nur von Wenigen gekanntes ausländisches Wesen und Leben unsern Sinnen dar; gewöhnen Auge und Herz an Mancherlei, das man höchstens in diesen Thälern nur von Hörensagen wissen sollte, und bewirken eine Karakterverflächung und Verschliffenheit des Sinnes, die in den luxuriirenden Hauptstädten Deutschlands und Frankreichs verzeihlich, in den kleinen Schweizerstädten ekelhaft und widernatürlich ist. Am Ende liegt auch noch in der Spießbürgerei etwas Ehrenhaftes, nichts dergleichen aber in der aalglatten Allerweltsbürgerei, deren Eigenthümliches ist, nichts Eigenthümliches und Selbstiges mehr zu sein und zu haben. Es ward schon lange und mit Recht von großen Patrioten der Eidsgenossenschaft gesprochen: ausländischer Kriegsdienst habe das inländische Glück vergiftet; aber wahrlich, die ausländische Bühne, in Schweizerstädten aufgeschlagen, bringt ein noch gefährlicheres und süßeres Gift, weil sie gleichsam das Ausland, und zwar dessen Thorheiten und Verkehrtheiten mehr, als dessen Tugenden, mitten unter uns hinzaubert. Es ist wahr, daß viele Bühnenstücke der Franzosen und Deutschen in deren Hauptstädten sittenverbessernd sein, oft mehr Gutes wirken können, als eine alltägliche Kanzelrede; aber noch unverdorbene Kinder warnt ein weiser Vater nicht vor gewissen ihnen unbekannten Sünden;

um sie nicht mit denselben vertraut zu machen. Aus diesem Grunde kann man auch Privattheatern in der Schweiz nicht das Wort reden. Sie sind ein gefährliches Spielwerk; es wird mit denselben die Zeit verspielt, und oft noch etwas mehr dazu. — Doch ich breche ab, um nicht in den Ruf eines Bußpredigers zu kommen.

Sollte der Hang zu Schauspielen durch keine bessern Ueberzeugungen abnehmen, so wäre es Beruf der vaterländischen Dichter, sich an leicht aufführbare nationale Lustspiele, mit allen Eigenheiten schweizerischer Volkssitten geschmückt, oder an Stoffe aus den großen Zeiten der eidsgenössischen Vorwelt zu wagen, in der schönen Art Schillers. An Dichtern und Dichterinnen fehlt es der Schweiz nicht, und singt schon unser Salis seltener, zeigt doch alljährlich der liebliche Schweizeralmanach, die Alpenrosen, einen frisch aufstrebenden Chor achtungswürdiger Sänger. Die beiden Wyß von Bern, Stäheli, Münch von Rheinfelden, Tanner von Aarau, Kuenlin von Freiburg, Goll, Hottinger und Usteri von Zürich, der sinnige Hegner von Winterthur und viele Andere, werden vom Vaterlande schon gern, einige selbst vom Auslande mit Beifall vernommen.

Inzwischen behauptet bis jetzt in der Literatur für die Schweizer, weit über die Dichtkunst, noch die vaterländische Geschichtkunde das altangestammte Interesse. Alljährlich erscheinen dafür, trotz des schon vorhandenen Reichthums, neue werthvolle Beiträge. Der Staatsrath Peter Ochs von Basel weiht seine Mußestunden der Vollendung der Geschichte des Kantons Basel, eines Werks, dessen Inhalt aus lautern Quellen geschöpft ist, dessen Geist in ruhiger Unbefangenheit spricht, und welches schon Johannes Müller hochehrte. E. Stierlin und J. R. Wyß in Bern haben sich um die Geschichte der Eidsgenossenschaft nicht geringes Verdienst erworben, indem sie bisher ungedruckte Quellenwerke ans Licht förderten. Im Jahr 1819 gaben sie zuerst Conrad Justingers, dann im Jahr 1820 Benedikt Tschachtlans Berner-Chronik heraus, verziert mit einigen, den ausgemalten Bildern der Urschrift nachgezeichneten Umrissen in Holzschnitt, die in so fern Werth haben können, als sie allenfalls wirklich das damalige Aussehen der Städte, der Kleidertrachten, Kriegswerkzeuge u. s. w. treu darstellen. Es ist zu wünschen, daß auch Andere (wie die historische Klasse der Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau, welche jetzt mit Herausgabe des Schodeler beschäftigt ist, und wie schon die Bündner mit Herausgabe ihres Sprecher und Juvalta gethan haben) eben dies Format, eben diese Einrichtung bei Herausgabe alter Quellenwerke beibehielten: so würde damit nach und nach eine gleichförmigere Collectio script. rer. helveticarum gebildet werden. Auf dieselbe Weise sollten auch die Sammlungen kleinerer Arbeiten und Urkunden älterer Zeit veranstaltet werden, die man aber zum Theil schon in Zeitschriften (wie im Züricher schweizerischen Museum) zerstreut hat, wo sie Niemand sucht oder leicht zusammenfindet. Mit Recht wird bedauert, daß die geschichtforschende Gesellschaft in Bern mehrere werthvolle Urkunden in Journalform (in ihrem „Geschichtforscher") herausgab, wo man zugleich neben einigen gehaltvollen Abhandlungen auch manche unbedeutende

mit in Kauf erhält. — Hr. Vögelin, Pfarrer zu Benken, beschenkte die Literatur mit einer neuen Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft. Der Zweck seines Werks ist nicht sowohl, wichtige neue Aufklärungen zu geben, als jedem nur einigermaßen gebildeten Bürger eine lesbare Erzählung von den alten Schicksalen der Schweiz zu gewähren, die nicht zu vielbändig, aber auch nicht zu gedrängt, sondern ziemlich vollständig sei und dabei Klarheit und Genauigkeit verbinde. Es ist nur zu bekannt, daß Johannes Müllers Werk von den Wenigsten als ein Lesebuch, das man vom Anfang bis zum Ende durchnimmt, sondern als ein Werk zum Nachschlagen, zum Genuß einzelner Darstellungen benutzt werden muß. Ueber Hrn. Vögelins Versuch läßt sich, bevor er vollendet ist, nicht wohl urtheilen. Andere haben vor ihm, wie Leonhard Meister, schon Aehnliches versucht. Und noch gleichzeitig erschien mit Hrn. Vögelins Werk in einem Volksblatt der Anfang eines ähnlichen Unternehmens: Des Schweizerlands Geschichten fürs Schweizervolk. Noch ist ungewiß, ob letzteres ganz vollendet werden wird; es ist im Volkston geschrieben, und soll auch dem Landmann anziehend und verständlich sein. Die freundliche Aufnahme dieser Schweizerlandsgeschichten, von denen, wie man vernimmt, schon eine französische Uebersetzung für die französischen Gegenden der Schweiz veranstaltet wird, mag allerdings für den Verfasser ermunternd sein. Allein die Aufgabe, die er sich wählte, ist schwerer, als er sich anfangs einbildete; und wenn er die Scylla der Reformation glücklich vorbeischifft, ist er noch der Charybdis der Revolution blosgestellt.

H. Zschokke.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Berichtigende Bemerkung zu der Denkschrift über die Verhaftung der jungen Schweizer zu Wien.
(Im letzten Heft der Ueberlieferungen vom Jahr 1820.)

Daß es an der Thätigkeit des schweizerischen Gesandten in Wien, sich mit Nachdruck für die dort wegen demagogischer Umtriebe verhaftet gewesenen jungen Schweizer zu verwenden, gefehlt habe, ward nicht nur durch von Wien in die Schweiz gesandte Briefe ausgedrückt, sondern auch Glaube selbst höherer Behörden in der Eidsgenossenschaft.

Es freut den Herausgeber dieser Blätter, seinen Lesern sagen zu können, daß dieser Glaube irrig war, und durch das widerlegt wird, was einer der achtungswürdigsten Staatsmänner der Eidsgenossenschaft in einem öffentlichen Blatte (Erzähler von St. Gallen) mittheilt. Hier folgen, als Berichtigung, seine eigenen Worte.

„Die Regierungen von Freiburg und St. Gallen (letztere durch die eidsgenössische Legation zu Wien und die eben so bereitwillige kaiserliche in der Schweiz) und der Vorort selbst haben sich für Beschleunigung der Prozedur und für vollständige Anerkennung ihrer Unschuld verwendet,

wenn keine verbrecherische Absichten und Handlungen durch rechtliche Beweise zu Tage befördert werden können, und der Freiherr von Müller hat sich seiner Aufträge in Denkschriften an das kaiserliche Ministerium und durch alle seiner Stellung und der Würde seiner Kommittenten angemessene Mittel erledigt. Ein diessfalls beifällig geäusserter Zweifel ist selbst in einer Sitzung der Tagsatzung, mit Hinweisung auf Akten, gehoben worden, und so wird es auch dem Herausgeber der Ueberlieferungen angenehm sein, den schweizerischen diplomatischen Agenten, der die ihm empfohlenen Schweizer, nach Maasgabe der Umstände, stets freundlich und gastfrei aufnimmt, vor unverdientem Uebelwollen zu verwahren."

Aus Frankreich.

Bemerkungen über Stimmung und Volksgeist im südlichen Frankreich.

Hätte ich Ihnen so oft geschrieben, als ich Ihrer gedacht habe, so würden Sie statt dieses Briefes ein Buch von mir erhalten. Ich lebe oft in Gedanken an den Ufern der Aar, und so lange der Mensch dem Menschen das Anziehendste bleibt, vermag mir der Süden keinen Ersatz für das zu bieten, was ich da finden würde. Luft und Licht sind hier wunderschön und dem Nordländer, der einen nassen Sommer durchlebte, so überraschend, daß er sich ihrer Herrlichkeit nicht satt freuen kann. Erst heute ist nach fünf Wochen der erste Tag, an dem ich mein Zimmer nicht füglich verlassen kann. Ich benutze ihn, um mich Ihnen in Erinnerung zu bringen und um Sie zu versichern, daß mich noch nichts in Versuchung geführt hat, hier meinen Wanderstab niederzulegen.

Diese milde Luft weht über verwitterte Felsen und schattenlose Flächen, und schmerzlich vermisse ich die deutschen Wälder. Dieser ewigblaue Himmel glänzt über einem trüben Geschlechte, das aus der lauten Lustigkeit seiner Aeltern in einen stummen Ernst versunken ist; das, fürchte ich, nichts Höheres kennt, als seinen Nutzen, und nichts Erfreulicheres, als die Plagen seiner Feinde. Halten Sie mich nicht für parteiisch. Ich sehe in der Gemüthlosigkeit der Franzosen ein unverschuldetes Unglück und den Uebergang zu einer bessern Sinnesart. Die Zeichen und die Leiden der Zeit haben dieses Volk nur erst betäubt, und noch nicht bekehrt. Was zehn Jahrhunderte aristokratischen Unfugs vergifteten, haben dreissigjährige Stürme nur aufzuregen, noch nicht zu reinigen vermocht, und das Mißtrauen, das überall zum Egoismus führt, ist ja überall die erste Frucht der Erfahrung. In den bessern Formen muß sich nothwendig einmal der bessere Geist entwickeln, und ausser ihnen wird dieses Volk seiner Selbstständigkeit so wenig fähig als werth sein.

Zweierlei hat immer im Frankreich einen besonders widerlichen Eindruck auf mich gemacht: der platte Materialismus der Mehrzahl derer, die sich für gebildet halten, und die heillose Kinderzucht unter der geringern Volksklasse. Französische Aufklärung besteht noch bei den Meisten aus der Einbildung, Alles zu wissen, gepaart mit der Eitelkeit, an Nichts zu glauben; und diese Mißgeburt mögen freilich jene Philosophen in die Welt gesetzt haben, die

populär zu werden meinten, indem sie seicht wurden. Dafür rächten und rächen sich ihre Gegner, die das Volk leiten. Allen Menschenwerth auf die gedankenlose Ausübung eines Zeremonialgesetzes zurückführend, haben sie dieses Volk in seiner Brutalität erhalten, um es fromm zu machen. Der große Streit dauert noch, und die Anhänger des Systems, nach welchem nur dumme Menschen gute Bürger abgeben, sind im Süden die wichtigern; hier, wo eben, wie mir scheint, ein recht allgemeiner Volksunterricht nothwendiger sein möchte, als überall anderswo; nicht um aufgeklärte und gutartige, — um zahme Menschen zu machen.

In unsern Gegenden gibt es eine Erziehungsanstalt, die Vieles ersetzt, und die selbst schwerlich zu ersetzen sein dürfte, — das häusliche Leben. Klima und Sitten halten die Familien zusammen, diese eigentlichen Urversammlungen aller Völker. Die Kinder wachsen unter dem väterlichen Dache und unter den Augen arbeitsamer Aeltern auf. Das Beispiel ist auch Lehre. Hier im Süden ist das Haus Allen nicht viel mehr als Schlafstelle. Noch jetzt arbeiten fast alle Volksklassen, Handwerker so gut, als Taglöhner, im Freien oder in offenen Buden. Die Kinder treiben sich unterdessen auch im Freien herum, nichts thuend oder schlimmeres. Keine frühere Gewohnheit knüpft das erste Band der Anhänglichkeit zwischen Aeltern und Kindern, und was die Noth unter den niedrigern Ständen verhindert, dem bauen die höhern geflissentlich vor — durch Dorfammen und Erziehungsanstalten.

Das ist vielleicht der erste Grund der Gemüthlosigkeit der Franzosen, die uns so widerlich auffällt; daher diese rechnenden Weiber, diese Männer, die in den Kaffeehäusern zu wohnen scheinen, diese gemißhandelten Aeltern, diese lieblosen Kinder, diese immer häufiger werdenden Verbrechen, die, nimmt ihre Zahl in dem bisherigen Verhältnisse zu, aus der Weltgeschichte eine Sammlung Kriminalakten zu machen drohen.

Ich sage Ihnen nichts Neues, vielleicht nicht einmal etwas ganz Wahres; aber ich habe Ihnen auch nur in aller Anspruchlosigkeit sagen wollen, wie ich meine Umgebungen ansehen muß, um Ihnen zu beweisen, daß mir mit solchen Ansichten unter diesen Leuten nicht wohl sei, daß ich zu ihnen kein Herz fassen kann. Mit Parteien ist es leicht sich zu vertragen; Parteien setzen Grundsätze voraus, mit denen man es ehrlich meint; aber unerträglich ist die Parteilosigkeit des Egoismus; am unerträglichsten, wenn dieser seine Berechnungen für Gefühle ausgibt. Es mag anderswo auch so sein, und ich bin fast geneigt es zu glauben, wenn ich sehe, daß Schulden und Aemter noch immer die festesten Stützen so vieler Regierungen abgeben, die ihre treuesten Anhänger in denen erblicken, die einen Platz zu erlangen hoffen oder ein Kapital zu verlieren fürchten; — aber das Verderben ist doch nirgends so allgemein, als hier. Die Leute mögen anderswo nicht besser sein, aber sie sind unschuldiger. Kurz, in Frankreich bleibe ich nicht, wenigstens nicht in einer französischen Provinz, wo selbst die Fehler der Nation sich nur in ihrer langweiligsten Mittelmäßigkeit finden, während Alles, was sich in irgend einer guten oder bösen Art auszeichnet, der Hauptstadt zuzieht.

Paris ist unser Rom, sagte mir hier Jemand. Paris verlangt Geld und die Departements zahlen; Paris verlangt eine Armee und die Departements stellen Rekruten. Er hat Recht, und so wird es überall sein, wo alle politische Gewalt sich um einen Mittelpunkt, er heiße Hof oder Senat, vereinigt. Darum wünsche ich Ihnen Glück zu der Verfassung Ihres Vaterlandes, die wenigstens von dem Grundsatze ausgeht, nur die Kraft zu zentralisiren, und nicht die Herrschaft. Wenn ich mit mir selbst als einem Freunde über den Zufluchtsort zu Rathe gehe, den man in dieser bewegten Zeit wohl suchen müßte, um Ruhe zu finden und Sicherheit, so ist es immer noch die Schweiz, die allen Vortheil zu vereinigen scheint. Möge sie die Zitadelle des Friedens und der Freiheit bleiben!

In der Nähe von Italien, dürfte ich der Versuchung, im nächsten Frühlinge dahin zu ziehen, leicht erliegen. Nach Nizza, wo sich einige meiner Freunde mit ihren Familien aufhalten, ziehe ich wohl schon im nächsten Monate, sei es auch nur um mich wieder der Gesellschaft einiger Deutschen zu erfreuen, und um den Stürmen zu entgehen, die den Frühling im Languedoc zur schlechtesten Jahrszeit machen. Erlauben es dann die Umstände, so ziehe ich weiter; ich fürchte aber, sie werden es nicht erlauben. Der kleine Moniteur in Wien hat, wie ich höre, neuerdings heftig geschimpft; die Armeen bewegen sich und die Gewaltigen der Erde halten Rath. Bestätigen sich die Besorgnisse, zu welchen alles das Veranlassung gibt, so wird der Anfang meiner italienischen Reise wohl auch ihr Ende sein.

Neuigkeiten erfahren Sie ja früher und aus reinern Quellen, als wir in Montpellier, die wir, ungeachtet der Nähe von Spanien und Italien, nicht viel mehr vernehmen, als die Pariser Blätter enthalten. Verbreiten sich auch je zuweilen Privatnachrichten, so büßen sie doch gewöhnlich alle Bestimmtheit und alle Glaubwürdigkeit ein, indem sie die Farbe der Parteimänner annehmen, die sie in Umlauf setzen. Gestern erzählte man mir im höchsten Vertrauen: überall in Spanien seien die Gährungen in Bürgerkrieg ausgebrochen, eine hohe Person sei verhaftet, der Kurs der Vales reales um 40% gefallen. Heute wünscht sich Jemand Glück zu der weisen Mäßigung des spanischen Volks, das sich beruhigt, sobald die Verletzung der konstitutionellen Formen, die zu Unruhen in Madrid Veranlassung gegeben, wieder gut gemacht worden. Dieser hat Vales gekauft; er glaubt, was er hofft. Jener sieht im Geiste eine russische Armee über die Pyrenäen ziehen; er erzählt, was er wünscht. Ein Artikel aus der Gazette de France und einer aus dem Constitutionell sind eben so aufrichtig und eben so unterrichtend, als diese Leute.

Montpellier 1821.

B. J.

Aus Italien.

Die Stellung der Mächte gegen Neapel im Januar 1821.

Was hier folgt, sind einige Hauptbetrachtungen der Schrift des Hrn. Bignon: Du congrès de Troppau, ou examen des prétentions des monarchies absolues à l'égard de la monarchie constitutionelle de Naples (Paris, Janvier 1821, 205 pag. 8.), die nicht den Flugschriften, welche nur augenblicklichen Werth haben, sondern derjenigen Tages-Literatur angehört, die einen historischen Werth behält und deren Ansichten eben darum auch in den Ueberlieferungen aufbewahrt zu werden verdienen.

Wenn, von staatsrechtlicher Hinsicht abgesehen, die Stellung der Höfe gegen die konstitutionelle Regierung des Königreichs Neapel, und was ihr eigenes Wohl dabei erheischt, untersucht werden soll, so müssen das gemeinsame Interesse, welches die Kabinete in Bezug auf die Sicherheit der Regierungen geltend machen, und hinwieder der besondere Vortheil jeder dieser Regierungen unterschieden werden. Was das erstere, nämlich die gemeinsame Sache der unbeschränkten gegen die konstitutionellen Regierungen betrifft, so ist es wohl sehr ungewiß, ob die Annahme und Befolgung eines feindseligen Systems gegen diese letztern, den Wünschen und Hoffnungen der erstern völlig zusprechend sein dürften. Was seit Jahren begegnet ist, scheint darzuthun, daß die gemachten Versuche zu Befestigung, Herstellung oder Einführung unbeschränkter Herrschaft vielmehr zu ihrem Nachtheil gereichten. Man könnte mitunter zu glauben versucht sein, die Mächte gingen mit Verschwörungen gegen ihre eigene Sicherheit um, wenn man jene unglaublichen Mißgriffe betrachtet, welche die Ehrfurcht der Völker gegen die Fürsten tief erschüttern, oder durch schreiende Unbill die Gemüther erbittern und aufreizen müssen. Daß unter den gewaltigen Mißgriffen, welche nichts wieder gut machen kann, der Prozeß der Königin von England obenan steht, darüber ist man wohl ziemlich allgemein einverstanden; und wie die ärgerlichen Verhandlungen des britischen Parlaments der Ehrfurcht der Völker für Könige und Königinnen nicht anders als großen Eintrag thun konnten, so waren hinwieder jene gegen die Carbonari erlassenen Edikte schwerlich geeignet, Achtung und Vertrauen für eine Herrschermacht einzuflößen, welche im neunzehnten Jahrhundert gegen ganze Massen von Individuen die Todesstrafe ungefähr eben so verhängt, wie vormals heidnische Kaiser gegen die Anhänger der Christensekte gethan haben, oder wie in Zeiten der Barbarei, und auch später noch, gegen Juden und Ketzer geschah. Das Schwert der Aechtung ist eine zweischneidige Waffe, welche gar leicht dem Arme selbst, der sie führt, gefährlich werden mag, und es könnte wohl auch bei den Maasnahmen gegen die Carbonari der Fall eintreten, daß sie, statt Furcht und Schrecken einzuflößen, vielmehr den Widerstand erhöhen würden. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß eine gegen Neapel gerichtete Waffengewalt nicht einstweilen obsiegen könne; allein auch Napoleon Buonaparte ist als Herrscher in Madrid eingezogen, seine Fahnen haben sogar unter den Mauern von Cadix geweht, und fünf Jahre später hatte Spanien die mächtigen Bedrücker aus seinem Gebiete verjagt. Die Spanier haben gezeigt, daß volksthümliche Vendeen

schwieriger noch als königliche Vendeen besiegt werden. Wenn ein Krieg gegen Neapel zu denen gehört, wo ein dem Anscheine nach siegreicher Erfolg schnell eintreffen kann, so gehört er hinwieder auch zu denen, wo der Sieg dem Sieger stets wieder entschlüpft, wo das Glück treulos und unbeständig, Gunsterweisungen und Verrath wechselt. Dazu kommt, daß viel unvorgesehene Zwischenereignisse bei einem solchen Kriege eintreten mögen. Wo fände sich die Bürgschaft, daß, was in gemeinsamem Einverständniß begonnen war, gleichmäßig auch also fortgesetzt werde? Der Krieg selbst müßte in seinem Fortgange wohl unvermeidlich seine Natur, so wie den ursprünglichen Karakter ändern, und wäre es auch der Fall, daß derselbe in redlicher Absicht zu gemeinsamem Vortheil von den unbeschränkten Regierungen unternommen würde, so bliebe darum allezeit noch sehr zweifelhaft, ob ihr Zweck erreicht und ihre Hoffnungen erfüllt werden. Der Karlsbader Kongreß sollte der weitern Ausdehnung stellvertretender Verfassungen Schranken setzen; statt dessen haben seither große und kleine Staaten jene erhalten. Wer es unternimmt, die Meinung, welche die Völker von den Vortheilen dieser Verfassungen geschöpft haben, rückgängig zu machen, und ihnen die Handhabung der unbeschränkten Gewalt oder ihre Herstellung, wo sie abgeschafft war, zu belieben, der beginnt ein Werk, das, wo nicht völlig unausführbar, doch gewiß mit Gefahren aller Art umzingelt ist; man darf von ihm sagen, er zünde das Feuer neu an, welches gelöscht werden sollte, und von dem hinzugegossenen Oele müssen die Flammen höher auflodern. Darum darf mit Recht bezweifelt werden, daß der Entschluß feindseliger Maasnahmen dem wahren Vortheil unbeschränkter Regierungen gemäß sein könne.

Wenn dies nun aber der Fall selbst alsdann ist, wo weder die uneigennützige und reine Absicht der Einzelnen, noch der übereinstimmende Zweck Aller bezweifelt wird, so fragt sich weiter, ob das erwähnte System etwa dem wohlverstandenen Staatsvortheile jeder einzelnen Macht entsprechend sein könne. Hier trennen sich die Interessen. Sie sind bereits schon getrennt, und jedes neue Ereigniß muß ihre Trennung größer machen; das Einverständniß über eine Staatslehre, die man geltend machen möchte, wird gegen materielle und fühlbare Vortheile zuverläßig nicht das Uebergewicht davontragen; die Eintracht von heute verwandelt sich morgen in Zwietracht.

Ein Kriegsergebniß, welches für Oesterreich günstig ist, kann dem Vortheile keiner der andern großen Mächte entsprechen, es wäre denn, daß diese ihrerseits gleichfalls einen verhältnißmäßigen Zuwachs erhielten. Die Frage vom Kriege gegen Neapel ist also keine einfache Frage mehr. Sie kann und muß große Veränderungen im wirklichen Zustande von Europa herbeiführen. Es wäre sehr einfältig, glauben zu wollen, der Wiener Hof werde für den Sieg einer Herrscherform, wie in vormaligen Zeiten für den Sieg eines religiösen Bekenntnisses geschah, Krieg führen, und er werde den Lohn seiner Opfer in dem Bewußtsein und der Ueberzeugung finden, dem monarchischen Prinzip entsprechendere Formen diesseits und jenseits der Meerenge hergestellt zu haben; selbst die Kreuzfahrer begnügten sich nicht, Seelen zu bekehren und die

Ungläubigen zur Verehrung des Kreuzes zu vermögen; sie machten vielmehr unterwegs Eroberungen, sogar auch in christlichen Staaten; sie verwüsteten Konstantinopel und sie eigneten sich Fürstenthümer und Königreiche zu, ohne auf die Rechte der legitimen Besitzer Rücksicht zu nehmen. Sollten wohl die monarchischen Kreuzzüge in ihren Zwecken uneigennütziger und irdischen Berechnungen entfremdeter sein? Wie groß auch der Eifer für den Ruhm der reinen Monarchie in den Kabineten sein mag, eine von jeder materiellen Beimischung freie Ueberspannung dürfte am wenigsten in Wien gesucht werden. Einen romantischen Karakter besitzt dieser Hof zuverlässig nicht, und es ist derselbe vielmehr derjenige unter allen, der, den abstrakten Ideen am meisten feind, sich vorzugsweise an Realitäten hält. Die Welt ist Zeuge davon gewesen, was auf seiner Wagschale auch die zärtlichsten Neigungen des Fürsten wiegen. Wer möchte glauben, es werde derselbe nunmehr seine Schätze und Armeen aufopfern, um die Neapolitaner anzuhalten, daß sie in ihrer Staatseinrichtung dem monarchischen Prinzip einen etwas freiern Spielraum einräumen! Auch die Leichtgläubigkeit hat ihre Grenzen, die zu überschreiten unmöglich fällt. Wäre jedoch auch das Undenkbare möglich, so würde alsdann Neapel zwar dem Namen nach keine österreichische Provinz, in der That aber immerhin von Oesterreich abhängig sein; es würde, als dessen Lehensmann, Pflichten des Unterthanen zu erfüllen haben, und als Hilfsdiener, was von ihm verlangt wird, nie weigern können, oder auch wohl das ihm bewilligte Schattenbild des selbstständigen Daseins mit noch größern Opfern erkaufen müssen, als, wäre es dem Kaiserstaate einverleibt, von ihm gefordert würde; für Oesterreich ist der Erfolg, so oder anders, der nämliche; er bringt ihm bedeutenden Zuwachs von Einfluß und Stärke. Kann ein solcher Zuwachs Preußen gleichgültig sein? Die Antwort leidet keinen Zweifel. Oder etwa Rußland? Diese Macht kann allerdings warten, der Entwickelung der Dinge zusehen und zu gelegener Zeit Ersatz begehren, was Preußen gleichmäßig thun zu können nicht im Fall ist. Unter diesen drei Mächten wäre demnach eine, die sich mißrechnet hätte. Wofern die Zeichen, woraus das gegenseitige Verhältniß der Höfe zu einander einigermaßen gewürdigt werden kann, nicht völlig täuschen, so darf man annehmen, es haben seit 1815 dreierlei bedeutende Wechsel in der Stellung der Höfe von Berlin, Wien und Petersburg gegen einander statt gefunden. Im ersten Zeitraume war die Vereinbarung zwischen Petersburg und Berlin enger geknüpft; im zweiten, welcher auf den Karlsbader Kongreß fällt, stellte sich die Vereinbarung von Preußen und Oesterreich groß dar, und der dritte, welcher mit dem Kongreß in Troppau zusammentrifft, schien das vollkommenere Einverständniß zwischen Rußland und Oesterreich anzudeuten. Der Schein kann trügen, dennoch aber liegt ihm vermuthlich einige Wahrheit zum Grunde. Wofern wir die in der That wenig wahrscheinliche, völlig uneigennützige Staatsklugheit der großen Mächte bei Seite lassen, so mögen sich alsdann gar leicht Mittel der Ausgleichung zwischen Oesterreich und Rußland finden, desto schwieriger aber dürften hingegen solche, die den Hof von Berlin befriedigen könnten, gefunden werden. — —

Was den Krieg selbst betrifft, so kann sein Gelingen einstweilen noch nicht für unfehlbar gehalten werden, und der auf einer Stelle beendigte Kampf mag leicht auf einer andern wieder neu beginnen. Wer bürgt dafür, daß die Oesterreicher, wenn sie in Neapel siegreich eingezogen sein werden, in Kalabrien keine Niederlage erleiden? Frankreich weiß aus Erfahrung, wie theuer ihm der Versuch zu stehen kam, das neapolitanische Volk seiner Unabhängigkeit zu berauben: werden also nicht doppelte Gefahren einen Feind erwarten, welcher beides, dem Staate die Unabhängigkeit und den Bürgern die Freiheit rauben will? Das Mißverhältniß zwischen den geregelten Kräften beider Theile ist allerdings groß, die gute Mannszucht bietet wichtige Vortheile dar, und die Kriegskunst kann einem ohnedies durch seine Mehrzahl überlegenen Heere bedeutendes Uebergewicht sichern; hinwieder jedoch stehn auch der Freiheit große Hilfsmittel zu Gebot, ihr Name kann, für sich allein schon, Wunder erzeugen, was schwierig ist mag durch ihn leicht werden, und er regt Hoffnungen überall an, sogar auch unter den feindlichen Reihen: der Ruf der Freiheit war es, womit die Franzosen Europa besiegt haben, und unter Anrufung der Freiheit haben hinwieder Völker und Fürsten das französische Joch von Deutschland abgeworfen, und die Franzosen in ihr altes Landesgebiet zurückgetrieben. Oesterreich muß mehr als jeder andere Staat die Zauberkräfte kennen, die in dem Worte Freiheit liegen. Es kann jener Staat die Umstände nicht vergessen haben, unter denen dieser Ruf das Zeichen seiner Niederlage gewesen ist; es kann insbesondere nicht vergessen haben, daß dieser Ruf im Munde eines Menschen aus der gemeinen Volksklasse stark genug war, um eine mit allen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln versehene Besatzung, welche die Stadt auf alle Weise zu bemeistern im Stande sein sollte, aus Genua zu vertreiben. Im Jahr 1746 waren es die Bürger einzig nur, an die der Ruf der Freiheit gerichtet und von denen er gehört ward: jetzt wäre es möglich, daß er auch in den Reihen der Angreifer Hörer fände. Ein Zug gegen Neapel ist darum noch nicht die Eroberung von Neapel, und die Eroberung desselben gewährleistet seine Erhaltung nicht. Wenn bei der unverkennbaren Stimmung der Gemüther Italiens vielbesprochene Befreiung und Vereinbarung das endliche Ergebniß der Unternehmung sein würde, so wäre alsdann freilich Oesterreichs Mißrechnung groß gewesen, und seine Stellung gegen Rußland und Preußen füraus würde höchst bedenklich. In den türkischen Provinzen einen Ableiter für Rußlands ehrgeizige Plane zu suchen, wäre eine eitle Hoffnung; was Rußland angelegen sein muß, und wornach es gegenwärtig strebt, das besteht in dem Zuwachs von Bevölkerung und von einer zivilisirten Bevölkerung; das noch in Oesterreichs Händen gebliebene polnische Gebiet muß darum einen größern Reiz für Rußland haben, als die ausgedehnten Wüsten einiger ottomanischen Provinzen, zumal der Besitz der erstern die Erwerbung der zweiten annoch vollends gewährleistet. In solcher Lage wird es erklärbar, wenn Preussen dem Heerzuge gegen Neapel geringen oder keinen Widerstand entgegensetzt; eben so begreift man, wenn Rußland denselben allenfalls zu widerrathen sich das Ansehen gäbe, in der That aber ihn doch gern sähe. Verhält es sich anders, so gebührt dem Kaiser

Alexander deshalb Lob, weil alsdann die Redlichkeit des Menschen die Staatsklugheit des Fürsten überwand. Auf jeden Fall ist es der Wiener Hof, der die meiste Gefahr läuft; die beiden andern Höfe können nur wenig verlieren wenn die Unternehmung gelingt, und viel gewinnen wenn sie mißlingt. Ein vollständiges Gelingen derselben wäre mit ihrem Vortheile vielleicht am wenigsten verträglich; doch gäbe es, selbst in diesem Fall, für beide immerhin noch Mittel eines angemessenen Ersatzes, und wenn auch nicht leicht vorzusehen ist, wo Preussen den seinigen hernähme, so darf man deshalb ruhig sein, indem dieser Hof nie zurückblieb, wo sich's um Ersatz, Entschädniß oder verhältnißmäßigen Zuwachs handelte. Dagegen aber gibt es zwei Mächte, für die, in jenem Falle, durchaus kein Ersatz möglich ist; Frankreich nämlich und England.

Die Höfe von London und Paris dürften wohl kaum unbesonnen genug sein, um ein Vorhaben zu befördern, dessen Ausführung, im glücklichen Fall, nur mächtige Rivalen begünstigen könnte. Was der eigene Vortheil beider Staaten erheischt, ist so handgreiflich, daß auch schon ihr neutrales Verhalten nur dadurch erklärbar würde, wenn die Neigung, freie Verfassungen der Völker im Entstehen zu hindern, sie blenden und ihre Staatsklugheit irre führen sollte. Daß England jemals die ausschließliche Herrschaft Italiens einer der großen Mächte des Festlands überlassen, und diese dadurch in den Stand setzen könnte, ihm das Mittelmeer zu verschliessen, ist geradezu unmöglich; eher noch dürfte geschehen, daß gleichzeitig, wenn die österreichische Fahne in Neapel wehen wird, die britische hinwieder in Messina oder Palermo aufgepflanzt würde. Solche Versuchungen des Ehrgeizes gibt es annoch für England, für Frankreich sind keine vorhanden. — Gewiß aber ist, daß ein wohlverstandener Staatsvortheil Frankreich und England gleichmäßig bestimmen muß, Neapel und ganz Italien vor Oesterreichs Uebergewicht, das sich widrigenfalls dieser Landschaften bemächtigen wird, zu beschützen. Nicht leicht mögen auch je Recht und Gerechtigkeit mit dem Staatsvortheile besser einverstanden gewesen sein, als hier der Fall ist. Frankreich und England, wofern sie diese Partei ergreifen, thun einerseits, was das Wohl ihrer Staaten erheischt, anderseits verfechten und retten sie als konstitutionelle Regierungen die Rechte der Völker; und darüberhin sichert Frankreich annoch den Thron eines Bourbonen-Zweiges, den jedes andere Benehmen unstreitig großer Gefahr preisgeben würde.

Aus all' Obigem geht hervor, daß von zwei Dingen eins der Fall ist: entweder ein uneigennütziges Einverständniß der Mächte für Herstellung der unbeschränkten Gewalt in Neapel, oder die zusammentreffenden Absichten einiger Höfe, welche, unter dem Schleier des warmen Eifers für die Handhabung der Grundsätze eines Herrschersystemes, sey es wirklich einverstandene Plane für Vergrößerung und Zuwachs an Gebiet und Einfluß, sei es nur gleichzeitige Absichten verfolgen, so daß sie, ohne diese einander offen eingestanden zu haben, zwar anscheinend einem gemeinsamen und bekannten Zwecke nachstreben, in der That aber auf besondere und eigenthümliche Plane hinarbeiten.

Wenn es gutmüthige Leute gibt, die noch Vertrauen in die uneigennützigen Absichten der Mächte setzen, so soll man ihnen dieses Vergnügen nicht rauben. Nach allem, was seit 1815 vorgegangen ist, dürfte freilich ein hoher Grad von Blindheit dazu erforderlich sein. Die Hauptfrage, die ich jedoch nicht lösen will, wäre diese: ob wirklich einverstandene oder nur gleichzeitige eigennützige Absichten von Seite der Mächte obwalten? Das Einverständniß für bestimmte Plane ist unwahrscheinlich, und wofern eines statt findet, so ist es gewiß nur ein partielles: auch ist dasselbe wohl nur im Allgemeinen entworfen und in Ausdrücken abgefaßt, die nach den Umständen verschiedentlich ausgelegt werden mögen. Das Höchste, was sich vermuthen liesse, wäre ein Einverständniß von Oesterreich und Rußland über irgend einen Hauptpunkt, und damit verbundene halbe Zusagen an Preussen. Die dritte Vermuthung bleibt jedoch die wahrscheinlichste: unter dem Schleier der gemeinsamen Sorge für die Sicherheit der Regierungen, verfolgt jede der Mächte ihre besondern Absichten, die sie mehr oder minder errathen läßt, nicht aber eingesteht. Wesentlich scheint mir das gegenseitige Verhältniß der Höfe dieses zu sein: in der Unternehmung gegen Neapel hat Oesterreich die größten Gefahren zu bestehen; der Ausgang sei, welcher er wolle, so läuft Rußland dabei keine Gefahr und findet hingegen allein nur Gewinn; Preussen hat einige, doch ungewisse Aussicht auf nicht sehr bedeutenden Vortheil; für England stellt sich ein einziges und letztes Hilfsmittel dar; für Frankreich bleibt keines übrig.

„Was sucht dann" so endigt Herr Bignon, „unser Kabinet? Wenn es von einem illiberalen Geiste beseelt ist, so begreife ich allerdings, daß es die Freiheit in Neapel unterdrücken will. Aber wenn dieses auch erhältlich ist und geschieht: wie theuer wird es nicht durch das verstärkte Mißverhältniß erkauft, welches sich alsdann in unserer Stellung gegen die übrigen großen Mächte des Festlandes ergeben muß? Wäre der Erfolg anders, so würden wir uns dabei nicht besser befinden. Wir haben nicht Oesterreichs Gelingen allein, sondern auch sein Mißlingen zu fürchten. Wenn, was in Italien geschehen wird, dem Hause Oesterreich Verderben brächte, so dürfte Frankreich sich darüber gar nicht freuen. Es wäre ein großer Mißgriff, von der Vergangenheit auf die Gegenwart zu schliessen. Die Zeiten der Rivalität Oesterreichs und Frankreichs sind vorübergegangen, und es sind nicht mehr diese zwei Mächte, die sich um die Herrschaft streiten, oder sie mit einander theilen mögen. Oesterreichs Schwächung und Rußlands wachsender Einfluß in Deutschland wären für uns ein großes Unglück. Mit einem Worte, wofern Gerechtigkeit, Billigkeit und Moral den Höfen nicht leere Worte und eitle Träume sind; wenn denen, welche nur um die Sicherheit der Regierungen besorgt zu sein vorgeben, diese Sicherheit und die Erhaltung der alten Dynastien wirklich am Herzen liegt: so stehen ihre feindseligen Maasnahmen gegen Neapel mit ihrem wahren Vortheile in völligem Widerspruch; wofern sie, statt dieses rechtmäßigen und heiligen Vortheiles, vielmehr materielle Vortheile suchen, so muß man zugeben, daß sie alle, nur Frankreich allein ausgenommen, mehr oder weniger Gründe haben konnen. Um Oesterreich entweder zum Feldzuge aufzumuntern, oder wenigstens diesen auf seine Gefahr und Kosten unternehmen zu lassen, sich vorbehaltend, je nach Umständen, den Sieg oder die Niederlage späterhin für eigenen Vortheil zu benutzen."

Stimmen neuerer Augenzeugen über Neapel und Sizilien.

In den Augenblicke, da das Waffenglück der Könige und ihr heiliger Bund den Weltfrieden auf ein Jahrhundert hinaus gewährleistet zu haben glaubte, verwandelt jählings eine große Erschütterung die staatsthümliche Gestalt des europäischen Süden. Die Welt erstaunt und richtet ihren Blick auf Spanien, Neapel und Portugal, wo Völker, wie vom langen Schlaf erweckt, aufstehn, handeln und durch die That eine alte Streitfrage entscheiden, über welche ein Wort zu wechseln man den gebildetsten Nationen beinahe die Erlaubniß versagt hatte.

Daß drei unabhängige Reiche, deren Bewohner unter einander fast keine Verbindungen, wenigstens keinen geistigen Verkehr hatten, binnen acht Monaten ihre alten Staatsformen, wie mürbes Gewand, abstreiften und sich um Grundsätze vereinigten, die man selbst in Lehrbüchern des Staatsrechts verwegene Träumereien geheißen haben würde, gehört zu den großen weltgeschichtlichen Ereignissen, davon selbst in den wunderbaren und schauerlichen Schauspielen nichts Aehnliches erschienen ist, die das französische Volk so lange Zeit mit seinen Thaten und Schicksalen gegeben hat.

Wohl sahen wir auch schon auf europäischem Boden durch frevelhaften Uebermuth kriegerischer Uebermacht Thronen gestürzt und aufgerichtet, Freistaaten geschaffen und weggeblasen, und das Alles im engen Raum weniger Jahre. Aber noch ward nicht erlebt, daß ganze Nationen in wenigen Wochen, in einigen Tagen, fast ohne Schwertstreich, vielmehr unter Festen, die alten Zustände und Ordnungen ihres bisherigen Vereins abänderten; daß Nationen die ungemessene Gewalt ihrer Höfe freiwillig beschränkten, und zwar dieselben Nationen, deren unbezwingbarer Heldenmuth noch vor Kurzem ihre Königsgeschlechter gegen die sieghafteste Macht des europäischen Festlandes bis aufs Aeusserste vertheidigte.

Nach zwanzigjährigen Aengsten und Leiden unsers Welttheils ward eben von dorther die neue Unterbrechung des Völkerfriedens am wenigsten befürchtet. Man fürchtete weit mehr von den innern Bewegungen derjenigen Nationen, welche den zweideutig gemachten Ruf größerer Aufklärung genossen. Für Frankreich ward gezittert, wo sich die geschmeidige Hofklugheit aus dem Zeitalter Ludwigs XIV mit den Rechtsbegriffen des neunzehnten Jahrhunderts in unversöhnbaren Widerspruch stellte. Für Deutschland ward gezittert, wo noch Völkerschaften den verheißenen Lohn ihrer ungeheuern Anstrengungen darin erwarteten, daß ihnen jene bürgerlichen Rechte und Freiheiten, jene gesetzlichen edlern Zustände gegeben würden, die sie den Franzosen, ihren Feinden, hatten erobern helfen. Für England ward gezittert, wo die ehemals vortreffliche Staatsverfassung, durch den veränderten Stand der Nation, ihre wohl-

thätige Macht verloren hatte, und nur die Schutzwehr der Goldherrschaft von Wenigen über ein eigenthumloses Volk geworden war, wie sie sonst das Freiheitschild Aller gewesen; wo, während der Ungestüm der Reformer wider die Gebrechen der öffentlichen Einrichtungen schrie, der Hof selbst, im ärgernißvollen Schauspiel eines Ehestreites, den Heiligenglanz königlicher Majestät verwischte.

Aber nicht in diesen Reichen zuerst brach jene Flamme aus. In diesen Reichen zwar war Kampf der Meinungen, aber inner gesetzlichen Schranken. Die Freiheit selbst, welche man dem Streit der Meinungen gestattete, bereitete, durch gegenseitige Belehrung, eine Art Ausgleichung der Parteien vor und eine Entwickelung der innern Staatsverhältnisse, eine Ausbildung der bürgerlichen Rechte, wodurch von jeher am besten plötzliche, gewaltsame Erschütterungen und Umwälzungen verhütet worden sind. Nur erst Gewaltthat gegen Meinung ruft Gewaltthat von der andern Seite hervor, und Tirannei erst den verzweiflungvollen Gegensprung der Freiheit.

In Spanien, in Neapel, in Portugal hörte man hingegen vorher von keinem Streit der Meinungen. Ein Wink des Zepters: die Wünsche und Seufzer schwiegen. Die Weisern stellten sich unwissend; die Beredten sich stumm. Die bestrafte Keckheit oder Unvorsichtigkeit Einzelner, die in Verbannungen oder Gefängnissen büßten, brachte die Uebrigen, nicht auf andern Sinn, aber auf andere Klugheit. Man vernahm lange nichts von Portugiesen, von Spaniern, Sizilianern und Neapolitanern, höchstens nur, wenn dann und wann Mißvergnügte sich strafbar gemacht hatten. Diese Nationen schienen in ihre hundertjährige Schlaftrunkenheit zurückgesunken zu sein. Aber, als wäre Alles nur Maske gewesen, warfen sie die Larve ab und standen neu und kühn da im Augenblick.

Verhängnißvoll bleibt für die Welt der große Schritt jener Völker, und folgenschwer für mehr als ein Jahrzehend, wenn nicht alle bisherigen Erfahrungen von ähnlichen Begebenheiten täuschen. Ob er die Ruhe unsers Welttheils mehr oder weniger unterbrechen werde, hängt zum Theil vielleicht von dem Standpunkte ab, aus welchem ihn diejenigen ansehen wollen, welche den Thronen als Rathgeber zunächst stehen. Voraussagen aber läßt sich indessen jetzt schon mit Gewißheit, daß wir Alles, was wir von den fernern Schicksalen und Handlungen jener aufgestandenen Nationen vermittelst amtlicher und nichtamtlicher Berichte, Zeitungen und Flugschriften erfahren werden, größtentheils durch den Parteisinn der Erzähler und Verkünder entstellt sein wird.

Wir kennen die beiden großen Parteien, in welche die ganze gesittete Welt zerfallen ist. Beide erblicken im fernern Gange der Ereignisse auf den beiden Halbinseln den Gang ihrer eigenen Schicksale. Von Hoffnung und Furcht her- und hingeworfen, machen sie aus der Geschichte der Gegenwart ihren Fechtplatz, aus einzelnen Nachrichten Schutz- und Trutzwaffen für sich selbst, und sehen mit blindgläubiger Begierde bald, was sie wünschen, für Wirklichkeit

an, bald die Wirklichkeit für eine abentheuerliche Lüge. Wie viel Elend schon aus diesen leidenschaftlichen Selbstverblendungen den Ländern erwachsen ist, wissen wir noch und ist allzu frischen Andenkens.

Um so mehr wird es Pflicht jedes beobachtenden Zeitgenossen, auf seiner Hut zu sein, wenn es ihm um Wahrheit und Frieden zu thun ist; und Pflicht jedes menschenfreundlichen Mannes, wenn er glaubt, daß seine Pulse im Angesicht des geöffneten großen Schauspiels ruhiger, als die Pulse Anderer schlagen, daß er eine heitere, leidenschaftlose Stimmung durch unbefangene Würdigung der Vorgänge zu verbreiten sucht. Es wird ihm dies Pflicht, selbst auf die Gefahr hin, — welche kaum fehlen wird — daß er von den Ultra's und Citra's verachtet oder verdammt werde.

Eine mit Anstand verbundene Freimüthigkeit in Prüfung der Zeiterscheinungen sollte nie zum Verbrechen gestempelt werden. Wo dies geschieht, ists gefährlich, tugendhaft zu sein, und bereitet sich rohe Gewaltherrschaft den Thron, aber auch das Grab. Die Wahrheit ist bisher noch immer auf dem Erdball gegen alle Proklamationen, Manifeste, Edikte und Kriegsheere Siegerin geblieben. Wie kommts doch, daß eben die, welche am ungeduldigsten nach dem Siege strebten, jene heilige und mächtige Bundesgenossin am ärgsten verschmähten? List kann für den Augenblick helfen, aber für Jahre schaden. Selbst mächtige Höfe verloren durch Entstellung oder Verheimlichung der Wahrheit Hochachtung und Vertrauen ihrer Unterthanen und fremder Nationen. Die Zuflucht zur List deutet auf ein Gefühl inwohnender Schwäche und Furcht. Der schlaueste Fürst neuerer Zeiten, Napoleon, benutzte den herrschenden Unglauben an die Wahrhaftigkeit der Großen so kühn, daß er oft, um die Welt über seine Entwürfe irre zu führen, diese ohne anders kund machte, überzeugt, man werde sie dann am wenigsten glauben.

„Wir, die wir so viel sind, als Sie, wir haben Sie, unter Bedingung, daß Sie unsere Gesetze halten, zu unserm Könige gemacht; wo nicht — nicht!“ Dies waren die bekannten Worte der alten Cortes von Arragonien an die Könige von Spanien bei deren Krönung.

Die Spanier des Jahres 1820 stellten bei ihrer letzten Staatsverwandlung das freiere Alterthum und den Geist jener Rede wieder her, nur mit dem Unterschied, daß die Cortes nicht aus den bevorrechteten Ständen allein, sondern aus der Nation hervorgingen, und es dabei nicht auf Gefreitheit einzelner Provinzen, sondern auf Freiheit alles Volks abgesehen war.

Die Cortesverfassung, anfangs in den übrigen Gegenden des Welttheils als eine müßige und eitle Planmacherei wenig beachtet, weil sie, kaum geschaffen, durch den königlichen Machtspruch wieder vernichtet worden war, erregte erst die höchste Aufmerksamkeit, als sie durch den Machtspruch des spanischen Volks in die lebendige Wirklichkeit eingeführt werden mußte. Die Meinungen über ihren Werth, in Spanien selbst, in Portugal und Sizilien,

waren fast eines Sinnes zum Preise derselben; in den übrigen Ländern aber sehr getheilt, am wenigsten jedoch in England, wo man schon die verfassungsmäßige Freiheit, die Beschränkung der Ministerialgewalt, die Macht der Gesetzlichkeit früher kannte, desgleichen in der Schweiz, besonders in den volksthümlichern Freistaaten; am wenigsten hingegen, wie sich voraus sehen ließ, in Frankreich und Deutschland, wo zwei Parteien für und wider Volksrechte, in offener oder geheimer Fehde begriffen waren. Doch weder in Frankreich noch in Deutschland sprachen selbst die, welchen sie nicht unbillig schien, ein allzulautes Wort der Begeisterung für sie; dort nicht aus Klugheit, um sich nicht zu verdächtigen bei den Bourbonen, weil man zufrieden sein wollte, die Charte Ludwigs XVIII unverstümmelt zu behaupten; hier nicht, weil überhaupt Preßfreiheit fehlte, und man die Gefahr scheute, demagogischer Umtriebe beschuldigt zu werden. Desto kecker erhoben sich dort und hier aus den Ständen des Adels und der Geistlichkeit die Gegner, weil sie, im Siege begriffen, als Vorfechter bestehender oder wo möglich noch älterer und von ihnen zurückgewünschter Ordnungen, allein die volle Freiheit besaßen und übten, laut zu sein. Die Cortesverfassung ward, als ein Gespinnst jakobinischen Unsinns und Frevels, als eine, jedes göttliche und menschliche Heiligthum zerstörende Raserei, ruchlos in Grundsätzen, verderblich in der Ausführung, dargestellt. Es ist merkwürdig, daß selbst in Deutschland, wo Schriftstellerkriege um ein be und bä zu führen nicht für unrühmlich geachtet wird, nichts dagegen erwiedert wurde.

Desto nachdrücklicher war die von Spanien selbst durch seine Ruhe, Zufriedenheit, Freude und ehrfurchtgebietende Haltung thatsächlich geführte Widerlegung aller Unglücksweissagungen, welche man entweder aus menschenfreundlicher Aengstlichkeit, oder um Angst zu erregen, gemacht hatte. Denn in Spanien blieb das königliche Haus unentweiht, hochgeehrter und geliebter, als es je vordem gewesen war, und die Mehrheit des Volks zufrieden und unbeweglich inner den verfassungsmäßigen Schranken. Eine Rechtfertigung solcher Art ersparte den Freunden Spaniens die gefährliche Mühe und brachte die Andern zum Schweigen, wenn auch nicht zur Sinnesänderung.

Daß Portugal, daß Neapel bei ihren jähen Staatsumwälzungen die Cortesverfassung annahmen, war, in Ermangelung des Bessern, ein Nothbehelf. Die Spanier selbst behielten sich Verbesserungen ihrer Verfassung vor. Wo ist denn ein Werk auf Erden, welches nicht vollkommener sein könnte, oder, selbst wenn es für die Zeitverhältnisse das beste wäre, mit der sich verwandelnden Zeit abgeändert werden müßte, um gut zu bleiben? Das haben die Weisen aller Jahrhunderte anerkannt, haben die Geschichten aller Völker beurkundet, und wird nur von der bequemen und stolzen Selbstsucht geleugnet, welche ihres Vortheils wegen die Gesetze der Natur unterdrücken und das Fortschreiten der Menschheit aufhalten möchte.

Eigentlich war es den Portugiesen und Neapolitanern nur um Vereinigung zu den in der Cortesverfassung stehenden Grundsätzen zu thun. Es haben zwar alle Sterbliche gleiche Rechte von der Natur empfangen, aber nicht gleiche Mittel, jene Rechte auszuüben;

daher muß der Gesetzgeber die Rechte zwar unverletzlich ehren, aber die Mittel beachten, und nicht die Menschen aller Gegenden unter einerlei Norm und Form bringen wollen.

Der Grundgedanke der Cortesverfassung ist Verbindung des Freistaats mit dem erblichen Königthum, ein Gedanke, der in reinen Despotien und in reinen Demokratien gleich anstößig oder unvollziehbar scheint, aber am leichtesten in Reichen begriffen wird, wo man für die Dauer der allgemeinen Wohlfahrt die Erblichkeit und Heiligkeit der Königswürde für eben so unentbehrlich halten muß, als die Gleichheit der Unterthanen vor dem Gesetz. Mehr oder weniger sind schon alle europäische Staaten unserer Zeit in ihren Einrichtungen diesem Grundgedanken sich annähernd; selbst die Monarchien mit sogenannter unbeschränkter königlicher Gewalt. Denn auch in diesen ist der königliche Wille durch die einmal vorhandenen Gesetze und durch den Rath der Hohen im Staat (der Minister) beschränkt und geleitet, und sie sind mehr, wie Aristokratien oder Adelsherrschaften mit erblichem Oberhaupt, denn wie Monokratien oder Allein- und Selbherrschaften anzusehen.

Die Vereinigung des erblichen Königthums mit einem freien Gemeinwesen ist an sich keine neue Idee mehr. Sie liegt bekanntlich der britischen Verfassung zum Grunde, oder vielmehr, sie lag ihr zum Grunde. Denn wiewohl die Verfassung dieselbe geblieben ist, verwandelte sich im Laufe der Zeit durch Reichthum und Welthandel doch das Verhältniß der Nation zur Verfassung. Aber die Art und Weise, wie in Spanien jene Idee durch die Staatsgrundgesetze ins Leben geführt worden ist, diese ist neu. Es ist ein Versuch, der von Portugal und Neapel schon nachgeahmt ward, ehe er sich durch Erfahrung bewährt erwiesen hatte.

Preußen, Rußland und Oesterreich sahen dieser Nachahmung nicht gleichgültig zu. Oesterreich besonders fürchtete für die Ruhe des übrigen Italiens das Beispiel des nahen Neapels. Es konnte sich Niemand verhehlen, daß Kriege und Staatsumwälzungen seit Ende vorigen Jahrhunderts den Völkerschaften dieser Halbinsel die alte, längstgewichene Spannkraft wieder geschaffen hatten; daß mit dem Sturz der bestandenen Ordnungen eine Fluth hellerer Begriffe in diese Halbinsel eingedrungen war, welche bisher Barone und Mönche, Bücherzensuren, politische Inquisitionen und vernachlässigtes Schulwesen mit glücklichem Erfolge abgewehrt hatten; daß, nach hergestellter ehemaliger Ordnung, der Gährungsstoff in hinlänglicher Menge überall, nicht in Neapel allein, zurückgeblieben sein mußte; daß vor allen Dingen der Stolz der Italiener gegen das Schicksal empfindlich blieb, von Fremden beherrscht zu sein; daß es Wunsch einer frühern, noch nicht ausgestorbenen Partei war, Italien von den Alpen bis zu den Mündungen des Garigliano, zur Behauptung seiner Selbständigkeit, aufs innigste vereint zu sehen.

Dies Alles konnte wohl dem Wiener Hofe, füglich wohl auch andern Fürsten Italiens, gerechte Besorgnisse über die Bewegungen Neapels erregen. Der Heerzug Oesterreichs, der Kongreß zu Laibach waren die ersten Folgen davon.

Auf der andern Seite erscheint der Widerwille in Neapel gegen die Einmischungen fremder

Mächte in die innern Angelegenheiten eines von ihnen unabhängigen Volks, eines Volks, das seine Verfassung, aber nicht seine Herrscherfamilie änderte, und die Verfassung selbst nur mit Einstimmung der Herrscherfamilie umschuf. Man vertraute auf Völkerrecht und zuckte dafür das Schwert, als für eine heilige Sache. Man ließ den König, der die Verfassung mit theuern Eiden besiegelt hatte, nach Laibach ziehen; aber verhehlte sich doch nicht, daß, wenn der königliche Greis seinen Sinn daselbst ändern sollte, man es ansehen würde, wie man einst in Spanien, in ganz Europa die Sinnesänderung Ferdinands VII zu Bayonne ansah, als er wider den Willen des spanischen Volks seine Krone an Napoleon abtrat. Man erinnerte sich bei dem Verlangen, Neapels Ruhe mit österreichischen Besatzungen zu schirmen, an die Proklamationen der einst gegen Polen verbündeten Mächte, da Polen sich eine edlere Verfassung gegeben, den Despotismus des Adels beschränkt, den Bürgerstand zu Würden und Stellen fähig erklärt und die Krone erblich gemacht hatte. Man erinnerte sich, daß damals die Proklamationen vom 25 und 29 März 1793 verkündeten: „daß einer Lehre, die eine ruchlose, gotteslästerliche und ungereimte Sekte zum Unglück und zur Auflösung aller religiösen und politischen Gesellschaften erzeugt habe, in Polen Einhalt zu thun, und die Ausbreitung und die Ansteckung des Uebels von den Grenzen der benachbarten Staaten abzuhalten, das wirksamste Mittel wäre, Polen in engere Grenzen einzuschliessen." Man erinnerte sich, daß die Einschliessung zuletzt mit dem Ende des selbständigen Lebens der polnischen Nation schloß, — dies entflammte die Neapolitaner zu Rüstungen und Gegenwehr, und der Erfolg wird entscheiden, ob das Volk, oder nur eine Parthie Ehrgeiziger die Umwälzung wollten.

Auf den Ausgang des grossen Prozesses ist die Neugier Europa's hochgespannt. Wer könnte ihn schon mit Sicherheit weissagen? Um aber das Recht der Neapolitaner zu ihrer Staatsumwälzung, oder die Nothwendigkeit, welche sie dazu trieb, richtig zu beurtheilen; um den künftigen Gang der Ereignisse in jenen Gegenden besser zu ergreifen: ist dem Beobachter nicht überflüßig, Natur und Zustand des dortigen Volks genauer zu kennen.

Darum ist es vielleicht unsern Lesern nicht unwillkommen, die Stimmen einiger neuerer Augenzeugen, die Angaben und Urtheile unbefangener Reisenden über Leben, Denkart und politischen Zustand der Neapolitaner in unsern Zeiten gesammelt zu finden. Mit Fleiß lassen wir unter diesen Zeugen den durch seine parteiische Heftigkeit gegen alle Höfe Italiens, besonders gegen den von Neapel, ausgezeichneten Grafen Gorani aus, und beschränken uns vorzüglich auf Darstellungen ruhig beobachtender deutscher Reisenden, selbst solcher, die eben nicht im Ruf demokratischer Gesinnung standen. Durch die Zusammenstellung ihrer verschiedenen Ansichten wird das Bild vom Zustand des neapolitanischen Volks minder einseitig, es wird erweiterter, und durch ihre Widersprüche unter einander, wie durch ihre Zusammenstimmung, erleichtern sie dem Leser das Geschäft, ein eigenes Urtheil zu bilden.

Nur dies Wenige wollen wir noch zum bessern Verständniß voransenden. Die gegenwärtige

Regierung hat, seit ihrer Wiederherstellung, bedeutende Versuche gemacht, ehemalige Mißbräuche zu vermindern, und selbst die den Königen gefährliche Adelsgewalt zu lähmen. Durch das Staatsgrundgesetz vom 12 Dez. 1816 behielt sich der König die vollziehende Gewalt vor; aber ein Parlament, in Neapel von hundert Mitgliedern, aus Geistlichen, Edelleuten, Grundeigenthümern, Gelehrten und Handelsleuten zusammengesetzt, und ein Parlament in Sizilien, in eine Pairskammer und Kammer der Städtedeputirten getheilt, empfing an der Gesetzgebung Antheil. Wenn schon die guten Wirkungen dieser Einrichtungen nicht sehr verspürt wurden, geschahen doch seitdem von Zeit zu Zeit einige, wenigstens wohlgemeinte Schritte zum Bessern, besonders im Jahr 1818, da der König die Fideikommisse in Neapel, wie in Sizilien, abstellte; die gutsherrlichen und Gemeindegerichtsbarkeiten aufhob; die Gerichtsverfassung, welche jetzt in Frankreich besteht, nachbildete und den Sizilianern sogar eine neue Gerichtsordnung und ein verbessertes bürgerliches Gesetzbuch gab.

Wenn man aber weiß, wie lange es dauert, ehe auch die besten Gesetze sich bei Nationen durch wohlthätigern Einfluß geltend und wirksam machen; wenn man weiß, wie schwer es neuen Gesetzen fällt, die Gewalt der Gewohnheit, des Vorurtheils, der Unwissenheit oder des Eigennutzes zu besiegen; wenn man sich erinnert, daß im Königreich Neapel allein gegen tausend herzogliche, fürstliche, gräfliche und freiherrliche Familien mit weitläufigen Besitzungen und Rechtsamen, in Sizilien verhältnißmäßig nicht viel weniger wohnen; wenn man daran denkt, daß das Königreich Neapel, bei einer Bevölkerung von ungefähr nur sechstehalb Millionen Seelen, über fünfzigtausend Weltpriester, über achtundfünfzigtausend Mönche und Nonnen zählt, an deren Spitze über hundert Bischöfe und Erzbischöfe stehen; so wie anderseits in Sizilien, wo kaum über anderthalb Millionen Einwohner sind, das zur Geistlichkeit gehörende Personal ein Heer von achtzigtausend Menschen ausmacht; wenn man bedenkt, daß diese Geistlichkeit fast den dritten Theil alles Grundeigenthums beider Sizilien in ihrer todten Hand festhält, und der hohe und niedere Adel nicht weniger; wenn man weiß, daß der Adel und die Geistlichkeit in Sizilien bei hundert und fünfzig Millionen Unzen, der König nur anderthalb Millionen Unzen einzunehmen habe, während beide bevorrechtete Stände zu den ordentlichen Steuern nur ein Achtzehntel, und zu den ausserordentlichen ein Zehntel beitragen, Bürger und Bauern hingegen die übrige Masse! — wenn man, sage ich, diese Verhältnisse alle ins Gedächtniß zurückruft, wird man gar nicht erstaunen, daß die proklamirten Staatsverbesserungen, bis zum Ausbruch der Staatsumwälzung von 1820, mehr auf dem Papier, als im wirklichen Leben glänzten, und daß das frühere Uebel, trotz der herrlichen Gesinnungen mehrerer Glieder in den beiden (nun verschwundenen) Parlamenten von Neapel und Sizilien fortdauerte.

Daher kann man noch ziemlich das Alles für wahr halten, was Reisende vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren über Neapel und Sizilien, rücksichtlich der Regierungsweise, des Adels, der

Geistlichkeit, der Gemüthsart des Volks, der öffentlichen Einrichtungen zur Hebung von Wohlstand und Gesittung, übereinstimmend erzählt haben.

Hören wir die Zeugen!

Joh. Heinr. Bartels. *)

Die Südländer, und besonders die Neapolitaner und Sizilianer, stehen nicht ohne Grund im Ruf, das dolce far niente zu sehr zu lieben. Die Salernitaner im Principato Citra stehen aber bei ihren eigenen Nachbarn im ausgezeichnetsten Rufe der Trägheit.

„Weil das Land eine über alle Beschreibung glückliche Lage hat, mögen sie diesen Tadel mehr verdienen, wie die Andern, sonst zweifle ich, ob gerade ihre Ankläger ihnen viel darin nachgeben. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, was wohl der Grund dieser Unthätigkeit sein möge, und weiß keinen andern aufzufinden, als Feudalverfassung, Druck und Gewinnsucht der kleinen Fürsten, verbunden mit der Menge fressender Mönche, die an dem Verdienste der Einwohner so lange nagen, bis ihnen Alles zu Theil ward; bald fordern sie ihren Antheil als den ihnen schuldigen Tribut; bald gehen sie bettelnd in Gestalt von Eseltreibern durchs Land; bald ist die heilige Maria der Vorwand ihrer Gelderpressungen; bald geben andere Heilige ihnen dazu das Recht. So bald sie es nur ahnen, daß irgend einem Einwohner eine glückliche Begebenheit widerfahren sei, von der sie auch Vortheile ziehen zu können hoffen, so stellen sie sich ein, und sind nicht einmal zufrieden, wenn er sein Glück mit ihnen theilt, sondern ruhen nicht eher, als bis sie heimlich oder öffentlich, auf einmal oder allmälig, den größern Theil erhascht haben. Reift dem Landmann eine gesegnete Frucht, er wird seines Lebens darob nicht froher: der Mönch findet sich unablässig als Gast ein, und weicht nicht eher, als bis die Schüssel leer ist. Da dies bei allen Dingen der Fall ist, so möchte die Vergleichung nicht zu unedel sein, den müßigen Mönch mit einem Spürhunde zu vergleichen, dessen feiner Nase nicht leicht irgend ein Raub entgeht. Muß aber nicht eine so drückende Kontribution jede Thätigkeit ersticken? Daß man gewöhnlich in dem warmen Klima und in dem schönen, reichen Boden den Grund der Unthätigkeit sucht, scheint mir völlig falsch. Warum wars denn nicht in der Vorzeit so, als die Einwohner noch in kriegerischer Thätigkeit lebten? Widerspräche auch die Geschichte hier nicht, so behaupte ichs doch immer, daß die Bemerkung falsch sei, daß da, wo die Natur durch ihren Segen dem Fleiße der Menschen zuvorkomme, am wenigsten Industrie herrschen müsse. Zum Beweise derselben führt man den allgemeinen Grund an: weil Uebersteigen von Hindernissen die Thätigkeit der Menschen anfeuert. Dies kann zuweilen wahr sein, aber doch nicht so allgemein, als

---

*) Er machte seine Reise im Jahr 1786, und zeigt sich in seinen „Briefen über Kalabrien und Sizilien" als einen Rechtschaffenen, der ohne Vorliebe und Vorhaß das beschrieb, was er sah. Die obigen, von ihm angeführten Stellen sind aus der zweiten Ausgabe seiner Briefe, Theil 1, 143 ff. 436 ff. Theil 2, 29 ff. 409 ff.

hier: daß das Gelingen irgend einer Sache den Muth erhebt, dagegen daß das Mißlingen ihn zu Boden schlägt. Toskana genießt auch eines warmen Klima, und erfreuet sich eines glücklichen Bodens; da sieht man es aber, weil dort der höchste Grad von Industrie Reichthum und Glück vermehret, wie wahr die Behauptung sei, daß nicht in dem Reichthume des Landes, nicht in dem warmen Klima der Grund der Unthätigkeit gesucht werden müsse, sondern in dem Fürsten und in der Regierung."

„Was nächst der Unthätigkeit der Menschen die Armuth noch vergrößert, ist der, zur Erhebung der Hauptstadt vielleicht richtige, zum Wohlstande des Landes aber höchst nachtheilige Grundsatz, der durchgängig im ganzen neapolitanischen Staate herrschen soll, den reichen Adel nach der Hauptstadt hinzuziehen. Des großen Schadens, der daraus erwachsen muß, nicht zu gedenken, so fällt selbst den Einwohnern dadurch eine drückende Last auf den Hals, und das ist der viele arme Adel, der zurückbleibt. So lange dieser, ich möchte fast sagen, von den Brodsamen des reichen Adels sich nähren konnte, so ließ er seine armen Untergebenen in Ruhe; aber jetzt zieht er von ihnen auf alle mögliche Weise, und man versicherte mich, daß das innere Gefühl des Drucks und der grausamen Behandlung, wodurch der kleine Adel dem Bürger seine besten Kräfte raubt, bereits auf einen so hohen Grad gestiegen wäre, daß man die traurigsten Folgen davon zu erwarten hätte."

„Hieraus können Sie sichs nun leicht erklären, warum gerade hier die meisten Mordthaten geschehen; man rechnet auf diese Provinz jährlich fünfhundert Getödtete, und die Einwohner derselben auf 447,465, das wäre also ungefähr auf neunhundert Einen. Ist diese Nachricht gegründet, so wäre dies nach Rom, wo man in der Stadt selbst auf jeden Tag durch die Bank einen Ermordeten rechnen kann, die Gegend, in welcher diese schändliche Gewohnheit am meisten wüthet. Im toskanischen Staate hört man höchst selten jetzt etwas von Mordgeschichten, und doch war dies vordem das Land, das am meisten darunter litt. Man sieht daraus, wie viel hierin gute Polizei thun könne; aber die ist im Neapolitanischen nicht einheimisch. Es wäre unstreitig die erste Pflicht der Regierung, da gewiß, wenn auch alle andere Ursachen nicht statt fänden, im heißen Klima ein Hauptgrund dieses Uebels zu suchen ist, ihr wachsames Auge hier zu verdoppeln; aber statt dessen soll Alles, was sie, um Mord zu verhüten, thut, eine Finanzoperation sein."

„Bei den hiesigen Einwohnern kann man es übrigens deutlich merken, wie eine solche sklavische Unterwürfigkeit und ein solcher Druck die Menschen herabwürdigt. Umzingelt mit einer Schaar von Bettlern, sehen Sie den Einen sich noch mehr erniedrigen, um einen Pfenning zu erpressen, wie den Andern; und haben sie ihn endlich erhalten, so schleichen sie fort ohne einen Dank zu sagen, küssen aber statt dessen die Gabe; ein Gestus, den ich nie so allgemein sah, wie hier, und in dem, wie mich dünkt, ein Beweis von niedriger Demuth und Unterwürfigkeit liegt, der die Menschheit entehrt." — —

„Und nun noch ein paar Worte von der Feudalverfassung. Es ist allgemein anerkannt,

daß für den Unterthanen kein Zustand trauriger sei, als der, worein ihn diese versetzt. Die kleinen Herren wollen mit wenigen Revenuen die glänzende Rolle eines Souverains spielen, drücken daher ihre armen Unterthanen, wo sie nur können, und ziehen sie auf die erbärmlichste Weise aus. In keinem Staate kann man so sehr die traurigen Folgen der Feudalverfassung erkennen, wie hier. Fast durchgängig sehen Sie Armuth und Elend am höchsten, wo Baronen sind. Ich will damit nicht sagen, daß Sie in den Domänenstädten durchaus reichere und wohlhabendere Menschen finden, aber es scheint mir doch, als beseelte sie alle ein größerer Muth, wie in den Baronalstädten. Indessen damit Sie nicht Verdacht schöpfen mögen, daß ich vielleicht Dinge hier sah, die ich sehen wollte, wie die Herren, die Lava finden wollen, auch wirklich hier Lava zu finden glauben, darum führe ich das Gemälde nicht weiter aus. Aber eine andere Bemerkung ist unläugbar wahr, und mir oft durch das eigene Geständniß der Vasallen bestätigt, daß das die Zeiten des größten Drucks sind, wenn die Lehnsbesitzer sich auf ihren Gütern aufhalten. In andern Ländern ist es eine fast allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Unterthanen ausnehmend darunter leiden, wenn der Lehnsbesitzer nicht zuweilen auf seine Güter eilt, das Verfahren seiner Oberbeamten untersucht, und wo das Volk gedrückt wird, das Joch erleichtert. Aber hier ists nicht so. Wenn gewöhnlich Einer vom Adel sein Vermögen in Neapel durchgebracht hat, so geht er auf seine Güter, um sich, wie ein ausgedrückter Schwamm, wieder voll zu saugen, und dann in stolzer Pracht in die Königsstadt wieder zurück zu eilen, woraus er nur so viel mitbrachte, als zum glänzenden Auszuge nöthig war. Sobald er kommt, wird Alles aufgeboten, um die Erfindungskraft der Unterbedienten rege zu machen, neuen Druck zu befördern und die Auflagen zu vermehren. Er hält den innern Reichthum seines Landes für unerschöpflich, und nach dem Maasstabe richtet er seine Auflagen ein. Selbst bei dem allgemeinen Elende der Nation im Jahr 1783 konnten die Großen diesen Karakter nicht verläugnen. Sobald die Nachricht des Erdbebens nach Neapel kam, glaubte der König dem allgemeinen Elend am besten dadurch helfen zu können, wenn er die Lehnsbesitzer auf ihre Güter schickte. Aber das hieß Oel ins Feuer gegossen. Sie glaubten bei dem allgemeinen Elende sich am besten bereichern zu können, und drückten die armen Menschen so, daß Klagen von allen Seiten einliefen, und der König, um sie nicht in völlige Verzweiflung zu stürzen, gezwungen war, den Adel zurückzurufen. Es wäre zu wünschen, daß dies redende Beispiel des Drucks der Nation, das endlich einmal zu den Ohren des Königs drang, dem bis jetzt alle lauten Klagen des Volks verhehlt wurden, weil die Stimmen der Barone sie zu überschreien wußten; daß dies Beispiel, sage ich, die Augen des Monarchen öffnete und das Joch der armen Menschen erleichtert würde."

Ueber Sizilien sagt Bartels: „Es ist wohl kein Land in der Welt, das gleichsam von der Natur so zur Handlung bestimmt zu sein scheint, als Sizilien. Darum legte sie einen so großen Reichthum in sein Inneres, von dem, nach Versorgung seiner eigenen Bewohner, noch eine große Menge übrig bleibt, um dem Mangel anderer Länder abzuhelfen. Sie wissen, wie

berühmt daher Sizilien, so lange wir es in der Geschichte kennen, seiner herrlichen Produkte wegen war; wissen, daß selbst Rom einst Sizilien als die Kornkammer der Republik schätzte, Sizilien die Ernährerin des römischen Volks und seine beständig gefüllte Schatzkammer nannte, aus welcher es, ohne den geringsten Kostenaufwand, seine Armeen ernährte und bewaffnete. Aber nicht nur der innere Reichthum des Landes beweiset es, daß die Natur es zum Handel gleichsam bestimmt zu haben scheint, sondern auch seine treffliche Lage zeugt dies. Es liegt mitten zwischen Asien, Afrika und Europa, und hat die vorzüglichsten, größtentheils von der Natur gebildeten Häfen. So ist im Vall Demone ein Wunder der Natur der Hafen bei Messina, groß, sicher und bequem. Die übrigen vorzüglichen Hafen und Rheden dieser Provinz sind zu Melazzo, Patti, Brolo, Aquadolce, Naso, Caronia, Tusa, S. Marco, Taormina, Gallidoro und St. Alessio. Wenn Sie nun aber fragen: wie nutzen die Menschen dies Geschenk der Natur, wie blühend ist Siziliens Handel und wie weiß die Regierung den Fleiß der Menschen anzufeuern, um sie zu der Stufe des Glücks emporzuheben, zu der die Natur sie bestimmte? so muß ich leider auf einmal durch meine Antwort: „die Hafen sind fast beständig von Schiffen leer!“ Ihnen allen Muth weiter zu fragen benehmen. Daß ein eigener Gerichtshof in Palermo niedergesetzt ist, um die Handlungsgeschäfte zu berichtigen, und jeden Streit zwischen Fremden und Einländern zu schlichten, beweiset nichts für die Aufmerksamkeit der Regierung auf Handlungsgeschäfte; es ist einmal Mode in Sizilien, für Alles einen Gerichtshof niederzusetzen. Im Gegentheil ist es fast unglaublich, wie nachlässig und zweckwidrig man von Neapel aus verfährt; nicht genug, daß man mit jedem Tage neue Mittel ersinnt, um den Reichthum des Landes auszusagen, den Adel und die königliche Kasse zu bereichern, und den geringen Einwohner zur bittersten Dürftigkeit hinabzustürzen; nicht genug, daß man ruhig all' den Unordnungen zusieht, die zuweilen bei der gesegnetsten Aernte Hungersnoth bewirken: sondern man verwirft mit einem unerhörten Leichtsinn die besten Plane, die von den fähigsten Köpfen Siziliens der Regierung vorgelegt werden, um das Land zu seinem alten Flore zurückzuführen, um den Handel zu beleben, und Sizilien, was es eigentlich sein sollte, zur Beherrscherin des Südmeers zu machen; man würdigt ihre Vorschläge oft gar keiner Antwort, weil sie mit den Absichten derer, die am Ruder sitzen, nicht zusammenstimmen, und versäumt, der Insel selbst die kleinste Hilfe zu erzeigen, um sie vor dem völligen Hinabsinken zu dem Verderben zu sichern, an dessen Rande sie schon so lange stand.“

„Alle drei Jahre muß in Sizilien eine Generalversammlung des Parlaments gehalten werden, und ausserdem noch bei wichtigen Gelegenheiten, die auf die Konstitution des ganzen Staats Einfluß haben, oder wenn neue Taxen aufgelegt und neue Abgaben bewilligt werden sollen. Man würde sich sehr irren, wenn man sich bei diesem Parlamente eine vereinigte Macht der Großen, verheerenden Despotismus des Königs zurückzuhalten, und vereinigtes Wirken der Nation, um Freiheit, Glück und Wohlstand des Staats zu befördern, dächte; man würde sich sehr irren, wenn man zwischen diesem und dem englischen Parlamente eine Parallele ziehen

wollte, wo jede neue Einrichtung im Staate freimüthig untersucht und jedem Druck muthvoll entgegen gearbeitet werden darf; man würde sich endlich sehr irren, wenn man in diesem Parlamente Männer suchte, die mit Unerschrockenheit dem Könige seine Eingriffe in ihre Rechte vorwürfen und sich dagegen auflehnten, wie dies noch vor Kurzem in Frankreich der Fall war. So war es einst; dies zeigen die Bedingungen, unter denen sich die Sizilianer dem Könige Peter von Arragonien übergaben, und die Art, wie sie angelegentlich strebten, diese Bedingungen in Erfüllung zu bringen. Aber jetzt besteht das Parlament aus lauter Jaherren, hat auch nicht einen Schatten seines vormaligen Ansehens behalten, darf sich in Geschäfte des Reichs nicht weiter mischen, als ihm jedesmal vom Könige die Macht dazu übertragen wird, und setzt sein Hauptgeschäft darein, die neuen Auflagen, Abgaben und Einrichtungen, die der König proponirt, sogleich zuzugestehen und einzuführen, ohne daß es weiter daran zu denken scheint, daß es vom Herrn bis zum Knechte herabgesunken ist. Daher kommts denn auch, daß das Parlament dem Sizilianer im Allgemeinen lächerlich scheinen muß. Einer meiner Freunde, ein Mann, der in Staatsgeschäften gewiegt ist, sagte mir, wie ich, nach dem Ansehen des Parlaments mich erkundigte, mit höhnischem Lächeln: accetta i Dazj nuovi, che il sovrano impone (es bewilligt die Abgaben, die der König verordnet) — und ging fort. Sehen Sie hier den ganzen Umfang der Wirksamkeit des Parlaments! Es scheint dies eine Materie zu sein, die den Stolz des Sizilianers zu sehr demüthigt, als daß er gern darüber sich erklären möchte; denn ein Jeder, mit dem ich darüber sprach, antwortete kurz und derb, brach aber gleich von der Materie ab."

„Da Sizilien immerfort, als eroberte Provinz, unter härterm Druck, als das übrige neapolitanische Land, stand, so ist es auch sehr natürlich, daß der Adel eben so wohl, wie die übrigen Klassen von Einwohnern, diesen härtern Druck empfanden. Daher sind seine Abgaben an den König enorm groß, und man hält mit Recht dafür, daß er mehr als ein Drittheil seiner Einkünfte zu entrichten verbunden ist. Eine äusserst traurige Sache für Sizilien; denn alles dies Geld wird unwiederbringlich den Einwohnern entrissen, und noch mit demselben vereint die beträchtlichen Summen, die die zwanzig in Neapel ansässigen, großen sizilianischen Häuser jährlich aus ihren Lehnsgütern ziehen. Dadurch verarmt Sizilien immer mehr und mehr, und der Druck der Einwohner nimmt mit jedem Tage zu; theils weil der in Sizilien wohnende Edelmann sich seinen Verlust zu ersetzen wünscht, theils aber weil es dem Landmann nun weit schwerer werden muß, die Forderungen des Adels zu erfüllen. Sie können daher leicht denken, mit welch' einem Herzen der Sizilianer jährlich der Geldausfuhr zusieht, und mit wie traurigem Blick er die zwei Fregatten, die gewiß kein Jahr ausbleiben, um das bestimmte Geld abzuholen, von Neapel herschwimmen und seine Reichthümer entführen sieht."

„Dessenungeachtet hat der Adel in Sizilien doch noch immer viele Vorrechte vor dem neapolitanischen Adel, und es scheint, daß eben deswegen die Aufhebung des Inquisitions-Gerichts früher in Neapel, als in Sizilien, durchgesetzt ward. Beim ersten flüchtigen Ueberblick

entdeckt man vielleicht nicht gleich die Verbindung dieser beiden Dinge mit einander; aber es ist eine hier allgemein anerkannte Sache, daß nicht das rohe Volk, nicht der leichtsinnige Freigeist und nicht der Pfaffenhasser, den Holzstoß der Inquisition allein zu fürchten hatten, sondern daß Druck des mächtigen, und in der That für die Souverainetät des Königs zu mächtigen Adels in den letzten Zeiten Hauptzweck des Inquisitionsgerichts war. In Neapel hatte der Regent schon früher seine Macht so gegründet, daß er dieses Drucks nicht mehr bedurfte; dort ward es ihm leichter, dies zu bewirken, theils weil der Adel dort in gewisser Rücksicht immer abhängiger vom Monarchen war, theils weil unter den Augen des Regenten sich leicht kräftige Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks anwenden lassen; man hob daher da die Inquisition auf. In Sizilien konnte dies damals, ohne gegründete Besorgniß, daß der Adel die Aufhebung des Tribunals zu sehr zu seinem Vortheile benutzen würde, noch nicht statt finden. Es waren noch nicht die thätigsten, für ihre Freiheit kämpfenden Männer unwirksam gemacht, noch nicht vom Ruder des Staats alle die entfernt, die nicht ins königliche Interesse verflochten waren, noch nicht manche zu diesem Endzweck nöthige Idee so in Umlauf gebracht, wie sie sein mußte u. s. w. Indessen suchte man auch hier allmälig die Sache vorzubereiten, und räumte alle Besorgnisse mit möglichster Vorsicht hinweg, so daß man endlich, ungeachtet der großen Prärogativen des Adels, ohne daß man übrigens auf eine merkliche Weise ihm etwas entzogen zu haben schien, auch hier die Inquisition ohne Nachtheil entfernen konnte. Man kann, nach dem Zeugnisse meiner Freunde, aus dieser merkwürdigen Begebenheit den sichern Schluß ziehen, daß die Macht des neapolitanischen Hofes zugenommen und seine Autorität sich in dem Maaße vergrößert habe, in welchem die Macht des Adels sank; so daß jetzt alle Furcht vor Erweiterung der Rechte der Baronen hinwegfällt. Wenn man die Sache so obenhin betrachtet, so scheint in der That ein Widerspruch darin zu liegen; denn ausgemacht wahr bleibt es immer, daß seit Entfernung des fürchterlichen Tribunals freiere und weit ungehindertere wechselseitige Mittheilung der Ideen über geistliche und weltliche Dinge statt finden muß, und dies scheint als nothwendige Folge im Allgemeinen so wohl, hellere Begriffe über den Zustand des Landes, nähere Kenntniß der Fehler, die dem Wohl des Landes im Wege stehen, und genauere Bekanntschaft mit den Mitteln, wie diesen Fehlern abgeholfen werden könne, zu erzeugen, als auch insbesondere auf die Lage des Adels Rücksicht genommen, unter ihnen bestimmtere Kenntnisse ihrer Vorrechte und der Mittel, durch die sie sich am leichtesten vor jedem Drucke der Regierung sichern könnten, größere Aufmerksamkeit, sich jedem geheimern Eindringen fremder Gewalt in ihre Rechte und jeder Verminderung ihrer Autorität mit Eifer zu widersetzen, und, daß ich es kurz sage, unter ihnen mehr esprit de corps und Freiheitssinn bewirken zu müssen. Es ist wahr, dies ist gewöhnliche Folge neuerlangter Freiheit, und muß es bei einem jeden noch nicht ganz entnervten Menschen sein. Aber hier ist der Fall anders; Sizilien macht eine Ausnahme von der Regel. Man sieht aus dem Verfahren der Regierung, daß sie ihre Subjekte genau kannte, und wußte, wie es mit ihrer Kultur ungefähr aussähe, und

ihren Karakter genau studiert hatte. Dies bestimmte ihre Verfahrungsart, denn sie fand, daß der große Adel im Allgemeinen zu der Menschenklasse gehöre, von der man es in Wahrheit sagen kann, daß sie keinen Karakter habe, daß er bei seiner jetzigen Bildung und den hohen Begriffen von seinem Werthe sich dennoch von einem Jeden leiten und lenken lasse, der es nur der Mühe werth hält, sich mit ihm zu beschäftigen; daß der, ich möchte beinahe sagen, kleinstädtische Neid und die Mißgunst, die in seinen Zirkel sich eingeschlichen hat, jeder nähern Verbindung unter ihm zuwider sei, und daß daher das, was man eigentlich esprit de corps nennt und der Macht des Souverains am gefährlichsten ist, unter ihm nicht statt haben könne. Aus diesem Resultat ihrer Bemerkungen schloß die Regierung ganz richtig, daß eben dieser durch Aufhebung der Inquisition verminderte Druck ganz entgegengesetzte Wirkungen bei dem sizilianischen Adel, als gewöhnlich bei andern Kommunitäten, hervorbringen würde. Ein allmäliges Versinken in immer größere Sicherheit nämlich schien die erste nothwendige Folge davon sein zu müssen, die hernach den geringen Grad von Aufmerksamkeit, die das Bewußtsein einer ihm entgegenarbeitenden Macht noch immer erzeugte, nach und nach ganz ersticken würde. Hatte bei dieser Bemerkung der Scharfblick der Regierung nicht gefehlt, so war es unstreitig der rechte Zeitpunkt, sich durch Aufhebung des Inquisitionsgerichts den Weg zu erleichtern, den man unter dem Panier desselben schon so lange sich zu bahnen angefangen hatte. Die Folgen scheinen bis jetzt der Erwartung des Hofes zu entsprechen, denn noch hat der Adel den Cordon, den man an den Grenzen seiner Macht gezogen hat, durch keine Feindseligkeit beunruhigt."

Seume.

Wer wird nicht dem scharfblickenden, biedern Deutschen Seume *) gern aufs Wort glauben, daß er mit Vorsicht beobachtete, und die Wahrheit, ohne Scheu vor Freund und Feind, ausgesagt habe, wie er sie erkannt hatte! Und wie fand er im Allgemeinen noch vor zwanzig Jahren das Volk jener Gegenden? Wie widerliche Züge der Nationalverwilderung stellte er uns auf, schon von Syrakus, wohin er im Jahr 1802 seinen bekannten Spaziergang richtete!

„Als ich hier," sagt er, „in der Kirche saß, gesellte sich ein neapolitanischer Offizier zu mir, der ein Franzose von Geburt und schon über zwanzig Jahre in hiesigen Diensten war. Er sprach recht gut Deutsch und hatte ehemals mehrere Reisen durch verschiedene Länder von Europa gemacht. Wenn man diesen Mann von der Regierung und der Kirchendisziplin sprechen hörte, man hätte Feuer vom Himmel zur Vertilgung der Schande flehen mögen. Alles bestätigte seine Erzählung, und bösartige Unzufriedenheit und Murrsinn schien nicht in dem Karakter des Mannes zu liegen. Vorzüglich war die Unzucht der römischen Kirche, nach seiner Aussage, ein

*) Spaziergang nach Syrakus. Die obigen Stellen sind der dritten Auflage vom J. 1811 entlehnt.

Gräuel, wie man ihn in dem weggeworfensten Heidenthum nicht schlimmer finden konnte. Blutschande aller Art ist in der Gegend gar nichts Ungewöhnliches, und wird mit einem kleinen Ablaßgelde nicht allein abgebüßt, sondern auch ungestraft fortgesetzt. Der Beichtstuhl ist ein Kuppelplatz, wo sich der Klerus für eine gemessene, oft kleine Belohnung sehr leicht zum Unterhändler hergibt, wenn er nicht selbst Theilnehmer ist. Wer profane Schwierigkeiten in seiner Liebschaft findet, wendet sich an einen Mönch oder sonstigen Geistlichen, und die ehrsamste, sprödeste Person wird bald gefällig gemacht. Der Mann sprach davon, dem Altar gegenüber, wie von gewöhnlichen Dingen, die Jedermann wisse, und nannte mir mit großer Freimüthigkeit zu seinen Behauptungen Namen und Beispiele, die ich gern wieder vergessen habe. Ich erzähle die Thatsache und überlasse Dir die Glossen."

„Syrakus kommt immer mehr und mehr in Verfall; die Regierung scheint sich durchaus um nichts zu bekümmern. Nur zuweilen schickt sie ihre Steuerrevisoren, um die Abgaben mit Strenge einzutreiben."

„Der Hafen ist fast leer, und ist vielleicht einer der schönsten auf dem Erdboden. Wenn man ein Fort auf Plemnyrium und eins auf Ortygia hat, so kann keine Felucke heraus und hinein. Jetzt kreuzen die Korsaren bis vor die Kanonen. Als im vorigen Kriege die Franzosen Miene machten, sich der Insel zu bemächtigen, war hier schon Alles entschlossen, sich recht tapfer zu ergeben. Man erzählte mir eine Anekdote, die mir unglaublich vorkam; aber sie wurde verschieden im Publikum hier und da wiederholt. Der Gouverneur, um ja durchaus ausser Stande zu sein, schnell zu handeln, läßt alle Kaliber der Kugeln durcheinander werfen und die Munition in Unordnung bringen. Die Franzosen nahmen ihren Weg nach Aegypten und es war weder Gefecht noch Ergeben nöthig; die Exzellenz zog sich durch ein sanftes, seliges Ende aus allem Verdruß. Hätten die Franzosen ihren Vortheil besser verstanden, anstatt an den Nil zu gehen, vorher die Insel anzugreifen: mit zehntausend Mann hätten sie dieselbe mit ihrer gewöhnlichen Energie genommen und mit gehöriger Klugheit auch behauptet. Freilich wären dazu andere Maasregeln nöthig gewesen, als ihre Generale und Kommissäre zur Schande der Nation und ihrer Sache hier und da ergriffen haben. Sizilien wäre auch in einem östlichen Kriege ein ganz anderer Zwischenpunkt, als Malta; das zeigt die ganze Geschichte und schon ein einziger Blick auf die Insel."

„In Katanien ist es wohl von ganz Sizilien, und vielleicht von ganz Italien, noch vielleicht am hellsten und vernünftigsten; das hat Biskaris und einige seiner Freunde gemacht, durch welche etwas griechischer Geist wieder aufgelebt ist. Es ist hier sogar eine Art von Wohlstand und Flor, der den schlechten Einrichtungen in der Insel Hohn spricht. Hier würde ich leben, wenn ich mich nicht bei den Kamaldulensern in Neapel einsiedelte. Hier fängt man wenigstens an, das Unglück des Vaterlandes, die Unordnungen und Malversationen aller Art, die schrecklichen Wirkungen der Unterdrückung und des dummen Aberglaubens recht lebhaft zu fühlen. Die Mönche haben den dritten Theil der Güter in den Händen; und wenn ihre Mast

das einzige Uebel wäre, das sie dem Staate verursachen, so könnte der gräßliche Druckfehler des Menschenverstandes doch vielleicht noch Verzeihung finden. Aber — mein Gott, wer wird ein Wort über die Mönche verlieren! Buonaparte wird sich zu seiner Zeit ihrer schon wieder eben so thätig annehmen, wie der Uebrigen, da sie mit ihnen zu seinem Systeme gehören. Es entfuhr mir aus kosmopolitischem Ingrimm hier in einer Gesellschaft, daß ich etwas unfein sagte: Les moines avec leur cortège sont les morpions de l'humanité. Die Sentenz wurde mit lautem Beifall aufgenommen und auf manchen vorübergehenden Kuttenträger angewendet. Du begreifst, daß man schon ziemlich liberal sein muß, um so etwas nur zu vertragen; freilich verträgt man es nicht überall, aber die Stimmung ist doch sehr lebendig gegen das Ungeziefer des Staats. Die Franzosen haben in der ganzen Insel keine geringe Partei, und diese nimmt es Buonaparte sehr übel, daß er nach Aegypten ging, und nicht vorher kam und sie nahm, welches nach ihrer Meinung etwas Leichtes gewesen wäre. Muth, Klugheit, allgemeine Gerechtigkeit und Humanität, von welchen Eigenschaften er wenigstens die erste Hälfte besitzt, hätten mit zehntausend Mann die Sache gemacht; und es ist leicht zu berechnen, was Sizilien für den Krieg gewesen wäre, wenn es auch jetzt nicht mehr so wichtig ist, als in den karthagischen Kriegen oder unter den Normännern. Alle vernünftige Insulaner sind völlig überzeugt, daß sie bei dem nächsten Kriege, an dem Neapel nur entfernt Antheil nimmt, die Beute der Engländer oder Franzosen sein werden; und ich gab ihnen mit voller Ueberlegung den Trost, daß sie sich im Ganzen auf keinen Fall verschlimmern könnten, so sehr auch einzelne Städte leiden möchten. Sie schienen das leicht zu begreifen und sich also nicht zu fürchten."

Ein anderer Offizier gesellte sich in Salerno zu Seume. „Wir gingen eben," erzählt dieser, „vor einem Gefängnisse vorbei, aus dessen Gittern ein Kerl sah, der uns anredete. Dieser Mensch hat vierzig umgebracht, sagte der Offizier, als wir weiter gingen. Ich sah ihn an. Hoffentlich kann es ihm nicht bewiesen werden, erwiederte ich. — Doch, doch; für wenigstens die Hälfte könnte der Beweis völlig geführt werden. Mich überlief ein kalter Schauder. Und die Regierung? fragte ich. Ach Gott, die Regierung, sagte er ganz leise, — braucht ihn. Hier faßte es mich wie die Hölle. Ich hatte dergleichen Dinge oft gehört; jetzt sollte ich es sogar sehen. Freund, wenn ich ein Neapolitaner wäre, ich wäre in Versuchung, aus ergrimmter Ehrlichkeit ein Bandit zu werden und mit dem Minister anzufangen. Welche Regierung ist das, die so entsetzlich mit dem Leben ihrer Bürger umgeht! Kann man sich eine größere Summe von Abscheulichkeit und Niederträchtigkeit denken? Jetzt wird er doch nun hoffentlich seine Strafe bekommen, sagte ich zu meinem unbekannten Freunde. Ach nein, antwortete er; jetzt sitzt er wegen eines kleinen Subordinationsfehlers, und morgen früh kommt er los. — Wieder ein hübsches Stückchen von der Vergebung der Sünde. Die Amnestie des Königs hat die Armee und die Provinzen mit rechtlichen Räubern angefüllt. Er nahm die Banditen auf, sie waren brav wie ihr Name sagt; er belohnte sie königlich, gab Aemter und Ehrenstellen: und jetzt treiben sie ihr Handwerk als Hauptleute der Provinzen gesetzlich. Dieses wird in der

Residenz erzählt, auf den Straßen und in Provinzialstädten, und es werden mit Abscheu Personen und Ort und Umstände dabei genannt."

F. J. L. Meyer. *)

„Die lauten Klagen der Neapolitaner über die Schläfrigkeit und Unthätigkeit der Regierung und über die Mißbräuche in der Staatsverwaltung sind so allgemein, als gegründet. — Sie fühlen, wie tief ihr Land unter der Bestimmung liegt, wozu die Natur es durch Lage und Fruchtbarkeit erheben wollte, und die es bis jetzt nie erreicht hat. Dem Despotismus der Vizekönige überlassen, schmachtete das Land seit den drei letzten Jahrhunderten unter dem härtesten Druck der, zwischen diesen Statthaltern der entfernten Könige und den neapolitanischen Aristokraten und Hierarchen getheilten Eigenmacht. Vermindert ist diese, seitdem die Könige in Neapel wohnen; aber noch nicht gehoben sind so viele Mißbräuche der vorigen Staatsverwaltungen. — „„Nur für eine Zeitlang,"" sagte mir ein einsichtvoller Mann und aufgeklärt denkender Neapolitaner, „„erwacht unser Ministerium aus einer gedankenlosen Unthätigkeit, welche tief in unserm Nationalkarakter zu liegen scheint. Was dann in einem so kurzen Zeitraume, der uns goldene Tage verspricht, geschieht, — ist für lange Zeit und nur halb geschehen ...... Einige der bessern Köpfe am Staatsruder sind oft auch die schwächern, — Hofleute, die mit dem allgemeinen Strom fortgerissen werden; Andere sehen dem tiefgewurzelten Mißgeschick des Staats trauernd zu, können aber in diesem Chaos nur langsam wirken ..... Unser Regent ist ein edler, liebenswürdiger Privatmann. Nichts gleicht seiner glücklichen Gemüthsstimmung. In immer heiterer und fröhlicher Laune genießt er des Lebens; unbekümmert über die nächste Stunde, füllt er die gegenwärtige mit so viel Genuß aus, als sie fassen kann. Den Freuden des Gaumens zieht er solche Vergnügungen vor, die den Leib stärken und die Seele erheitern. Das Ballspiel, die Jagd und die Fischerei treibt er mit Leidenschaft und großer Fertigkeit. Er liebt die Musik und übt sie. — Sie sehen also, wir dürfen von ihm nichts Schlimmes fürchten. — Er ist ein edler Gatte und ein zärtlicher Vater! So ist unser Fürst! Müssen wir ihn nicht lieben?"" — Die Jagd und die Fischerei sind die Lieblingsvergnügungen Ferdinands des Vierten. Die Leidenschaft dafür ist ihm gleichsam von seinem verstorbenen königlichen Vater angeerbt, mit dem er um den Vorzug in der Fürstenkunst der Jagdgeschicklichkeit wetteiferte. Die beiden königlichen Waidmänner sollen sich alle Jahre wechselseitig die mit eigener Hand erbeuteten größten Hirschgeweihe und die wichtigsten Schweinszähne zugesandt, und Wetten, die sie auf ihre Zahl und Größe gesetzt, dafür bezahlt haben. Der König spielt die Leier, worin er von einem meiner deutschen Freunde in Neapel, der dieses Instrument sehr vervollkommnet hatte und mit den Fortschritten seines königlichen Schülers zufrieden war, Unterricht erhielt. Er singt auch, und belohnt — ein Beschützer der Künste —

---

*) Darstellungen aus Italien, S. 394 ff.

dieses Talent selbst in dem Ausland. — Den Fischfang aber zog er damals allen andern Vergnügungen vor. Von jeder Anhöhe in und um Neapel sah man die kleine Barke mit der königlichen Flagge auf dem Golf schwimmen, worin der König, nur von einem Ruderer begleitet, von Fischerwerkzeugen umgeben, saß und Fische fing. — „Ecco," riefen dann die müßigen Neapolitaner, welche auch den Regenten ihrer Göttin farniente so gern Opfer bringen sehen, — „ecco il Re in mare!" (Seht doch, da ist der König wieder auf dem Wasser!) Bei diesen Lieblingsbeschäftigungen widmet er seine wärmsten dem Himmel empfohlenen Wünsche dem Wohl des Reiches und seiner Unterthanen, die er väterlich liebt, und denen er dies, wie damals den unglücklichen Kalabresen, bei jeder dargebotenen dringenden Gelegenheit beweiset. Heil und Segen würde über die Reiche beider Sizilien herabströmen, wenn es dem Himmel gefiele, alle die gutgemeinten und ihm empfohlenen Wünsche ihres Fürsten unmittelbar zu erfüllen."

„An dem neapolitanischen Hofe sowohl, als unter den Großen der Hauptstadt, herrscht bei den Festen und öffentlichen Erscheinungen eine orientalische Pracht. Zu Hause lebte die königliche Familie bürgerlich sparsam. Der König selbst machte sich für seine Person von jener alten Prachtsitte los, und erschien öffentlich höchst einfach gekleidet und mit einem kleinen Gefolge. Selbst bei großen öffentlichen Spazierfahrten auf der Chiaja (dem Quai von Neapel) sah ich ihn zwischen den Reihen prächtiger vierspänniger Wagen des Adels in einem leichten Phaeton, worin er, von einem Offizier und einem Bedienten begleitet, selbst kutschirte, hinrollen, und so seinen Großen das damals noch wenig wirkende Beispiel geben, eine in unsern Zeiten lächerlich gewordene Pracht dieses Grades abzuschaffen. — Eben so wenig vermochte der König, wie es schien, damals die mit der öffentlichen Erscheinung einer Person aus der königlichen Familie verbundene strenge Etikette zu bekämpfen. Doch soll jetzt die bei dieser Gelegenheit herrschende orientalische Pracht abgeschafft sein. Ich sah zwei kleine Prinzessinnen mit ihren Wärterinnen in einem sechsspännigen Wagen von einem Trupp Kavallerie und mehrern vierspännigen Wagen begleitet, durch die Straßen ziehen. „Ecco le figliole del Re!" (da kommen die Prinzessinnen!) schrie das Volk, und empfing sie mit einem Evviva! und mit Händeklatschen. Zahllos ist die Menge der Equipagen und Pferde, der Hausbedienten, Trabanten, Mohren, Heiducken, Läufer und anderer Livreen des neapolitanischen Adels. Man mußte, um nicht in den Vorsälen und Vorzimmern der Paläste von dem sich drängenden Bedientenschwarm erdrückt zu werden, bei dem Besuch der Abendgesellschaften des Adels entweder selbst in neapolitanischem Flitterstaat erscheinen, und sich so durch den vorausgeschickten Glanz Platz verschaffen, oder einen Bedienten vor sich hertraben lassen, der mit dem gewöhnlichen Ausruf: Cavalieri forestieri! coll' licenza Signori, fate luogo! (Platz für die Fremden, ihr Herren, mit Erlaubniß!) den Durchgang bis zu den Gesellschaftssälen öffnete."

J. J. Gerning. *)

„Gewiß, die Königin hat ein edles Herz und eine schöne Seele. — Als sie nach fünfzehn Frühlingen in zarter Lebensblüthe Deutschland verließ, weinte sie vor Schmerz an dessen Grenze; sie weinte Freudenzähren, als sie im J. 1790 das Mutterland wieder betrat."

Und Germania stolz weinet dir, Königin!
Thränen freudigen Danks; weintest Du ihr nicht auch
Wonnezähren, als Du ihre geliebtere
Grenze wieder entzückt betratst? —

„So sang man von ihr, als des Gesanges werth. Schon vor den neufranzösischen Endurtheilen über Sein und Nichtsein von Vorurtheilen, war sie erhaben darüber, und erhaben über den Zwang der steifen Etikette. Sie weiß nichts von Kleinhöferei und Menschenabtheilungen, und zieht nur diejenigen vor, die es verdienen; denn ihr großes Herz und ihr erhabener Geist sieht Alles im Ganzen und Großen an. Sie war gleich für die Nothwendigkeit der französischen Revolution gestimmt, und sagte: „Mir scheint, sie haben Recht." Als man aber andere Länder von neufranzösischen Abentheurern drohend beunruhigt sah, als die Gräuelszenen eintraten, als eine traurige Familiensache daraus entsprang, mußte sie freilich dagegen eingenommen werden."

„Ueber Neapels Frieden sagte sie: „Sobald die Bedingungen ehrenvoll sein und wir nicht thätiger helfen konnten, mußten wir ihn schliessen. Ich bin Neapolitanerin und Kosmopolitin." Unabhängig und mit eigener Kraft will sie das Staatsschiff gelenkt wissen, zum Wohl des Reichs. Als von ihrer künftigen Biographie die Rede war, sagte sie: „Da muß ich aber Alles sagen, wie es kam, man wird vielleicht einiges Gute, doch Tadelnswerthes auch dabei finden. Durch Reizbarkeit und Lebhaftigkeit meines Karakters möchten Uebereilungen entstanden sein, die mir Leid wären; denn Alles ist aus vollem und wohlmeinendem Herzen geschehen. Wenn ich schon über dreißig Jahre in Italien lebe, so habe ich doch immer noch ein deutsches Herz."

„Ueber Kabalen gegen einen rechtschaffenen Mann soll sie ihm offen geäussert haben: „Das will man sagen; aber ich bin immer dieselbe."

„Die Marchese di Santa Marco, ihre Freundin, besitzt eine gefühlvolle Zeichnung von ihr, welche sie einst komponirte, da der blasse Todesgedanke sie mit den Seelen ihrer verstorbenen Kinder umschwebte. Verschieden gestellt und beschäftigt umstehen ihre Sprößlinge den einfachen Grabstein, worauf geschrieben ist: Maria Carolina madre di una numerosa famiglia qui giace. Pace eterna (Maria Carolina, die Mutter einer zahlreichen Familie, ruht hier in ewigem Frieden). Unten steht: Fu la tua vera e sincera amica."

„Ueber Gorani's Beschuldigungen, seit welchen es Mode geworden ist, die Königin zu

*) J. J. Gerning Reise durch Oesterreich und Italien, 1 Theil S. 260 f.

verkennen, sagte sie: „Welche Verleumdungen! das sind doch Ausdrücke des bösen Menschen! Er verdient nur Verachtung und Vergessenheit. Mir ist die Ueberzeugung genug, es weder zu empfinden noch zu verdienen. Ich habe den Wirrwarr zweimal mit kaltem Blute durchgelesen, und wundere mich nur, wie das Buch in Deutschland übersetzt und gelesen worden, da, wo man mich besser kennen sollte; doch freut es mich, daß es bald von guten, unbefangenen Menschen, denen ich anders bekannt bin, gehörig beurtheilt war."

„Man schicke mir aber immerfort, was nur, und besonders in Deutschland, Neues über die Zeitumstände das Licht erblickt; selbst satirische Bosheiten gegen Souverains u. dgl.; davon ist meine Seele geheilt; ich lebe getrost fort, mit der innern Ueberzeugung, so gut, als ich konnte, gehandelt zu haben, und wünsche nur eine gerechte Würdigung nach meinem Tode. Nichts kann also mehr mich anfechten, ja es wird mich nur in meinen Grundsätzen befestigen."

„Ueber der Frau von La Roche Resignation schrieb sie: „Ich bewundere die hohe entbehrende Tugend Eugeniens und derjenigen, durch deren Organ sie spricht. Wer die Menschen so vollendet darstellen kann, muß selbst ein vollendetes Wesen sein." —

„Ueber die besten Schriftstellerwerke Deutschlands urtheilt sie fein und wahr. Sie erstaunt über die jetzigen Deutschen und nannte sie die Controlleurs des Gesammtwissens."

„Ein interessantes Gedenkbuch hat sie mit folgenden Zeilen vermehrt; „Mit Vergnügen füge auch ich in unserer besten Muttersprache meinen Namen zu so vielen liebenswehrten bekannten und berühmten Namen unter der Versicherung meiner ewigen Dankbarkeit und Liebe für Deutschland."

„Zu Caserta, Neapel und Portici hat sie unter ihrer Bibliothek meist deutsche Bücher, und zu Caserta ließ sie für diese einen eigenen Saal einrichten, den die Ueberschrift zieren sollte: Mein geliebtes Vaterland. — Ich bin wie die Geizigen (sagte sie mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit wegen deutscher Bücher); kann ich schon Alles nicht geniessen und beherzigen, so bin ich doch froh, es nur zu besitzen. — Nach überstandener Krise des Zeitgedränges und nach dem allgemeinen Frieden wollte sie allein den Wissenschaften und Künsten leben."

„Aus eigenem Geschmack und aus Vaterlands-Vorliebe schätzt sie mehr die deutsche Literatur, als selbst die italienische; dies sollten ihr die Italiener nicht verargen. Filangieri's Werke liegen vor ihr; aber umgeben ist sie von eisernen Hindernissen, die menschenbeglückenden Wünsche des Frühverblühten zu erfüllen! Nicht minder liebt und ehrt sie die bildenden Künste. Schon als Erzherzogin Charlotte hat sie drei artige kleine Stücke radirt; — sie zeichnet schön, und besonders gern häusliche Szenen. Sie berief Angelika zu sich, nannte sich ihre dankbare Schülerin, und ließ auch die Prinzessinnen ihren Unterricht geniessen. Sie schätzt und belohnt Hackert und Tischbein gleich, was auch Hofparthien dagegen wirken mögen. — Sie steht früh auf, lieset und prüft alle Depeschen und macht sich darüber ihre

Anmerkungen mit Geist und Scharfsinn. Ist der König auf dem Lande, so speiset sie mit ihrer Familie um ein Uhr; sonst aber, des Königs wegen, der gern nach dem Speisen ausfährt, um zwölf Uhr. Hoftafeln werden nach bourbonischer Sitte gewöhnlich nicht gegeben; auswärtige Minister und Fremde aber an Actons Tafel geladen. — Nachmittags, wenn sie auch da nicht von lästigen Audienzen geplagt wird, und während andere Seelen vom Schlafe gefesselt sind, liefet und zeichnet sie. Gegen Abend schreibt sie wieder, und vor dem Nachtessen ergötzt sie sich im Kreise ihrer Kinder. Kaum fünf bis sechs Stunden gönnt sie sich den Schlaf; von vielen Anstrengungen, und noch mehr von den heftigen Erschütterungen des Schicksals, das ihr in wenigen Jahren Schwager und Schwägerin, Bruder und Schwester geraubt hat, litt ihre Gesundheit."

„Ihre Briefe schliessen sich gewöhnlich mit Ausdrücken der Dankbarkeit. Sie ist großmüthig, freigebig und voll Gefühle der Erkenntlichkeit, wie alle ihre Schwestern. Oefter läßt sie Geld und Brod unters Volk austheilen und die Soldaten bewirthen, besonders die Deutschen, die sie ihre Mutter nennen. Als der königl. französische Gesandte Bombelles sich verabschiedet sah, ließ sie eines seiner Kinder kommen und mit einer schönen Brieftasche spielen, die ihm wohlgefiel; sie gab ihm solche mit der darin enthaltenen schriftlichen Versicherung einer Pension für die Familie. Bei den Audienzen weiß sie mit bedeutungsvoller Lebhaftigkeit und Kürze die Gegenstände zu berühren, und Jedem freimüthig und theilnehmend nur das zu sagen, was ihm angeht. — Bei Partikular-Audienzen erscheint sie zuweilen im Halbzirkel ihrer holden Sprößlinge, wie eine Carita."

„Ohne nach alter Sitte mit dem Degen bewaffnet zu sein, darf sich Jedermann ihr nahen und sich freundlich angesprochen sehen. Ein helles und sanftausklingendes deutsches Du lockt ihre dienstgeschäftigen Kammerdienerinnen herbei. Von ihren sechsunddreißig dienstthuenden Hofdamen erscheinen nur zwei in den Nachmittagen der Wochenreihe, und die übrigen nur an Gallatagen. Bei jedem Staatsrath ist die Königin zugegen; sie drückt sich dabei sehr bestimmt und wahr aus, und Jedermann bewundert ihr Gedächtniß, wie ihre Urtheilskraft. Sie schreibt viel, schön, bedeutend und bündig, meist Italienisch und Französisch, zuweilen auch deutsch, wobei sie bedauert, daß die damalige Erziehungsart ihre Muttersprache versäumt habe. Kaiser Joseph sagte scherzend von ihr: „Meine liebe Schwester schreibt mehr als mein Kabinet." Sie kommt ihrer unsterblichen Mutter am nächsten, und das hebt sie noch darüber, daß sie die Wissenschaften liebt und in Religionssachen so tolerant denkt. Mosheims und Jerusalems, Sturms und Spaldings, Zollikofers und Herders Erbauungsschriften werden von ihr und ihrem deutschen Hofe gewürdigt. Ihr jetziger Beichtvater ist ein ganz vernünftiger Kapuziner. — Ein einsichtvoller Kopf ist v. Rainer, ihr Sekretär. Sie befragt sich gern bei verständigen Leuten und prüft ihre Meinungen. Sie wollte Neckern kommen lassen, die Finanzen in Ordnung zu bringen; doch hier hätte er bei vielen natürlichen Hilfsquellen mit mehrern Hindernissen zu kämpfen gehabt, als selbst im verwirrten Frankreich. Ein erfahrner

und rechtschaffener Mann, Lalo, besorgt ihre Privatgeschäfte und vertheilt jährlich sechzigtausend Ducati für sie an Nothleidende. Nur gute Menschen geniessen ihr engeres Vertrauen, und sie weiß dabei eine glückliche Wahl zu treffen. Hiezu gehört vorzüglich die Wittwe Filangieri, eine geistvolle Oesterreicherin, so wie die nun in Wien befindliche Herzogin Giovane, welche sie, nach der Trennung von ihrem Manne, bei sich wohnen ließ, um sie zu schützen. Man hatte die Königin zu überreden gesucht, daß zur Erhaltung des Throns die allerstrengsten Maasregeln nöthig wären. „Aber wir sind keine Tirannen," sagte sie. Als Carafa, der Herzogin von Andria Sohn (mit Hilfe des Offiziers, der mit ihm die Runde herausmachte), dem Gefängniß entwischte, sagte sie zur jammernden Mutter: „Er gehe doch in keine Republik! — Aber Monarchien könnten ihn ausliefern? Schreib ihm lieber nichts!" — Einfach ist sie gekleidet, und doch erscheint sie als Kaisertochter und Königin. Schminke kann sie sogar an ihren Freundinnen und Dienerinnen nicht leiden. Mit dem König lebt sie häuslich vertraut und glücklich. Nirgends gefällt sie sich mehr, als Abends nach vollendeten Geschäften unter ihren Kindern. Begeistert möchte man über diese Herrscherin ausrufen:

Was doch ist die Geburt? Verdienst und Tugend allein ist
Was den Menschen mit Macht über die Menschen erhebt.

„Wenn der Alleinherrscher eines Staats der Beste sein soll, so ist es Ferdinand IV gewiß an gutem Herzen und natürlichem Verstande. In zarter Jugend blieb sein Geist durch geistliche Erziehung ungebildet, bis die Natur, die sich nicht ersticken und vertreiben läßt, sich von selbst die Bahn brach. Erst war er nicht zum Beherrscher dieses Landes bestimmt, bis sein älterer Bruder als unfähig dazu erklärt worden; ein Beispiel, daß nur das Bessere herrschen soll. Er vermählte sich früh, und lernte Vater seiner Länder und Familie zugleich sein. Die Jagd und Fischerei besucht er nicht mehr so leidenschaftlich, wie sonst, und ein Hang zum Militär ist nun zu diesen Erholungen getreten."

„Der König steht gewöhnlich Morgens um fünf Uhr auf und arbeitet allein ein paar Stunden; dann geht er in den Staatsrath, wo sein gesunder Verstand sich zeigt; und sind keine dringenden Geschäfte da, so pflegt er seiner Lieblingsneigungen. Deutlich und bestimmt sind die Aufsätze seiner schönen Handschrift. Die Gesetze seiner Industrie-Kolonie von Santa Leucio hat er zum Theil selbst schon vor 1789 entworfen, und eine gewisse Verdienstes-Gleichheit mit der Alleinherrschaft eines Guten über ein edles Volk als Vorbild einer glücklichen Regierung dabei zum Grunde gelegt; ein Abate redigirte sie. Ferdinand weiß fast alle Knaben und Mädchen dieser Kolonie mit den Vornamen zu nennen; jährlich gibt er ihnen ein Heirathsfest am dritten Pfingstfeiertage, wo das Fabrikgebäude erleuchtet, mit Guirlanden behangen und die Tarantela vom frohen Gewimmel um ihn herumgetanzt wird. Er ist immer der Abgott des Volks, spricht gern lazzaronisch, und ist am liebsten in seinem ruhigen Belvedere bei Santa Leucio und Caserta. Er liebt und ehrt seine Gemahlin, liebt und herzt seine Kinder. Bei aller Popularität sieht er nicht gleichgültig, wenn Jemand gegen die spanische

Grandezza und Etikette fehlt; auch ist er seiner Kirche streng ergeben. Daß Ferdinand Gefühl für die Natur hat, bewies er bei den Berghöhlen von Adlersberg in Crain, wo er umdrehte, um den vorher genossenen Eindruck der größern Grotte von Corgnale nicht in seiner Seele zu schwächen. Der König liebt die bildenden Künste und schätzt auch persönlich Künstler, die sich ihm zu nahen wissen, wie Hackert und Tischbein. Ueberzeugt ist er, daß Industrie und Kultur die Quellen des Staatsreichthums sind. Er verehrt die Wissenschaften, aber ihre Pfleger konnten durch die Zeitumstände nicht genug ermuntert und nicht mit guten Stellen belohnt werden. Dies wäre freilich ein politisches Mittel gewesen, den Grundsätzen der französischen Umwandlung unter Leuten von Kopf und Einfluß vorzubeugen. Gewiß ist, daß Ferdinand groß denkt und im Großen zu belohnen weiß. Seine Scherzhaftigkeit und Jovialität hat sich in den letzten ernsten Zeiten gemindert, und man weiß nicht mehr so viele lustige Geschichtchen von ihm zu erzählen, als ehedem. So hielt er z. B. auf der Kaiserkrönung zu Frankfurt die wolkenkragigen Geistlichen, die im Halbzirkel um den Magistrat standen, für die Schweizergarde desselben."

„Der Kronprinz ist von stiller Gemüthsart und wißbegierig; er liebt vorzüglich Landökonomie und betreibt auch eifrig seine Ausgrabung von Alterthümern bei Stabiä. Seine Erzieher, die Gebrüder Haus von Würzburg, wovon der ältere Professor des Staatsrechts gewesen und der jüngere mit den lebenden Sprachen vertraut ist, haben Ehre von ihrem Zögling; auch der berühmte Conchiliolog und Mineralog Poli war sein Naturlehrer. Er lebt häuslich und glücklich mit der Kronprinzessin, wie es bei solchen politischen Konventions-Heirathen am seltensten ist. Beide sahen sich nie vorher: sie kam übers adriatische Meer angeschifft, er stand am Ufer; sie flog vom Schiffe hinunter und in holder Unschuld gerade in seinen Arm, der sie mit gleicher Wärme aufnahm. Sie fängt an, Liebhaberei an der Lektüre zu bekommen und deutsche und französische Bücher zu begehren."

„Ebenfalls deutsch erzogen und liebenswürdig sind die drei Prinzessinnen. Jedes Kind der königlichen Familie hat seinen kleinen Hofstaat, der aus einem dazu bestimmten Fond bestritten wird, wie es Acton klüglich einrichtete, da er noch Finanzminister war."

„Acton ist zweiundsechszig Jahre alt und zu Besançon im J. 1735 geboren; sein Vater war ein dort lebender englischer Arzt, seine Mutter von deutscher Abkunft. Er studierte das Seewesen in England und Frankreich, kam nach Florenz und half die Marine zu Livorno wohl einrichten. Bei der Expedition von Algier hat er mit toskanischen und neapolitanischen kleinen Schiffen die spanischen Kriegsschiffe tapfer gedeckt. Dies erwarb ihm die Achtung des Königs und der Königin, an die er vom Großherzog Leopold empfohlen worden."

„Durch Eifer, Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit bekam er bald das Seewesen, bald die Finanzen, bald Alles und Alles zu lenken."

„Den Mann von Verstande bildet das Geschäft, und da einem Minister vorbereitete Geschäfte in bündigen Resultaten vorgetragen werden, so entwickelt sich hiebei der höhere

Geist am meisten; ihm also war es nicht schwer, sich in ein Labyrinth hinein und wieder heraus zu finden."

„Mit Tanucci, dem ehemaligen Professor zu Pisa, der ihn schätzte, bleibt Acton der geschickteste Minister Neapels. Edeln und vielleicht auch etwas eiteln Stolz besitzt er; Ambition und eiserne Beharrlichkeit im hohen Grade. Seine Gegner wollen zwar an ihm tadeln, daß er sich Niemandem vertraue und Alles selbst thun wolle, daß seine Marine-Schöpfung unnöthig sei, weil man nur Schebecken und Galeeren gegen die Seeräuber bedürfe u. dgl."

„Man tadelt eben so leicht, daß Filangieri's Träume nicht auszuführen wären, und gibt doch keine bessern Mittel an, die den Staat aufrecht erhalten. Mag es sein, daß Acton nicht Alles ein- und übersehen konnte: er hat immer Vieles gethan, und hätte noch mehr thun können, wenn er mehrere rechtschaffene Mit- und Unter-Arbeiter gefunden und zu wählen Anlaß gehabt hätte. Welcher Minister ist keiner Rüge unterworfen, und ist es in den jetzigen Zeiten nicht doppelt schwer, dieses Amt mit Beifall und Würde zu tragen?"

„Mit den Seeräubern hat er nie einen Tributfrieden schließen wollen. Ich werde mich immer dieser Unwürdigkeit widersetzen, sprach er, bis die andern Mächte gleiche Gesinnungen hegen und diese Räuberei aufheben. Nur mit Marokko besteht ein Friede, der vom Mohrenkaiser angetragen worden, als man ihm großmüthig ein Schiff voll an Neapels Küsten verschlagener Marokkaner zurücksandte. Gleich im Anfange des jetzigen Kriegs hat dieser kluge Minister den Plan gefaßt, eine Verbündung der Staaten Italiens zu dessen Vertheidigung zu errichten; aber die meisten haben es abgelehnt und sich nicht zu militärischen Kontingenten verstehen wollen. Acton wollte nie mit England, an das man ihn als blindlings ergeben verschrie, in Subsidienverhältnisse treten, und nie dafür stimmen, weil er es stets gegen die Würde seines Königs hielt. Acton war für den Frieden mit Frankreich, als ihn die Umstände geboten und keine Brandschatzung die Bedingung sein sollte."

„Ohne den Titel eines ersten Ministers zu haben (ein Titel, den in Neapel der Minister der auswärtigen Geschäfte führt), ist er es im vollen Sinne des Worts, und sein Äusseres, imponirend-anziehendes Ansehen zeigt ihn als solchen. Vielleicht wenige Minister wissen so, wie Er, Anstand und Würde mit Gefälligkeit zu verbinden. Laut den unterm 15 April 1795 ihm verliehenen Erleichterungen und Vorrechten hat er intervenzione ne' consigli die Dazwischenkunft oder erste Stimme in den Staatsräthen, so wie in den verschiedenen Departementen. Seit den letzten Friedensschlüssen ist er mit der Würde Gran Capitano di mare e di terra (Generalkapitän zu Wasser und zu Lande), einer spanischen Charge, die auch der Friedensfürst führte, bekleidet worden. Zweimal gibt er wöchentlich Abends Audienzen in seinem Palaste denen, die sich vorher schriftlich anmeldeten und Antwort darauf erhielten. Ein Kammerdiener läßt die Harrenden in einem geschmackvollen Saale niedersitzen, ein anderer ruft sie nach dem Range und der Ankunft (wobei die Fremden den Vortritt haben) an der Eintrittsthür auf und läßt sie hineintreten in den Salon, wo Acton steht, anhört und bald entscheidet, bald

auf dem Könige die Sache beruhen läßt. Ein dritter Kammerdiener wartet an der Thür des Ausgangszimmers, bis wohin der Minister, nach spanischer Sitte vorangehend, den Nachtretenden begleitet. Er spricht und schreibt mit Würde, ob ihm gleich die Landessprache und das Englische nicht so geläufig ist, als das Französische, worin er sich insonderheit schriftlich aufs bündigste ausdrückt. Acton hat eine eigene Sekretarie, und sein erster Sekretär, Targioni, ein Florentiner, der Oberstenrang hat, gibt besondere Abendaudienzen. Sein zweiter Sekretär, Buton, ist von deutscher Abkunft, ein guter Antiquar und Numismatiker. In seinem Privatleben ist Acton einfach, höflich und scherzhaft. An seiner meist runden offenen Tafel herrscht kein Rang und oft viel Jovialität; Künstler und Gelehrte werden dazu geladen. Hackert, den er noch von Livorno her kennt, genießt seine besondere Gunst. Er liebt die Gespräche mit geistreichen Menschen, und den witzigen Galiani hat er noch am Rande des Grabes besucht."

„Seine Gegner werfen ihm vor, daß er das inländische Verdienst nicht genug ermuntere, und zu viele Florentiner nach sich gezogen habe. Aber wie konnte er gleich den lässigen, argwöhnischen Neapolitanern sich anvertrauen? Aus ihrer Mitte kam indessen der Abbate Giansante, der ganz sein Vertrauen erhielt und auch Sekretär des Königs geworden. Acton schritt langsam in der Staatsreform fort; er verwies deswegen zur Geduld und sagte: Wir wollen nicht niederreissen, ohne zugleich vorgebaut zu haben. Sein Plan war, das Lehensystem, doch zu sichtbar auf Vergrösserung der königlichen Macht, zu beschränken. Dies hat ihm, der keine Güter in beiden Reichen besitzt, unter manchen Lehenbesitzern Feinde zugezogen, gegen deren Angriffe nur der Königin Beharrlichkeit und Ueberzeugung seiner Rechtschaffenheit ihn beim Könige schützen konnte. Man sagte, daß im Norden und Süden ein Bernstorf und Acton, wie im Osten und Westen ein Thugut und Pitt, die größten politischen Lenker seien. Acton wird vielleicht von der richtenden Nachwelt in deren Reihe, wenn nicht in die der Richelieu und Pombal, gesetzt werden. Wie diese hat er sich allein von unten hinangeschwungen, und die königliche Macht durch Demüthigung der Lehengenossen und der Geistlichkeit befestigt; wie diese streng und mißtrauisch, liebenswürdig und gefällig, unbiegsam gegen Glück und Unglück, ist Acton; wie diese hat er bis jetzt die Ehre und Würde seines Königs mit Festigkeit behauptet; gleich ihnen ist er vom Haß und Neid und schwarzen Undank der Nation verleumdet worden; gleich ihnen hat er Alles durch sich selbst gethan; aber keine so großen Reichthümer, wie sie, hat Acton gesammelt, wenn man wenige Kapitalien, die er in England und Venedig stehen hat, nicht für Reichthümer eines mächtigen Staatsministers gelten lassen will.

Rehfues.

Der Zweck dieses Reisenden war mehr, Italiens schöne landschaftliche Natur, Kunst und Literatur zu geniessen, als sich die heitere Stimmung, die er seinen Lesern angenehm mitzutheilen

weiß, durch nähern Hinblick auf Politik, Verfassung und Verderben des Volks zu trüben. Dennoch konnte er sich nicht ganz erwehren, der allgemeinen Klage über die unbeschreibliche Verwilderung Neapels beizustimmen und wie Ackerbau, Weinbau, Oelbau, Viehzucht in fast allen Provinzen dieses Königreichs tief gesunken sind. Die Provinz Lecce, Terra di Lavoro, Trani sind noch am besten angebaut. Ueber den Zustand der Provinz von Teramo führt der Reisende *) Worte eines Bewohners derselben (die in einer Abhandlung über Ackerbau, Kunst und Gewerb von Teramo gedruckt stehen) an, die wir hier einschalten wollen.

„Obgleich unser Boden und unser Klima alle Arten von Getreide, den Oelbaum, den Wein und Seidenbau, alle Fruchtbäume, die Anpflanzung des Hanfes, Flachses, Tabaks, der Baumwollenstaude u. s. w. begünstigen, und auf unsern Bergen Mandeln, Nüsse, Kastanien, Eichen, Tannen und Buchenbäume aufs beste fortkommen, wird der Landbau darum in unsrer Provinz mit Liebe und Fleiß betrieben? Der wilde Naturzustand des Bodens, die Himbeeren, Dornen, der Ginster, Hollunder und das Farrenkraut, welche ihn bedecken, und die ungeregelten Betten der Flüsse, die so viele tausend Acker Landes verwüsten, beweisen sattsam, in welchem Zustande sich der Ackerbau befindet. Es gibt bei uns viele Eigenthümer von vier- bis fünfhundert Moggia's Land, welche davon kaum ihre Familien zu ernähren vermögen. Der Landbau ist aufs tiefste bei uns gesunken, und was dafür geschieht, ist mehr Werk des Zufalls und Instinkts, als der Kunst und Industrie. Nicht so bei unsern Nachbarn im Kirchenstaate. Wer dort zwei, drei Morgen Feldes besitzt, heißt ein beglückter Landmann. Damit bestreitet er alle Bedürfnisse seiner Familie, baut ein Haus, legt Gehölz an, und ist seines Lebens froh. Alles ist im Kirchenstaat, im Vergleich mit uns, verbessert worden. Ihr Boden, ihre Geräthe, ihre Art zu düngen, ihre Saaten, ihre Aernten, Alles ist himmelweit von dem Unsrigen verschieden. Und wir sind so blind, daß, während wir die heiligen Orte besuchen und sie mit unsern Almosen bereichern, wir ihr Beispiel, das Land zu bauen, nicht benutzen."

„Diese Schilderung paßt mit einigen Ausnahmen auf die meisten Provinzen des Königreichs Neapel. Demungeachtet ist ihr Ertrag ausserordentlich, und die Provinz Teramo führt doch jedes Jahr gegen 50,000 Moggia Getreide, 10,000 Saume Wein und Essig, 40,000 Meter Oel, 10,000 Pfund Weinstein, 30,000 Pfund Wolle, 2000 Stück Schweine, 200 Ochsen und eine Menge sonstiger Produkte aus."

„Nur diese Angabe über eine einzige, von der Natur nicht am glücklichsten begünstigte Provinz beweiset, welche reiche Quellen von Wohlstand in diesem Lande fliessen, und wie viele noch weit ergiebigere eröffnet werden könnten, wenn die Nation einmal zu einem würdigen Selbstgefühl und einer deutlichen Erkenntniß der vielen Vortheile, die ihnen die Natur zugestanden, erwachen könnte."

*) J. G. Rehfues Briefe aus Italien während der Jahre 1801 — 1805. 4 Theil S. 238.

August v. Kotzebue.

Mit warmem Leben schildert Kotzebue *) das Sein und Treiben der Neapolitaner und Sizilianer, wie es sich ihm darstellte. Er von allen Schriftstellern Deutschlands über diese Nation machte sich wohl am wenigsten demokratischer Grundsätze verdächtig. Er besuchte Neapel in den Jahren 1804 und 1805, da, nach der ersten Eroberung Neapels durch die Franzosen, König Ferdinand wieder in seine Hauptstadt zurückgekehrt war. Er ward der Königin vorgestellt, und erzählt gelegentlich, daß er mit dem gestickten Stern auf der Brust reisete. Hier Einiges von seinen Erinnerungen.

„Möchten Paläste an Paläste sich reihen, und die schönsten Plätze mit Meisterwerken der Bildhauerkunst prunken, Neapel bliebe doch immer eine elende Stadt, so lange sie von diesen zahllosen Bettlern wimmelt. Hier sinkt mir die Feder aus der Hand! Beschreiben läßt sich dieser Jammer nicht. Trittst Du aus dem Hause, zwanzig hohle Hüte und offene Hände strecken sich Dir entgegen. Nicht zehn Schritte thust Du auf der Straße, ohne daß Dir ein Bettler den Weg vertritt oder Dich anstößt und anheult. Weiber, oft in schwarze Seide gekleidet und verschleiert, drängen sich unverschämt an Dich; Männer, wie pauvres honteux gekleidet, flüstern Dir in die Ohren. Krüppel aller Art halten Dir plötzlich ihre Arm- und Beinstümmel unter die Augen. Gesichter ohne Nasen oder vom Krebs gefressen grinsen Dich an. Ganz nackte Kinder, ja nicht selten auch ganz nackte Männer, liegen im Kothe und wimmern. Ein Wassersüchtiger sitzt an der Mauer und zeigt Dir seinen entblößten ungeheuern Bauch. Schwindsüchtige Mütter liegen am Wege und halten auf ihrem Schoose nackte kleine Kinder, die immer laut weinen müssen. Willst Du in eine Kirche gehen, so mußt Du schon an der Thür Dich durch ein Dutzend solcher Jammergestalten durchschlagen. Trittst Du endlich hinein, so rutschen Dir wieder eben so viele auf den Knien entgegen. Auch selbst in Deiner Wohnung bist Du keineswegs sicher. Oeffnest Du die Balkonthür, so schallen Dir sogleich die Seufzer von unten herauf. Mönche dringen zu Dir herein und betteln, indem sie Dir einen Teller voll Früchte präsentiren. Ja des Königs Gärtner bettelt, indem er auf ähnliche Weise eine etwa seltene Frucht, aus des Königs Treibhause gestohlen, Dir anbietet."

„Bei aller Mühe, die ich mir gegeben, mir die seit ein paar Jahren erschienenen Polizeiverordnungen zu verschaffen, habe ich deren nicht mehr als sechs zusammenbringen können. Sollte man nicht glauben, man lebe in einer himmlischen Monarchie, wo die Engel keiner Verordnung bedürften? Die wenigen, die man hier und dort findet, stehen auf der Mauer, aber nicht etwa mit dem Meißel eingegraben, sondern nur mit schwarzer Farbe angeschrieben, so kann man sie gelegentlich überweissen. — Haben jedoch die Wände in Neapel Mangel an weltlichen Neuigkeiten, so sind sie desto reichlicher mit Heiligenbildern bepinselt,

---

*) Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel, von Aug. v. Kotzebue. 3 Theile. Die oben angeführten Stellen sind aus dem ersten und zweiten Theil genommen.

die gewöhnlich die abgeschmacktesten Gegenstände darstellen. Dahin gehören vorzüglich die armen nackten Seelen im Fegfeuer, welchen die Flammen gräßlich um die Lenden schlagen. — Auf der Straße, welche nach Portici führt, sieht man an der Mauer ein sehr merkwürdiges Gemälde, nämlich den Einzug des Kardinals Ruffo mit seinen Kalabresen. Er selbst kommandirt zu Pferde, über ihm schwebt der heilige Antonius mit dem königlichen Wappen; ihnen gegenüber ist der Höllenpfuhl, in welchem ein gewaltiger Drache den ungeheuern Rachen aufsperrt. In diesen Rachen jagen seine Truppen alle Franzosen ohne Gnade und Barmherzigkeit."

„Eine lustige Anekdote darf ich nicht unberührt lassen; mehrere meiner Bekannten waren Augenzeugen. Als am zweiundzwanzigsten dieses die Lava bereits die Weinberge zu überglühen drohte, trug man zu Torre del Greco, wie bei solchen Gelegenheiten öfter geschieht, das Bild des heil. Januarius in Prozession hinaus, stellte es hier vor die Lava, kniete und betete, daß der Heilige die Güte haben wolle, den Strom aufzuhalten. Aber dieser wälzte sich bald näher. Man transportirte einigemal den Heiligen etwas weiter zurück, pflanzte ihn dann abermals hin, und ersuchte ihn aufs Neue um die Wohlthat, die ihm nur einen Wink koste. Als aber endlich alles Bitten vergebens war und die taube Lava sich immer vorwärts schob, da fing man an, auf den unbarmherzigen Heiligen zu schimpfen; man nannte ihn einen vecchio ladro (einen alten Spitzbuben), birbone! birbante! scelerato! Kurz man beehrte ihn mit allen Titeln, welche die Verzweiflung eingab. Bald war man mit dieser Herzenserleichterung nicht einmal mehr zufrieden, sondern vom Schimpfen kam es zu Schlägen, und der heil. Januarius wurde, besonders von einem alten Weibe, tüchtig durchgewammst."

„Als ich eines Morgens durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menschen gewahr, die sich vor der Bude eines Schusters um eine Frau versammelt hatten, die vermuthlich auf der Erde lag, weil Alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabsäume, das Volk zu belauschen, so drängte ich mich durch, und sah — eine sterbende Weibsperson. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Umstehenden die Worte — die mir das Eingeweide erschütterten — sie stirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur bestätigte diese Aussage nur allzusehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelet, das zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sein mochte. Sie lag auf dem Steinpflaster, dicht an der Schusterbude, neben ihr stand ein zerbrochener Strohstuhl, den man auch schwerlich für sie hingeschoben hatte. Daß sie mit dem Tode rang, war sichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben und das gräßliche Spektakel zu betrachten; Jeder wandelte aber auch wieder gelassen seines Weges, sobald er es gesehen hatte, Keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Gehenden immer näher gedrängt, stand ich der Sterbenden jetzt am nächsten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen, — ja ich nannte sogar in der Angst die Beata Vergine — es wolle sich doch Jemand ihrer erbarmen. Vergebens! In der offenen Schusterbude befand sich ein Meister mit zwei Gesellen. Ich bot diesen Leuten alles an, was ich bei mir hatte, wenn sie die Frau hereintragen und in ein Bett legen wollten.

Umsonst! — Einer der Gesellen lachte sogar; ja wahrlich, er lachte; vielleicht weil ich schlecht Italienisch sprache. — Es ist mir tröstlich zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomime noch verstand, denn ihr Blick ruhte auf mir, — ich war der letzte Gegenstand, auf den ihr brechendes Auge sich heftete; — gleich darauf starb sie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu können, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermuthlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, sagte ganz gelassen: Sie ist todt! und ging seines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ aber doch die Straße nicht, um zu sehen, wie das Schauspiel endigen werde. Noch eine gute Viertelstunde lag die Leiche auf der Straße, von Tausenden begafft, bis endlich Sbirren kamen, die sie fortschleppten. — Und ich denunzlire nunmehr diesen Gräuel vor ganz Europa. Ich sage laut: Am 4. Dezember 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, ist zu Neapel, in der Straße Giacomo, eine der volkreichsten der Stadt, ein Mensch Hungers gestorben!!! — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich sah zwanzig bis dreißig seiner Hunde vorbeiführen, — sie waren alle wohl genährt."

„Daß der neapolitanische Pöbel faul sei, möchte ich doch gerade nicht behaupten, so oft es auch schon behauptet worden. Er hat nur nichts zu thun, und darum muß er wohl faul sein, man gewöhnt ihn zur Faulheit, in seiner Natur liegt sie gar nicht. Freilich stehen, zu jeder Tageszeit, Tausende von Müßiggängern auf den Straßen; aber man versuche es nur, man rufe zu irgend einem Geschäft die Lazzaroni's herbei, haufenweise werden sie herzustürzen, um ein paar Gran zu verdienen. Wüßte die Regierung ihre Kräfte zu benutzen, sie könnte wahrlich viel mit diesem Volke ausrichten Die Handwerker sieht man doch immer fleißig und emsig vor ihren Thüren sitzen; aber was sollen die dreißig- bis vierzigtausend Lazzaroni's anfangen, wenn man sie nicht beschäftigt; sie müssen am Ende wohl faule Tagdiebe werden, und natürlich entspringen aus dieser Tagdieberei wiederum andere Laster. Doch muß ich zu ihrem Ruhme bekennen, daß sie immer wenigstens mäßig dabei bleiben, denn nie habe ich einen Betrunkenen gesehen. — Aus allen diesen, freilich nur flüchtigen Bemerkungen glaube ich das Resultat ziehen zu dürfen: daß die höhern Stände in Neapel unverbesserlich sind, daß die jetzige Generation ganz herabgewürdigt und verloren ist, und daß nur nach und nach durch eine zweckmäßigere Erziehung, vielleicht mit Hilfe der klugen Jesuiten, diese unedle Race wieder veredelt werden kann. Das Volk hingegen, dem gebe man nur Arbeit und erleichtere ihm das Joch ein wenig, so wird es bald ein fleißiges, braves und wohlhabendes Volk werden."

„Der Handel, der hier so blühend sein könnte, bedeutet unter den Inländern sehr wenig. Sie besitzen die herrlichsten Produkte zur Ausfuhr, Korn, Oel, Rosinen, Feigen, Seide, Wolle, Wein u. s. w. Sie haben die vortrefflichen Hafen am mittelländischen und adriatischen Meere; aber sie haben keinen Kredit. Es geht ihnen wie den russischen

Kaufleuten. Sie lassen ihre Waaren durch Fremde verschreiben. Spekulationen auf Neapel zu machen, ist sehr gefährlich, wenn man nicht mit einem guten fremden Hause allhier in Verbindung steht. Die Zahlungen erfolgen sehr unordentlich, und sendet man mehr Waaren hieher, als in drei Monaten verkauft werden können, so ist man sicher, sie auf dem Halse zu behalten. Daher sind auch die ausländischen Waaren sehr theuer, trotz der Leichtigkeit, sie von allen Seiten zu bekommen. Wollte freilich die Regierung den Handel unterstützen — aber sie thut gar nichts dafür; hohe Auflagen erschweren ihn vielmehr. — Himmel! was würde ein Friedrich II aus diesem reichen Lande gemacht haben! Es wäre längst das Schrecken seiner Feinde, der Schoos des Glücks für die Eingebornen, des Vergnügens für die Fremden."

„Mit großen Vorurtheilen gegen die Königin, die ich aus Büchern und Hörensagen geschöpft hatte, kam ich nach Neapel; mit der Ueberzeugung von ihrer Liebenswürdigkeit verlasse ich es wieder. Daß sie in diesen schweren Zeiten das Ruder nicht immer mit sicherer Hand führte; daß sie oft falsche Schritte that, die sie zurück thun mußte, oft nicht einmal zurück thun konnte, das gebe ich freilich zu; aber gilt denn nicht derselbe Vorwurf fast von allen Fürsten in Europa? — Ausserordentliche Umstände erfordern ausserordentliche Maasregeln. Wem diese glücken, der wird groß genannt; wem sie mißglücken, den verkleinert man. Ich bin gewiß, die Königin hat immer das Beste gewollt; wo aber die Wege zum Besten in die dicksten Nebel verhüllt sind, da ist der Instinkt eines Friedrich erforderlich, um sie tappend zu finden. — Die Königin ist die zärtlichste, liebevollste Mutter ihrer Kinder; ein solches Mutterherz ist auch ein königliches Herz, nur die bittersten Erfahrungen können es gegen das Volk verhärten, oder doch dessen Gefühl abstumpfen. „Um das Volk glücklich zu machen," sagte sie mir, „muß man leider oft Despot sein, wenn auch gegen eigene Neigung; und ist man es, so wird man nicht geliebt." — Ich meinte, das sei nicht immer die Folge, und erinnerte sie an das Beispiel Maria Theresiens. „O," erwiederte sie, „meine Mutter war dennoch unglücklich in ihren letzten Tagen, denn das undankbare Volk wünschte allgemein ihren Tod; und warum? wegen einer elenden Steuer." — Von den Illusionen des Thrones spricht sie mit einer Offenheit und Liebenswürdigkeit, die unwiderstehlich für sie einnehmen. Sie sehnt sich nach dem Zeitpunkt, wo allgemeine Ruhe ihr erlauben werde, allen Geschäften zu entsagen, und sich sammt ihrem Gemahl in die Einsamkeit zurückzuziehen. „Dann," sagte sie, „dann wird man sehen, wer Marien Karolinen, oder wer bloß der Königin zugethan war." — Wahrlich, die das Glück hatten, ihr nahe zu sein, und oft sie so sprechen zu hören, bleiben ihr gewiß zugethan. — „Das schönste Glück auf Erden ist Mutterglück," sprach sie zu meiner Frau, die eben jetzt dieses Glück erwartete: „ich habe siebenzehn lebendige Kinder gehabt, sie waren meine einzige Freude. Zur Mutter machte mich die Natur, die Königin ist nur ein Gallakleid, das ich aus- und anziehe." Sie faßte bei diesen Worten ihr Kleid mit zwei Fingern, und ließ es mit einer fast verkleinernden Miene wieder los. „Wer ein unabhängiges Sort hat," sagte sie mit einer Innigkeit, die wahrlich nicht erkünstelt war, „der ist weit glücklicher, als der Fürst auf dem

Throne.“ — Es wäre unschicklich, wenn ich Alles wiedererzählen wollte, was sie über die jetzigen Zeitläufe, über den Werth der Jesuiten u. s. w. sprach; Alles trug den Stempel eines hellen, klaren Geistes und eines, zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortrefflichen Herzens. — Man gibt ihr Falschheit und Verstellung schuld; doch wahrlich, ich zweifle, daß es möglich sei, einen Menschen so zu täuschen, dessen Hauptgeschäft seit dreißig Jahren darin bestand, die Menschen zu beobachten. Was sie mit mir sprach, das dachte und fühlte sie auch; Niemand wird mich jemals vom Gegentheil überreden.“

„Dem Erbprinzen ist die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit auf das Gesicht geschrieben. Prinz Leopold und die beiden Prinzessinnen scheinen noch ein wenig schüchtern zu sein. Alle haben sich in deutscher Sprache mit mir unterhalten, die besonders der Erbprinz ziemlich geläufig redet. Das wechselseitige Betragen der Kinder gegen die Mutter, und der Mutter gegen die Kinder, welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, ist so herzlich, so ungekünstelt, so häuslich, daß die behaglichste Empfindung sich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß. Es ist auch ein schöner Zug im Karakter der Königin, daß sie noch immer mit so vieler Liebe an ihrem Vaterlande hängt. Schon wenn man in ihre Vorzimmer tritt, hört man nichts als Deutsch reden, und überall lachen ehrliche deutsche Gesichter einen an. — Aus Wien erhält die Königin wöchentlich einen geschriebenen Bericht von Allem, was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt; sie nennt es ihren Lügenbericht, läßt ihn aber doch seit dreißig Jahren unausgesetzt kommen.“

„Von den Gräueln der Revolution erzählt noch Jedermann mit Schaudern. Die Lazzaroni brateten Menschen auf den Straßen, und bettelten dabei von den Vorübergehenden etwas Geld, um Brod zu ihrem Braten zu kaufen. Viele trugen abgeschnittene Finger, Ohren und dergleichen in der Tasche, und wenn sie einem Manne begegneten, den sie für einen Patrioten hielten, so zeigten sie ihm triumphirend ihre blutige Beute. Einen Mann trieben sie ganz nackend durch die Straßen, und zwangen ihn stets gebückt mit eingezogenem Leibe zu gehen; denn ein Satan, der neben ihm ging, versuchte beständig mit einem Säbel ihm die Schamtheile glatt am Leibe wegzuschneiden. Einem meiner Bekannten zeigte ein solcher Mörder frohlockend seinen blutigen Dolch, und rühmte sich, ihn einem Jakobiner durch die Schulter in die Brust gestoßen zu haben. Der Zuhörer mußte sich sehr erfreut darüber stellen; er fragte, wie denn der Jakobiner geheißen, und hörte — den Namen eines seiner besten Freunde! — Die Weiber trieben es am ärgsten, auch war es genug, von einer solchen Furie als Jakobiner bezeichnet zu sein, um sogleich geopfert zu werden. Wer rundes Haar trug, war ein Kind des Todes. Man legte sich geschwind falsche Zöpfe zu, aber das Volk merkte den Betrug, lief hinter Jedem her, faßte ihn beim Zopf und riß daran: blieb der Zopf in der Hand, so war es um seinen Träger geschehen. Mehr als zweitausend Häuser wurden rein ausgeplündert. Der dänische Konsul war oft in Gefahr, weil man seine Uniform für eine französische hielt. Alles geschah per la santa fede, daher auch santa fede jetzt ein Schimpfwort

geworden. Drei Monate lang hausete Ruffo so mit seinen Kalabresen. Endlich kamen die Franzosen, und nun war auch in vierundzwanzig Stunden die Ruhe hergestellt. Ihrer waren nicht mehr als viertausend; genug für einen so feigen Feind. Sie ergriffen freilich strenge Maasregeln. Wenn sie z. B. einem Verdächtigen begegneten, so rochen sie ihm nur in die Hände; rochen diese nach Pulver, so wurde er ohne Barmherzigkeit niedergesäbelt."

„Für das pikanteste Werk über die Revolution von Neapel wird mit Recht ein Buch gehalten, welches den Titel führt: Saggio istorico della rivoluzione di Napoli. Es ist in drei Bänden von einem wüthenden Patrioten verfaßt, daher die Ausfälle auf die Königin u. s. w. bis zum Ekel getrieben und oft sehr empörend sind. Das Buch ist durch scharfe Verbote ausserordentlich rar geworden. In Rücksicht dieser Seltenheit theile ich hier einige Proben mit, die den Geist des Ganzen enthalten."

„Jedes Volk bereitet auf seiner politischen Laufbahn nach und nach einen Zunder zu Revolutionen; aber diejenige Nation, welche das Fremde, Ausländische zu sehr bewundert, häuft jenen eigenen Zunder durch den der fremden, bewunderten Nation. Wie viele Demokraten gab es, aus keiner andern Ursache, als weil die Franzosen Demokraten waren. Auf hundert Köpfe muß man fünfzig Weiber und achtundvierzig Männer rechnen, die es den Weibern an Frivolität zuvorthun; diese alle raisonniren so: in Frankreich frisirt man sich besser, kleidet sich besser, kocht besser, redet besser; der Beweis ist, daß wir uns gerade so frisiren, so kleiden, so bewirthen; folglich müssen die Franzosen auch besser denken und handeln."

„Einige schwärmerische Jünglinge, die aus Zeitungsblättern die neue Theorie geschöpft hatten, sprachen unter sich, oder, was noch weniger bedeutet, mit ihren Mädchen und Friseurs davon. Siehe da ihr ganzes Verbrechen. Junge Leute ohne Rang, Vermögen, Einfluß konnten wohl schwerlich ein anderes auf sich laden. — Es war damals Mode unter den jungen Herren, durch Chiaja und Bagnuoli spazieren zu reiten; sogleich machte man Acton weiß, oder vielmehr Acton machte dem Hofe weiß, man wolle die olympischen Wettrennen wieder herstellen. Was in aller Welt haben die griechischen Spiele mit einem Spazierritt unserer jungen Herren zu schaffen! Gesetzt aber auch, es sei wahr gewesen: welches Uebel, welche Gefahr konnte daraus entstehen? — Acton empfahl der Polizei so dringend, wohl auf die Wettrennen Acht zu haben, daß man hätte glauben sollen, es sei wenigstens von zwanzig feindlichen Schwadronen die Rede, welche die Residenz zu überfallen drohten."

„Man schuf ein Bluttribunal, unter dem Titel: Giunta di Stato. — Bei sogenannten Staatsverbrechen ist meistens nur von Worten die Rede, die eben so nichtsbedeutend, als Drohungen, oder von Gedanken, die noch unbedeutender als Worte sind. Solche Dinge gelten gerade nur so viel, als die Furcht des Beherrschers sie geltend macht. Die Königin fürchtete sich sehr, allein doch noch nicht so sehr, als Acton wünschte. — Man wollte Blut, und man erhielt Blut. Drei Unglückliche wurden zum Tode verdammt, unter ihnen auch der wackere Emanuel Dedro, dem die Königin Begnadigung anbieten ließ, unter der Bedingung, daß

er seine Mitgenossen verrathe. Ohne Bedenken zog er den Tod der Schande vor. Bei seiner Hinrichtung wurden aus Furcht ganz ungewöhnliche, vormals und auch noch jetzt ganz überflüssige Maasregeln genommen. Man fürchtete, das Volk werde sich rühren, um einen Menschen zu befreien, den es kaum kannte; man zitterte vor fünfzigtausend Revolutionsmännern, denn so viele, hieß es, befänden sich wenigstens in Neapel. — Die Truppen, welche gleichsam die Stadt belagerten, die drohenden Befehle der Regierung, Alles regte die Phantasie des Volkes auf. Jede zu anderer Zeit gleichgültige Kleinigkeit mußte es jetzt in Bewegung bringen. Es fürchtete die Aufwiegler, fürchtete die Regierung, fürchtete Alles, und diese Stimmung, in einer so ungeheuern Volksmasse, mußte nothwendig eine Gährung verursachen. Argwohn der Regierung machte das Volk argwöhnisch. Vorher hielt es sich selbst, fast ohne Polizei, in Schranken, aber jetzt wurde es schwerer zu lenken. Alle öffentliche Funktionen geschahen mit größerer Vorsicht, doch darum nicht ruhiger."

„Nun wurde die Nation von zahllosen Spionen und Angebern belagert und belauert, welche Schritte zählten, Worte registrirten, Gesichtsfarbe anmerkten, Seufzer protokollirten. Alle Sicherheit verschwand. Privathaß fand der Rache Pforten offen, und wer keinen Feind hatte, der unterlag durch Gold oder Ehrgeiz verführten Freunden. Die Königin soll gesagt haben, sie werde sich eines Tages gezwungen sehen, das alte Vorurtheil auszurotten, welches den Angeber mit Schande bedecke."

„Alle Kastelle, alle Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen. Man warf sie in abscheuliche, finstere Löcher, wo sie an Allem Mangel litten, Jahre durch schmachteten, ohne weder verdammt noch losgesprochen zu werden, oder auch nur einmal die Ursache ihres Unglücks zu erfahren. Nach vier Jahren endlich wurden fast Alle für unschuldig erkannt und entlassen. Alle würden so gerechtfertigt hervorgegangen sein, hätte man sie nicht der Mittel zu ihrer Vertheidigung beraubt. — Vaeni, damals an der Spitze der Geschäfte, bekümmerte sich nicht mehr um die, die schon in Fesseln schmachteten, sondern nur um die, für welche noch Fesseln geschmiedet werden konnten. Er hatte die Verwegenheit, laut zu sagen: es müssen wenigstens noch zwanzigtausend arretirt werden. Wenn Bruder, Sohn, Vater, Gatte für einen Unglücklichen baten, so war es ein Verbrechen. — (Ich kann nicht umhin, hier zwei schreckliche, aber leider wahre Anekdoten einzuschalten, die sehr glaubwürdige Augenzeugen mir erzählten. Die Furcht, für Mitschuldige gehalten und, wie man täglich vor Augen sah, als solche überwiesen und hingerichtet zu werden, hatte sich aller Gemüther so gräßlich bemeistert, daß, um jeden Argwohn von sich abzulehnen, ein Bruder am Tage der Hinrichtung seines Bruders ein glänzendes Souper gab, und — ein Vater, während sein Sohn unter dem Henkerbeile blutete, — ich schaudere, es hinzuschreiben — am offenen Fenster die Guitarre spielte! —)"

„Gescheite Leute lachen freilich darüber, daß nach einer so strengen Inquisition von vier Jahren noch immer kein Staatsverbrechen entdeckt oder bewiesen war. Das Volk, anfangs erbittert gegen die Schuldigen, erkaltete, und bemitleidete endlich arme Gefangene, die es

wohl für unschuldig halten mußte, da es keinen verdammen sah. — Wer für Wahrheit seine Stimme erhob, war ein Verbrecher. Den Advokaten wurde sogar gedroht, wenn sie die Gefangenen mit Eifer vertheidigten, ob man es gleich selbst ihnen zur Pflicht gemacht hatte. Doch solche Drohungen waren vergebens. Unterdrückt hatte man die Nation, aber noch nicht verdorben. Sie gab ein großes Beispiel von Geduld, ein größeres von Tugend. Nichts konnte die Standhaftigkeit der Richter oder den Muth der Advokaten schwächen. Die Unschuld triumphirte, und nun wurde Alles auf Vaeni geschoben. Man setzte ihn ab, und exilirte ihn. Melancholische Wuth bemächtigte sich seiner ehrgeizigen Seele, er gab sich selbst den Tod, kurz zuvor ehe die Franzosen in Neapel einzogen; denn vor ihnen zitterte er, und hatte deshalb vom Hofe eine Freistatt in Sizilien begehrt. Man schlug ihm sein Begehren ab. Ehe er sich entleibte, schrieb er ein Billet des Inhalts: „Die Undankbarkeit des Hofes, die Annäherung „eines grausamen Feindes, der Mangel einer Freistatt, haben mich bestimmt, mir ein Leben „zu rauben, welches mir zur Last ist. Man gebe Niemanden Schuld an meinem Tode, und „mein Beispiel mache alle Staatsinquisitoren weiser.“

„Aber die Staatsinquisitoren lachten über seinen Tod, und überliessen sich gleicher Wuth, bis zur Ankunft der Franzosen in Capua.“

„Acton wollte Neapel eine Marine geben. Die Natur hatte allerdings die Nation für eine Marine geschaffen, aber nicht diesen Acton für die Nation. Die Seemacht sollte vor allen Dingen unsern damaligen Handel beschützen. Unsere Feinde waren die Barbaresken, gegen die wir keiner großen, sondern nur einer kleinen Freibeuter-Marine bedurften, und gerade diese zerstörte Acton. Das wirksamste Mittel gegen die Barbaresken wäre vielleicht dasjenige, welches die Engländer unter Karl II ergriffen, nämlich jedes Kauffahrteischiff mit zehn Kanonen zu bewaffnen, und dann einem jeden die Vertheidigung seines Eigenthums selbst zu überlassen. Unsere Schiffer hatten tausendmal um die Erlaubniß hiezu angehalten, tausendmal war sie ihnen verweigert worden. Sie hatten Muth und guten Willen, aber gerade das konnte Acton nicht leiden.“

„Ein Beispiel von der schlechten Verwaltung der eingezogenen geistlichen Güter: Als die Jesuiten aus Sizilien vertrieben wurden, hinterliessen sie Besitzungen, die im ersten Jahre hundert und fünfzigtausend Dukaten eintrugen, im zweiten nur siebenzigtausend, im dritten nur vierzigtausend, und nach diesem letztern Maasstabe wurde ihr Werth beim Verkaufe berechnet.“

„Als die Franzosen siegten, ward ein Aufgebot in Masse beschlossen, das Volk durch ein Proklama aufgefordert, sich für Weib, Kind, Eigenthum und Religion zu bewaffnen. Zum erstenmal ließ der gedemüthigte Despotismus sich herab, die Neapolitaner daran zu erinnern, daß sie von Samniten, Campanern, Lucanern und Griechen abstammten. Natürlich mußte ein solcher Aufruf große Gährung erzeugen, besonders in Neapel, wo eine unermeßliche Volksmenge, im Müßiggang aufgewachsen, bloß von den Unordnungen der Regierung und den

Vorurtheilen der Religion lebte. Diese Gährung konnte und mußte das Reich retten, aber durch Actons Mißgriffe, durch des Hofes Furcht, wurde sie die Ursache seines Unterganges. Das Volk stürmte haufenweise zum königlichen Palast, sich zur Vertheidigung anzubieten. Der König durfte nur zu Pferde steigen und den augenblicklichen Enthusiasmus benutzen, er wäre zum gewissen Siege geeilt. Acton hielt ihn zurück. Das Volk wollte den König sehen, er zeigte sich aber nicht, sondern sandte an seiner Statt den General Pignatelli und den Grafen des Acerra. Einer aus dem Volke rief: das Unglück des Landes komme bloß von den Fremden her. Acton erfuhr es, und beschleunigte nunmehr die Abreise der königlichen Familie. Es war leicht, eine schon argwöhnische Königin zu diesem Schritte zu bewegen und den König einen Volksaufruhr fürchten zu lassen. Actons Agenten reizten am folgenden Morgen das Volk, einen Kabinetskurier, Alessandro Ferreri, zu arretiren, der Nelson Depeschen bringen sollte. Fast Jedermann glaubte, dieser Mann sei ein schon längst bestimmtes Opfer geworden, weil er um Geheimnisse wußte, die man nur in eigener Brust begraben wollte. In dem Augenblicke, als er sich einzuschiffen im Begriff stand, um zu Nelsons Flotte zu fahren, wurde er ermordet, sein blutiger Leichnam bis vor den Palast, unter des Königs Augen geschleppt, mit dem Geschrei: So sterben die Verräther! Es lebe die heilige Religion! Es lebe der König! — Dieser war auf dem Balkon, sah die ungeheure Volksmenge, und verzweifelte daran, sie beherrschen zu können; Furcht ergriff ihn und die Abreise wurde beschlossen. Man lud auf englische und portugiesische Schiffe die kostbarsten Möbeln der Paläste zu Neapel und Caserta, die vorzüglichsten Seltenheiten des Museums zu Portici und Capo di Monte, die Edelsteine der Krone, und zwanzig Millionen, vielleicht noch mehr, theils baares Geld, theils noch ungeprägte Metalle. So beraubte man eine Nation, welche im äussersten Elend zurück blieb. Bei nächtlicher Weile geschah die Einschiffung, als müsse man einen Feind fliehen, der schon vor den Thoren sei, und am Morgen des einundzwanzigsten Dezembers wurde in den Straßen von Neapel ein Anschlag gelesen, welcher das Volk benachrichtigte, der König sei auf kurze Zeit nach Sizilien gegangen, um mit mächtiger Hilfe zurück zu kommen. Das Volk zeigte eine stumme Bestürzung, die weniger von Furcht herrührte, als von Ueberraschung durch ein nicht vorhergesehenes Ereigniß. In den ersten Tagen, als der König wegen widrigen Windes auf der Rhede verweilen mußte, lief Alles hin, ihn zu sehen und zu bitten, daß er bleiben wolle. Aber die Engländer betrachteten ihn schon als ihren Gefangenen, und wiesen die Bittenden als Verräther zurück. Der König selbst wollte oder durfte sich nicht zeigen. Diese harte unverdiente Behandlung, die Erinnerung an das Vergangene, der Raub des National-Eigenthums, die Schrecken der Gegenwart, alles zusammengenommen, veranlaßte sehr ernsthafte Betrachtungen. Am dreiundzwanzigsten Dezember sah das Volk den König absegeln, ohne Freude oder Mißfallen auszudrücken."

„(Nun folgt die Beschreibung der Anarchie, die bis zur Ankunft der Franzosen herrschte. — Hier vergönne man mir, nur noch ein Wort über die sogenannte Flucht des Königs hinzu-

zufügen. Es ist wahr, diese Flucht hat jeden Einwohner von Neapel ohne Ausnahme empört. Ich habe unter andern mit einem alten, sehr rechtlichen Manne darüber gesprochen, der jederzeit dem königl. Hofe wahrhaft zugethan war und blieb, der aber aufrichtig bekannte, daß er beim Anblick der Schiffe, welche den König trugen, in heftige Verwünschungen ausgebrochen sei, weil durch diese Flucht ganz Neapel, mit allen getreuen Anhängern des Hofes, einem räuberischen Mordgesindel preisgegeben worden. Es ist ferner wahr, daß der Hirt seine Heerde nie verlassen soll, und daß es die Pflicht eines Königs ist, mit seinen Unterthanen zu leben und zu sterben. Ferdinand konnte seine Familie in Sicherheit bringen, das würde ihm Niemand verargt haben, er selbst aber mußte bleiben, jede Gefahr theilen, sein Leben aufs Spiel setzen. Aber es läßt sich doch auch Vieles zur Entschuldigung jenes Schrittes anführen. Was in Frankreich geschehen war, schwebte vor dem Gedächtniß, der Leichnam des Kuriers lag vor Augen, das entzügelte Volk stand vor dem Palaste — unter solchen Umständen mußte man mehr als Ferdinand sein, um den Kopf nicht zu verlieren. Die Heerde nicht zu verlassen, ist freilich des Hirten Pflicht, so lange nur ein Wolf droht, aber wenn die ganze Heerde toll wird, so scheint diese Pflicht mir aufgehoben. Ein Held wäre freilich geblieben und vielleicht Retter geworden; aber Ferdinand ist kein Held, er wäre höchst wahrscheinlich als ein verspottetes Opfer gefallen, sein Tod hätte nicht den geringsten Nutzen gestiftet; alles das wußten die wohl, die ihn umgaben; wer also diesem Könige zur Flucht rieth, hatte nicht unrecht. Eben so wenig kann ich es für Unrecht halten, daß die vorzüglichsten Kunstwerke u. dgl. eingepackt und mitgenommen wurden. Der Erfolg hat den Nutzen dieser Maasregel gezeigt. Gesetzt auch, man wolle alle jene Schätze für National-Eigenthum gelten lassen (ein Satz, der doch noch manchen Widerspruch leiden möchte), so that man doch nichts mehr, als was der Arzt thut, wenn er einem Rasenden die kostbaren Spiegel aus dem Zimmer nehmen läßt, weil der Unsinnige sie höchst wahrscheinlich mit den Fäusten entzweischlagen würde. Hätte aber auch das Volk jene Schätze verschont, so wären sie ja doch eine Beute der raubbegierigen Franzosen geworden, statt daß sie jetzt der Nation erhalten sind. — Nach dieser Note, die Billigkeit und Unbefangenheit mir einflößten, kehre ich zum Text des Buches zurück.)"

„Die Neapolitaner sandten Boten ins französische Lager, mit dem Ersuchen, die Franzosen möchten nicht nach Neapel kommen, wogegen sie zu erfüllen sich erboten, was schon im Waffenstillstand versprochen war, auch noch eine Summe darüber zahlen wollten. Die Franzosen schlugen das Begehren ab. Einer unserer Emigrirten fügte Drohungen und Beleidigungen hinzu, wodurch das Volk noch mehr erbittert wurde. Die Raubsucht, jedem Pöbel eigen, bemächtigte sich seiner; fanatische Priester vermehrten den Muth durch Einsegnung der Waffen; Hoffnung wurde bis zur Verwegenheit hinauf gespannt, Verwegenheit in Wuth verwandelt. Das Volk sah sich von Allen verlassen, und that nun Alles durch sich selbst. Die Stadt wurde ein wilder Schauplatz der Verwüstung, Brand, Kampf, Schrecken, Mord. Unter den vom Pöbel Ermordeten zählt man leider auch den Duca della Torre und seinen Bruder, Klemens

Filamarino, beide ehrwürdig durch Talente und Tugenden, Schlachtopfer der elenden Treulosigkeit eines schurkischen Bedienten."

„Jeder gute und vernünftige Mensch wünschte jetzt die Ankunft der Franzosen. Diese standen bereits vor den Thoren, und dennoch vertheidigte sich noch immer ein schlecht bewaffnetes, hauptloses Volk mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Zwei Tage lang hielt es, in einer überall offenen Stadt, den Einzug des Siegers auf, kämpfte Schritt vor Schritt um jeden Fuß breit Erde, und als es endlich vernahm, das Fort St. Elmo sei ihm entrissen, als von allen Punkten Feuer auf das Volk gegeben wurde, da zog es sich endlich zurück, weniger muthlos, weniger gedemüthigt durch den Ueberwinder, als erbittert gegen diejenigen, die es für Verräther hielt."

Uklanski.

Die Armuth und das Elend Neapels wurde durch den französischen Krieg und die Plünderung von Feinden und Freunden vergrößert. Der preußische Regierungsrath v. Uklanski kam im Jahr 1807 in diese Gegenden, als daselbst noch Joseph Bonaparte die Regierung führte. „Das Land," sagt Uklanski, „wimmelte damals von Räubern. *) Man hat an den Straßen sogar die schönen lebendigen Hecken abgebrannt, um die Wege sicherer zu machen, weil sich die Räuber im Dickicht zu verstecken pflegten."

„Es sind fürchterliche Menschen, aber bedauernswürdige Geschöpfe. Vertrieben aus ihren Wohnungen in Kalabrien, beraubt durch die durchziehenden Heere, gemißhandelt und zu Bettlern gemacht, wollen sie Gleiches mit Gleichem vergelten, und Andern mit Gewalt abnehmen, was sie im Kriege verloren haben."

„Es ist jetzt so unsicher in diesem Lande, daß man sich nicht zwei Meilen aus der Straße wagen darf, ohne ermordet, oder wenigstens ausgeplündert zu werden. Man sieht überall zerlumpte, schwarzgebrannte Menschen, denen die Fetzen vom Leibe hängen, und die so aussehen, als wenn sie Hungers sterben wollten. Ich habe in ganz Neapel auch nicht einen Bauer gesehen, der einen ganzen Rock hätte; Alles spricht von Dürftigkeit."

„Nähert man sich zufälliger Weise einem solchen Menschen ohne Begleitung, so fühlt er selbst, daß seine Figur Mißtrauen einflößt, und sagt gewöhnlich: Non abbiate paura, Signore, io sono un galant' uomo."

„Die Wege sind in dieser Gegend ein sprechender Beweis von dem ungeheuern Fleiße der alten Römer; zuweilen sind Felsen zwanzig Fuß tief senkrecht und nach der Schnur gehauen, um die Straße zu ebnen."

„Dieses unglückliche Land ist übrigens ein Paradies, das selbst die Einbildung nicht schöner malen kann. Man fährt durch ganze Wälder von Mirthen, die bei uns nur in Blumentöpfen

---

*) C. T. v. Uklanski Briefe über Polen u. s. w., Italien und Neapel. 4 Theil S. 441.

gezogen werden. Oliven, Kastanien, Lorbeeren, Rosmarin, Feigen und die Aloe garniren den Weg von allen Seiten. Aber nichts ist entzückender, als ein ganzer Pomeranzenhain, durch den man eine halbe Stunde lustwandelt, wo die goldgelbe Zitrone und die röthende Pomeranze zwischen grünem Laube und duftenden Schneeblüthen jeden Sinn zum höhern Genuß reizt."

„Die Russen sind gerade in diesen Tagen in Manfredonia und Ancona gelandet, und haben, gegen ihren Willen, nicht nur in Neapel, sondern in ganz Italien eine große Freude verbreitet."

„Männer von Kenntniß und Bedeutung fragten mich mit geheimnißvoller Miene, ob ich denn nicht von der wahren Absicht der Landung der Russen unterrichtet wäre. Da ich diese Frage, nach der Natur der Sache, sehr befremdend fand, glaubte man, ich wollte mit der Sprache nicht heraus, faßte mich mit dem liebkosenden Worte Caro bei der Hand, und fügte hinzu, man wüßte es wohl, daß die Russen Ferdinand dem Vierten zu Hilfe kämen."

„Ein solches Gewäsche kann bei gebildeten Menschen nur durch den sehnlichsten Wunsch, zur alten Regierung zurückzukehren, der sich über jede Bedenklichkeit und über jede Möglichkeit hinwegsetzt, erklärt werden. Man glaubt hier gar nicht, daß überhaupt ein Friede zwischen Rußland und Frankreich abgeschlossen ist; diese Nachricht hält man für eine Erdichtung, die auf Befehl in die Zeitungen eingerückt ist."

„Ich kenne den König Joseph nur von Ansehen; aber ich habe gehört, daß er sowohl, als die Königin, gute Menschen sein sollen; besonders rühmt man ihre Wohlthätigkeit."

„Woher kommt also dieser entsetzliche, unvertilgbare Haß gegen die Franzosen? Vorzüglich hat er sich zu der Zeit geäussert, als der Kardinal Ruffo mit einer vom Landsturm geformten Armee, ohne Disziplin und ohne Munition, Neapel durch Kapitulation den Franzosen abnahm; drei Tage dauerte der Mord; wüthend schleppte man die Französischgesinnten aus den verborgensten Winkeln, massakrirte sie in tausend Stücke, und der rasende Pöbel fraß ihre Gebeine. Ruffo mußte mit dem Degen in der Hand den Tigern ihre Beute abjagen, und wenn er mit fünfzig fertig war, hörte er tausend von der andern Seite um Rettung flehen. Und Ruffo erhielt von Ferdinand nicht einmal Dank; er hat seine Einkünfte und sein Vermögen verloren, und lebt in Amelia von den Almosen des heiligen Vaters."

„So wurde das schöne Parthenope von Blut befleckt, und die Gräuel des Kriegs haben noch kein Ende, denn in Kalabrien glimmt das Feuer immer fort."

M a n n i g f a l t i g e s.

A u s   F r a n k r e i c h.

Ein Blick auf Erscheinungen im Gebiete der Kunst. — Crawfurds Gallerie versteigert. — Gerards Corinna. — Kinsons Herzogin von Berry — Gerards Herzog von Berry. — Ausstellungen königlicher Manufakturen. — Pracht- und Kupferwerke vom ältern Frankreich, von Aegypten, von d'Ohssons ottomanischem Reich.

Paris, den 12 Februar 1821.

Eine ungemein interessante Privatgallerie von Gemälden wurde vom 17 bis 19 Nov. v. J. dem Publikum geöffnet, um vom 20 an zum Behuf der Erben versteigert zu werden. Nicht nur für den Künstler und Kunstliebhaber, sondern für Jedermann war sie äusserst belehrend, und muß Jedem, der das Glück hatte, sie zu geniessen, unauslöschliche Eindrücke zurücklassen. Der Zweck des Sammlers war nämlich besonders darauf gerichtet, die Originalportraits historischer Personen, vorzüglich Frankreichs, zu sammeln. Die Zeitumstände kamen ihm dabei sehr zu statten, und hatten ihn ohne Zweifel dazu veranlaßt. In der Zeit, wo alle Paläste und Schlösser in Frankreich geplündert wurden oder in andere Hände kamen, wurden unzählige Portraits, die sich darin befanden, verkäuflich; die meisten brachte er an sich und rettete ohne Zweifel viele dadurch vom Untergange.

Dieser Sammler war der den 23 Nov. 1819 zu Paris verstorbene Hr Quintin Crawfurd, geboren den 22 Sept. 1743 zu Killwinning, in der Graffschaft Air, aus einem alten, vornehmen schottischen Geschlechte. Noch sehr jung trat er in die Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie, und verwaltete über zwanzig Jahre lang zu ihrer Zufriedenheit mehrere angesehene Aemter in Ostindien. Mit einem kolossalischen Vermögen kehrte er im J. 1780 für beständig nach Europa zurück. In Italien gelandet, durchreisete er dieses Land, Deutschland und Holland, und ließ sich endlich in Paris nieder, wohin er den beträchtlichsten Theil seines Vermögens, und alle auf seinen Reisen, besonders in Rom gesammelten Kunstwerke brachte. Bei seiner leidenschaftlichen Liebe für Kunst und Wissenschaften war sein Haus der Sammelplatz der Künstler und Gelehrten. Die Revolution unterbrach das ruhige und glückliche Leben, das er in Paris führte, und trennte ihn von den zahlreichen Freunden, die er sich daselbst gemacht hatte. Im Jahr 1792 verließ er eiligst Frankreich mit Zurücklassung eines reichen Mobiliars, dessen sich die revolutionäre Regierung bemächtigte, nachdem sie den Eigenthümer, ungeachtet er ein Fremder war, auf die Emigrantenliste hatte setzen lassen. Bei dem Frieden von Amiens kehrte er nach Paris zurück, schlug da wieder seine Wohnung auf, und ob er gleich nach wieder ausgebrochenem Kriege, nebst den andern seiner Landsleute, die sich damals in Frankreich befanden, zum Kriegsgefangenen gemacht wurde, lebte er dennoch, Dank seinen intimen Verhältnissen mit mehrern Mächtigen der Zeit, besonders mit Talleyrand, ungestört hier fort, gab sich wieder seiner Liebe zur Kunst hin, und kam eben auf die Idee dieser Samm-

lung; eine wirklich so glückliche, so nationale Idee, daß man es jetzt hier bedauert, daß die Ehre derselben einem Fremden zugehörte. Er war auch einer von den Engländern, die im Pariser Frieden vom Jahr 1811 für die ihnen sequestrirten Güter von Frankreich entschädigt wurden, wogegen England seine Anforderungen für den Unterhalt der französischen Kriegsgefangenen aufgab. Bei dieser Gelegenheit bekam er, ausser seinen großen Staatsrenten nebst rückständigen Zinsen, mehrere Statuen und Gemälde zurück, die lange in den öffentlichen Museen aufgestellt waren, unter andern zwei Faunen, Nr. 48 und 49 der Notiz des Museums von 1810; einen Amor, im Begriff den Bogen zu spannen, Nr. 55; einen kleinen Merkur, No. 153; einen Mars, Nr. 157; einen kleinen Apollo, Nr. 158; eine Minerva, ebenfalls klein, Nr. 171; eine Danae von Tizian, im Luxemburg in der Gallerie des Senats aufgestellt, Nr. 30 des Livret von 1803; das Urtheil des Paris von Rubens, sorgfältig vollendete Skizze des großen Gemäldes, das ehemals in der Gallerie des Herzogs v. Orleans im Palais royal war, Nr. 37; eine italienische Landschaft von Swanevelt, Nr. 42.

Alle diese nebst andern historischen Gemälden befanden sich in der jetzigen Ausstellung. Die Portraitssammlung nun reichte bis Ludwig XI und weiter hinauf, und immer vollständiger bot sie dem Auge die Regierungen von Franz I, Heinrich II, seine drei Söhne, Franz II, Karl IX, Heinrich III, Heinrich IV, Ludwig XIII, XIV, XV, XVI dar, meistens Orinal-Portraits von Leonh. da Vinci, Tizian, Porbus, Vandyk, Champagne, Lebrun, Mignard, Rigaud, Nattier u. s. w., und wenn auch Kopien oder Werke weniger bekannter Maler sich mit einschlichen, so bekamen sie doch als integrirende Theile einen Werth. Aeusserst reichhaltig war die Regierung von Ludwig XIV. Er selbst in allen Perioden seines Lebens, als Kind, als Knabe, als Jüngling, als Mann, alle Personen beiderlei Geschlechts, die unter ihm eine Rolle spielten, seine Generale, seine Minister, seine Höflinge, seine Maitressen, die Damen seines Hofes, die Geistlichen, Gelehrten, Dichter seiner Zeit waren da beisammen.

Es war ein eigenes Gefühl, unter allen diesen Gestalten herumzuwandeln und so verschiedenartige Individuen beisammen zu sehen. Hier Richelieu, Mazarin, Bossuet in ihrem geistlichen Ornate, dort ein Guise, Condé, Turenne in der Tracht der Zeit oder in Rüstung. Die ritterlichen Franz I und Heinrich II; Karl IX, dessen Aeusseres so düster aussieht, als seine Zeit und seine schwachen Brüder Franz II und Heinrich III. Hier Heinrich IV, von Porbus treu nach dem Leben dargestellt; dort auf Einem Bilde die vier Guisen. Die Geschichte trat lebend vor die Augen, und der Gedanke drang sich jedem Zuschauer auf, daß die Sammlung beieinanderbleiben, der Nation angehören und zu öffentlicher Belehrung aufgestellt werden sollte. Sie hätte einen Kern gebildet, der sich zu einem immer vollständigern Ganzen hätte entwickeln können. Wie belehrend dies besonders für die jetzige Generation, die mit Allem, was jenseits der Epoche liegt, in der sie aufwuchs, nur zu wenig bekannt ist, gewesen wäre, fällt in die Augen.

Es ist also sehr zu bedauern, daß sie durch die Versteigerung zerstreut worden ist. Mehreres

ist freilich vom Herzog v. Orleans, Einiges fürs Museum, gekauft worden; Vieles aber ist ins Ausland, besonders nach England gegangen. Es waren mehrere Londoner Kunsthändler da, die Vieles kauften, und ihre Ausbeute dann in pompös angekündigten Exhibitionen dem Publikum für einen oder zwei Schilling Eintrittsgeld, nach gebräuchlicher Weise, zur Schau stellen werden. Reissend, kann man sagen, gingen einige Portraits der Prätendenten und anderer Glieder des Hauses der Stuarts weg. Wie bei so vielen Sammlungen, hatte Vieles besonders, als Theil des Ganzen, großen Werth, und verlor ihn, indem es einzeln veräussert wurde. So die reiche Sammlung der Damen des Hofes und Zeitalters von Ludwig XIV, von Mignard und seiner Schule. Welche Mannigfaltigkeit schöner, lieblicher, geistreicher Gesichter! Beim Anblick derselben muß man sagen, Ludwigs XIV Zeitalter sei ein schönes Zeitalter gewesen; die zartfühlende La Vallière, die geistreiche Sevigné und ihre geliebte Tochter Fr. v. Grignan, die schöne, wollustathmende Montespan, ihre reizende Schwester Frau v. Thianges, und deren schöne Töchter, die Herzoginnen v. Sforza und Nevers; Julie v. Angennes, Herzogin von Montausier, blühend und schön, wie die Blumenguirlande, die ihr Bild umfaßt, ohne Zweifel mit Anspielung auf die Guirlande de Julie, die ihr einst zum Neujahrsgeschenk von ihrem Bräutigam überreicht ward; kostbares, mit gemalten Blumen und Versen auf ihr Lob geschmücktes Manuskript, das jetzt in England ist; Mademoiselle v. Retz, Nichte des Kardinals, ein Portrait, dessen dieser in seinen Memoires erwähnt; und so viele andere.

Da sie einzeln versteigert wurden, hatte der Zufall, die Laune und die Liebhaberei freies Spiel. Einige gingen sehr wohlfeil weg, z. B. ein großes Gemälde der Montespan, auf einem Rasen in einer malerischen Landschaft sitzend, unter fünfhundert Franken; hingegen ein Brustbild der Frau v. Sevigné über neunzehnhundert Franken. Zu den merkwürdigen Originalen gehören besonders das Portrait Bossuets von Rigaud, bekannt durch den schönen Kupferstich von Drevet. Es ist fürs Museum gekauft worden und hängt wirklich schon da in der französischen Schule. Das Heinrichs IV von Porbus, das vor mehrern Ausgaben der Henriade steht; Madame Jaquoteau, die jetzige geschickteste Malerin in Email, hat es gekauft. Das der Frau von Maintenon, von Mignard, das bis zur Revolution in der von ihr gestifteten Töchterschule zu St. Cyr hing. Das von Türenne von Champagne, aus dem Hotel von Bouillon. Das eines Negerprinzen von Murillo, der, laut einer Notiz des unlängst verstorbenen Visconti, aus Congo nach Spanien gekommen war, die katholische Religion annahm, nachher in Rom lebte und unter Paul V daselbst starb; man errichtete ihm ein Monument in der Basilica di S. Maria Maggiore, wo sein von Bernini in Erz gegossenes Brustbild sich befindet. Die Auktion ertrug etwas über hundert und fünfzigtausend Franken, von welcher Summe freilich ein Beträchtliches für das alte Porzelan von Sevres, die Möbeln von Boule und andere Kuriositäten, die von den Engländern reissend weggekauft wurden, zu rechnen ist.

Ob hier gleich, wie anderswo, die Politik alle Köpfe beschäftigt, ziehen Literatur und Kunst

durch ihre Produkte doch auch die Aufmerksamkeit auf sich. Freilich suchen sie, bisweilen unwillführlich, sich mehr oder minder an die erstere anzuschliessen. Kaum wußte man, daß Gerard eine Corinne, die fürs Ausland bestimmt sei, gemalt habe, so beeilte man sich, in die Werkstätte des Künstlers zugelassen zu werden, um sie zu sehen. Das Interesse der Frau, die dieses Wesen geschaffen hatte, und der Ruhm des Künstlers erregten die Neugierde. Man wünschte zu sehen, ob er die Züge der Schriftstellerin, die sich selbst in ihrer Corinne schilderte, in dem Bilde derselben beibehalten habe Das that er nun freilich nicht; für ein schönes Bild wäre es auch eine unauflösliche Aufgabe gewesen, sondern er stellte die neue Muse, jugendlich schön, im weißen Gewande, über welches ein purpurner Shawl flattert, auf dem Gradmal Virgils sitzend vor, mit der Leier in der Hand, und im Begriff, einen begeisterten Gesang anzustimmen. Alles an ihr ist im reinsten, antiken Geschmack, und doch wußte der Künstler unvermerkt, ohne daß man den Sprung grell fühlt, von da zu den ganz modernen Kostümen reisender Engländer und Engländerinnen das Auge hinüberzuführen, die etwas im Hintergrunde und einige Stufen tiefer auf dem Grabmal stehend, unter pittoresk gekleideten Italienern und Griechen ihr zuhören. Das Gemälde ist für Preußen bestimmt, wird aber für Frankreich wiederholt und dann gewiß öffentlich ausgestellt.

Kinsons Portrait der Herzogin von Berry im Wittwengewande, das seit vorigem September im Museum hängt, ist für sich allein ein ganzes Trauerspiel, so rührend und ergreifend stellt der Künstler den stillen, tiefen Schmerz, die religiöse Resignation bei sprechender Aehnlichkeit dar.

Ihr gegenüber hängt der Herzog von Berry, von Gerard einige Zeit nach seinem Tode sehr ähnlich gemalt; zwischen ihnen der Einzug Heinrichs IV, auch von Gerard, der bei Gelegenheit der Jahresfeier des Einzugs Ludwigs XVIII wieder im Museum aufgehängt worden und seitdem da geblieben ist; ein gewaltiges Bild, dessen Erscheinung allgemeine Bewunderung erregt.

Während der letzten Tage des vergangenen Jahres und der ersten des neuen findet jährlich im Louvre die Ausstellung der königl. Manufakturen statt, der Porzellanfabrik in Sevres, der Tapetenfabrik der Gobelins, und der Teppichfabriken der Savonnerie und von Beauvais. In einer langen Reihe prangen Vasen von mannigfaltigen Formen und Farben, einige mit Gemälden, Kameen oder Reliefs geziert; Dessertservicen mit den schönsten Malereien, eins mit prächtig gemalten Früchten, ein anderes mit Vögeln. Die Emailmalerei wird besonders von Madame Jaquoteau getrieben, und vorzüglich bewundert man von ihr eine Sammlung Portraits historischer Personen Frankreichs, die für die Tabatiere Sr. Maj. bestimmt war. Die Crawfordsche Sammlung hatte einige Originale dazu geliefert. Die täuschende Nachahmung der Gemälde, wodurch die Gobelins sich auszeichnen, wird, wo möglich, immer voll-

kommener, und prachtvoll waren die Teppiche, die für verschiedene Gemächer der Tuilerien bestimmt waren.

Sehr zahlreich sind die typographischen Kupfer- und Prachtwerke, die auf Subskription erscheinen. Vor einigen Monaten begann eins, das durch sein Interesse und durch die hohen Konnexionen seiner Herausgeber in schönem Flor ist: Voyage pittoresque dans l'ancienne France, mit lithographischen Zeichnungen. Die Herausgeber durchreisen Frankreich, um die historischen Monumente zu zeichnen. Ihr Unternehmen ist um so wichtiger, da nicht ein Jahr vergeht, ohne daß durch den einen oder andern Grund eins oder mehrere dieser Monumente verschwinden. In der Revolution wurden so viele zerstört; nachher arbeitete methodisch an ihrer Vernichtung die sogenannte Bande noire, eine Kompagnie Spekulanten, besonders aus Kupfer- und Eisenhändlern bestehend, welche Schlösser ankaufte, sie niederreissen ließ, und durch Verkauf der Materialien großen Gewinn machte. Zuletzt mischten sich auch Engländer darein. Die schöne gothische Kirche der Abtei von Jumieges, bekannt in den Kriegen Karls VII, wurde von ihnen gekauft und jeder Stein numerirt nach England gebracht, um das Ganze da wieder zusammenzusetzen und in einem englischen Park figuriren zu lassen. Der Gedanke, was noch wenigstens durch die Zeichnung der Vergessenheit entrissen werden kann, so aufzubewahren, mußte also vielen Beifall finden. Die Hauptunternehmer sind die Herren Taylor und Cailleur, Militärs, die als Aides de Camp, der Erstere vom General Grafen d'Orset, der Andere vom General Lauriston, jetzigem Ministre de la maison du Roi, hier in den interessantesten Verhältnissen stehen, um auf allen Seiten Subskribenten für ihr Werk zu bekommen. Ein vorzüglicher Mitarbeiter, dessen Lithographien sehr gefallen, ist der Oberst Athelin, Aide de Camp des Herzogs von Orleans. Die Vernets, Isabey, Fragonard haben schon lithographische Beiträge dazu geliefert, und es heißt, daß Girodet, Gerard und andere der ersten Künstler es ebenfalls thun werden, um so mehr, da Lauriston es jetzt unter seine spezielle Protektion genommen und als Minister die Kosten der Auslage deckt. Die bis jetzt erschienenen Lieferungen beziehen sich besonders auf die Normandie. Das Werk ist mit einem Text von Nodier begleitet, in welchem die Gefühle beim Wandern unter Trümmern bisweilen freilich zu manirirt und zu gekünstelt ausgedrückt sind.

In ein entfernteres Alterthum führt das prächtige Werk über Aegypten (enthaltend die Entdeckungen und Beobachtungen während der französischen Expeditionen), das jetzt durch eine besondere Vergünstigung der Regierung für einen verhältnißmäßigen, äusserst wohlfeilen Preis in den Handel und unter das Publikum kommt, da es früher nur zu Geschenken bestimmt war, welche die Regierung machte. Die große Zahl Kupferplatten, die das Werk begleiten (an neunhundert), waren auf ihre Kosten gedruckt worden. Indem sie nun dieselben dem Buchhändler Pankoucke zu einer neuen Ausgabe überläßt, kann es den Subskribenten zu einem Spottpreis gegeben werden, der aber bei dem ungeheuern Umfange desselben doch gegen

hundert Louisdors zu stehen kommen wird. Neugierig ist man darauf, ob die Platten noch so frisch sind, wie es angezeigt wurde, und wie die ersten Lieferungen es hoffen lassen. Obgleich die erste Auflage nur zu einer geringen Anzahl Exemplare abgezogen wurde, ist es doch möglich, daß von den interessantern Platten durch Unterschleif viele Abdrücke gemacht worden sind, und daß dieselben also abgenutzt sein müssen. Das wird sich nun im Laufe der Erscheinung der Lieferungen der jetzigen Auflage ausweisen. — Nach einem Zwischenraum von dreißig Jahren ist der zweite und letzte Theil der Geschichte des ottomanischen Reichs von Muradia v. Ohsson von seinem Sohn Konstantin v. Ohsson bei Didot herausgegeben worden. Die Revolution war dazwischen gekommen, wie auch ein ähnlicher Zeitraum Choiseul Gouffiers zwei Bände seiner Reise nach Griechenland aus der gleichen Ursache trennt.

Moskau's Zerstörung im Jahr 1812.

(Eine Denkschrift von einem Augenzeugen.)

Vorerinnerung.

Ich schrieb diesen kleinen Beitrag zur Geschichte der neuesten Zeit, als ich bereits Rußland wieder verlassen hatte. Die öffentliche Bekanntmachung verzögerte sich bis jetzt, weil ich im österreichischen Heere an den nachherigen Feldzügen der Deutschen Theil nahm, und als der Friede die Ruhe wieder herbeigeführt hatte, mich einige Jahre in Frankreich und Italien aufhielt. Diese Verzögerung kann der Wahrheit nicht schaden; aber jetzt muß ich sie unterbrechen, ehe die lebenden Zeugen hinwegsterben.

Ich habe ungenannt geschrieben, nicht weil ich für mich fürchte, aber für Andere.

A. F. v. B........ch, ehemals in russischen Diensten.

Nachschrift des Herausgebers der Ueberlieferungen.

Die ausserordentliche Begebenheit, von welcher die nachfolgende Denkschrift handelt, wird in der Geschichte der Welt zu den unvergeßlichen gehören. Sie ist von vielen Federn theilweise beschrieben; nirgends, soviel ich weiß, mit so tiefdringender Genauigkeit, wie den sachkundigen Augenzeugen verräth. Ich trug anfangs Bedenken, da sie mir anonym übersandt ward, sie aufzunehmen; aber ich fürchtete zugleich mit dem Zurückhalten so vieler, so wichtiger Thatsachen einen unverantwortlichen Raub an der Geschichte und an der Wahrheit zu begehen, da noch viele von denen leben, die allfällige Irrthümer des Verfassers berichtigen könnten. Dazu fordere ich selbst auf. Es liegt der Nachwelt zuviel daran, in Betreff jener ungeheuern Thatsache die Wahrheit in ihrer ganzen Nacktheit zu erkennen.

H. Zschokke.

Einleitung.

Ich kann nicht die Erfahrungen meiner Nachwelt berechnen, nicht die Grenzen oder die Möglichkeit der Thatsachen bestimmen, welche künftighin die Geschichte der Völker fortsetzen werden. Aber wenn ich in die tiefe Vergangenheit auch noch so achtsam zurückgehe, und dann das Bild eines kaum vorübergegangenen Ereignisses mit allen seinen Wirkungen dagegen halte, so wird alles Vergangene weit in den Hintergrund zurückgedrängt, und ich kann keinen Glauben haben, daß das ungeheure Ereigniß, wovon ich jetzt reden will, in gleicher Weise durch ein kräftigeres werde überwunden werden. Es enthält eine zu sehr hervorspringende Lehre für Unbesonnenheit, Unklugheit und Vorurtheil, das in jedem Winkel der Welt, wo auch die Ausbildung der Menschheit stille steht, oder nur mit schwankendem und spärlichem Schritte vorwärts geht, wirksam abmahnen muß. Bilder thierischer Rohheit und Schlechtigkeit des Menschen, an deren Wahrheit man im jetzigen Jahrhundert verzweifeln möchte, stellen sich hier in langer verketteter Reihe dem Auge dar. Ich rede von der Zerstörung Moskau's, veranlaßt durch Buonaparte's Eroberung im Jahr 1812.

Ich finde nur drei Begebenheiten in der ältern und neuern Zeit, welche ich dieser feindlichen

Eroberung zur Vergleichung an die Seite stellen könnte: die von Athen durch Sulla, die von Magdeburg durch Tilly im dreissigjährigen Kriege, und die von Warschau durch Suwarow. Aber überall weniger Gräuelthat, wenn sie auch vielfacher sich mehr aus dem Gebiete des Schuldhaften hervordrängt, mehr den Karakter der Bosheit annimmt; überall nicht die Masse von Unglück, am wenigsten eine Gleichheit in den Wirkungen und Folgen. Tausende wehrloser Bürger fielen, lallende Kinder starben auf den Piken der Römer, der durch Religionsschwärmerei und Kriegsunzucht verdorbenen Tollischen Rotten, der in ihrem Barbarismus bestärkten, erst in näherer Vergangenheit, wie durch ein Wunder, zum Theil abgeschliffenen Kosaken; aber Alles starb den augenblicklichen Tod unter dem wohlthätigen Mordschwert. Auch in Magdeburg loderten verzehrende Flammen von allen Seiten hoch auf; aber die Unglücklichen konnten sich in ihre großen gothischen Tempel retten, die Tausende umfaßten, die die Ohnmacht der Flammen und religiöser Sinn des Feindes schonte. Da war noch ein betender Priester, da war noch eine aufsehende Gewalt, da wurde doch noch ein Bissen dargereicht, dem Hungertode zu steuern. Athen tritt mit dem unglücklichen Moskau in eine verträglichere Gruppe. Mordflammen leuchteten dort weniger oder gar nicht; nur der Hunger mordete, wie in Moskau. Aber die vernichtete Menschenmasse war geringer, und die Meisten hatten wenigstens den Trost, zur Strafe einer namenlosen Eitelkeit zu fallen. Zwar wurde diese, unter römischem Despotismus zum Theil eingeschlummerte Eitelkeit durch den Betrug Aristions, nachher Atheneon genannt, geweckt. In Moskau fiel man durch natürliche Einfalt, Sklavensinn, grenzenlose Furcht, unwiderstehlichen Betrug, Vergessenheit aller Sorgfalt von oben herab.

Wollen wir nur einen flüchtigen Blick auf den Verlust werfen, den jene Gräuelthaten, ausser der gemordeten Menschenmasse, unmittelbar hervorbrachten, so sehen wir Werke ausserordentlicher Kunst, edlere Früchte des Geistes in Athen verschwinden, wodurch allerdings viel für die Geistesbildung nachfolgender Generationen verloren wurde; aber der Schade ist immer nur in einer einzigen Ansicht erkennbar, und ein geistiges Bestreben mag ihn ersetzen ohne Zubuße. Groß mag die Beschädigung des Privateigenthums überhaupt gewesen sein, aber sie war in die engern Mauern Athens beschränkt. Welches namenlose, unermeßliche Unglück loderte dagegen mit den Flammen Moskau's empor! Moskau's kolossalische Größe, Moskau's Bevölkerung, wenn gleich für ihren Raum zu klein, aber doch an sich groß genug, ist allgemein bekannt. Ueber achttausend Familien des bedeutendern Adels haben ihre Paläste und Häuser in Moskau, und es werden wenige Familien des bessern Adels in Rußland sein, welche nicht das Privatinteresse mittelbar oder unmittelbar an Moskau knüpft. Eine bedeutende Menge des kleinern Adels besaß Häuser in Moskau, die das ganze Vermögen des Eigenthümers enthielten, ihn einzig ernährten. Er lebte einzig vom Miethzins, der in Moskau vielleicht höher als in London und Paris ist, da die großen Paläste mit ihrem übermäßigen Nebenraume so vielen Platz wegnehmen, daß der kleinere Offiziant, der größte Theil der gewerbetreibenden Bürger keine Wohnung finden kann; weshalb Moskau, bei seinem großen Umfange, zu einer

höchst unbedeutenden Bevölkerung herabsinken würde, wenn man das Sklavenheer der Herrschaften nicht mitzählte, ein Verhältniß ohne Gleichen, wovon aber zu reden hier der Ort nicht ist.

Das wichtigste Verhältniß ist noch zu berühren übrig geblieben. Moskau ist der Stapelplatz für den innern Handel von Rußland. Es ist der große Lagerplatz für die Waaren aus allen Welttheilen und Ländern, besonders für die, welche aus Westen und Osten gefördert werden. Wenn ich billig rechne, so kann ich den Schaden, welcher durch die niedergebrannten Paläste und Häuser und die in denselben verlornen Geräthe entstand, nicht unter zweihundert Millionen Rubel würdigen, und ich mag nicht einmal die Staatsgebäude mit in Anschlag bringen. Dreizehntausend achthundert Häuser wurden in Asche verwandelt, viele Paläste, die nur für zwei- bis viermalhunderttausend Rubel käuflich waren, und für diese Summe nimmer wieder hergestellt werden können; kaum sechstausend blieben übrig. In mehrern Häusern gingen unsägliche Reichthümer verloren. Dieser Schade erstreckt sich, wie ich schon zuvor bemerkt habe, durch einen großen Theil des Reichs. Mehrere Familien geriethen durch den Wiederaufbau in tiefe Schulden, aus denen sie sich nie wieder, bei der überall verkehrten Lebensweise der Russen, herausreissen können; Viele dürfen noch lange nicht, und vielleicht nie, an einen Wiederaufbau denken. Sie wohnen auf dem Lande, und dann verarmt gewöhnlich der Bauer. Dürftigere und Schlechtere pressen diesen bis an den Bettelstab hinunter. Selbst die Reichen sind schon gezwungen, die Obrokbauern (auf Abgabe gesetzte Bauern) wieder in Dienstbauern, ein ewig geplagtes Geschöpf, umzuwandeln. Andere, und gewiß nicht wenige, sind mit ihren Familien unbedingt Bettler geworden, und ohne Rettung, da sie, nach den Grundsätzen russischer Erziehung, es nicht verstehen, sich mit irgend einem Erwerb ehrlich zu nähren. Auch die von einem großen Theil derselben abhangenden Sklaven irren brodlos umher. Zu ihnen gesellten sich, Anfangs wenigstens, ein ganzes Heer ausgeplünderter und verheerter Bauern, und so wurde Moskau mit Gaunern, Räubern und Dieben überschwemmt, die in den Ruinen der Häuser ihren Wohnsitz hatten. Bei Tage wurden Menschen überfallen; des Abends durfte sich Niemand aus dem Hause wagen; die Heerstraßen mußten mit Kosakenwachen besetzt werden. Noch bis jetzt, nach drei Jahren, ist die öffentliche Sicherheit sehr bedingt.

Noch viel bedeutender in seiner Verbreitung ist der Schade, welchen die Einäscherung der zu Moskau lagernden Waaren verursacht hat. Der reine Werth derselben ist wenigstens dem der eingeäscherten Wohnungen gleichzusetzen, besonders wenn man den reichen Werth der zum einzelnen Verkauf gefüllten Magazine mitrechnet. Sechstausend kleinere Kramläden, die in Moskau zusammenhängend auf einem Platze stehen und eine eigene Stadt bilden, verbrannten. Mehrere große Magazine waren von ausserordentlichem Werthe; das Prunkmagazin des französischen Kaufmanns Obert überstieg den Werth von drei Millionen. Mehrere Weinlager enthielten an Werth nahe und über eine Million. Die hier lagernden Waaren waren von ausserordentlicher Werthbedeutung, des durch das angenommene Fabrikensystem so sehr

gesunkenen Handels ungeachtet. Die Theelager waren gefüllt. Allein in dem Gewölbe eines Klosters war ein Theelager von mehrern Millionen Die Vorräthe von roher Seide, englischen Kolonialwaaren, amerikanischen Halblinnen und andern Produkten und Handelsartikeln dieses Landes waren sehr groß. Ein Amerikaner verlor ein Lager von Baumwolle, wovon er dem Moskauischen Kommissionär über fünfzigtausend Rubel an Spesen zu zahlen hatte. Durch den Mangel aller Warnung, durch die vielmehr entgegengesetzten Betheurungen noch der letztern Tage wurde das Wegschaffen großer Massen unmöglich, um so weniger, da es zuletzt gänzlich an Pferden mangelte, und das Fuhrlohn kaum zu bezahlen war. Das Unglück traf schnell wie ein Blitzstrahl. Ganze Kisten mit Perlen schmolzen zusammen und bildeten eine vielleicht noch nicht gesehene, bald der Lava, bald dem Labrador ähnliche Masse. Andere theure Waaren, deren Fortführung so leicht war, Cochenille, Moschus, Bibergeil, Chinarinde blieben in Moskau und wurden ein Opfer wahnsinniger Politik oder der patriotischen Hirnwuth, in einem Lande, wo man von wahrem Patriotismus noch keinen Begriff hat.

Dies mag genug sein, um es einleuchtend zu machen, was Moskau verloren hat, und was überhaupt unmittelbar verloren ist; nur das will ich hinzusetzen, daß gestohlen wurde, was die Flammen nicht verzehrten. Dieser Schade traf nicht allein Rußland, sondern ganz Europa, und ich glaube, daß auch Amerika nicht geringe Uebel dadurch erlitten hat. Moskau treibt Eigenhandel nur mit sinesischen, persischen und überhaupt mit asiatischen Waaren; alle übrige Gegenstände des Handels sind Kommissionswaaren, deren Eigenthümer daher in allen Ländern zerstreut sind. Hierdurch an sich wirkte die Beschädigung in die Weite. Wirkliche und künstliche Bankerotte kamen dazu; wenigstens waren der erlogenen gegenwärtigen Insolvenzen nicht wenige, wodurch Akkorde und Zinsenerlaß ertrotzt und erbettelt wurden. Millionäre akkordirten, um nicht nur das Verlorne, sondern noch einen Ueberschuß zu gewinnen.

Ich könnte nun noch die durch Plünderung und Raub zerstörten Fabriken — keine blieb unangetastet — aufzählen. Ich würde nicht enden können, wenn ich jeden Gegenstand berühren wollte, den jenes unermeßliche Unglück traf. Hier ist mein Beruf nur, so weit eine Uebersicht seiner Größe zu geben, damit ich bewiesen haben möge, daß es wohl werth sei, dieses schauderhaft große Ereigniß historisch darzustellen.

Aber was mag ich noch über Rechtfertigung sinnen, wenn ich auf die politischen Folgen dieses Ereignisses hinsehe, unnennbar wohlthätig für die Welt, für die ganze Menschheit, deren Gegentheil allen Staatenverein zerrissen, die Völker Europens in das tiefe Asien gedrängt, in Nomaden verwandelt, und alle Kultur der Erde und des Menschen wieder vernichtet haben würde. Gewiß, man kann über die kindische Furcht Moskau's nicht zürnen, über dessen panisches Schrecken sich nicht wundern, als der verheerende Feind unerwartet vor seinen Thoren stand und jenes so nahe Ereigniß mit allen seinen Gräueln Moskau zunächst treffen mußte; da man weiß, zu welcher Unmacht die übrigen Mächte Europens, England abgerechnet, herabgesunken waren. Ich rede hier nicht von den Folgen der Einäscherung

Moskau's; sie waren nicht politisch; sie sind vorherberührt. Ich rede von den Folgen seiner Eroberung, die noch kräftiger gewesen wären, wenigstens kräftiger vermuthet werden mußten, wenn das schöne Moskau und der Wohlstand seiner Einwohner nicht vernichtet wurde. Ich hoffe dies hiernächst zureichend zu erweisen; hier ist der Ort dazu nicht. Einem Jeden sind die großen politischen Folgen, worauf ich hier hindeute, bekannt. Sie werden noch lange — ich wünsche, für das Glück der Menschheit, ewig — in der Weltgeschichte das Wichtigste sein und eine Hauptepoche bilden, welche der Geschichtschreiber als den ersten chronologischen Rechnungspunkt unserer Zeit anerkennt. Die Eroberung Moskau's war die wirkende Ursache: daß Buonapartes Heer, größer, als er es jemals hatte, durch Frost und Hunger unmittelbar, oder mittelbar durch Schwert und Kugel der Russen aufgerieben, daß Preußen und ganz Deutschland wieder frei wurde zu eigenem Willen, daß manches Land sich aus unpatriotischem Taumel ermannte, daß Oesterreich die künstlich geknüpften Bande der Verwandtschaft aus deutschem Hochsinn und mit vaterländischer Treue, zerriß, daß Buonaparte den erschlichenen Thron verlor, von welchem er die halbe Welt tirannisirte und auch die andere Hälfte noch zu tirannisiren gedachte.

Ich will nicht die politischen Ursachen, nicht die beabsichteten Zwecke untersuchen, warum Buonaparte Rußland wüthend überfiel und jenen fürchterlichen Krieg einfädelte, da dies zureichend bekannt ist. Ich will nichts von den Schlachten des Hin- und Herzuges erzählen, da ich kein Augenzeuge derselben war und keine sichern Quellen kenne, aus denen ich schöpfen kann. Einzig die Thatsachen, die in nächster Verbindung mit der Eroberung Moskau's, der Zerstörung desselben und dem unermeßlichen Unglück stehen, welches seine Einwohner erlitten, — nur diese will ich erzählen, und, indem ich dadurch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jenes Krieges dem künftigen Historiographen vorzuarbeiten glaube, werde ich zugleich, ohne es als Zweck anzusehen und ohne zu künsteln, ein Bild des Hochmuths und der Herrschsucht, den Kampf des Nationalstolzes mit Kleinmuth und Mißtrauen, und harte Irrgänge des menschlichen Verstandes, welche nothwendige Erzeugnisse dieses Sinnenkampfes waren, darstellen. Die Geschichte ist eine starke Quelle der Phantasie, und hat darum für den Dichter einen eigenen Werth, der nicht zu verkennen ist. Aber unverkennbarer ist auch das Uebel, vom umgekehrten Falle erzeugt, wenn, was so oft geschieht, die Phantasie die Geschichte bildet; wenn Leidenschaften jene erheben, daß sie die Thatsachen vorbildet, sie, ohne Anschauung und Untersuchung, als geschehen voraussetzt, die geschehenen bald in ein Dunkel zurückschiebt, bald in ein grelles Licht stellt, welches das Auge mit Doppelerscheinungen und Spielfarben verwirrt. Die Leidenschaften des Augenzeugen jener Gräuelszenen wurden allerdings mächtig geweckt, aber auch sehr bald die Gefühle betäubt, durch Gewohnheit getödtet; und hierdurch ging für die Folgezeit ein großer Reiz der Phantasie verloren. Ich habe drei Jahre gewartet, um meine Erfahrungen historisch mitzutheilen. Ich habe meine Sinne besänftigt, die Lebendigkeit meiner Vorstellungen gemildert, und schreibe jetzt mit kalter Bedachtsamkeit, frei von aller Phantasie. Ich will treu die

Tugenden und die Fehler der Völker aufhellen, welche das große Trauerspiel aufführten. Ich werde die Thatsachen so darstellen, wie ich sie sah und, wenn ich sie nicht sehen konnte, wie unparteiische Männer, Mitgenossen des großen Unglücks, sie mir erzählten. Ich bin erstaunt, wie sehr Deutschland und England über jene Begebenheiten getäuscht sind. Schandthaten hörte ich als Edelthaten preisen; edle Menschen verachten oder kalt beurtheilen, und dagegen andere als edle, um Gemeinwohl hochverdiente Menschen erheben, die zur tiefsten Verachtung herabgewürdigt werden sollten. Doch die Geschichte mag selbst reden; ich werde nicht nöthig haben, ihr Ausleger oder ihr Dollmetscher zu sein.

Um die Begebenheiten nach ihrem Ursprunge würdigen, die Karaktere der handelnden Personen ganz beurtheilen und überhaupt die Ereignisse deutlicher überschauen zu können, will ich das Ganze in drei Abschnitte absondern. In dem ersten will ich von den nächsten Begebenheiten vor der Eroberung Moskau's; in dem zweiten: von denen während des feindlichen Besitzes; und in dem dritten: von denen nach dem Abzug des französischen Heeres reden.

1.

Von den Begebenheiten vor der Eroberung Moskau's.

Es sei mir erlaubt, um nicht mißverstanden zu werden, zwei Zeiträume von einander zu sondern, den vor des Kaisers Alexander Ankunft in Moskau und den nach derselben. Ich rede jetzt über den erstern. Und die erste Frage, die ich mir vorlege, ist die: Wie war die Volksstimmung in Moskau? eine Frage, deren Beantwortung ich bis in den zweiten Zeitraum hin ausdehnen muß, weil sie hier und dort in einem durchaus verschiedenen Werth erscheint.

Die Nationaleinwohner Moskau's bestehen, fast gleichzählig, aus Edelleuten und Bürgern, und die letztern sind, in Absicht des Gewerbes, mit Leibeigenen der Edelleute und eigentlichen Bauern stark vermischt. Von diesen sind die erstern ausdauernd und beschäftigen sich mit Handwerken und kleinem Handel. Die letztern sind Viktualienhändler und tragen ihre Waaren herum oder verkaufen sie an gewissen Standorten. Diese sind abwechselnd in der Stadt und auf dem Lande, nachdem die bedeutendern Feldarbeiten sie abrufen. Indessen sind die Beschäftigungen des Leibeigenen vielmals von gleicher Art. Der größte Theil des Adels, ausser denen, welche öffentliche Aemter bekleideten, war schon auf dem Lande, wohin er gewöhnlich geht, theils um reine Luft zu geniessen, theils um die Ausgaben der Haushaltung zu mildern, viele auch, um dem Heer der mahnenden Gläubiger zu entfliehen. Endlich waren in Moskau an dreitausend Ausländer, als Staatsdiener, Lehrer, Kaufleute und Handwerker. Die Griechen, Perser und alles asiatische Volk haben nomadischen Geist, sind gefühllos und, ausser ihrem Gewerbe, stumm; sie bedürfen gar keiner Erwähnung. Die wenigen Italiener und Engländer verloren sich in der Menge; die kleinere Anzahl bildeten die Franzosen, die

größere die Deutschen. Jene verhielten sich durchaus schweigend, doch will ich einige Hauslehrer abrechnen, welche, die Vorliebe ihres Hauses für die Franzosen kennend, frech zum Vortheil dieser und zur Schande aller andern Nationen, selbst der russischen, mit eigentlicher französischer Impertinenz und um so ungebundener absprachen, da die Meisten dem gemeinen Stande in Frankreich angehören. Nur der Deutsche sprach seinen Haß gegen die Franzosen laut aus, der endlich durch die seinem Vaterlande unablässig zugefügten Mißhandlungen unbedingt werden mußte. Der größere Theil des gebildeten russischen Adels offenbarte übrigens seine große Anhänglichkeit an das französische Volk ohne alle Zurückhaltung. Der Bauer endlich schlich seinen zoophytischen Lebensgang fort, ohne alle Meinung, nur Gefühl für thierische Sinnlichkeit verkündend.

So war die Volksstimmung in und um Moskau, ehe man noch an den Krieg dachte. Sein Nahen war aus den öffentlichen Blättern zu erkennen, die indessen schon dann und wann untergeschlagen wurden, damit Buonaparte's heftige Sprache in Rußland nicht verlautbaren möchte. Die Politik konnte dies noch entschuldigen, als man die Hoffnung zur Erhaltung des Friedens noch nicht aufgegeben hatte, wenn es überhaupt nicht unvorsichtig gehandelt wäre, öffentliche, weltkundige Nachrichten dem Volk zu verheimlichen, die, wenn sie ihm nachher auf Schleichwegen zu Ohren kommen, Unfug stiften, weil dann gerade dieses Verheimlichen gemißdeutet wird.

Das feindliche Heer rückte der Grenze näher, aber man erfuhr öffentlich weder seine Stellung, noch seine Stärke. Reisende Deutsche erzählten davon, aber man lachte sie aus oder freute sich, mit unverkennlichem asiatischen Stolz, über den desto größern künftigen Triumph. Denn auch Rußland hatte sein Heer an der Grenze zusammengezogen, und der allgemeine Ruf kündigte es zu viermalhunderttausend Mann an. Es herrschte eine namenlose Ruhe in Moskau, als die beiden Heere sich gegenüber standen. Man sah den Krieg als eine entfernte Sache an, man war in einem politischen Schlummer, wie man ihn im Kriege mit den Türken und Persern zu schlafen pflegt. Nur wenige verständige, unbefangene Männer sorgten und zählten im Stillen die Mannschaften des russischen Heeres nach, indem Andere darüber scherzten und breit thaten, daß alle Patrouillen und Vorposten des feindlichen Heeres, nach den öffentlichen Blättern, von den Russen gefangen genommen oder in kleine Stücken zerhauen wurden. Unterdessen durchbrach Buonaparte die russischen Linien an allen Enden und Orten.

Man konnte nun die Gefahr nicht mehr verbergen, um so weniger, da das russische Heer gar keinen Widerstand leisten konnte, vielmehr sich immer und immer vor dem Feinde zurückzog. Die gemeine Stimme schrie nun über Verrath. Der bedachtsame, erfahrne und redliche Heerführer Barclay de Tolly wurde ungescheut von Alt und Jung des Verraths angeklagt. Wenn gleich er in Rußland geboren war, so stammte er doch vom Auslande ab; er hatte einen fremden Namen. Man sprach diese Anklage, bei der in Rußland allgemein herrschenden Abneigung gegen die Ausländer, mit frecherer Zunge aus, da sie die gewöhnliche Ausflucht des

Volks ist, wenn es einmal zufällig von einer verlornen Schlacht hört, glaubend, daß ein russisches Heer an sich unbezwingbar sei. Daß vorzüglich der Gedanke an den Ausländer hier die Sprache führte, ergab sich dadurch deutlicher, daß man laut einen russischen Feldherrn, daß man Kutusow begehrte, einen feinen, verschlagenen und tapfern Mann, der auch im letzten Feldzuge gegen die Türken einige entscheidende Unternehmungen ausführte, die um so mehr auffallen mußten, da sein Vorgänger, der Fürst Prosorowsky, gar nichts that. Auch der Rückzug bei Austerlitz gab ihm keinen geringen Werth. Aber wie viel, wie unendlich mehr war Barclay de Tolly's Feldherrntalent entschieden! Er hatte sich mit tapfern, in jeder Waffe geübten Schweden ruhmvoll und klug geschlagen. Dem ruhigen Gemüth entgingen indessen die Gründe des großen Unfalls nicht. Es offenbarte sich immer mehr, es lag unläugbar vor Augen, daß man kaum zweimalhunderttausend Mann dem großen französischen Herr entgegengestellt hatte, schwerlich aus Irrthum über die Beträchtlichkeit dieses Heeres, sondern weil die Hälfte der Armee nur auf dem Papiere, und nicht im Felde stand.

Von dieser relativ-unbedeutenden Armee mußten noch zwanzigtausend Mann an Wittgenstein abgegeben worden, um die Ostsee-Provinzen und St. Petersburg selbst gegen Oudinot und Macdonald zu beschützen. Nirgends war eine Reservearmee; denn die Armee in der Moldau, welche freilich nun, nach geschlossenem Frieden mit den Türken, zur großen Armee sich zurückzog, konnte man doch wohl nicht als eine Reservearmee ansehen? Das achtundzwanzigtausend Mann starke Korps, welches Toramassow führte, stand, zur Beobachtung der Oesterreicher, an deren Grenze. Der unglückliche Plan, mit jener unangemessenen Armee die Defensive durch einen Cordon zu halten, raffte auch noch viele Leute weg und erleichterte das an sich unvermeidliche Ereigniß, vermöge dessen die große Masse der feindlichen Armee den kleinen, ihr gegenüberstehenden Haufen mit Blitzesschnelle zurückdrückte.

Unterdessen wurde der Haß gegen die Ausländer immer merklicher. Man sah Jeden, ohne Unterschied der Nation, mit argwöhnischen Augen an, träumte Spione und Verräther, wenn gleich der eine und der andere nirgends zu finden war. Die Ausländer wurden aufgeschrieben und heimlich beobachtet. Aber jener vielfach schon beleidigende Argwohn war gegenwärtig noch nicht Idee des Volks, sondern der Regierung in Moskau, die zugleich immer sorgsamer wurde, alle widrige öffentliche Nachrichten zu unterdrücken. Besonders wurden mit strenger Sorgfalt alle Zeitungsblätter aufgefangen und unterdrückt, welche Schmähungen Buonaparte's auf den russischen Staat enthielten. Die hierin liegende Verkehrtheit kann wohl Niemandem entgehen. Es schien — und doch war es nicht so — als wolle man eine Achtung für Buonaparte erhalten, den Grimm des Volks gegen ihn verhindern. Denn was bringt wohl Volk gegen Volk mehr auf, als gegenseitige Verachtung, öffentliche Verschmähung und Androhen künftiger Mißhandlungen?

Buonaparte gab in Dresden den mit ihm verbündeten und in seinen Bund gezwungenen Mächten eine Erklärung über den Zweck seines Kriegs gegen Rußland, ganz in seinem herrischen,

unfehlbaren, schmähenden Tone. Diese Erklärung wurde in den Hamburger Zeitungen abgedruckt. Es war die Einrichtung getroffen, daß alle Zeitungen, wenn gleich sie schon durch die Postzensur gegangen waren, noch die Prüfung des General-Gouverneurs, Grafen Rostopschin, aushalten mußten, ehe sie in das Publikum kommen durften. Dieses Zeitungsblatt lag, was allerdings Nachlässigkeit der Behörde war, unverschlossen in dem Zimmer des Postdirektors, wirklichen Staatsraths Klutscherow, und erwartete sein Urtheil vom General-Gouvernement. Der Sohn des Postdirektors, ein junger Mensch, welcher auf der Universität zu Moskau studierte, hatte dieses Blatt gelesen. Er hatte Umgang mit einem jungen Russen, einem feinen, auf der Schule zu St. Petersburg gut gebildeten Manne von zwanzig Jahren, dem einzigen Sohne des Moskauischen Kaufmanns Werischadin, den das Publikum nicht nur als Millionär, sondern auch als redlichen Mann sehr achtete. Diesen führte sein Unglück gerade jetzt auf die Post, und der junge Klutscherow theilte ihm ohne Arg das vorerwähnte Blatt mit. Werischadin schrieb den Zeitungsartikel, welcher jene französische Schmähfrede enthielt, ab. Rostopschin ließ das Zeitungsblatt unterdrücken, wovon Werischadin nichts erfuhr. Dieser übersetzte, voll Unwillen über den dem russischen Staate zugefügten Schimpf, den abgeschriebenen Artikel in die Muttersprache, zeigte ihn mehrern gutgesinnten Russen, und erlaubte auch einem seiner Freunde, ihn abzuschreiben. So lief in kurzer Zeit dieser Zeitungsartikel in russischer und französischer Sprache in ganz Moskau herum. Besonders die Parasiten und Hofnarren der größern Häuser trugen ihn von Einem zum Andern. Man sah es als etwas Ausserordentliches an, was in dem Grade nimmer geschehen wäre, und doch auf die Stimmung des Volks, begleitet mit gehörigen Nebenbemerkungen der russischen Zeitungsschreiber, bedeutend gewirkt haben würde, wenn man das Zeitungsblatt nicht unterdrückt hätte. Man spürte nun der Quelle nach, und sie war bald entdeckt. Klutscherow der jüngere, Werischadin und dessen Freund, der Sekretär eines Gerichts, Namens Meschkow, derselbe, dem Werischadin zuerst den Artikel mittheilte, kamen in strenge Verwahrung und noch strengere Untersuchung; Klutscherow aber wurde nach einigen Tagen wieder entlassen, weil er Alles läugnete und sogar behauptete, daß er mit Werischadin nie Umgang gehabt hätte, wenn gleich keine Möglichkeit zu erfinden war, daß dieser auf irgend einem andern Wege jenen Zeitungsartikel bekommen haben könne. Von einem Verfahren gegen den Postdirektor Klutscherow hörte man nichts; aber er war darum seinem Unglück nicht entronnen, ja, es schien fast, als wenn man Werischadins Sache in ein grelleres Licht stellte, um jenes zu befördern. Es sei mir erlaubt, hier seine Sache weiter zu verfolgen, weil sie mit Werischadins Schicksal, dessen Erzählung ich hier einleite, in genauer Verbindung steht. Klutscherow ist, nach dem Urtheil aller Unbefangenen, ein sehr redlicher Mann. Er hat den russischen Beweis für sich darin, daß er kein Vermögen gewonnen hat. Aber er war ein ganz ungebildeter, etwas hoffärtiger Mann. Darum wurde er von seinen Untergebenen wenig geliebt, von Vielen gehaßt. Die großen Häuser Moskau's verachteten ihn wenigstens, wenn sie ihn auch nicht haßten, wegen seiner

Anmaßungen und seiner Herkunft. Er war durch Protektion, dieses in Rußland so mächtige, Alles zerstörende Mittel, vom Leibeigenen zum wirklichen Staatsrath herangehoben, und hatte, was ebenfalls Vielen sehr wehe that, eine Diensteinnahme von dreißigtausend Rubeln. Rostopschin feindete ihn an und hatte ihm bis jetzt manchen Dienstverdruß gemacht, und Folgendes gab diesem Verhältniß noch den Ausschlag. Ein Mann, der, wie die Folge ergeben wird, keine ganz unbedeutende Rolle in der Geschichte Moskau's spielt, ein Postsekretär Broker, war unter den Untergebenen Klutscherows. Er war ein freier Mann, aus Liefland, doch von gemeiner Herkunft. Auch er schwang sich vom gemeinen Postillion, durch Protektion, zum Postsekretär, und endlich zum Range eines Hofraths hinauf; ein Mann von mehrerm natürlichen Verstande, wie Klutscherow, aber eben so unbiegsam, eben so ungebildet, eben so anmaßend.

Beide lebten im ewigen Kriege, Klutscherow im öffentlichen, Broker im heimlichen. Dieser war immer der Schwächere und mußte endlich weichen. Er erhielt seinen Abschied. Er war in Rostopschins Gunst gekommen und zum überzähligen dritten Polizeimeister gemacht, weil man meinte, daß die Thätigkeit zweier Männer in dem gegenwärtigen Zeitpunkte und für die Schauspiele, welche gegeben werden sollten, nicht ausreichen würde. Und so war es auch. Der erste Polizeimeister, Oberst Wolkow, ein in Halle auf dem Pädagogium wissenschaftlich gebildeter, feiner und redlicher Mann, voll geprüften Ehrgefühls, wäre zu unendlich vielen Handlungen, welche in der Folge sich äusserten, nimmer zu bringen gewesen, und der zweite Polizeimeister Kurmassow war ein ganz junger Mann, ohne Gewandtheit, ohne Weltkenntniß, ohne Zutrauen, nur brauchbar für den mechanischen Dienst. Broker wurde Rostopschins rechte Hand, sein treuer Gehilfe und unablässiger Begleiter. Kaum war diese Verbindung geknüpft, als Klutscherow fiel. Er wurde unerwartet nach dem tiefern Osten ins Exil geschickt. Weder er noch das Publikum hat die Gründe seiner Verweisung erfahren. Dieses konnte die Vernachlässigung jenes unglücklichen Zeitungsblattes nicht zureichend finden; es glaubte — wie denn überhaupt solche Anklagen unbesonnen bei jeder Gelegenheit ausströmten — an Verrath und Einverständniß mit dem Feinde. Aber behutsame Prüfung fand dies unwahr und unmöglich, da Klutscherow gar der Mann nicht ist, der dem Feinde auf irgend eine Art hätte bekannt werden, der sich auch mit dem Feinde nie auf eine sichere Weise hätte verständigen können, da er, nach dem Gesetz seiner Herkunft und Erziehung, sich einzig in seiner Muttersprache ausdrücken kann.*)

Ich will nun den Faden wieder anknüpfen, den ich vorher zerriß, weil ich mich verbunden glaubte, die Einleitung zum großen Werischadinschen Trauerspiel, als gegenwärtige Zeitbegebenheit einzuweben, und die Männer, welche nachher auf der Blutbühne Moskau's handelten, in ihrer ersten Erscheinung zu beleuchten.

*) Den besten Beweis von der Unschuld Klutscherows hat Se. Majestät der Kaiser Alexander gegeben, indem er ihn reichlich für allen gehabten Verlust entschädigte und seinen Posten ihm wiedergab, während Rostopschin und seine Freunde verabschiedet wurden und ganz in Ungnade fielen. Anm. d. Verf.

Der Krieg war einzig der Gegenstand, welcher die Stelle der gesellschaftlichen Unterhaltung ausfüllte. Ja, immer noch und immer lauter und durch Thathandlungen wurden vielfach nur Ideen zur Beförderung des Privatinteresses, zum Nachtheil des Gemeinwohls, im gefährlichsten Zeitpunkte laut. Da sprach kein Regierer ein Kraftwort zu dem ihm untergebenen Volk; kein Privatmann trat auf und suchte durch Schrift und Rede das schlafende Volk zu wecken; keinem Geistlichen fiel es ein, durch religiöses Zureden einen Sinn zum Landesschutz zu erzeugen. Man sage mir nicht, wo waren Gelehrte, die dies konnten? Ich rede nicht vom Können, ich rede vom Wollen. Wenn dieses nur entschieden ist, dann findet sich Alles von selbst. Die Einfalt, wenn sie mit Herzlichkeit spricht, wirkt mehr in solchen Fällen, als prunkende Kunst. Selbst die Rekrutirung ging schwer von statten. Es fehlte sogar an Offizieren. Doch, es wäre zu hart, wenn man dies Alles auf die Rechnung einer Nationalstumpfheit schreiben wollte. Vieles kommt aus der Verfassung. Ein freiwilliges Anbieten zum Soldatendienst ist in Rußland unerhört, selbst wenn die Staatsgefahr den Patriotismus reizen sollte, sobald nicht eine besondere Konvenienz ins Mittel tritt. Der Soldatendienst ist, durch das unglückliche Rangsystem, zu sehr herabgewürdigt. Die Gewalt der Protektion ist hier minder mächtig, als im Zivildienst, weil der Monarch hier mehrere Gelegenheit hat, mit eigenen Augen zu sehen. Der Rang ist einmal der Punkt, um den sich in Rußland Alles dreht; die Palme, wonach Alles ringt. Da läuft denn Alles, was nur irgend einen Beschützer hat, schon in Knabenschuhen, in den Zivildienst. Noch schwerer ists, den jungen Mann aus dem Zivildienste in den Militärdienst hinüberzuziehen. Im Zivildienst enthält der Rang auch die Dienstfähigkeit; im Militärdienst ist dieser Grundsatz nicht so geradehin anzuwenden. Der Eine berührt den Andern im Dienst unmittelbarer. Ein Nothhelfer in der Arbeit ist nicht anzuwenden; Jeder muß mit eigenen Kräften arbeiten. Darum wird der Ankömmling nach dem Grade seiner Dienstkenntniß gewürdigt, und darum kann der Titularrath im Kapitänsrange sich zur Anstellung als Fähndrich nicht entschliessen. Zum gemeinen Soldatendienste entschließt sich freiwillig kein Genosse des freien niedern Standes, der an sich der Zahl nach so sehr beschränkt ist. Der Soldat wird zu schlecht, und eigentlich gar nicht gelohnt; die Kost ist erbärmlich und nicht von seiner Willkühr abhängig; aller Nebenverdienst ist ihm, wenigstens in den grossen Städten, wo er doch am sichersten zu finden ist, abgeschnitten, und rohe Tirannei umgibt ihn. Wer kann sich in eine solche Lage hinsehnen? Daher kommt es denn auch, daß junge Leute sich oft durch freiwillige Verstümmelung zum Dienste untauglich machen, daß man sie wie die gemeinsten Verbrecher (oft Nachts im Bette) einfangen, sie in Ketten legen und mit hölzernen Sperrschuhen versehen muß; daß ein solcher Mensch nun an allem künftigen Glück verzweifelt und von seinen Verwandten und Freunden als ewig verloren angesehen wird. Ich bin einigemal Zuschauer gewesen von einer solchen Trauerszene, wo Verwandte und Freunde, oft Weib und Kinder den unglücklichen Gefesselten umgaben, sich schluchzend an ihn hingen und ihm ein ewiges Lebewohl sagten, nicht anders, als führe man ihn zum Hochgericht.

So will nun Jeder lieber in verächtlicher Sklaverei bleiben, als in jene Gesellschaft der Vaterlandsvertheidiger übergehen. Der Edelmann liefert die Rekruten nach seiner Willkühr; nur die Anzahl wird ihm, nach dem Verhältniß der Menge seiner Leibeigenen, vorgeschrieben. Jeder Rekrut ist ihm so gut baares Geld, wie das verkäufliche Vieh auf dem Hofe. Er sucht darum das schlechteste aus, was im Verkauf das Wenigste gilt. Ein gesunder Körper muß geliefert werden; der Rekrut wird darum — wogegen sich alles Schamgefühl empört — nackt zur Revision gestellt. Aber die Makel der Seele können die Kommissarien nicht sehen. Man zeichnet daher von Jahr zu Jahr, wen man nicht bessern kann, für die Rekrutenlieferung auf, oder liefert ihn sogleich, auf Abschlag einer künftigen Lieferung, ab. Die gröbern Verbrechen werden oftmals unterdrückt, um sich im Verbrecher ein Kapital zu erhalten, womit die Rekrutenpflicht gelöset werden kann.*) Allerdings wandeln auch viele ehrliche Menschen hinüber; aber man kann nicht läugnen, daß aus den angeführten Gründen Mancher zurückschaudert, Mitglied dieser Gesellschaft zu werden.

Aus dem, was ich gesagt habe, folgt aber weiter, daß der Edelmann, so viel er kann, es zu verhüten sucht, daß er zur Rekrutirung beitrage, weil seine Leibeigenen verkäufliche Waare sind und er mit jeder Ablieferung ein Kapital verliert. Der ordentliche Mann bringt auch wohl die Landwirthschaft in Anschlag. Vom Heer der Haussklaven wird nicht so leicht ein Beitrag gegeben; sie gehören einmal zum Hofstaat. Diese Werthberechnung wurde durch eine jetzt erlassene, auf so vielen Seiten schädliche Staatsverfügung noch thätiger, wonach, bis zu einer bestimmten Anzahl, erlaubt wurde, den Rekruten zurückzubehalten, aber für jeden fehlenden Mann zweitausend Rubel zu bezahlen. Jetzt erst suchte man Umwege, der Rekrutirung zu entgehen; und wie leicht ist das, wenn der Befehlende und die exekutive Gewalt gerade in derselben Lage sind? Auch Geld bekam der Staat dadurch nicht, sondern man verkaufte Alles, was entbehrt werden konnte, an die bemittelten Freibauern der Krone, welche gern jene zweitausend Rubel bezahlten. Leibeigene dürfen sie freilich nicht kaufen; aber der Edelmann darf für sie den Rekruten liefern. Es muß hieraus zugleich einleuchtend werden, welcher starken Anregung der Patriotismus des russischen Edelmanns bedürfe, wenn er freiwillig eine Mannschaft zum Staatsdienste anbieten soll.

Endlich und endlich erhob sich auf diesem stillen Meere ein Sturm, der es in Wellen erhob, um der raschen Heeresfluth des gallischen Feindes entgegen zu brausen. Eine Begebenheit, welche der Geschichte sehr wichtig hätte werden können, wenn sie sich früher ereignet hätte, gab plötzlich dem Volke eine Energie, die wenigstens einem Patriotismus ähnlich sah. Alexander war bei der Armee. Er hatte sein kleines, immer stehendes Heer vor Augen,

---

*) Ich habe gesehen, daß ein Hofbedienter, der des Nachts mit Einbruch gestohlen hatte und auf der That ertappt wurde, nicht dem Gerichte übergeben, sondern von seinem Herrn mit Ruthenstreichen bestraft und für die künftige Rekrutenlieferung aufgeschrieben wurde. Anm. d. Verf.

sah, wie es, bei aller Tapferkeit des Rückzugs, sich immer mehr verminderte. Ein unaufhaltbarer Feind folgte ihm mit Brand, Raub und Erpressung jeder Art. Die Preußen hatten Kurland genommen und standen vor Riga. Oudinot und Macdonald setzten sich auf St. Petersburg in Bewegung, und ein unverhältnißmäßig kleines Heer stand ihnen gegenüber. Buonaparte drängte sich auf dem geradesten Wege nach der zweiten Haupt- und Residenzstadt des Reichs. Nirgends war eine militärische Hilfe zu erspähen. Nur ein Kampf der Verzweiflung war übrig, der aber immer nur zum gänzlichen Untergange führen konnte. Auf der andern Seite sah er den Todtenschlaf seiner Nation, den keiner der Obern stören wollte, wenn gleich ihnen die dem Volke verheimlichte Gefahr zureichend bekannt war. Des edeln Alexanders Lage war wirklich schrecklich.

In diesem Jammer beschloß er, selbst nach Moskau zu eilen und in eigener Person die Hilfe der Nation anzusprechen. Der Kaiser rechnete auf die so entschiedene, allgemeine Liebe seines Volks, auf den Edelsinn einiger Großen des Reichs, auf die eigene Gefahr, auf das Ehrgefühl oder wenigstens den Stolz der Uebrigen, auf Rang- und Ordenssucht der Minderwichtigen.

Er kam anfangs des Junius russischen Kalenders an. Er bestärkte sich in der Liebe der untern Klassen durch Religionsübung, und rief nun den vom Lande zurückgeströmten Adel und die Kaufmannschaft Moskau's zusammen. Mit lebhaften Farben, mit der so sanften und süßen Sprache seines Herzens, schilderte er die Größe der Gefahr, die Nothwendigkeit einer ausserordentlichen Nationalhilfe, wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte, die Achtung des Volks bei andern Nationen, welche jetzt unbedingt auf dem Spiel stände. Er erzählte, was das russische Volk in ähnlichen Fällen sonst war, und daß man auch jetzt die Manen der Vorfahren, die Geschichte der Vergangenheit nicht schänden würde. — Dies half; und was längst geschehen sollte, geschah.

Ungeheure Summen wurden als Beiträge zur Kriegskasse geschrieben, die man auf zehn Millionen berechnen wollte. Auch der Kleinste blieb nicht zurück. Indessen blieb ein großer Theil unbezahlt, weil nachher, aus Verdruß über die Anzündung Moskau's oder aus einem dadurch entstandenen Unvermögen, Viele die versprochenen Beiträge widerriefen. Man bewilligte eine sehr starke Rekrutirung; der Landsturm wurde in bedeutender Masse zu Stande gebracht; der Fürst Labanow, derselbe, welcher durch die Abschliessung des Tilsiter Friedens so sehr bekannt geworden ist, organisirte nicht sowohl ein Reserve-, als ein Depot-Korps von dreißigtausend Mann in Woladimir, ein Institut, das nachher in Warschau fortgesetzt wurde. Einige bemittelte junge Edelleute, Momonow und Graf Soltikow, kamen sogar zu dem Entschluß, jeder ein Kavallerie-Regiment, ersterer von regulären Kosaken, letzterer von Husaren, zu errichten. Der Staat selbst ließ eine aus vier Regimentern bestehende Brigade regulärer Kosaken in der Ukraine, unter dem Kommando des Grafen Witt, organisiren, wozu größtentheils die Offiziere und Unteroffiziere in Moskau und Kiew angenommen wurden. Die

Großfürstin Katharine errichtete zu Twer ein schönes Bataillon Infanterie mit großer Schnelle. Jene Kosakenbrigade sollte aus Freiwilligen bestehen, und der Plan wurde, da in der Ukraine alle Dörfer mit Schlachtizen, den Abkömmlingen des ehemaligen polnischen Adels, und freien Bauern, als Ueberbleibsel der Kosaken, welche sonst das Land jenseits des Dniepers inne hatten, untermischt sind, ausgeführt, wenn gleich ein Theil der Mannschaft auch aus freiwilligen Leibeigenen bestand. Diese Regimenter bildeten sich so schnell, daß sie, bei dem Rückzuge des Feindes von Moskau, an dessen Verfolgung schon Antheil nahmen. Aber man hatte auch ausgesuchten Chefs die Bildung wenigstens der drei ersten Regimenter dieser Brigade aufgetragen, und wir wissen auch, was sie in der Folge, besonders das zweite, geleistet haben. Junge Halbdeutsche, ich meine Eingeborne von deutschen Aeltern und Herkömmlinge aus den Ostseeprovinzen, strömten haufenweise zum Offizier- und Unteroffizier-Dienst in diese Regimenter. Ueberhaupt eilten die Söhne des Adels, dem Zivildienst gewidmet oder in demselben schon begriffen, zur Armee, der es so sehr an Offizieren fehlte, um Dienste zu nehmen. Zurückbleiben schien zu schänden. Verabschiedete Offiziere wurden zum Landsturm gewiesen.

Von Moskau ging der Kaiser nach St. Petersburg. Hier, wo eine andere Luft weht, wurde es ihm noch leichter, für den großen Zweck, den er im Auge hatte, zu wirken. Dort mußte er erst einen Geist schaffen, hier ihn nur anhauchen, um ihn lebendig zu machen. Hier und an der Ostsee bildete sich eilig genug die russisch-deutsche Legion unter dem Erbprinzen von Oldenburg. Auch in Moskau selbst wurden einige Regimenter Infanterie eilfertig genug organisirt. Man sah überall, daß man an die Erschaffung einer angemessenen Armee endlich dachte, wiewohl die dargebotenen Mittel mitunter schlecht genutzt wurden. Ich will dieserhalb in der Folge einen bedeutenden Irrgang berühren, hier aber nur die Errichtung des Kosaken-Regiments von Momonow und des Husaren-Regiments von Soltikow erwähnen, deren ich schon zuvor gedacht habe. Die Organisation derselben war einzig und allein ihren Chefs überlassen; beide waren aber, beim gänzlichen Mangel militärischer Kenntnisse, diesem Geschäft nicht gewachsen. Sie hatten ihre Kräfte, den erforderlichen Geldaufwand zu bestreiten, nicht berechnet. Kurz, das Momonowsche Regiment, wenn gleich es seinem Stifter über eine Million kostete, verwandelte sich in ein Bataillon, das erst lange nachher, als das französische Heer wieder aus Rußland gejagt war, zum Felddienst gebraucht werden konnte. Bei dem Soltikowschen idealen Regiment war das Offizierkorps augenblicklich vollständig und lebte mit seinem gutmüthigen, jovialen Chef fröhlich und guter Dinge. Andere Verhältnisse, die ich als reine Privatsache hier nicht berühren darf, machten auf der einen Seite bedeutende Geldeinnahmen immer nothwendiger, und auf der andern die eingekommenen Gelder immer unzureichender. Nirgends war ein im Militärdienst gebildeter Offizier, selbst der Chef hatte nur kurze Zeit als Lieutenant gedient; die Unteroffiziere bestanden aus größtentheils deutschen Abentheurern, bankerotten Kaufleuten, Juden u. s. w. An Zusammenbringen der Mannschaft war nicht zu denken; an Pferden fehlte es gänzlich. Als der Feind sich Moskau näherte, marschirte

dies Regiment zu Fuß mit hundert und fünfzig Mann nach Nishni-Nowgorod, wo der Chef, als der Feind die Grenzen des Landes wieder hinter sich hatte, starb. Das Regiment war immer noch in einem so mangelhaften Zustande, daß es für die Armee ganz unbrauchbar war und nur rekrutenartig in andere Regimenter vertheilt werden konnte. Die Offiziere gingen größtentheils nach Hause, andere nahmen ebenfalls Dienste bei der Armee oder bei dem Landsturm.

Die auf der Menschenmasse ruhende Kraft des Staats ist immer in den Händen des Bauernstandes; nirgends mehr, als in Rußland, wo die Städte so selten, so ganz unbedeutend, und die wenigen großen Städte mit Edelleuten, Offizianten und Leibeigenen, den Angehörigen des Bauernstandes, angefüllt sind. Dieser Bauernstand gewährte gegenwärtig eine sehr zweifelhafte Ansicht. Der Bauer, fast durchgehends leibeigen, fast ganz ohne freien Willen, selbst unter den soliden Herrschaften noch immer viehartig behandelt, war seines Joches überdrüssig. Der rückkehrende Soldat hatte ihm erzählt, was ein deutscher Bauer sei. Selbst junge unüberlegte Edelleute, angesteckt von französischem Sinn, sprachen zu ihren Hausstlaven von den Vorzügen des Auslandes und von bessern Zeiten, welche auch hier kommen müßten. Alle diese Erzählungen, diese Urtheile über eine bessere Welt sammelte der Bauer fleißig und mit Wohlgefallen. Er fühlte immer mehr, was er war; er wollte wenigstens ein Mensch sein. Der freie Kronbauer, immer noch der auffallend geringere Theil, hatte wohl weniger zu klagen, aber doch noch immer der Klagen genug; er bauet sein eigenes Stück Land und thut keine Frohndienste, wie der herrschaftliche Bauer; allein er hat manche lästige Dienste für die Krone zu leisten. Seine Abgaben sind gering, allein seine Vorgesetzten plagen und quälen ihn oft genug, ohne daß er eine Behörde finden kann, die ihm Gerechtigkeit verschaffte. Auch er schloß sich gewiß jedem kühnen Schritt, womit die Freiheit errungen werden sollte, an. Er hat noch so sehr den Nachgeschmack von der Sklaverei, daß er sich in einer nähern Verwandtschaft mit den leibeigenen Bauern, als mit dem freien Edelmanne glauben muß. Alle Verwandtschaften, auch die des Standes und der Meinungen, knüpfen Bündnisse.

Man meine nicht, daß meine Phantasie mir diese Volksstimmung vormale. Nein, sie sprach sich hie und da schon laut aus, und immer lauter und immer allgemeiner, je mehr der Feind nahete. Man mußte verschiedentlich schon an Vorkehrungen denken. Es wurde immer deutlicher, daß sie nur warteten, zwischen den Panieren der Feinde sicher zu sein. Mehrere Edelleute, mit denen ich in freundschaftlicher Verbindung stand, fühlten dies ganz, und trösteten sich nur damit, daß ihre Bauern milde, rechtliche Behandlung ihnen hoch anrechnen würden. Aber wie sehr würden sie sich geirrt haben! Die Folge wird das beweisen.

Bei der großen Gefahr für den Staat selbst und so vielfaches Privateigenthum, die so offenbar aus jener Volksstimmung drohte, hätte man wohl auf kräftige Mittel denken sollen, diese Stimmung zu mildern und zum Vortheil des Staats zu lenken. Aber es geschah nichts. Zwar befahl der Staat, daß die Kirche ihm zu Hilfe kommen möge; aber wo war in dieser

Kirche ein Mann zu finden, der mit Herzlichkeit und zugleich mit dem lichten Feuer der Wahrheit Tugend und Hochsinn predigen, der durch Beredsamkeit gewinnen, Zwecke erkämpfen konnte? Und was that man denn? Man ordnete ein allgemeines Kirchengebet an, worin Buonaparte's Gräuelthaten erzählt und durch Lügen erweitert wurden, worin man ihn als Antichrist feierlich verfluchte und von der Christenheit der ganzen Welt exkommunizirte. Daß dies keine Wirkung haben konnte, ist leicht einzusehen. Man hörte einmal, und dann nicht weiter, wie dies der Fall bei allen allgemeinen Kirchengebeten ist. Jenen Menschen ohne eigenen Herd und von der Menschheit ausgeschlossen, war einmal ein Strahl der Hoffnung sichtbar geworden. Es war ihnen gleich, ob ein Gott oder ein Götze, ein Engel oder ein Teufel ihre Ketten zerbrach. Dieses Mittel zur Leitung der Gesinnungen war gerade nicht schlecht berechnet; man war nur zu unmächtig, ein wirksameres aus den Händen der Kirche zu entnehmen. Die protestantischen Prediger sprachen mit Kraft und Würde, aber sie sprachen nur zu wenigen Ausländern, die nicht wirken konnten, ja nicht einmal durften, wenn sie auch wollten. — Ich rede hier von Moskau, nicht von den protestantischen Ostsee-Provinzen.

Dagegen ergriff die Moskauische Regierung gerade den verkehrten, entgegenwirkenden Weg. Sie hätte den, welcher seine Gesinnungen verlautbarte, mit Vernunftgründen verständigen und den Adel anweisen sollen, auf seinen Landgütern dasselbe zu thun. Aber sie wollte auch die Volksgesinnungen mit Gewalt erzwingen. Wer nur ein Wort fallen ließ, welches auf Anhänglichkeit an die Franzosen oder auf Begehren der Freiheit gedeutet werden konnte, dessen Rücken wurde mit der Peitsche unbarmherzig zerfleischt. Die Peitsche verhinderte allerdings, daß die Gährung nicht zum Aufbrausen gedieh. Aber verbissene Wuth brütete über die Ausführung schrecklicher Szenen, und entfernt von Moskau schwor man schon laut Tod und Verderben der Güter den Edelleuten.*) So günstig dem Feinde war die Stimmung des mindern und bei weitem des größern Standes.

Die Stimme des Ausländers, auf den allerdings, bei seiner unbedeutenden Zahl, wenig ankommen konnte, wurde jetzt immer stiller, und endlich ganz stumm, um nicht Haut und Haar, Freiheit und Leben aufs Spiel zu setzen. Der Bruder traute dem Bruder nicht. Aber es war denn doch nicht zu verkennen, daß er die Zukunft noch mehr als die Gegenwart fürchtete, so schrecklich diese auch war. Ueberall verkündete sich die Wahrscheinlichkeit des Schlimmern. Der Ausländer fürchtete nicht sowohl den Feind, weil er dessen Benehmen aus bisherigen Erfahrungen berechnete und nur eine Schmälerung seines Eigenthums von ihm erwarten konnte. Auch schmeichelte sich wohl Dieser und Jener mit der vom Landsmann zu hoffenden Schonung. Desto mehr zitterte er vor den Russen. Dieser haßt den Ausländer unbedingt, und es läßt sich dagegen um so weniger handeln, weil er ihn ohne vernünftige Gründe

*) Selbst in Moskau empörten sich in einigen großen Häusern die Bedienten (Sklaven) gegen ihre Herren und mußten mit der Peitsche zur Vernunft gebracht werden. Anm. d. Verf.

haßt. Wenigstens ist dies der Fall bei dem Edelmann, der ihn einzig aus Nationalstolz haßt, da er ihm in so unendlich vielen Fällen keinen Einländer gleichzustellen weiß. Der gemeine Stand haßt ihn, weil er ihn für einen Anhänger des Adels hält. Der Lehrer, der Arzt, der Bereiter u. s. w lebt ja im Hause des Edelmanns; der Kaufmann, der Virtuose, der Künstler, der Handwerker lebt nur von ihm und durch ihn. Der Ausländer sah sich jetzt schon vom ersten Stande preisgegeben, vom niedern Stande schon erwürgt. Man sah voraus, daß alle Staatsaufsicht aufhören würde; man sah schon voraus die unbändigste Zügellosigkeit eines rohen Volks, von dem zur Zeit die Bildung noch fern ist. Man wußte nicht, ob man fliehen oder bleiben sollte; allenthalben war man schlecht verwahrt. Wir werden nachher sehen, wie vielen Grund diese Vermuthung hatte. Es ist nicht zu läugnen, daß, besonders da die Verfolgungen der Moskowischen Regierung immer heftiger wurden, mehrere Ausländer es recht dringend wünschten, daß der Feind nur recht bald in die Stadt kommen möchte, weil man an eine nachherige vernünftige Umwechselung der Behörden glauben mußte. Man möge hieraus aber keine Anhänglichkeit an den Franzosen zu des letztern Vortheil folgern. Ich bin versichert, daß selbst unter den Franzosen zu Moskau so wenig, als unter seinen russischen Anhängern, einer gesonnen war, ihm den mindesten Vorschub zu thun. Jeder dachte nur an den ruhigen Genuß seines Eigenthums. — Wir befinden uns jetzt in dem Zeitraume, als der Kaiser Moskau verlassen hatte und der Feind der Stadt immer näher kam.

Ehe ich die Begebenheiten, welche in diesem Zeitraume sich vor meinen Augen zutrugen, historisch darstelle, muß ich ein Gemälde der Männer versuchen, welche die Zügel der Regierung in Moskau führten. Diejenigen will ich übergehen, welche sie fallen liessen. Nur mit zweien Männern haben wir es zu thun, die Alles leiteten, oder unter deren Namen doch Alles geleitet wurde; die nicht nur in einer Chronik der Stadt Moskau künftig mit großer Wichtigkeit genannt werden müssen, sondern auch für eine gegenwärtige Geschichte der Menschheit bedeutend sind. Ich meine den General-Gouverneur Grafen Rastopschin und den Oberpolizeimeister Iwaschkin.

Rastopschins Vater, ein Offizier, hatte das Glück, dem Kaiser Paul zu gefallen. Seine Gnade mußte nothwendig auch den Sohn berühren. Aber sie ergoß sich mit aller Kraft über ihn. Er bildete sich in Deutschland und Frankreich. Er wurde ein reicher Mann, Graf und Staatsminister. Paul pflegte für seine Günstlinge nichts halb zu thun; er vollendete immer. Rastopschin benahm sich, da er Minister war, nicht als verständiger, rechtlicher Mann. Er wurde kassirt und der Aufenthalt in den Residenzstädten ihm untersagt. Auch Alexander hielt ihn entfernt; ein Herr, der, wenn er selbst handelt, nie ungerecht handelt. Rastopschin ist ein Mann von großer Gestalt, von starker, aber ausdrucksvoller Gesichtsbildung mit großen, unstäten Augen. Man muß von ihm sagen, daß er geistreich und witzig ist und seinen Geist durch viele Lektüre gebildet hat. Seine Lektüre ist die eines Weltmannes, der in französischer Schule

Bildung gewonnen hat, und seine Kenntnisse erstrecken sich nicht weiter, als sofern von ihnen im geselligen Leben Gebrauch zu machen ist. Er hat ausserordentlich viel gesellschaftliche Talente und ist im Stande, eine große Gesellschaft allein zu unterhalten. Dazu verschmäht er auch kein Mittel, und allerhand Schwänke sind ihm hier recht. All' sein Bestreben scheint nur darauf gerichtet, für geistreich zu gelten. Er hascht gern nach Witz und Wortspielen. Sein Geist hat, scheint es, keine Stetigkeit und Ausdauer, um sich mit tiefern Kenntnissen zu bereichern. Uebrigens hat ihn auch die eigene Erfahrung gelehrt, daß man recht gut in der Welt sein Glück machen und selbst ein bedeutender Mann werden kann, ohne sich zur Erwerbung solcher Kenntnisse viel bemüht zu haben. Er wünschte das Moskauische Gouvernement. Es mußte aber erst der alte Graf Gudowitsch aus diesem Posten gehen. Der alte Mann war im höchsten Grade bieder und rechtlich, aber schon zu schwach und kraftlos für einen so bedeutenden Posten. Rastopschin hatte einige von seinen Schwächen aufgefaßt, fügte von seiner Erfindung hinzu, und belustigte oft die Gesellschaft, indem er dem braven Alten nachmachte. Er stellte ihn in allerhand Stellungen und Beschäftigungen vor, ließ ihn unter andern Soldaten spielen und nach einer Drehorgel im Saale auf- und abmarschiren. Das Fürwort einer großen Beschützerin setzte ihn endlich an Gudowitsch's Stelle. In einem nach dem Abzuge der Franzosen auf ihn verfaßten Schandliede machte man über seine ganz unerwartete Anstellung als General-Gouverneur ein Wortspiel, daß sich aber nur in russischer Sprache ausdrücken läßt. Man sagte, er habe doch endlich wieder eine Thür gefunden, durch die er zum Glück eingegangen wäre. Die Thür heißt in der russischen Sprache Twer, und eben so heißt auch die Stadt, wo seine große Beschützerin wohnte.

Iwaschkin war Polizeimeister in Moskau, als der nachherige Polizeiminister Balaschow die Oberpolizeimeisterstelle bekleidete. Er befolgte, was ihm befohlen wurde, war prompt, ließ sich keine Erpressungen zu Schulden kommen und hatte den allgemeinen Ruf eines ehrlichen Mannes. Balaschow hielt es daher für Unrecht, ihn zurückzusetzen, und gab ihm seine Stelle. Aber genauer berechnet, war sie dennoch gar nicht für ihn. Es fehlt ihm an Geistesgegenwart und Entschlossenheit, an wissenschaftlicher, ja sogar an bürgerlicher Kultur; denn er ist unglaublich rauh, wenn besonderes Respektsverhältniß ihn nicht hält. Dieser Fehler wird in seinen Wirkungen um so größer, da er äusserst heftig und auffahrend ist. Mit diesem steht ein anderes Uebel, die Furchtsamkeit, in großem Kontrast. So wie der Kleinste, den er mißhandelt, ihm die geringste bedeutende Protektion anführen kann, so räumt er ihm stillschweigend die Gewalt ein, ihn noch ärger wiederzuschimpfen. Gegen einen Mann von gleichem oder wohl noch größerm Range glaubt er gar keine exekutive Gewalt zu haben. Diese Furchtsamkeit, jener Mangel an Entschlossenheit und Selbstständigkeit machen ihn zum bloßen Vollstrecker des todten Wortes der Dienstinstruktion oder des Herkommens. Die Unfähigkeit, aus sich selbst zu handeln, macht den klugen Untergebenen es zuweilen nicht schwer, die Oberhand über ihn zu gewinnen und das ordentliche Subordinations-Verhältniß gerade umzukehren. Noch ein großes, in seine

Administration einwirkendes Uebel darf ich nicht unberührt lassen. Seinen Geschäftskreis durchkreuzen unablässig Ausländer, und er ist durchaus keiner andern Sprache mächtig, als seiner Muttersprache. Die Mißverständnisse, die Irrungen, die Ungerechtigkeiten, welche hieraus bei dem Ungestüm seines Temperaments entstanden, waren häufig.

Rastopschin war mit allen erheblichen Männern gespannt; indessen ist zu zweifeln, ob er von Jemand Rath angenommen hätte. Der Kommandant der Stadt, Generallieutenant Heß, ein vortrefflicher, von Allen, die ihn kennen, angebeteter Mann, hätte viel wirken können, aber dieser war gerade am meisten von Rastopschin zurückgedrängt. Er war ein Deutscher, — schon Grund genug, einen Unwerth in ihn zu setzen — und ausserdem welche Verschiedenheit der sich gegenüberstehenden Gesinnungen! Heß war, aus Verdruß und Politik, immer krank und leistete gar keine Dienste. Die Spannung war so groß, daß man sagte, Heß habe den Grafen schon einmal mit der Hand am Degengefäß zum Schweigen gebracht. Es wird hieraus ersichtlich, daß in der Folge Niemand handelte, als Rastopschin, höchstens Broker, da Iwaschkin nicht handeln konnte, und Andere nicht handeln durften oder es nicht wollten.

Als Kaiser Alexander Moskau verließ, konnte er dem Hrn. v. Rastopschin keine Spezialinstruktionen geben, denn alle Verhältnisse lagen im Ungewissen. Man hatte sogar noch Hoffnung, den Feind bei Smolensk zu halten. Dies würde auch nicht fehlgeschlagen sein, wenn man eine hinreichende Armee gehabt hätte, und Buonaparte würde sich selbst hier gehalten haben, wenn er klug gewesen wäre. Smolensk ist ein von Natur fester Platz und hätte die Verbindung mit Polen unterhalten. Rastopschin erhielt aber General-Vollmacht, unter den jedesmal eintretenden Verhältnissen nach seinem Ermessen zu handeln. Hätte man ihm vielleicht eine Kontrolle beigeordnet, vor welcher er Ehrfurcht haben mußte, wie vieles Unglück wäre dadurch abgewandt, wie viele Tausende wären dem Bettelstab entronnen, wie viele Tausende hätten Leben, Gesundheit und Ehre gerettet! Alles hoffte auf den Großfürsten Konstantin; aber er blieb aus.

Die erste Handlung, womit Rastopschin seine Alleinverwaltung eröffnete, war sehr vernünftig. Er ließ alle Ausländer aufschreiben. Aber es war auch zugleich ein Beweis bisheriger übler Polizeiverwaltung, da sie schon an sich hätten bekannt sein müssen.

Jetzt erschien ein holländischer Abentheurer, Namens Smid, in Moskau, den Buonaparte hiernächst fälschlich für einen Engländer ausgab, weil er einmal den Glauben hatte, daß alles Uebel aus England kommen müsse; auch täuschte ihn vielleicht der Name. Dieser hatte bereits in England, wo er aber ohne Umstände zurückgewiesen wurde, folgendes Projekt feilgeboten: er wollte einen Luftball von der Größe und Kraft bauen, daß er einen großen, mit Artilleristen besetzten Kahn tragen könne. Mit diesem wollte er ganze feindliche Heere, Flotten und vom Feinde besetzte Städte überziehen, dann einen durch Congrevesche Raketen bewirkten Feuerregen herabfallen lassen und Alles mit Mann und Maus verbrennen.

Rastopschin war mit Smid bald einig. Zwar fehlte es an Congreveschen Raketen, aber

Smid konnte Alles machen. Er nahm sich noch einen Gehilfen, einen Arzt, Namens Sch.... aus Würzburg. Der General Tschesminsky räumte aus Patriotismus für dies Unternehmen sein vor Moskau gelegenes Landhaus ein. Es wurden ungeheure Massen von Taffet, Nähseide und andern Materialien gekauft. Man hatte fünfundvierzigtausend Arschinen Taffet von allen Farben, und vier Pud (ungefähr anderthalb Zentner) Nähseide eingekauft. Punsch und Wein flossen reichlich. Man veranlaßte eine Art sabinischen Weiberraubes. Man trieb tausend Mädchen auf die Fabrikstätte und bewaffnete sie mit Nähnadeln. Nun wurde genäht, geklebt, gehämmert, gefeilt, und dabei lebte man einen frohen Tag. Smid und Sch.... schlossen sich in diesem Serail ein und nahmen nur Besuch von Eingeweihten an. Wachen standen vor den Thüren. Das Ganze sollte im tiefsten Geheimnisse vergraben sein. Endlich war ein kleiner Probeball fertig.

Man glaubte noch immer an ein Geheimniß, das doch schon einem großen Theile der Stadt zum Gespött diente. Rastopschin machte bekannt, „daß zu einer bestimmten Zeit ein Luftball, mit seiner Genehmhaltung, aufsteigen würde; das Publikum möchte nicht erschrecken." Man hatte dergleichen schon oft gesehen. Vermuthlich wollte man auch Feuerkünste versuchen. Der Luftball kam aber nicht. Herr Smid konnte ihn nicht von der Stelle bewegen. Er entschuldigte sich damit, daß das Schraubenwerk nicht gehörig passe, und der Reparaturanschlag belief sich auf sechstausend Rubel. Es fehlte an Geld; der Kredit hatte aufgehört; man wurde mißtrauisch und das Werk wurde verzögert. Endlich kam der Feind näher; man lief davon; der Luftball flüchtete nach Petersburg und wohl fast eine Million Rubel war umsonst geopfert. Nur die schlecht nachgeahmten Congreveschen Raketen wurden erhalten und nachher nützlich für das verwendet, was sich aus der Erzählung der weitern Begebenheiten ergeben wird.

Der Luftball war verunglückt. Die Regierung Moskau's beschäftigte sich nur einzig mit den Ausländern. Auf die Asiaten achtete man nicht, die Griechen glaubte man durch Religion nationalisirt, alle übrige ausländische Europäer bezeichnete das Volk mit dem Namen Franzosen. Die Regierung fürchtete in jedem Ausländer einen Spion des Feindes. Denn eigentlich wußte man das Wort nicht einmal zu deuten. Ein jeder wurde von wirklichen Spionen der Polizei beobachtet. Dies hätte nicht viel auf sich gehabt, wenn nicht der Haß gegen die Ausländer mit der Vernunft durchgegangen wäre. Abgeschieden von aller geläuterten Politik, von aller klugen Gewandtheit, von aller verschlagenen Beobachtung, unbekannt mit Allem, was außer Moskau vorgeht, in sofern es nicht die Petersburger und Moskauer Zeitung verkündigt, hat vielleicht niemals irgend Einer die Beobachtung der Moskauischen Polizei sehr zu fürchten gehabt. Ein Bandit wurde aus Kalabrien, von wo er nach Konstantinopel geflüchtet war, in allen öffentlichen Blättern verfolgt. Der Mann desselben Namens, derselben Bildung, desselben Geschäfts, mit einem rein erkennlichen Banditengesichte versehen, kam von Konstantinopel über Persien in Moskau an, spielte eine bedeutende Rolle, und würde dort noch immer unerkannt sein Wesen treiben, wenn man ihn nicht, wegen Hilfleistung bei groben Bestechungen

und Justizbetrügereien, und entschieden noch aus einem andern Grunde, der hier nicht zu entwickeln ist, entfernt hätte.

Auch die Spione der Polizei in Moskau waren, so lange ich denken kann, keine gewandte, keine mit Scharfblick versehene Menschen. Sie trieben sich nur in gemeinen Kaffee- und Bierhäusern herum. So trafen denn ihre Erforschungen nur den Handwerker, und unter ihnen größtentheils nur den gemeinen Theil. Ueberhaupt war nur einer von ihnen dem Ausländer gefährlich, weil er allein auswärtige Sprachen verstand, ein Italiener, Namens Tigri. Man kann leicht denken, daß auch der unverständigste Mann sich wohl in Acht nahm, in Gegenwart dieses so bekannten Menschen seine Gesinnungen auszudrücken; die Unterspione waren nur russischer Zunge. Aber man machte doch wohl seinen Handwerkswitz, oder sprach unbedeutende Sachen, wobei kein vernünftiger Mann etwas Gefährliches denken konnte. Auch das wollte man nicht verzeihen; man konnte es nicht verzeihen, weil man weiter nichts erhaschte. Man sprach in einem Trinkhause ängstlich über die Annäherung Buonaparte's. Ein deutscher Schneider ließ es sich einfallen, Muth einzusprechen, gewiß ohne etwas Böses dabei zu denken; er wollte nur eine gemeine Bravheit aussprechen, welche Menschen der Art lieben. „Wer will sich vor dem Kerl fürchten? (dies sind seine eigenen Worte) Wenn er kömmt, bitte ich ihn bei mir zu Tische.“ Wer fühlt nicht augenblicklich die Albernheit dieser Rede? Anders war das Gefühl Rastopschins; für ihn enthielten diese Worte den Ausdruck einer Anhänglichkeit an Buonaparte. Der arme, einfältige Schneider wurde sogleich ergriffen, bekam den andern Tag die Plette*) und wurde nach Sibirien geschickt. Noch bis jetzt weiß man kein Wort von seiner Existenz. Ein junger Uhrmacher, dessen siebenzigjähriger Vater ein sehr geachteter Bürger in Moskau war, erzählte nur, daß man in den russischen Krambuden laut davon spräche, daß Buonaparte nach Moskau kommen würde. Ihn traf augenblicklich dasselbe Schicksal, und der bekümmerte Vater kann ihn bis jetzt — ich schreibe jetzt drei Jahre später — nicht auffinden. Dies mag hier genug sein.

Unterdessen war die Armee auch bei Smolensk geschlagen und zurückgedrängt; Kutusow wurde von der moldauischen Armee abgerufen, um den Oberbefehl über die zertrümmerte Armee zu übernehmen; jene wurde der Führung des Admirals Tschitschagow anvertraut. Alles schrie jetzt: Kutusow kommt! Alles war voller Hoffnung besserer Schicksale, und diese Hoffnungen wurden, durch schmeichelnde, doch unwahrhafte Bekanntmachungen über die Stärke der russischen Armee und ihre Thaten, vermehrt. Indessen fing der Adel bereits an zu flüchten. Rastopschin spottete daruber. Er sagte öffentlich: er wolle allen Weibern, die es verlangten, Pässe geben; den Männern würde es wohl nicht einfallen. Den Offizianten wurde befohlen,

*) Die Plette ist eine Peitsche mit mehrern Riemen, ähnlich der sonstigen Geisel der Juden. Der Leidende wird uber ein liegendes Kreuz gespannt, und dann der entblößte Rucken unten und oben von zwei Kerlen zerhauen.

auf ihren Posten zu bleiben, und der Paß ihnen geradehin versagt. Unterdessen hetzte man recht mühsam das Volk gegen die Ausländer auf; jeder Polizeioffizier suchte ihre Verdächtigkeit mit lebendigen Farben zu malen. Jeder Lumpenkerl schrie dem vorübergehenden Ausländer die Schimpfworte: französischer Hund! Spion! zu. Dieser mußte schweigen, oder blutige Schläge waren sein Loos. Wenn er sich mit Vortheil wehren konnte, oder wieder schimpfte, so sagte ihm die Polizei: Wie kannst du dich unterstehen, einen Russen zu schlagen? und der angreifende Russe bekam nicht einmal einen Verweis. Ein Kaufdiener, Namens Müller, fragte in einem russischen Buchladen nach einem Buche. Zwei gegenwärtige junge Laffen erkannten den Ausländer und ergriffen ihn, da er fortging, auf der Straße. Mehreres Volk rottete sich zusammen, und er wurde halbtodt kaum ihren Händen entrissen. Die Schuldigen waren bekannt, man forderte Strafe vom Oberpolizeimeister, aber er gab lächelnd zur Antwort, man dürfe den Enthusiasmus des Volks nicht unterdrücken. Ein aus russischem Dienst verabschiedeter Oberst, von Berg, trat aus seinem Hause, und auf das Geschrei eines alten Weibes: ein Franzose, ein Franzose! war er sogleich von höhnendem Pöbel umringt. Er mußte sich mit gezogenem Degen beschützen, bis ein Polizeioffizier ihn arretirte und dadurch rettete.

Täglich fielen solcher Auftritte unzählige vor, aber die von mir angeführten Beispiele werden zureichen, um den damaligen Zustand der Dinge in Moskau beurtheilen zu können. Nur einmal sprach, soviel ich mich erinnere, Rastopschin ein Schutzwort aus. Zugleich mag der Vorfall vom Wahnsinn des verführten Pöbels zeugen. Ein russischer Bedienter wechselte für seine Herrschaft Dukaten. Der Pöbel machte den Schluß: wer ausländisches Geld wechselt, ist auch ein Ausländer, und schlug auf den Menschen ein. Als er russisch mit ihnen sprach, wurde der Pöbel noch wüthender, meinend, er müsse ein recht einstudirter Spion sein. Auch ein großer Theil seines Geldes ging in der Schlägerei verloren. Seine Herrschaft klagte über schlechte Polizei, und nun erließ Rastopschin folgende Bekanntmachung: Er erfahre zu seinem Erstaunen, daß seine Russen sich die Schande zufügten, sich mit elenden Deutschen herumzuschlagen. Sie möchten dies elende Gesindel in den ausgeräucherten Perücken laufen lassen, oder er wäre gezwungen, sie zu strafen. Dies half wirklich etwas.

Während dieses Pöbelkrieges gegen die Ausländer führte Rastopschin selbst einen Schlag der Verfolgung gegen sie aus. Ohne Vernehmung, ohne irgend einen Grund seines Verdachts zu äussern, ließ er vierundsechszig Ausländer in der Nacht arretiren und auf einer Barke an die Grenze von Sibirien schicken. Sie wurden, bis zu Alexanders Gnadenmanifest, wovon nachher mehr geredet werden soll, abwechselnd bald in Nischni-Nowogorod, bald in Makariew, gefangen gehalten. Er ließ ihnen, als sie in die Barke stiegen, folgendes Sendschreiben (eine gerichtliche oder obrigkeitliche Verfügung kann man dieses bittere Verspotten unmöglich nennen) zustellen: „Sie reisen, meine Herren, jetzt unter redliche, friedliebende, natürlich gute Menschen (er meinte entschieden die Tartaren, da es ein anderes Volk in der Gegend nicht gibt), welche Sie durch ihre bösen Grundsätze nicht verderben können. Führen

Sie sich gut auf u. s. w. Fürchten Sie sich übrigens nicht; Sie besteigen nicht den Nachen des Charon." Unter diesen Verwiesenen waren mehrere geachtete Kaufleute, sogar Großhändler. Sie mußten ihr Vermögen hier preisgeben. Mehrere liessen grosse Familien ohne Brod zurück, und dem Publikum war es durchaus unbegreiflich, wie Einer von ihnen verdächtig sein könne. Zwei Menschen waren in dieser Gesellschaft ohne allen Einfluß, ohne alle Bedeutung, die man einzig darum fortschickte, weil sie als Israeliten anerkannt waren. Der Eine war bei dem Orchester des Nationaltheaters in Moskau angestellt, mußte aber seine Stelle aufgeben, weil er taub wurde, und nährte sich und seine Familie nur einzig mit dem Verkauf von amerikanischen Zigarren, die er selbst machte. Der gute Mensch wußte nicht, was ausser ihm in der ganzen Welt vorging. Vielleicht aber war auch einzig der französische Name daran schuld, den er sich in Rußland gab, um seine israelitische Angehörigkeit zu verbergen. *) Der Andere war ein Barbiergeselle aus einem böhmischen Städtchen, der sich in Wien, wohin er nachher auswanderte, einige oberflächliche chirurgische Kenntnisse erwarb, und in Moskau, wohin er zufällig gedieh, seine Waare zu Markt brachte. Er war ein Schwätzer und im Publikum ein Gegenstand der Belustigung, mischte sich aber gewiß in keine politischen Angelegenheiten, noch mehr verhinderte ihn aber Sprachunwissenheit an jeder Verbindung mit dem Feinde.**) In Makariew waren diese Exilirten eine Zeit lang eingesperrt, jede Zerstreuung wurde ihnen versagt, und wenn sie der Stadtdirektor des Abends visitirte, mußten sie sich, wie die Soldaten, richten, und bekamen, wenn sie nicht die rechte Haltung hatten, Schläge vor die Schienbeine. Es wurden bei der Gelegenheit auch wohl Fremde mitgebracht, denen die Verbannten wie fremde Thiere gezeigt wurden.

Unter diesen Barkengefangenen waren auch zwei Schweizer; der Eine ein reicher Fabrikant, der nach Moskau kam, um seine Schuldforderungen einzuziehen; der Andere ein junger Mensch von siebenzehn Jahren, der bei seinem Bruder in Moskau die Handlung erlernen wollte. Sie kamen mit guten Pässen versehen an. Sie wurden ohne allen Grund sofort gefangen genommen, und nicht etwa über die Grenze zurückgewiesen (das durfte Rastopschin nicht), sondern auf jener Barke fortgeführt. Der Erstere fand endlich Gelegenheit, seiner bekümmerten Familie Nachricht zu geben, und des Kaisers Befehl erlösete ihn.

Ich gehe wieder nach Moskau zurück. Während hier der Unschuldigste zum Spion gestempelt

*) Im eigentlichen alten Rußland wird, nach einer Verfügung Peters des Großen, kein Israelit geduldet. Es treiben aber viele unter christlichen Namen in Petersburg und Moskau ihr Wesen und man ignorirt sie.

**) Es sei mir erlaubt, aus der Wasserreise dieses Mannes einen Beitrag zur Nationalkarakteristik des Juden zu liefern. Kümmerniß, fortdauernd feuchte Luft, das unbeständige, kalte Klima, welches sich, je mehr sie östlich kamen, immer empfindlicher ausdrückte, verursachte auf der Barke der Verwiesenen immer mehrere Krankheiten. Sobald der spekulative Israelit einen Kranken bemerkte, hielt er sich auf die andere Seite der Barke, und nahm dann, ausser der Apothekergebühr, auf Moskauische Weise, einen Silberrubel für den Krankenbesuch. So vergaß er auch im Leiden nicht jüdisch zu kalkuliren. A. d. V.

werden konnte, erschien einer, wenigstens war er dieses schandbaren Gewerbes sehr verdächtig; aber den Augen der Polizei entging er gänzlich. Er gab sich für ein Mitglied des Nationalinstituts zu Paris aus, kümmerte sich jedoch um gelehrte Angelegenheiten nicht, sondern behauptete Geldeinkassirungen zu haben; aber es ergab sich bald, daß er nirgends einiges Geld zu erheben hatte. Er wollte von Moskau durch die Ukraine an das schwarze Meer reisen; dies schien eigentlich in seiner Instruktion zu liegen. In Moskau wurde er nicht gefährlich, da er von einem ausser seinem Range sehr unbedeutend gewordenen Manne, an den er empfohlen war, nur in zwei große Häuser eingeführt wurde, die in verschiedener Hinsicht ohne allen Einfluß waren. Ein Mann, der in einem fortdauernden patriotischen Briefwechsel mit seinen Freunden in Deutschland stand, wurde aufmerksam auf ihn gemacht; aber auch das Sprechen für gute Zwecke war dem Deutschen gefährlich. Er mußte sich begnügen, sich gegen den angeblichen Pariser (er war ein Däne) bedenklich über seinen Aufenthalt in Moskau zu äussern. Jener verschwand augenblicklich, gab seine Reise zum schwarzen Meer auf und ging über Schweden zurück. Er trieb hiernächst sein Wesen in der Gegend von Regensburg und an der Grenze der Schweiz.

Der Feind näherte sich Borodino oder der Stadt Moshaisk immer mehr, und die Besorgnisse in Moskau wuchsen gewaltig. Es wurden immer mehr Blessirte eingebracht, und die kranken Offiziere, welche sich in Privathäuser einmietheten, sprachen ganz anders, als die Gouvernements-Ankündigungen. Die Kleinodien der Krone wurden fortgeschafft und mehrere Archive eingepackt. Die Garderobe des Theaters mußte flüchten. Die Kirche führte ihre Schätze fort. Auf Befehl der Kaiserin Mutter mußten die ihrer Aufsicht anvertrauten Institute sich sicher stellen. Das Findelhaus und die damit verbundene Leihbank entfernte sich. Die Zöglinge in den kaiserlichen Erziehungshäusern, dem adelichen und bürgerlichen, wurden fortgeführt. Die unablässig sorgende Kaiserin befahl den Offizianten dieser Institute und der ihrer höchsten Aufsicht ebenfalls anvertrauten Hospitäler nachdrücklich, zu bleiben, in so fern durch die gegenwärtige Veränderung sie nicht an sich in Unthätigkeit gesetzt und dadurch ganz entbehrlich würden. Die Chefs einiger kaiserlichen Institute sorgten, aus eigenem Antriebe, gleichartig. Alle Straßen wurden nun mit Flüchtlingen bedeckt, deren Fahrzeuge sich allenthalben mit den mit Blessirten beladenen Wagen durchkreuzten. Unbehutsame Chefs erlaubten den Offizianten der ihnen untergeordneten Institute, ohne Rücksicht auf eine zu erhaltende nothwendige Aufsicht, sich zu entfernen, und dem Gouverneur fiel es nicht mehr ein, Pässe zu versagen. Eine geringere Zahl zögerte noch, weil es durchaus an Pferden, auch vielfach an Geld fehlte, oder weil man noch immer den Ankündigungen Rastopschins traute.

Ich rede jetzt in dem Zeitraume von acht Tagen vor dem Einmarsche der Franzosen. Kutusow hatte nun den Oberbefehl übernommen und Barclay de Tolly diente edelmüthig unter ihm fort. Er fühlte die härteste Beleidigung nicht, wo es dem Vaterlande galt; er führte das Zentrum des Heeres bei der Schlacht von Borodino oder Moshaisk. Kutusow schrieb noch vor der Schlacht an Rastopschin, daß er Alles thun werde, um den Feind von

Moskau zurückzuhalten, und setzte seinen grauen Kopf zum Pfande. Rastopschin machte dies öffentlich bekannt, reisete in das Hauptquartier und brachte Tröstungen mit, deren Ungrund er einsehen mußte, wenn er auch nur die geringsten militärischen Kenntnisse hatte. Noch Sonntags den 1 September, da die Schlacht bei Borodino bereits geschlagen war, da die Blessirten bei Tausenden in Moskau ankamen, sprach er immer Muth ein. Er wußte schon, daß die Schlacht verloren war, daß die kleine übergebliebene Armee sich zurückgezogen, daß Kutusow über die friedliche Uebergabe der Stadt kapitulirt hatte; aber er verheimlichte Alles. Die Täuschung dauerte fort, bis man den Feind in den Straßen der Stadt sah. Sein Benehmen ist wirklich unbegreiflich. Indessen wollte er doch in seinen beiden letzten Ankündigungen die Möglichkeit, daß der Feind nach Moskau käme, nicht mehr so geradehin abläugnen. Er beging aber in denselben die Unbesonnenheit, das Volk zur Gegenwehr zu reizen, gerade gegen Kutusows verständigere Absicht. Hier ist der Inhalt jener merkwürdigen Ankündigungen im Auszuge: „Sollte der Feind es auch wagen, unsere Stadt zu berühren, so stellt ihr euch auf den Stadtgraben und schlagt ihn zurück. Zehn ausgedörrte Franzosen und zehn Deutsche mit ihren ausgeräucherten Perücken ladet ihr auf eine Mistgabel." *) — „Versammelt euch auf den drei Bergen (eine Gegend an der südlichen Grenze der Stadt) ich will euch erwarten und anführen."

Er hatte wirklich schon zum Voraus dreißigtausend Flinten und Säbel zur Bürgerbewaffnung auf dem Kremlin zusammenbringen lassen. Der Pöbel lief in gedrängten Haufen dahin, um sich zur Gegenwehr zu bewaffnen. Spekulative Gauner gingen fünf- bis sechsmal hin, um die empfangenen Waffen zu verkaufen. Auf die drei Berge und an den Stadtgraben ging Niemand, weil Keiner wußte, wenn der Feind kommen würde oder könne. Aber man jubelte und freute sich über den ersten Anblick der winzigen, klappernden Franzosen und Deutschen.

So sprach Hr. v. Rastopschin noch am Sonntag, und am folgenden Montag Morgens um zehn Uhr eilte er unbemerkt über den Stadtgraben an einen ganz entlegenen Ort, nach Sakolnik, wo er sich ein Landhaus erbaut hatte. Doch kurz vor seiner Abreise geschah noch Folgendes.

Eine dumpfe Stille brütete über die Gegend der Stadt, worin Rastopschin wohnte. — Er hatte nie das Gouvernementshaus bezogen, sondern wohnte immer in seinem Privathause auf der Lubiänka. Schon schloß sich der verständige Mann ein, den nicht die Noth fortdrängte, und der Pöbel war damit beschäftigt, vereint mit einem Heer raubgieriger Bauern, welche die Abwesenheit aller aufsehenden Behörden gewittert hatten, daß große Magazin der Branntweinpächter zu plündern. Dies lag in einem ganz entgegengesetzten Theile der Stadt. Allein es

*) Man war allgemein aus Rostopschins eigenen Aeusserungen davon überzeugt, daß dieser seine Schimpf- und Spottreden auf die Deutschen vorzüglich darum äusserte, um dem Kommandanten wehe zu thun, dem er die allgemeine Liebe des Volks nicht gönnte. In der ausgeräucherten Perücke wurde vielleicht darauf angespielt, daß der Mann viel Tabak raucht. Anm. d. Verf.

wurde einiger Pöbel zusammengelockt, um Henkersknechte bei dem Trauerspiel zu sein, das jetzt beginnen sollte. Werischadin, nur noch der einzige Gefangene in Moskau, wurde zu ihm geführt. Unterdessen sammelten sich wohl zwei- bis dreihundert Menschen auf der Straße vor dem Hofe. Die Meisten hatten ihn schon vor dem Gefängnisse erwartet und begleitet. Sie waren zum Theil mit Prügeln und Peitschen versehen. Alles gemeiner Pöbel. Rastopschin hatte dreissig Polizeidiener zur Deckung seiner eigenen Person zurückbehalten, und, um ausser aller Besorgniß zu sein, sie sogar mit Kosakenpiken bewaffnet. Diese umgaben ihn jetzt auf folgende Weise: ausser den Thorwachen war die Hausthür, die Treppe, von unten bis oben hinauf, die Thür zu seinem Zimmer und dieses selbst mit bepikten Dragonern besetzt. Werischadin wurde hinaufgeführt, mit einem Strom von Schimpfworten überschüttet, und ihm endlich angekündigt, daß er als Landesverräther sterben müsse. So wurde er zur Thür hinausgestoßen, und es folgte ihm der Nachruf: „Hauet ihn nieder!“ Die Soldaten traten stumm zurück. Rastopschin zog selbst den Degen. Jetzt stürzte der Unglückliche unter Säbelhieben die Treppe hinab. Ein Dragoner vor der Hausthür durchstieß ihm die Brust mit der Pike, und nun rief man winkend den Pöbel herbei. Dieser drang in den Hof, schleppte den halbtodten Jüngling mit sich fort auf die Straße hinaus und riß ihm die Kleider ab. Man trat ihn mit Füßen, spannte sich mit Stricken, die ebenfalls schon in Bereitschaft waren, an seine Beine und schleppte ihn mit wildem Geschrei durch die Straßen. Auf beiden Seiten hieb man mit Stöcken und Peitschen auf ihn ein, der Kopf zerschmetterte auf dem Steinpflaster. Endlich, nachdem die Mordszene zwei Stunden gedauert hatte, sprengte ein Kosakenoffizier unter die größtentheils aber schon verlaufenen Henkersknechte und ließ sie mit Säbel und Peitsche auseinandertreiben, den ganz nackten Körper aber an die Seite werfen. Hier, an einer Quergasse der Twerskoy, lag er noch ganz unkenntlich am andern Morgen. Die Franzosen liessen ihn mit andern auf den Straßen herumliegenden todten Körpern verscharren. *)

Als Werischadins Mord begann, setzte sich Rastopschin in den Wagen auf dem Hinterhofe seines Hauses und fuhr davon. Es ist nicht zu ergründen, was ihn zu jener Schreckensthat bestimmte. Man behauptete, er habe dem Volke ein Schauspiel geben wollen, um sicher zu entwischen. Aber die Stadt war menschenleer und das Volk ist an sich nicht unternehmend. Das mußte er doch wissen. Rastopschin ging auf sein nächstes Landgut und — brannte seine eigenen Gebäude ab. Er wollte, wie er selbst sagte, einen Heroismus ausüben, dem Volke mit patriotischen Beispielen vorgehen! Heißt denn das Patriotismus, wenn man sein Eigenthum um nichts und wieder nichts zerstört? Die Lebensmittel für Menschen und Vieh hätte er verbrennen, das Vieh selbst wegführen mögen, dawider wäre nichts zu erinnern. Aber seine Gebäude beförderten die Leibesnothdurft und Nahrung des feindlichen Heeres nicht. Oder

*) Den Vorgang im Innern des Rastopschinischen Hauses habe ich aus dem Munde eines Soldaten, der an dem Mord Theil nehmen mußte. Anm. d. Verf.

dachte er an einen zu befördernden Mangel der Winterquartiere? Er dachte an dies Alles nicht. Aber er wußte, sagte man, wie sehr ihn seine Bauern haßten. Er wußte, daß sie seine Gebäude niederbrennen würden, und kam ihnen daher aus guten Gründen zuvor.

Man hatte in Moskau die Gefängnisse größtentheils ausgeleert. Was dienen wollte und konnte, wurde Soldat; Andere wurden unbedingt freigelassen, und die Uebrigen in einem entfernt gelegenen Gefängnisse, dem sogenannten Ostrog, zu andern Bestimmungen gesammelt. Unter den Entlassenen war auch Meschkow, der Freund des gemordeten Werischadins, dem er jenes unglückliche Zeitungsblatt zuerst mittheilte, welcher nachher nie wieder in Anspruch genommen wurde. Er wurde durch Protektion gerettet. Neue Gefangene wurden keine angenommen, wenn sie auch eingebracht wurden. Nur Einen traf das Schicksal, weil man seiner Gefangenhaltung gar nicht zu entgehen wußte. Sechs Wochen vorher war ein Franzose in Erbschaftangelegenheiten angekommen. Dieser Mensch, von dem Niemand Notiz genommen hatte, ohne alle Bekannte und der russischen Sprache gar nicht mächtig, war jetzt in einer durchaus verzweifelnden Lage. Dadurch wurde er von der Polizei, noch am Schluß ihres gegenwärtigen Regiments, bemerkt. Dies war am Sonntage vor dem Einmarsch der Franzosen und Rastopschins heimlicher Flucht. Er war ein Franzose; Verbrechens genug. Er wurde ergriffen, mußte ein russisches Protokoll unterschreiben, und nun führte ihn, da wirkliches Militär nicht mehr vorhanden war, der Polizeimeister Broker, mit gezogenem Säbel und in Begleitung einiger Polizeisoldaten, meinem Fenster vorbei zur Kreuzigung. Er erhielt auf eine unmenschliche Weise die Plette. Man wußte nicht, wohin man mit dem ohnmächtigen, zerfleischten Körper sollte. Man warf ihn daher in ein Gefängniß der Jamme *), worin er, ganz einzig, seinem weitern Schicksale, dem Hunger- oder dem Flammen-Tode, überlassen war. So erzählte er, als der eindringende Feind ihn befreite.

In der Nacht vom 13 zum 14 ließ der Oberpolizeimeister die sämmtlichen Feuerspritzen der Stadt in Ordnung bringen, mit Matten überziehen und des Morgens wegfahren. Einige davon sollen Ney in die Hände gefallen sein. Sämmtliche Polizeioffiziere, unwissend zu welchem Zweck, wurden an den nahe vor Moskau, an der sibirischen Straße gelegenen Thiergarten beordert und von dort nach Wlodimir geführt. Wer kein Pferd hatte, ging zu Fuß, oder schlich sich fort und blieb zurück. Mehrere wurden hiezu durch gänzlichen Mangel an Geld und durch Vaterpflicht bestimmt, um Frau und Kinder, unbekannt mit dem Schicksale des Vaters, nicht der Verzweiflung zu überlassen. Sie dachten an Nachreise; aber dazu wurde es sehr bald zu spät. Unterdessen wurden sämmtliche Gefangene des Ostrogs, Mörder und Räuber, Schelme und Diebe, freigelassen, mit dem nachher nicht gehaltenen Versprechen fortdauernder Freiheit, wenn sie bereit wären, einen großen patriotischen Auftrag auszuführen. Alle waren, wie man denken kann, freudig dazu bereit. Sie wurden in

*) Auf deutsch ein Loch, weil man zu den hier befindlichen Gefängnissen eine Treppe hinabsteigen muß.

Kompagnien oder Rotten getheilt, diese mit vertrauten Anführern versehen, und ihnen der Auftrag gegeben, die Stadt an allen Enden und Orten anzuzünden, und damit in der nächsten Nacht den Anfang zu machen. Zu diesem Zweck wurden die für den verunglückten abentheuerlichen Luftball angefertigten Feuerraketen unter sie vertheilt. Ausserdem erhielt Jeder eine kleine eiserne Platte, in der Größe und Form eines preußischen Thalers, die vielleicht einmal zu eisernen Münzen bestimmt sein mochten, als Zeichen der Brüderschaft, woran sie sich in der Nacht erkennen sollten. Ich selbst habe einige dieser Platten in den Händen gehabt, die bei zwei, von den Eigenthümern der Häuser festgehaltenen Brandstiftern gefunden wurden. Diese wurden, als Verführte, dem Tode nicht übergeben, jedoch ihre Brandmaterialien vernichtet. Aus Dankbarkeit offenbarten sie Alles; belehrt über ihre Lebensgefahr und daß man ein Verbrechen auch nicht auf Befehl begehen müsse, wurden sie abtrünnig. Die Raketen waren ein gemeines phosphorisches Machwerk und zündeten durch Anstreichen.

Ich glaube, daß hier die schicklichste Gelegenheit ist, über die Zweckmäßigkeit dieser Brandstiftung zu verhandeln. Verhandelt muß schon darüber werden, da England und Deutschland sie wenigstens anfangs — jetzt scheint man sich der Uebereilung zu schämen — als eine große, des Andenkens der Nachwelt werthe, heroisch-patriotische Handlung pries, da die preußischen Frauen Rastopschins Bild im Busen trugen, da man diesen Mann dankbar in Kupfer stach und als eine beschützende Gottheit des Vaterlandes ehrte. Er selbst konnte nimmer hierauf rechnen. Es überraschte ihn. Er konnte über Tische sich davon nicht satt erzählen, und machte es selbst in russischen Journalen bekannt. Aus der Ueberzeugung Aller darf ich es wohl aussprechen, daß, vor dem Brande wenigstens, in jedem Fall eine Warnung des Publikums nothwendig und menschlich gewesen wäre. Wollte man den ungeheuern Plan selbst, den man gefaßt hatte, nicht offenbaren, so konnte man doch dem Publikum den Rath geben, sich und sein Eigenthum zu entfernen, weil die Gefahr sehr groß werden könne. Aber statt dessen wiegte man die Einwohner bis zur letzten Minute zum Glauben an Sicherheit ein.

Ich las in einer Rezension der allgemeinen Literaturzeitung über die die Verheerung Moskau's angehenden ausländischen Schriften, daß die Brandstiftung im Rathe der großen Familien beschlossen worden sei. Wer mag dem Rezensenten dies gesagt haben? Niemand wußte ein Wort davon. Rastopschin hatte das ungeheure Projekt nur einem mit ihm verwandten Hause zur Warnung offenbart, und dieses offenbarte es mir wieder. Ich sprach darüber in einigen bedeutend großen Häusern, und man lachte mich aus. Mehrere der größten Häuser liessen alle ihre Schätze in Moskau, und sie wurden ein Raub der Flammen. Deutlicher kann sich mein Widerspruch wohl nicht rechtfertigen. An Muthwillen, an Bosheit kann man vernünftiger Weise bei so einer That, welche die Interessen ihres Stifters auf keine Weise berührt, nicht denken, aber sie zeugt von einer grenzenlosen Unüberlegtheit.

Nur zwei Zwecke liessen sich bei dieser schrecklichen Zerstörung einer der reichsten Städte

Europens denken: dem Feinde Lebensmittel für Menschen und Vieh abzuschneiden, oder ihn in die Unmöglichkeit zu setzen, Quartier zu nehmen.

Um den erstern und zugleich den vernünftigern Zweck zureichend würdigen zu können, muß ich entwickeln, wie die Proviantvorräthe in Moskau beschaffen waren und gerade zu dieser Zeit nur beschaffen sein konnten. Die Mehlbuden in Moskau füllen sich auf den Sommer aus den Vorräthen, welche die Barken aus dem Innern des Landes zuführen; auf den Winter durch die Zufuhr des Landmanns, sobald Schnee fällt. Die großen Häuser, und überhaupt die Güterbesitzer, erhalten Mehl, Hafer und Grütze mit der Schlittenbahn. Alle Andere kaufen einzeln, wie sie es bedürfen, aus den Buden oder vom Bauern, wenn er zu Markte kommt. Die Wenigen unter ihnen, welche sich einen Vorrath kaufen, thun solches Anfangs des Winters, weil dann der wohlfeilste Kauf ist. Heuvorräthe hält sich Niemand. Wir waren jetzt am Ende des Sommers. Die Vorräthe waren verzehrt, der Edelmann, dessen Vorräthe immer im Ganzen den Ausschlag geben würden, war auf dem Lande und hatte in Moskau nichts. Die Mehlbuden waren bis auf ein Drittheil erschöpft, um so mehr, da die Barkenzufuhr, wegen kleinen Wassers, dieses Jahr sehr unbedeutend gewesen war. Dieser Bestand also und die Magazine der Krone waren das einzige Erhebliche, woran gedacht werden konnte. Diese konnte der Staat wegschaffen oder immerhin durch Feuer vernichten. Die Vorräthe der Mehlbuden aber und einzelner Bürger waren gewiß nicht zureichend, die feindliche Armee und die zurückgebliebenen Einwohner sechs Wochen zu ernähren. Wir wissen dies aus der Erfahrung, da nicht über ein Drittheil verbrannt war, das Verlorne durch Fouragirungen ersetzt wurde und die Armee wegen Mangel an Allem die Stadt verlassen mußte, da Murats Schlacht, welche den Weg in die Brodländer bahnen sollte, bei Klein-Jaroslaw nicht gelang. Und wie viel sicherer, wie viel vernünftiger und darum wie viel rechtlicher wäre es gewesen, wenn man Allen, welche Vorräthe hatten, befohlen hätte, solche binnen acht Tagen wegzuschaffen!

Der zweite mögliche Zweck ist von der Art, daß er fast ins Lächerliche fällt. Moskau ist mit Holz umgeben; die Mauern konnte man nicht niederbrennen. Von einem Heer, das im Bau der Feldlager geübt ist, das ein ganzes Korps Zimmerleute bei sich führte; konnte man doch wohl nicht glauben, daß es bei jenen Hilfsmitteln sich in Moskau keine Winterquartiere würde schaffen können? Endlich wurde durch Moskau's Verheerung das einzige Mittel entkräftet, welches man in den Händen hatte, um dem feindlichen Heer Abbruch zu thun oder es gar zu vernichten. Wer hat jemals in Rußland so früh die starke Kälte erlebt, durch welche Buonaparte's Heer ein Opfer eigener Tollheit und russischer Klugheit wurde? Rußland mußte darauf sinnen, ihn so lange bei magerer Kost in Moskau einzusperren, bis der harte Winter, nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, eintrat. Dann mußte er durch Hunger auf die Eisfelder hinausgetrieben und vernichtet werden. Es geschah freilich, aber nur durch ausserordentliche Naturwirkungen; und Rostopschins Handlungen wirkten offenbar darauf hin, daß es nicht geschehen sollte. Hätten die Bürger selbst, aus

Verzweiflung und Franzosenhaß, die Feuerbrände auf ihre Häuser geworfen, wie der verewigte Körner meint, so könnte man das wohl einen Patriotismus nennen, wenn gleich es ein toller Patriotismus gewesen wäre. Alles, was man von Selbstentzündung erzählt, jede deshalb unbesonnen gerühmte heroische That ist unwahr.

Jetzt, am 7 September, begann die Schlacht bei Borodino oder Moshaisk, nach welcher Stadt die Franzosen sie benannten. *) Die Schlacht war fürchterlich. Die Russen fochten mit unerhörtem Muth. Sie hätten siegend die große Uebermacht überwältigt, wenn sie nicht endlich durch einen geschlossenen Grund hätten angreifen wollen, vor welchem sie, durch das Feuer der reitenden Artillerie des Feindes, rottenweise hingestreckt wurden. Buonaparte, überzeugt, geschlagen zu sein, drückte seinen Unmuth schon kräftig aus. Aber da er jenen Angriff sah, rief er laut: „Nun ist Alles gewonnen!" und ließ die reitende Artillerie vorrücken. So erzählte mir ein ausländischer General der Franzosen, der selbst einen Theil des Artilleriefeuers leitete und Buonaparten tödtlich haßte. Allein hätten die Russen auch die Schlacht gewonnen, so konnten sie, wegen der großen Reserve des Feindes, doch den Sieg nicht nutzen und Moskau retten. Kutusow hätte die Schlacht vielleicht nicht unternommen, wenn er nicht vom allgemeinen Geschrei, das schlechterdings Kampf verlangte, bestürmt worden wäre.

Es schlugen sich hundert- und zehntausend Russen mit hundert- und achtzigtausend Feinden. Die sämmtlichen französischen Garden waren ausser der Schlacht. Jener Uebermacht ungeachtet, war das feindliche Heer so ermattet, daß es sich vom Schlachtfelde zurückzog, und es nicht wagte, die geschlagenen, aber in völliger Ordnung gebliebenen Russen zu verfolgen. Kutusow zählte sein Heer, und zählte nur noch zweiundvierzigtausend Mann. Er entging dem Feinde durch einen überall musterhaften Rückzug, aber besonders durch eine günstige Kapitulation. Er ging größtentheils durch Moskau selbst, nach der Gegend von Kaluga. Buonaparte vermuthete eine Reservearmee und Verschanzungen, welche letztere auch wirklich die ganze Landstraße bis Moskau bedeckten; sonst würde er die ganze russische Armee leichtlich haben finden können und gewiß gefunden haben, da sein Marsch an sich geradezu auf Moskau gerichtet war. Kutusow wußte leider, daß er keine Reservearmee hatte. Er bot Buonaparte die Stadt mit Kapitulation an. Er sollte ungehindert nach Moskau ziehen, und in der Stadt sollten von beiden Seiten keine Feindseligkeiten ausgeübt werden. Buonaparte nahm an und gelobte.

Den 14 September, vom frühen Morgen an, zog unter Miloradowitschs Anführung das russische Heer durch Moskau. Gegen 11 Uhr war der Durchzug beendet. Der Zug ging im Schritt und in der besten Ordnung. Die Baschkiren trieben ruhig die gestohlenen Schafe mit den Piken vor sich hin. In der Mitte der Stadt, in der Entfernung einer halben Werst,

*) Sie sprachen diesen Namen aber Mosa-ik aus, weshalb auch die wenigen Ehrlichen unter ihnen den erfochtenen Sieg la victoire en mosaique nannten, weil auch die Leichname ihres Heeres wie die Heringe übereinandergeschichtet da lagen. Anm. d. Verf.

wußte man nichts von diesem Durchmarsch, am wenigsten an der andern entgegengesetzten Seite. Eben so unbemerkt war das feindliche Heer schon den Mittag vor der Stadt angekommen, und eben so unbemerkt rückte es um zwei Uhr ein.

Ich war bei einem Freunde, der in einer Quergasse wohnte; die Hauptstraße, von welcher diese auslief, war nur dreihundert Schritte entfernt, und wir erfuhren nicht, daß ein Korps Artillerie und Kavallerie vor uns hinzog, um den Kremlin zu besetzen. Indem fielen fünf Kanonenschüsse, vier aus kleinen Bataillonsstücken, rechts, in bedeutender Entfernung, bald nachher einer aus einem Geschütz größern Kalibers, auf dem Kremlin. Ich habe den Grund derselben nie bestimmt erfahren können. Die Meisten versicherten, daß herumschwärmende Kosaken dadurch entfernt wären; ich habe Niemand gefunden, der ein naher Zeuge gewesen wäre. Ich sprang erschrocken mit meinem Freunde auf; wir glaubten an Schlachthändel vor und in der Stadt; aber zugleich hörten wir auch nahe bei uns französische Musik, die sich damals von der Feldmusik anderer Truppen noch sehr unterschied. Wir liefen vor an die Hauptstraße, und fanden die einmarschierenden französischen Garden. So weit ging die Täuschung, daß einige Männer, welche wir daselbst fanden, uns treuherzig versicherten, was wir sähen, wären schwedische Hilfsvölker. Wer konnte auch, nach Rastopschins Ankündigung, an solchen ruhigen Einmarsch glauben? Noch bewaffneten sich Bürger auf dem Kremlin, als der französische Soldat schon neben ihnen stand.

Meinem Freunde gegenüber wohnten einige blessirte russische Offiziere, die jetzt erst flüchten wollten, da eben französische Offiziere eintraten, um Quartier zu nehmen. Sie boten sich als Kriegsgefangene an; allein der abgeschlossenen Konvention gemäß, gab man ihnen zur Antwort, daß sie ruhig zu ihren Korps fahren möchten. Neben dem einziehenden feindlichen Heere machten mehrere Russen friedlich den Contremarsch. Als die Franzosen auf der einen Seite einzogen, fuhren noch flüchtende Bürger auf der andern Seite aus der Stadt. Vielleicht wird es dadurch erklärbar, daß von dem Einmarsch der Franzosen fast gar nichts verlautete, wenn ich den Zustand erzähle, in welchem sich gegenwärtig die Stadt Moskau befand.

Alles, was sich entfernen wollte und konnte, war verschwunden. Höchstens waren zwölftausend Menschen in Moskau geblieben. Diese bestanden ungefähr aus eintausend Personen des bessern Standes und deutschen Handwerkern; alles Uebrige war Pöbel. Nur drei Hausvater großer Familien waren geblieben, die sich aber verkehrt nahmen und daher vom Feinde unglaublich gemißhandelt wurden. Unter den Uebrigen des bessern Standes verstehe ich Offizianten, die zum Theil auf Befehl blieben, kleiner Adel und Kaufleute. Diese wollten ihre zum Theil sehr bedeutenden Waarenlager nicht preisgeben; Andere blieben, weil sie, wie ich schon erwähnt habe, aus Mangel des Fuhrwerks oder des Geldes nicht fortkommen konnten. Der Geldmangel war unglaublich groß. An sich ist Moskau im Sommer sehr geldarm. Wer schuldig war, konnte, eigener Sicherheit eingedenk, nicht zahlen; Andere konnten aus gleichen Gründen nicht borgen. Die Leihbank des Findlingshauses war schon acht Tage vor ihrer

gänzlichen Entfernung geschlossen. Große Häuser mußten bleiben, bis noch in der letzten Stunde ihre Bauern ihnen mit Geld zu Hilfe kamen. Die deutschen Handwerker blieben alle, weil die, welche keinen Geldmangel hatten, doch ihre Einrichtung und die zum Theil bedeutenden Vorräthe ihres Geschäfts nicht einbüßen wollten. Ich zähle hier Künstler mit, die handwerksmäßig arbeiten. Besonders aber hielt sie Furcht vor dem Pöbel und den Landbauern, welche sie mehr fürchteten und zu fürchten Ursache hatten, als den Franzosen. Diese Ansicht der Dinge war schon in der Gegenwart lebendig, selbst bei den Russen. Alle Häuser waren geschlossen. Auf den Straßen strömte der Branntwein aus zerschlagenen Fässern und zerbrochenen Flaschen. Die Plünderer selbst lagen im tiefsten Todesschlaf. So war es, als die Feinde einzogen; keine Nachricht von Aussen konnte mitgetheilt werden. Selbst dem Feinde war es unbegreiflich, nicht einen Menschen in der großen Stadt zu sehen.

Buonaparte blieb bis den andern Morgen in einem Privathause nahe am Smolenskschen Thor. Er wollte auf dem Kremlin wohnen, wo die Sicherheit, besonders von unten, erst untersucht werden mußte. Er fürchtete Minen, an welche doch Niemand gedacht hatte. Aber noch ein anderer Beweggrund hielt ihn zurück. Er erwartete eine Deputation, welche die Stadt seiner Gnade empfahl, welche die Schlüssel der Stadt überreichte. Ich weiß aus guter Quelle, daß er über das verabsäumte Zeremoniel sehr zürnte. Der stolze Mann wußte nicht, daß gar keine Verfassung, keine dirigirende Behörde, daß, mit einem Wort, Niemand in Moskau war, der ihm für Alle mit Höflichkeit entgegenkommen konnte. Noch denselben Abend wurde er hievon unterrichtet, und sein Grimm legte sich. Den andern Morgen begab er sich, in der größten Stille und von Niemand bemerkt, auf den Kremlin.

Es wird hieraus schon klar, daß eine Anzeige in der Petersburger Zeitung, wonach Buonaparte, bei seinem Einzuge in Moskau, der Armee befohlen haben solle, Alles, was ihr entgegen käme, niederzuhauen, unwahr sei; die Zeitung bezog sich auf die Angabe eines sächsischen gefangenen Offiziers, der in seiner Begleitung gewesen sei. Seine Erzählung ist entschieden falsch. Buonaparte kam ganz isolirt, ohne Armee in die Stadt, und die ersten Handlungen der letztern bewiesen, daß er ganz entgegengesetzte Befehle gegeben hatte, wozu ihn gewissermaßen die mit Kutusow geschlossene Kaptiulation verband. Kein Bürger wurde bei dem Einmarsch getödtet. Dem bewaffneten Gesindel, welches hie und da betrunken herumtaumelte, nahm man das Gewehr ab. Die Kolben der ganz unbrauchbaren Flinten wurden zerschlagen, die bleiernen Säbel krumm gebogen und weggeworfen. Mehrere sprengten vom Zuge ab und forderten Essen und Trinken. Aber sie drangen den Gebenden reichliche Bezahlung auf, und versicherten, daß es ihnen bei harter Strafe verboten sei, etwas ohne Bezahlung anzunehmen. Ich bin selbst hievon Zeuge gewesen.

Am Abend gingen die Offiziere umher und suchten die erschrockenen Menschen durch die Versicherung zu beruhigen, daß jede Gewaltthätigkeit mit dem Tode bestraft werden würde, und schon am andern Morgen sah man die Wahrheit des Strafgebots in der Exekution. Ueberhaupt

muß ich gestehen, daß Buonaparte in Moskau eine große Ausnahme machte, aber es fehlte ihm auch größtentheils an Gelegenheit, Schandthaten auszuüben. Ganz konnte er indeß seine Natur doch nicht verläugnen, wie die Folge ergeben wird. Die sämmtlichen Garden, auch die polnische, waren dem gegebenen Befehl gehorsam, und die italienische Garde zeichnete sich auch in der Folge vor allen in der Ordnung aus. Von den Linientruppen aber, besonders von den polnischen und baierischen, verliessen schon bei dem Einmarsch Mehrere ihre Züge, plünderten entferntstehende Zuschauer aus und fielen in die Häuser, um Lebensmittel zu erpressen. Einigermaßen waren sie durch Hunger zu entschuldigen; denn für Alles, was nicht Garde war, selbst für seine eigenen Linientruppen, hatte Buonaparte sehr stiefväterlich gesorgt. Aber schon in der ersten Nacht fielen in entlegenen Straßen die Polen, die Baiern, die französischen Linientruppen in die Häuser und plünderten sie rein aus. Dagegen war in den Hauptstraßen die Stadt in tiefer Ruhe. Ein Theil der Stadt, jenseits der Moskwa, vom Kremlin nach dem Kalugaschen und Servagowschen Thor hin, blieb in dieser Nacht vom Feinde unbesetzt, weil ihm noch Lokalkenntniß abging. Hier hauseten noch Kosaken, welche die dahin führende hölzerne Brücke konventionswidrig mit Säbel und Pistole vertheidigten und endlich abbrannten. Zugleich zündeten sie das in dieser Gegend gelegene militärische Mehlmagazin an. Dies war das erste Feuer, welches wir sahen und, bekannt mit den Gegenständen, gern sahen. Mortier, welcher die jungen Garden führte, ward zum Gouverneur, der General Milhaud zum Kommandanten, Lesseps zum Intendanten der Stadt ernannt. Der Minister Graf Daru und der General-Intendant Graf Dumar besuchten noch denselben Abend mehrere Institute, und sollen unter andern die lächerliche Frage gemacht haben: wie viele Nationalfranzosen in Moskau studieren?

Das Lazareth des Feindes kam in dieser und den folgenden Nächten an. Es wurde auf das Findlingshaus gebracht; doch wurden auch viele blessirte Offiziere in die kaiserlichen und Privat-Hospitäler vertheilt. Das kaiserliche Militär-Hospital blieb den blessirten Russen ausschließlich, und konnte auch mehrere Menschen nicht fassen. Es waren in den letztern Tagen über siebentausend Blessirte dahin geliefert. Dieses Hospital gab den schrecklichsten Beweis, wie weit vernachlässigte Aufsicht führen kann. Das Leiden, welches hier wurde, hat einen Eindruck auf mich gemacht, der mich bis zum Grabe verfolgen wird. Man hatte diesen armen, unglücklichen Menschen keinen Arzt, keinen Aufwärter, keine Vorräthe, keine Küche gelassen. Unverbunden kämpften sie mit Schmerz, Hunger und Durst zugleich. Die, welche geringer verwundet waren, krochen in den Gärten und Feldern herum, und holten, soviel es ihre Kräfte erlaubten, für sich und ihre unglücklichen Waffenbrüder Kartoffeln und Kohl; aber sie konnten nicht genug schaffen, um nur dem sechsten Theil das unglückliche Leben zu fristen. Man konnte ihr lautes Klaggeschrei auf der Straße hören. Auch dem Feinde fehlte es an Wundärzten und Lebensmitteln; überdem sprach Niemand für die armen Verlassenen. Erst am dritten Tage kamen drei, sage drei, französische Wundärzte zu ihrer Bedienung an; allein es fehlte an

Bandagen. Es wurde spärliche Kost gereicht; aber die Hälfte war schon verhungert. Unter den Fenstern, vor und auf den Treppen lagen ganze Berge herabgestürzter Leichname. Nur fünfhundert retteten das Leben. Ein gutherziger Deutscher übernahm ihre Versorgung; aber da nun auch kranke Franzosen eingebracht wurden, so wäre ihm seine Gutherzigkeit beinahe übel bezahlt worden. Als Zwaschkin zurückkehrte, wollte er ihn wirklich in Anspruch nehmen, weil er dem Feinde gedient habe. Er kam indessen mit einer guten Gabe Schimpfreden davon.

Nach einem Ueberschlag, ohne Zählung, mochten wohl hundert- und fünfzigtausend Mann zunächst eingerückt sein, welche aber, so weit sie nicht Garden waren, am nächsten und folgenden Tage sich veränderten und auch in der Zahl sich sehr verminderten. Nachher sah man in Moskau, ausser den Garden, Spanier, Portugiesen, Schweizer, ein Korps Baiern, ein Korps Würtemberger mit dem Generalstabe und einige Sachsen. Die ganze königl. sächsische Armee war in Moskau. Sie wohnte in einem Hause nahe an der Schmiedebrücke und bestand ungefähr noch aus dreihundert Mann. Infanterie habe ich gar nicht gesehen. Bekanntlich hatte Tormassow sie an der österreichischen Grenze ganz aufgerieben. Alle Garden waren in dem besten Zustande, auch ihre Dienstpferde. Die Dienstpferde der Polen waren durchgehends gut, weil sie an sich härterer Natur sind und mit russischem Klima und Futter mehr vertraut waren. Alle übrige Truppen waren abgerissen und die Pferde der Kavallerie sehr schlecht. Man konnte sich des Lachens nicht enthalten, wenn man sah, wie ein Husar sich mit einem großen steifen Kutschpferde in Galopp setzte.

Buonaparte kannte Rußland nur auf der Landcharte. Er hatte, wie gewöhnlich, keine Vorräthe mitgenommen und glaubte, wie in Deutschland, überall nehmen zu können. Aber die Tuchvorräthe sind in Rußland immer schlecht, besonders bei dem jetzt angenommenen Fabriksystem. Die Dörfer, ohne Werth und, ich möchte sagen, von Papier gebaut, wie das russische Geld, brannten die Kosaken vor ihm weg. Ueberdem konnte er nur Heu finden, weil die russischen Bauern keinen Hafer füttern, und der neue Hafer noch grün im Felde stand. Er hatte zwar befohlen, jeder Soldat solle sich auf den Marsch mit Brod auf vierzehn Tage versehen; aber über Wilna war kein Ort, wo er Brod fand, und die in Wilna erbeuteten russischen Magazine waren theils verzehrt, theils sollten sie für die militärische Nothwendigkeit erhalten werden.

Schon war die größte Insubordination in der Armee. Der Brand in Moskau führ'e sie nicht herbei, sondern er war gewissermaßen der Grund einiger Wiederherstellung der Mannszucht. Jener Mangel an nothwendigen Bedürfnissen konnte sie vermehrt haben, aber sie war schon da, als die Armee auf der Grenze stand. Nach der Versicherung eines gutunterrichteten französischen Generals waren in Preußen, Polen und Litthauen zweiundvierzigtausend Marodeurs von der französischen Armee zurückgeblieben, die sich nachher theils zum Marschall Victor schlugen theils, wie wir wissen, von den preußischen Bauern erschlagen wurden, theils sich zu ihren Regimentern truppweise wieder einfanden. Ich selbst sah hundert und achtundsiebenzig Mann

zu einem Infanterie-Regiment zurückkehren, dessen Numer ich aber vergessen habe. Die ganze Subordination bestand darin, daß der Soldat im Dienst hörte und ausser dem Dienst gegen seinen Offizier nicht räsonnirte. Vielfach konnten nur Kugel und scharfe Säbelhiebe die Ordnung erhalten. Stockschläge fand der Franzose längst schändend; aber Ohrfeigen und Fußtritte nahm er in Moskau an. Einem fremden Offizier, oder vielmehr dem aus einem andern Regiment, wurde schlechterdings kein Gehorsam geleistet. Ich habe öfters den Degen gegen ihn ziehen oder das Bajonet vorlegen sehen. Das feindliche Heer war theils durch die zurückgebliebenen Marodeurs, theils durch Krankheit und Desertion (in Polen und Preußen), theils durch die gegenseitigen Waffen sehr geschwächt. Mehrere Regimenter waren nur zwei- bis dreihundert Mann stark. Das würtembergische Korps war überhaupt bis auf sechstausend Mann geschmolzen. Der Haß der deutschen Truppen gegen die Franzosen war ausserordentlich, und wenn gleich unter ihnen selbst die Subordination nicht gelitten zu haben schien, so nahmen sie doch keine Befehle von den Franzosen an. Die Armee kam gar nicht nach Moskau. Nur fünf Mann westphälische Husaren sah ich zufällig. Sie stürzten hungrig in das Haus meines Freundes, um Brod zu suchen. Es waren drei Magdeburger und zwei Paderborner. Sie nannten sich Preußen, und als ich mich darüber verwunderte, gaben sie mir zur Antwort: „Wir sind Preußen und werden es bleiben.“ Sie konnten nicht lebendige Farben genug auffinden, um mir den Mangel an allen Bedürfnissen, der in ihrer, in den südlich liegenden Dörfern vor Moskau kantonnirenden Armee herrschte, den allgemeinen Krankheitszustand, ihre Minderung an der Zahl und das ihnen widerfahrene gewaltsame Vorschieben bei den größten Gefahren zureichend zu beschreiben. Die Lazarethe waren mit kranken Westphälingern gefüllt, und noch mehrere sollen sich in dem Lazareth zu Smolensk befunden haben.

Die polnische Armee war ganz ausser Subordination; aber ihre Offiziere ritten vor allen am stolzesten daher. Ihr ganzes Benehmen war Anmaßung, Verachtung und Ausdruck eines tiefliegenden Russenhasses, und diese Gesinnung war dem gemeinen Gesindel, woraus die Armee zusammengesetzt war, zureichend mitgethe.lt. Ihr Korps wurde übrigens von einem ungeheuern Zuge polnischer Juden begleitet, um ihren Gaunerhandel bei wahrscheinlichen Plünderungen auszuüben; auch haben sie entschieden große Summen gewonnen und nichts wieder verloren, wenn nicht die Russen in der Heimath es ihnen abgenommen haben. Sie schienen sehr bald einzusehen, daß das französische Reich in Moskau von kurzer Dauer sein würde, und gingen daher nach acht Tagen wieder nach Hause.

Ich habe es nöthig geglaubt, einen Ueberblick des Zustandes der feindlichen Armee zur Zeit, als sie in Moskau einrückte, so weit ich es vermögend bin, zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Vergleichende Ansichten der spanischen und der französischen Grundgesetze, mit Hinsicht auf diejenigen des Königreichs beider Sizilien.

Die Ansichten und Bemerkungen, welche der edle Pair von Frankreich, Hr. Lanjuinais, über die Verfassung der spanischen Cortes, mit besonderer Hinsicht auf das Königreich beider Sizilien, bekannt gemacht hat *), sind gutentheils als Ergebnisse der in Frankreich gemachten Erfahrungen und eines durch diese gereiften Nachdenkens anzusehen; sie sind auch für die Tagsgeschichte Frankreichs wichtig und erhalten dadurch doppelten Werth. Hier sollen indeß nur einige Hauptpunkte ausgehoben werden.

Die Revision der Verfassung Spaniens, welche dem in Neapel versammelten Parlament oblag, muß in der That wohl als aufgeschoben und ausgesetzt betrachtet werden, weil, was allzueilig mitten unter den Zurüstungen zum Kriege für des Landes Unabhängigkeit geschehen ist, schwerlich für ein vollendetes Werk gelten kann, das, seiner Natur nach, während des Friedens allein nur und bei völlig gesicherter Ruhe befriedigend mag zu Stande gebracht werden. Hüten soll man sich aber allezeit und überall vor Verfassungen, welche durch fremde Mächte gewährleistet werden; denn es sind dieselben unverträglich mit der Unabhängigkeit einer Nation, sie enthalten Keime von Unruhen und Auflösung, und sie sind, wie die Geschichte lehrt, die gebrechlichsten unter allen.

Die Bestimmung, wodurch jede andere Religionsübung ausser derjenigen der katholischen Kirche untersagt wird, bedarf des Zusatzes öffentliche Religionsübung, weil sonst auch der häusliche und Privat-Kultus der reformirten Christen, der Juden und der Muselmänner, deren eine große Zahl sich in beiden Sizilien aufhalten und auch dort angesessen sind, verboten sein würde, was dem natürlichen Recht eben so sehr als dem Geiste dem Evangeliums zuwiderlaufen, nebenbei aber auch die nachtheiligsten Störungen der Handelsverbindungen und diplomatischer Verhältnisse nach sich ziehen müßte. Die Bestimmung bliebe entweder unvollzogen, welches eine schwächende Rückwirkung auf die ganze Verfassungsurkunde zur Folge hätte, oder es müßte von den Einrichtungen der sogenannten heiligen Inquisition etwas beibehalten werden, was der katholischen Religion selbst wenig angemessen sein und unvermeidlich in eine Staatsinquisition übergehen würde, neben welcher weder Gerechtigkeit noch Freiheit Bestand haben könnten.

Die Fragen: ob das Parlament aus einer oder aus zwei Kammern bestehen und ob dem Könige das Recht seiner Auflösung zugehören soll, sind von großer Wichtigkeit,

---

*) Vues politiques sur les changemens à faire à la constitution de l'Espagne, afin de la consolider spécialement dans le royaume des deux Siciles. Par M. *Lanjuinais*, Pair de France etc. Paris, Baudouin. Decembre 1820. 72 p. 8.

und ihre Erörterung muß die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes sorgfältig ins Auge fassen. Die Bemerkung ist auch anderswo schon gemacht worden, daß in allen Ländern alter Zivilisation, die seit langer Zeit unter unbeschränkten Herrschern standen, und wo die Oligarchie des Feudalwesens, des Klerus und des Adels tiefe Wurzeln geschlagen hatte, die Rückkehr zu freien Staatsinstitutionen aus drei einander folgenden Verrichtungen besteht: zuerst ist es die Umwälzung (Revolution), die den Willen des Freiwerdens ausspricht und die dazu erforderliche Gewalt an sich reißt; ihr folgt die Zerstörung der alten Einrichtungen, aus denen das Gebäude der Zwingherrschaft und Oligarchie aufgeführt war, und endlich kommt die Reorganisation oder die Entwickelung der repräsentativen Grundverfassung, welche die Rechte Aller gewährleisten soll. Dies ist der gewohnliche Gang der Dinge. Allein was seit dreißig Jahren in beiden Sizilien vorgefallen ist, hatte bereits schon die Hauptmängel der Staatseinrichtungen und die größten Hindernisse des Gemeinwohls in diesem Königreiche zerstört. Der Adel und die Geistlichkeit sind dort keine privilegirten Klassen oder Stände mehr; das Feudalwesen ist aufgelöset; die Vorrechte der Steuerbefreiung, so wie der ausschließlichen Gelangung zu höhern Staatsämtern gelten nicht mehr. Die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ist aufgehoben, die Rechtspflege unabhängig; die Geschwornengerichte sollen in das Rechtsverfahren bei Verbrechen aufgenommen werden; die gleiche Theilung bei Erbfällen ohne Testament ist den Gleichberechtigten gesichert; die Majorate und Substitutionen vergiften das Familienglück nicht länger, und was man unzeitige (intempestives) Generationen zu nennen sich nicht gescheut hat, wird nicht mehr durch jene gemordet. Die Gütereinziehungen sind abgeschafft, die Inquisition ist dort von jeher verhaßt gewesen, und schwerlich mag sich daselbst eine geistliche Gesellschaft erhalten, deren für die Ruhe der Staaten gefährliche Eigenschaften einer der ehrwürdigsten Päpste erkannt hat, dessen wohlbegründeter Ausspruch seither ganz willkührlich und völlig unwiderlegt ist widerrufen worden.

Unter so erwünschten Verhältnissen kann die gefährliche Einheit der Kammer als ganz entbehrlich angesehen werden, und es ist nicht zu besorgen, daß für weise Gesetze die Zustimmung des Königs und beider Kammern nicht unschwer zu erhalten sein sollte. Es hat diese dreifache Mitwirkung bisher überall und jederzeit, auch in Popularstaaten sogar, die heilsamsten Folgen gezeigt*); es ist dieselbe als ein Bedingniß der Stabilität der Regierungen, als eine Sicherheit der Nation und des königlichen Ansehens gegen den Despotismus eines einzigen Gesetzgebungskörpers, und endlich als die einzig kräftige Schutzwehr gegen die aus großen und plötzlichen Wechseln, oder aus gewagten und übereilten Beschlüssen entspringenden Gefahren betrachtet worden. Die französische Verfassung von 1791, mit einer einzigen Kammer, hatte einen sehr kurzen Bestand; die erste gesetzgebende Versammlung Frankreichs hat den Thron gestürzt; Frankreichs republikanischer Konvent hat so viele und lange Ausschweifungen nur

*) Man lese John Adams Défense des constitutions américaines. 2 Bände. 8.

deshalb begangen, weil er eine ungetheilte Kammer bildete; er selbst hat das dringende Bedürfniß einer Trennung der gesetzgebenden Versammlung in zwei Abtheilungen anerkannt.

Unstreitig kann gegen gewisse Pairskammern Manches erinnert werden; aber Alles, was gegen dieselben, oder eigentlich gegen ihre Mehrheit, gegen ihre Bildungsweise und gegen ihre Handlungen einzuwenden ist, leidet hingegen keine Anwendung auf einen Senat, auf eine Kammer oder einen Rath der Alten, dessen Glieder einzig durch das erforderliche Alter, die lebenslängliche Amtsdauer, durch große Talente und geleistete Dienste ausgezeichnet wären. Wenn dem Verfaßer dieser Bemerkungen seine persönliche Stellung gestatten könnte, alles das auszusprechen, was er und Andere von den bestehenden erblichen Kammern wißen, und was in Spanien, Italien u. s. w. einen so lebhaften Widerwillen gegen dieselben erweckt, so würde ihm die Beweisführung nicht schwer fallen, daß alles, was ihnen zur Last gelegt wird, von zufälligen, vorübergehenden und örtlichen Umständen herrührt, keineswegs aber der Institution selbst innewohnt, wie dieselbe in beiden Sizilien eingerichtet werden kann.

Wenn man sich vor der Erblichkeit fürchtet, so achtet man nicht genug darauf, daß die erblichen Senate oder Kammern in der That eigentlich zum dritten Theil oder beinahe zur Hälfte nicht durch Erbfolge, sondern durch Wahlen erneuert werden. Man gelangt ohne Nachkommenschaft oder man bleibt ohne solche zu und in allen Stellen, vorzüglich aber in den höchsten; die Erfahrung aller Zeiten hat diese Thatsache bestätigt, die den eifrigen Freunden der staatsthümlichen Gleichheit sehr wichtig sein muß. Ein auf beschränkte Zeit gewählter Senat kann für ein Wahlreich genügen, für eine erbliche Monarchie ist derselbe zu schwach. Die Erblichkeit des Königsstammes bedarf der erblichen Magistratur in mehrern Familien. Ohne dieselbe wird dem Regentenhaus jederzeit die wünschenswerthe Sicherheit abgehen und ein Mißtrauen bei ihm vorwaltend sein, das nicht unbegründet und der öffentlichen Ruhe nachtheilig ist. Sei es faktisch oder von Rechtswegen, die patrizische oder senatorische Erblichkeit wird in jeder erblichen Monarchie zu Stande kommen; sie enthält aber ein Gegengewicht für die Nachtheile anderer Erblichkeiten. Darum ist es rathsam, sie durch die Verfassung einzuführen, zugleich aber auch derselben eine zweckmäßige Einrichtung und Beschränkung zu geben. Es ist das Königthum, für die Staaten älterer Zivilisation wenigstens, Bedürfniß, weil sie ohne dasselbe in fortdauernd unruhiger Bewegung bleiben oder militärischer Zwingherrschaft preisgegeben sein würden. Darum soll hinwieder auch dem Könige und der königlichen Familie, jede mit den Gewährleistungen, deren die Nation bedarf, verträgliche Sicherheit gegeben werden.

Der Staatsrath, wie ihn die spanische Urkunde aufstellte, ist hin und wieder als eine glückliche Erfindung gepriesen worden, welche die obere Kammer ersetzen und dem unvorsichtigen Eifer eines einzigen Repräsentanten-Raths Einhalt thun könne. Allein dies ist eine große Täuschung. Zunächst wird dieser Staatsrath aus einer dreifachen Vorschlagsliste der Cortes gewählt, seine Glieder können nicht entsetzt werden, und der König darf keine andern Räthe

haben; hernach kann dies Rathskollegium nur sein Befinden ausstellen, und auch dies geschieht nicht öffentlich, es hat keine Beschlüsse abzufassen oder kundzumachen. Demnach besitzt es auch weder die Eigenschaften, noch das Ansehen oder die Sichtbarkeit eines gesetzgebenden Rathes, und es mag darum auch der Versammlung der Cortes kein Gegengewicht halten.

Angenommen, was weder unmöglich noch ohne Beispiel ist, die aus einer einzigen Kammer bestehende Gesetzgebung spreche die Entsetzung des Königs, oder die Abschaffung des Königthums aus; sie wolle die Herrschaft der Willkühr, und die reine Willkühr durchs Gesetz; sie wolle eine Klasse von Geächteten oder Verdächtigen bilden, und dieselben, wo nicht verbannen, doch nach Gutfinden in Verhaft setzen; die Preßfreiheit der Zeitschriften und Tagblätter wolle sie zum Monopol und zur Waffe einer Partei machen; sie gehe damit um, privilegirte Entschädnisse aus dem Vermögen der Nation unter sich zu vertheilen, oder vollends auch das verfassungsmäßige Wahlsystem, zu Gunsten sei es der Vorrechte, sei es der Demagogie, zu verändern, und durch Zwischengesetze oder andauernde, immerhin aber schlaue und zwingherrische Gesetze die Freiheiten der Nation zu untergraben: soll der König alsdann den Angreifern nachgeben und sie unfindbare Leute (introuvables) heißen? Wenn noch weiterhin, durch mächtige und arge Ränke, zu Verstärkung einer schon ausschweifenden Mehrheit, in die einzige Kammer mehr denn unfindbare (passe-introuvables) eintreten sollten, wie verhielte sichs alsdann? Gewiß könnte in solchem Fall eine zweite wohlbesetzte Kammer Rettung darbieten; sollte aber auch sie dem bösen Beispiele folgen, so wäre Alles verloren, wofern dem Könige das Recht nicht zusteht, die Versammlung aufzulösen und die Nation zu neuen Wahlen aufzufordern. Darum sind zwei gesetzgebende Kammern erforderlich, und es soll die aus gewählten Stellvertretern bestehende vom König aufgelöset werden können.

Das Wahlsystem der spanischen Verfassung ermangelt der wünschbaren Einfachheit, und seine künstliche Zusammensetzung kann nur sehr zweideutige Vortheile gewähren. Besser als zum Behuf der Wählbarkeit die Entrichtung einer bestimmten Steuer zu verlangen, kann diese von den Wählern gefordert, und es mögen dadurch, nebst andern Vortheilen mehr, alle diejenigen der unmittelbaren Wahlen erzielt werden. So war die Grundlage des Wahlsystems in Frankreich beschaffen. Die Steuerpflicht der Wähler ist die Grundlage des Wahlgesetzes von 1817, demzufolge das demokratische Element der Staatseinrichtungen, der Mittelklasse, also der aufgeklärtesten, schlichtesten, arbeitsfleißigsten, welcher Friede und Ordnung am wichtigsten sind, enthoben wird, und welches nebenbei dann auch den großen Vortheil der unmittelbaren Wahl und des gleichen Stimmrechts gewährt. Kein anderes Verhältniß mag in gleichem Grade gute Wahlen und eine feste, große, unwandelbare Mehrheit sichern, für die Erhaltung des Throns und der Thronfolge gegen die Partei der Vorrechte wie gegen diejenige der ministeriellen Willkühr. Freilich haben diese letztern beide vereint, durch die ihnen zustehenden Mittel, das wohlthätige Gesetz beseitigt. Möge dasselbe bald wieder hergestellt werden!

Sollten die Sizilianer die mittelbare der unmittelbaren Wahl vorziehen, so möchte wenigstens rathsam sein, nur zwei Stufen zuzulassen; besser aber wäre zuverlässig, die unmittelbare Wahl mit gleichem Stimmrecht, und die Zulassung nur solcher Wahlmänner, die eine mäßig bestimmte Steuerrate zahlen, wobei die Wahlversammlung jeder Provinz oder jedes Departements wenigstens aus neunhundert bis tausend Wahlmännern besteht.

Die königliche Sanktion der Gesetze erscheint in der spanischen Verfassung zwar dem Namen, nicht aber der That nach, zumal wenn dieselbe mit der Einrichtung des Staatsraths zusammengehalten wird. Es ist aber das Recht dieser Sanktion in einer stellvertretenden Verfassung eben so wesentlich als wohlthätig. Für das gemeine Wohl und für das Wohl des Throns, so wie für die ungestörte Einheit im Gang der Regierung, wird ein zuverlässiges Sicherungsmittel gegen übereilte Beschlüsse erforderlich. Neben einer wahrhaft gesetzgebenden Versammlung, die als Organ der öffentlichen Meinung gelten kann, wird der König, wenn er auch seine Rathgeber frei wählen und ändern kann, beinahe immer zu schwach sein, um das Gleichgewicht zu erhalten, und mitunter auch seine Wagschale sinken zu machen. Darum ist erforderlich: erstens, daß die, von denen der Gesetzentwurf ausgeht, nicht zugleich auch des Königs Rathgeber vorzuschlagen haben, welche jenen Entwurf würdigen sollen; daß zweitens diese Rathgeber entlassen werden können, und daß drittens die Meinung des Königs und der Einfluß seiner Räthe durch den Widerstand der einen von beiden gesetzgebenden Kammern unterstützt werden möge. Die Erfahrung hat hinreichend dargethan, daß eine wirkliche und öftere Anwendung des Veto für die Könige keineswegs räthlich, und daß dieselbe verderbliche Katastrophen herbeizuführen nur gar zu leicht geeignet ist. Die gesetzliche Möglichkeit dieses Veto muß hingegen vorhanden sein, wäre es auch nur um die allfällig gegen den Thron gefaßten Anschläge zu lähmen, und hinwieder muß, zum Besten des Königs sowohl als der Nation, der König nur höchst selten davon Gebrauch machen, wie man wirklich auch sieht, daß dies in England, Frankreich u. s. w. der Fall ist. Das Dasein und der zeitgemäße Widerstand einer zweiten Kammer endlich muß dem Könige die Gefahren des zweideutigen Veto fast immer ersparen, indem dieselbe der andern Kammer Mäßigung und die nöthige Umsicht einflößt. Mittelst einer zweiten Kammer kann man alsdann der eben nicht sehr anständigen Vorkehrung eines dreijährigen Kampfes zwischen dem Könige und der Kammer über die Annahme eines von der letztern beschlossenen Gesetzes enthoben sein. Wofern übrigens beide einverstanden sind, was gewöhnlich der Fall ist, so wird der König nicht versucht sein, die Gefahren eines Veto zu bestehen, zumal eines drei Jahre andauernden. Hingegen aber kann er sich bewogen finden, durch Auflösung der durch Wahlen besetzten Kammer ans Volk zu appelliren, und dies Recht dem Könige zu verweigern, wäre unklug.

Was die permanente Kommission in der Zwischenzeit der Versammlungen der Cortes betrifft, so enthält dieselbe ein sehr schwaches Hilfsmittel gegen übertriebene Besorgnisse. So lange die Steuerbewilligung alljährlich geschieht und so lange die spanische Nation Achtung für

sich selbst trägt, wird die vollziehende Gewalt die ordentlichen und ausserordentlichen Versammlungen der Cortes regelmäßig veranstalten; sie kann derselben nicht entbehren. Die Einheit der Regierung und die Erhaltung der Monarchie erheischen, daß Alles, was der Vollziehung angehört, im Namen des Königs geschehe. Sollte eine Verschwörung von diesem ausgehen und eine bedeutende Partei in der Nation dafür gewonnen sein, wäre eine Gegenrevolution künstlich eingeleitet, wie dies durch Ausnahm- und Willkühr-Gesetze möglich ist, so würde die permanente Kommission entweder beim ersten Ausbruch der geheimen Anschläge auf die Seite geschafft, oder sie wäre selbst, ganz oder theilweise, in die Verschwörung verwickelt. Demnach ist, die Wahrheit zu gestehen, eine solche Kommission auch völlig überflüssig, unnütz, beleidigend für den Thron und anstößig für die Freunde der gemäßigten Monarchie.

Ich will (sagt Hr. Lanjuinais am Schlusse seiner Schrift) mir noch etliche Bemerkungen über die parlamentarische Machtvollkommenheit erlauben, die, ohne Anwendung eigenthümlicher Formen, habituell und täglich, theils zur Einstellung, theils zur Abschaffung konstitutioneller Bestimmungen angewandt wird. Man hat auf diesem Wege Frankreich in einen Abgrund gestürzt, vor welchem die Spanier und die Sizilianer sich sorgfältig hüten sollen. Wer die Thatsachen, welche in Frankreich statt fanden, richtig würdigen und nützliche Lehren daraus ziehen will, muß den Minister von der Schule, die sich um ihn drängte, wohl unterscheiden. Der Minister (Decazes) beabsichtigte einzig die Bildung einer erkünstelten, ihm treu ergebenen, auf fünf oder sieben Jahre andauernd gesicherten Mehrheit. Dazu war die Aufhebung der von der Verfassung gebotenen jährlichen Erneuerung der Kammer zum fünften Theil erforderlich; hernach sollte durch Regierungs- und Polizei-Kunstgriffe, eine ministerielle Mehrheit gewählt werden, welche damit anfangen mußte, die Anstifter und Werkzeuge ihrer Wahl freizusprechen, hernach aber Frankreich für fünf oder sieben Jahre den Launen der Minister preisgeben sollte. Hierin war alles dasjenige begriffen, was von den unregelmäßigen und verderblichen Neuerungen für den Minister Bedürfniß war und was er unbedingt gutbieß; das Uebrige ließ er in Diskussion bringen, weil es seinem Hauptzwecke ebenfalls günstig und wohl geeignet schien, jeder auf die geschriebene Charte gegründeten Einwendung vorzubeugen. Die Schule, welche dem Minister zur Seite stand, war vom trügerischen Scheine der britisch-parlementarischen Oligarchie befangen; wenn es ihr dabei um eigenen Einfluß zu thun war, so wollte sie jedoch mit redlichem Sinn hinwieder auch die Freiheit der Nation, so wie sie sich dieselbe dachte, und eine mit allzugefährlicher Schnelligkeit herbeigeführte Reform der vom König anerkannten und von der Nation gefühlten Mängel der Charte.

Was geschah nun aber? Die freisinnige Meinung widersetzte sich dem Plan des Ministers; die Privilegien-Partei vertrieb den Minister; und das neue Ministerium hat sich mit eben dieser Partei vereinbart und die ungetheilte Erneuerung der Kammer vorbereitet, indem es sich die reine Willkühr geben und die Charte fortgehend in ihren wichtigsten Bestimmungen

einstellen oder verleben ließ. Seine Hoffnung war auf einen fortgehenden Zuwachs solcher gefälligen und ergebenen Deputirten gerichtet, welche das Grundgesetz ruhig würden schlafen lassen. Allein statt einer ministeriellen Mehrheit, erhielt es von seiner hohen Bundesgenossin, der alten Aristokratie, nochmals unfindbare Deputirte. Aus seiner Saat der Ungerechtigkeit, oder der Abweichung von der Verfassung, sind die gegenwärtigen Stürme hervorgegangen, denen noch andere mehr folgen werden.

Somit mag dann die parlamentarische Machtvollkommenheit, diese unversöhnliche Feindin aller geschriebenen Verfassungen, bereits auch aus ihren Früchten beurtheilt werden. Wofern man dies Geleise nicht verläßt, so ist es um die geschriebene Verfassung geschehen; es ist dieselbe in der That nicht mehr vorhanden, wenn sie gleich überall in Stein und Metall gegraben, oder dem Namen nach in jeder Urkunde der Kammern und der ministeriellen Verwaltung angerufen würde. Die alltägliche Machtvollkommenheit eines Königs, oder auch diejenige eines Königs und zweier Kammern, sind mit dem gänzlichen Mangel eines wirklichen Grundgesetzes gleichbedeutend. Sie ist die reine und völlige Willkühr; die Zwangherrschaft oder die gesetzliche Tirannei eines Einzigen oder Mehrerer. Welches ist besser? welches ist schlimmer? Man frage die Dänen oder aufrichtig sprechende Briten.

Aber immerhin mag eine konstitutionelle Regierung nur in derjenigen erkannt werden, welche den Buchstaben und den Geist der geschriebenen Verfassung gleichmäßig und redlich beobachtet, ihre Verheißungen treu erfüllt und ihre Ergebnisse beförderlich herbeizuführen bemüht ist. Wenn der Minister oder das Ministerium jenen Namen nur täuschend und trüglich führen, wenn sie nebenbei durch den Glanz einer jungen, ehrgeizigen Schule, und nicht minder durch die Verbindung mit der Privilegienpartei unterstützt, vielleicht von dieser sogar beherrscht werden, so mögen sie zwar wohl, für einige Zeit und in gewissem Grade, die neuen Interessen handhaben und die alten Interessen zurückhalten; aber es wird ein mit der zerstörenden parlamentarischen Allgewalt ausgerüsteter Minister doch endlich zuverlässig entweder seinen eigenen Sturz oder den Sturz des Ganzen herbeiführen. Nur langsam und unter Beobachtung von Weitem her vorbereiteter spezieller Formen dürfen Aenderungen am konstitutionellen Gebäude versucht werden, wofern man nicht der stets auf der Lauer stehenden Gegenrevolution die Thür öffnen will. Es ist traurig, dies alsdann erst wahrzunehmen, wenn man bereits schon alles dazu unvorsichtig eingeleitet hatte.

Neapel und Frankreich.

Nachdem am 2 März 1821 der General Sebastiani in der geheimen Sitzung der französischen Kammer der Abgeordneten den Antrag eröffnet hatte, den König zu ersuchen, durch seine Minister über Frankreichs Staatenverhältniß zu den europäischen Mächten der Kammer Aufschlüsse geben zu lassen, unterstützte diesen Antrag der Abgeordnete vom Meuse-Departement, Hr. Etienne, in umständlichem Vortrag, von dem hier die Hauptstellen folgen:

Mir ist recht gut bekannt, meine Herren (sagte der Redner), was alles gegen militärische Staatsumwälzungen gesagt werden kann. Mißbrauch der Waffenmacht ist eine der größten Plagen, welche Völkern und Königen widerfahren mag, denn die Geschichte bezeugt, daß durch Kriegsheere eben sowohl Selbstherrscher gestürzt wurden, um Freistaaten zu bilden, als hinwieder Freistaaten, um Fürstenthrone zu errichten. Der Kriegerschild ist vielfältig zum Thron des Eroberers geworden; wo die Gewalt allein herrscht, da ist nichts dauerhaft ausser ihren Launen. Roms Legionen haben die Zwingherrschaft über den Trümmern der Freiheit gegründet; aber mit Errichtung des Kaiserthums haben sie sich hinwieder auch das Recht angemaßt, die Kaiser zu wählen und abzusetzen. Von den Volkstribunen ging die gesetzlose Willkühr auf die Patrizier des Heeres über. Die militärischen Staatsumwälzungen, welche heutzutage in einigen europäischen Ländern sich ereignet haben, enthalten eine große Lehre für die Selbstherrscher. Sie ersehen daraus, daß die materielle Kraft keine hinreichende Stütze der Thronen ist, die in der aufgeklärten Liebe der Völker eine stärkere Lehne finden, als in der blinden Ergebenheit des Heeres. Die Fürsten, welche den Geist der Zeit nicht fassen mögen, stehen in Gefahr, Sklaven der Krieger zu werden, mittelst deren sie Beherrscher ihrer Unterthanen zu sein vermeinten. Glücklicher Weise mag in Staaten, welche, wie die des südlichen Europa, eine hohe Stufe der Gesittung erreicht haben, der Fall nicht leicht eintreten, daß das Kriegsheer dem Volke, oder das Volk dem Heere feindselig gegenüber stehe. Wo ein Volk glücklich ist, da wird das Heer fast allezeit ruhig und friedsam sein; wenn es aber die Pflichten der Mannszucht verkennt und die Fahne des Aufruhrs aufpflanzt, alsdann ist es auch nur noch ein vom Lande verabschentes Kriegsvolk; ein solcher Mißbrauch der Gewalt findet keinen Stützpunkt und muß sich selbst zerstören. Ich fühle recht gut, daß ich hier einen mißlichen Punkt berühre; ich glaube aber nichtsdestominder eine Wahrheit ausgesprochen zu haben, welche Jedem, der über die neuern Staatenverhältnisse nachgedacht hat, fühlbar und einleuchtend sein muß. In Madrid

und in Neapel ging die Staatsumwälzung vom Heere aus und ward vom Volke unterstützt. In Frankreich fing sie im Volke an und fand beim Heere Unterstützung. Wo das Heer aus dem Schoose der Nation hervorgeht, da theilt es leicht mit ihr Wünsche und Vortheile; besteht es hingegen aus Fremdlingen, so mag es dem Fürsten wie dem Volke gefährlich werden; doch sind im zivilisirten Europa die Zeiten der Condottieri vorüber und es können dieselben auch nicht wiederkommen. Wie wäre es dann möglich, daß die Minister einer stellvertretenden Regierung zur militärischen Besitznahme eines durch Fürsten des nämlichen Hauses regierten Königreichs ihre Zustimmung ertheilt hätten; daß Frankreich, welches die peinliche Erfahrung einer bewaffneten Vormundschaft des Auslandes in frischem Gedächtniß bewahrt, dieses schändliche Joch andern Völkern aufzulegen sich bereit fände? Mir ist unmöglich dieses zu glauben, und so lange das Ministerium die ihm zugemuthete Beistimmung nicht selbst eingesteht, werde ich, was das österreichische Manifest davon sagt, für eine Verleumdung ansehen. Denn was ist es, das durch diese Erklärung dem neapolitanischen Volke verheißen wird? Ueberall nichts. Sogar nicht einmal Ruhe zum Lohn der Unterwerfung! Die französischen Minister müssen aus der traurigen Erfahrung unsrer innern Zwiste wohl wissen, wie unvorsichtig es gehandelt ist, den Völkern zwischen Sieg nur und schmählichem Untergange die Wahl zu lassen. Wer unter uns hätte des Herzogs von Braunschweig berüchtigtes Manifest vergessen? seine Ergebnisse stehen in unsern Jahrbüchern mit Blut geschrieben. Er meinte den Hebel der Revolution zu zerbrechen; er hat ihn aber nur stärker und zerstörender gemacht.

Ein furchtbarer Angriff ruft eine furchtbare Vertheidigung herbei, und Revolutionskriege sind keine Fürstenkriege. Wer den großen Fehler begangen hat, ein ganzes Volk anzugreifen, der genießt, wenn er auch Sieger ist, darum noch lange keinen vollendeten Triumph; um es zu unterjochen, müßte man es vollends ausrotten, und Eroberung ist noch kein Besitz. Eine Nation brandmarken, ist eine Beleidigung, für die sie früher oder später Rache nimmt; der Krieg verwandelt sich in einen Zweikampf auf Tod und Leben. Neapel selbst kann zum Beweise dienen, daß man Staatsumwälzungen nicht durch Hinrichtungen bezwingt, und daß, wenn ihr Keim in einem Volke vorhanden ist, derselbe auch in dem Blute sogar fortlebt, worin man ihn zu ersticken wähnte. Glaubt man etwa, das Volk, gegen welches drei große Mächte ihre Anstrengungen vereinbaren, habe die Gräuelszenen von 1799 bereits vergessen? Hatte es etwa damals an Ketten, an Hinrichtungen und Kerkern gefehlt, und sind nicht bei sechstausend seiner ersten Bürger geächtet in alle Weltgegenden vertrieben worden? Hat damals nicht, der ausdrücklichen Vorschrift eines geschlossenen Vertrags zuwider, und unter den Augen eines Nebenbuhlers, dessen Ruhm durch diesen Mord befleckt ist, sein erster Admiral (Caracciolo) den schmählichsten Tod gemeiner Verbrecher gelitten? Bei hundert und fünfzig Köpfe sind unter dem Beile der Henker gefallen, und nicht etwa in einem ersten Augenblicke

der Hitze oder in schnell aufbrausendem Rachegefühl, das sich bald wieder besänftigt: die Hinrichtungen dauerten ein volles Jahr, und sie wurden planmäßig vertheilt, so daß deren wöchentlich mehrere geschahen, und eine kalte, überlegte Grausamkeit ihre Opfer zählen und sich an dem Schauspiele ersättigen mochte. Wenn nun, so vielfältigen Unglücks und der erneuerten Aussichten auf andere Hinrichtungen ungeachtet, die Staatsumwälzung in Neapel dennoch wieder auferstanden ist: wer mag sich stark genug fühlen? ihr Einhalt zu thun; und sollte diese neueste Krise die Fürsten nicht lehren, daß dieselbe, auch überwunden, besiegt und bestraft, doch allezeit wieder ihr Haupt erheben und lebendig aus den Gräbern erstehen wird, in die man sie gebannt zu haben glaubte? Freilich ist es eine Sekte, die man als Urheber der Begebenheiten jenes Landes bezeichnet; aber merkwürdig genug war eben diese Sekte in der Absicht gestiftet worden, die französische Herrschaft abzuwerfen. Oesterreich und seine Werkzeuge hatten dieselbe damals aufgemuntert, indem sie ihr die Nationalunabhängigkeit verhießen, und die nämlichen Waffen, deren man sich gegen Frankreich bediente, werden jetzt gegen die, so sie trugen, gewandt.

Der Sektengeist ist übrigens schwieriger zu bezwingen, als der Parteigeist. Zwar versichert man, es bestehe diese Sekte einzig nur aus der Hefe und dem verworfensten Theil der Nation. Aber im Parlament, wie im Ministerium von Neapel finden sich Namen des vornehmsten Adels und der ersten geistlichen Würden. Die nach allen europäischen Staaten gesandten und überall zurückgewiesenen Diplomaten dieses Landes sind keineswegs unbekannte Menschen, sondern durch Namen und Talente gleich vortheilhaft ausgezeichnet; und der Minister, welcher nach Laibach kam, um das über seinen König gefällte Urtheil anzuhören, dieser von Oesterreich so schnöde behandelte Minister, ist der nämliche, welcher in Oesterreichs Namen den Vertrag von Campo-Formio unterzeichnet hat. Das Land, welches mit so unglücklichem Schicksale bedroht ist, hat doch immerhin den Schmerz nicht zu erdulden, durch seine eigenen Söhne angegriffen zu werden; die Schläge kommen vom Ausland einzig nur, und sie werden hinwieder auch nur das Ausland treffen. Keine bewaffnete Auswanderung ist aus seiner Mitte hervorgegangen, und es hat die Vorsehung wenigstens dieses Unglück von ihm abgewandt. Wie geschieht es dann, daß ein ihm gewissermaßen brüderlich verwandtes Volk, zumal Frankreich und Neapel unter Regenten der nämlichen Fürstenfamilie stehen, — wie geschieht es, sage ich, daß dieses Volk dem unseligen Kriege, wo nicht Vorschub leisten, doch ihm beipflichten soll? Wie viel eher mußte nicht Frankreich, wofern seine Dazwischenkunft erforderlich war, den unseligen Kampf hindern und verhüten, in welchem der Vater, den man frei nennt, im Gefolge der österreichischen Kriegsheere, und der Sohn, welcher Sklave sein sollte, an der Spitze seiner Unterthanen erscheint.

Der Beitritt des französischen Ministeriums ist offenbar vorhanden; die Kundwerdung

desselben blieb unwidersprochen, und er muß darum für authentisch angenommen werden. Wer an einer Unternehmung Theil nimmt, thut es auf Gewinn und Verlust. Welchen Theil der Kosten soll Frankreich tragen: soll es Mannschaft oder Geld liefern, und welcher Theil der Beute soll ihm hinwieder zukommen? Oder besteht sein Beitritt nur in Wünschen? Aber die offe kundig gewordenen Wünsche sind auch für sich allein schon eine feindselige Handlung. Der Seehandel ist darüber in nur allzubegründeten Besorgnissen, und dieses Verhältniß nicht minder, als dasjenige der Würde und Ehre der Nation, legen uns die Pflicht auf, von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Aufschlüsse zu verlangen, oder den König zu bitten, daß er seinem Minister, dieselben der Kammer vorzulegen, den Befehl ertheile. Es sind Thatsachen, und nicht leere Muthmaßungen, von denen ich spreche. Eine unruhige Besorgniß hat sich über alle Seeplätze verbreitet; Berichte von allen Seiten her melden, daß spanische und amerikanische Kaper in den Häfen des Kanals und des Mittelmeeres versammelt sind, die nur den Ausbruch der Feindseligkeiten erwarten, um unter neapolitanischer Flagge die Fahrzeuge der vier Mächte zu überfallen, die an der Militärbesetzung Neapels Theil nehmen. Unsere im Golf von Mexiko und nach den französischen Antillen bereits gestörte Schiffahrt wird mit neuen Unfällen bedroht, und die Begebenheiten in Italien bereiten ihr neue Gefahren. Schon ward die Seeassekuranz im Mittelmeere um drei vom Hundert plötzlich gesteigert, und leicht dürfte dieselbe bald völlig eingestellt werden. Bei dem von der Regierung beobachteten Stillschweigen muß der Handelsstand sich an Vermuthungen halten, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er meint, Frankreichs Beitritt zur Besitznahme von Neapel dürfte in Madrid als eine feindselige Handlung betrachtet werden. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um zu besorgen, daß, wenn Frankreich gegen ein entferntes und durch große Zwischenstaaten getrenntes Land deshalb allein nur eine kriegerische Stellung annimmt, weil seine Verfassungs-Gesetze für anarchisch angesehen werden, hierin ein, wo nicht unmittelbarer, doch mittelbarer feindseliger Akt gegen ein benachbartes Königreich liege, das eben jene Grundgesetze hat, und das, auf unserer Grenze gelegen, ohne Zweifel lebhafte und wohl begründete Besorgnisse erregen kann.

Es ist möglich daß der Handelsstand irrige Furcht hegt; warum aber ertheilt ihm die Regierung keine Aufschlüsse? Das Recht, Verträge zu schliessen, gehört freilich unter die königlichen Vorrechte; davon aber ist jetzt die Rede nicht. Wir kennen unser wirkliches Verhältniß zu den europäischen Staaten nicht, und der Handel bedarf dieser Kenntniß. Wir fragen, in welcher Lage befindet sich Frankreich zu den Freistaaten des südlichen Amerika, zu St. Domingo, zu Madrid, Lissabon und Neapel? Wir machen das Recht, Krieg und Friede zu schliessen, gar nicht streitig; dagegen glauben wir wenigstens zu der Frage berechtigt zu sein: ob wir Krieg haben oder Frieden; ob wir Freunde, Feinde oder Neutrale sind; denn

etwas von dem Allem müßen wir doch wohl sein, wofern in Laibach nicht etwa entschieden worden ist, wir seien überall Nichts mehr.

Wie ganz anders wäre Frankreichs Stellung in Europa, wenn das Ministerium gewollt hätte; wie geachtet wäre Frankreichs Name, wenn nicht durch stete Beförderung seiner Spaltungen seine Kraft wäre geschwächt worden. Wir sollten Drangsalen, von denen Europa neuerdings bedroht ist, von ihm abwenden können, und wir sind leider in der That nur Augenzeugen derselben, wo nicht gar ohnmächtige Mitschuldige. Mittelst seiner unglücklichen Ausnahmegesetze, mittelst seiner wahren oder erdichteten Verschwörungen, wirklichen oder vorgeblichen geheimen Anschläge, hat das Ministerium so viele Mißvergnügte und Verdächtige gemacht, daß es, mit düsterm Argwohn überall umringt, von allen äussern Gefahren, die uns drohen, den Blick abwendet, um allein nur gegen das eigene Land eine feindselige Stellung anzunehmen und Frankreichs Feinde einzig nur unter den Franzosen zu suchen. Wäre es auf konstitutioneller Bahn vorgeschritten, so könnte es jetzt die gegeneinander wogenden Leidenschaften mäßigen und zwischen dem alten und neuen Europa eine Mittlerrolle übernehmen. Es könnte viel mehr noch; hätte es redlich und aufrichtig die Bahn verfolgt, welche es sich im Jahr 1818 vorgezeichnet zu haben schien, so stünde das Gebäude gesetzlicher Freiheit in Frankreich vollendet, und die Völker, statt anderswo Rettung zu suchen, hätten sie hier gefunden; für alle durch Bourbonen regierte Staaten wäre die redlich befolgte französische Charte gemeinsames Grundgesetz geworden. Die Freiheit der Völker hätte der Menschheit keine Thräne gekostet; was Heinrich IV gewünscht hatte, wäre durch seine Söhne zu Stande gekommen und der heilige Bund zum Familienvertrage geworden. Wer mag zweifeln, daß eine Stellung des Ministeriums, wie sie im Jahr 1818 vorhanden war, die Stellung eines nationellen Ministeriums, an dessen Spitze ein französischer Krieger stand, den ungerechten Angriff verhütet hätte, welcher gegenwärtig die Freiheit der Könige vielleicht mehr als diejenige der Völker bedroht.

M a n n i g f a l t i g e s.

A u s d e r S c h w e i z.

Anzeige einer neuen Schrift über die Fellenbergischen Anstalten.

Was die Ueberlieferungen vom letzten Februar über Hofwyl enthalten und die Erscheinung des Werkes des Herrn Grafen von Villevieille über den gleichen Gegenstand veranlassen den Unterzeichneten, den Lesern dieser merkwürdigen Schriften, welche bloß die allerdings sehr

geistreichen Privatansichten ihrer Verfasser darstellen, hiermit anzuzeigen, daß im Laufe des nächsten Sommers von Wilhelm von Fellenberg eine Darstellung Hofwyls erscheinen wird, auf die alle diejenigen, die zu einem ganz zuverlässigen Urtheil über Hofwyl gelangen möchten, hinzuweisen sind, als auf eine von dem ältesten Zöglinge der Anstalt, und also aus der Erfahrung hervorgegangene vollständigere Kunde über sie und über den Geist, der meine Unternehmung leitet.

Hofwyl, den 4 April 1821.

Emanuel v. Fellenberg.

Moskau's Zerstörung im Jahr 1812.
(Fortsetzung.)

2.

Begebenheiten während der Zeit, als die Franzosen Moskau in Besitz hatten.

Die Epoche, deren Begebenheiten ich jetzt erzählen will, rechne ich vom 15 September an bis zum 27 Oktober. Schon der frühe Morgen des ersten Tages begann mit autorisirten Gewaltthätigkeiten, die aber auf Seiten der Franzosen entschuldigt werden konnten, weil sie das Gesetz allgemeiner Noth herbeiführte. Schon vor Tagesanbruch stiegen die Flammen aus den an der hölzernen Moskwabrücke gelegenen Oel- und Material-Buden auf. Die Brandbande hatte sie in tiefer Nacht angezündet. Noch dachte sich Niemand, weder Freund noch Feind, jenes patriotische Mordbrenner-Institut; Jeder glaubte an Verwahrlosung. Ich äusserte gegen einen Franzosen die Muthmaßung, daß man, vielleicht bei einer nächtlichen Plünderung, unachtsam mit dem Licht umgegangen sei; aber er erwiederte mit Heftigkeit, daß solches nicht möglich sei, weil man die Plünderung bei Todesstrafe verboten habe. Heimlich und unerlaubt war sie, in dieser Nähe des Kremlins, nicht möglich. Ich glaubte noch kräftiger an Sicherheit als vorher, und ging, um den Zustand der Feuersbrunst mit eigenen Augen zu sehen.

Das Feuer brannte rechts am Kremlin hinunter, und ihm gegenüber liegen, als ein ganz eigenes Institut, sechs- bis siebentausend Krämerbuden. Diese fand ich gewaltsam geöffnet und französische Soldaten bei ihrer Plünderung in voller Thätigkeit. Aber es herrschte in derselben eine Ordnung, welche ich bisher bei einem solchen Verfahren nicht möglich gedacht hatte. Die ganze Kolonnade vor den Buden war mit Wache besetzt. Bei jedem einzelnen Posten wurden die ausgeräumten Sachen in Haufen gelegt. Alles ging in der größten Ordnung. Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Hinter den Wachtposten schlichen gemeine Russen herum, und suchten im Rücken derselben einzelne Sachen von den aufgethürmten Haufen wegzustehlen. Oft gelang es ihnen, noch öfter wurden sie betroffen und mit Kolbenstößen oder Schlägen mit dem Ladestocke zurückgewiesen. Ich ging zu dem vor dem Eingange zum Kremlin auf dem Posten stehenden Gardegrenadier, der mich sehr bündig von der Rechtlichkeit des Unternehmens überzeugte, und bald darauf wurde auch noch ein Offizier sein Kommentator. Das Heer kam hungrig in Moskau an. Sie wollten Lebensmittel kaufen; aber Niemand hatte zu verkaufen. Alle Buden waren verschlossen und kein Eigenthümer derselben auszumitteln. Eine Behörde, welche ihr Oeffnen und den öffentlichen Verkauf veranlassen konnte, war nicht aufzufinden. Der Kommandant Milhaud gab daher noch am späten Abend den Befehl, die Buden zu öffnen und was zur Befriedigung der gegenwärtigen Bedürfnisse diene, zu sammeln und zu vertheilen.

Ein für mich merkwürdiges Ereigniß veranlaßte mein Bedienter, den ich mitgenommen hatte. Er gesellte sich augenblicklich zu den stehlenden Spekulanten. Ich wollte ihn durch einen Stockschlag zur Ordnung ermahnen; aber seine Sklavenseele hatte sich schon verwandelt. Er gab mir sehr freundlich zur Antwort: „Jetzt, Herr, sind wir Alle gleich. Gehen sie nur zu Hause; ich werde nachkommen." So dachten sie Alle.

So gewiß sich gegen diesen Befehl zur partialen Plünderung (wenn die Handlung überhaupt diesen Namen verdient) nichts sagen läßt, so ist es doch nicht zu läugnen, daß die Unordnung zuerst aus ihm hervorkeimte. Wer sollte hier die Kontrolle der Ordnung führen? Wer konnte von dem verwöhnten Soldaten erwarten, daß er in den Schranken der Befehle bleiben und nicht zur Eigenmacht übergehen würde? Es war ein kühler Morgen; die russischen Mädchen zogen schon wollene Ueberstiefeln an. Ich sah, daß man einige in den Winkel einer Kirche drückte und ihnen diese Stiefeln auszog. Gegen Mittag war schon alle Ordnung aufgelöset. Das polnische Raubgesindel drang in die geöffneten Buden und nahm Alles, was es fand. Indessen verhinderte doch die Gendarmerie, daß man nicht ganz methodisch verfahren konnte. Mehrere Keller und Gewölbe blieben uneröffnet und wurden bis dahin, daß alle Ordnung zu Grabe ging, aufgespart.

Als ich zu Hause ging, fiel mich ein Franzose an, der nicht vom Militär zu sein schien, und verlangte meinen Ueberrock. Ich gebrauchte meinen Stock, und meine Kräfte schienen ihm überlegen zu sein; überdem kamen Offiziere die Straße herunter. Er sagte mir darauf, was nur ein Franzose sagen kann: Je suis un bon enfant et vous êtes si malhonnête.

Von allen Seiten strömten Klagen herbei über kleine Plünderungen auf der Straße. Man bemühte sich Schutzwachen zu bekommen, und sie wurden ohne Umstände gegeben. Andere suchten Offiziereinquartierungen nach, und diese waren am wirksamsten. Die Straßen, durch welche Linientruppen in der Nacht gezogen waren, gewährten dem zu den scheußlichen Bildern des Kriegs ungewöhnten Bürger einen schauderhaften Anblick. Sie waren einem Schlachtfelde ähnlich, und zeigten, wie viel schon damals diese Truppen gelitten hatten. Menschen und Pferde, halb und ganz todt, zerbrochene Wagen, zerschlagene und zerbogene Waffen der Russen lagen nebeneinander und haufenweise übereinander. Mehrere Straßen waren gänzlich unfahrbar geworden und mußten erst aufgeräumt werden. Gewohnte Gleichgültigkeit, Unordnung und Verwirrung auf der einen, Furcht auf der andern Seite, waren die Ursachen, daß die auf den Straßen liegenden Kranken Tage lang in diesem verlassenen Zustande vergeblich um Hilfe ächzten und auf der Stelle starben. Die Heerstraßen vor der Stadt hatten eben dieses Ansehen. Erst am dritten, vierten Tage begann einige Ordnung, wodurch diese Bilder des Kriegs dem Auge verwischt wurden.

Mit der folgenden Nacht, vom 15 zum 16 September, brach das eigentliche Unglück Moskau's hervor. An allen Seiten, in der Mitte, an allen Ecken und Orten loderten Flammen zugleich empor. Es entstand ein Sturmwind ohne Gleichen, der die Flammen bis zur Erde

niederdrückte und in feine Spitzen zusammenpreßte, wie der Schmelzer mit dem Blaserohr. Die Flammen eines Hauses ergriffen zehn andere zugleich. Kaum hing ein Feuerflocken an einem Hause, so fuhr auch schon die Flamme heraus. Tief in der Erde verborgene Wasserleitungen, Eiskeller, noch mit Eis gefüllt, brannten bis auf den Grund aus. Die Erde wurde so erhitzt, daß man die Hand nicht auf derselben halten konnte. Mir selbst verbrannten die Stiefeln an den Füßen. Aus den Eisen- und Kupferbuden floß das geschmolzene Metall. Buonaparte, nun auf dem Kremlin eingewohnt, ließ seine Feldspritzen *) auffahren und schützte einige der vorzüglichsten Straßen. Selbst in seiner bösen Seele wachte noch immer nicht der Gedanke auf, daß diese alles menschliche Gefühl empörende Begebenheit von einer russischen Behörde selbst veranlaßt sei; aber an eine Mörder- oder Räuberbande mußte er doch glauben, bis endlich die allgemeine Volksstimme zu ihm gedieh.

Er ließ nun den wirklichen Staatsrath Tutolmin, dem die Kaiserin Mutter die oberste Aufsicht des Findelhauses anvertraut hatte, der auch seinen Auftrag treu und redlich ausführte und dies schöne Institut nicht nur den Flammen entriß, sondern auch zum Asyl der Unglücklichen machte, zu sich kommen, vielleicht meinend, daß ihm eine allgemeine Autorität gegeben sei. Er riß ihn, höchst aufgebracht, von einem Fenster zum andern und zeigte ihm die Rauchwolken und die zischenden Flammen. Er drückte sich gewiß sehr kräftig aus; aber Tutolmin, nur seiner Muttersprache mächtig, verstand ihn nicht. Jetzt wurde die Gendarmerie in Bewegung gesetzt, mit dem Befehl, jeden Brenner gefänglich einzuziehen, den fliehenden aber niederzuschiessen. Indessen übten sie doch in dieser und der folgenden Nacht ihre teuflischen Künste noch fleißig, und entschieden waren diese Nächte auch die schrecklichsten. Sogar in dem Innern des Kremlins, der mit hohen Mauern umgeben ist, faßte ein Gebäude Feuer, welches aber gelöscht wurde. Allein Buonaparte wurde dadurch bewogen, den Kremlin am Donnerstag, den 17 September, zu verlassen, und das kaiserliche Schloß Petrowsky vor dem Twerschen Thore zu beziehen. Das kaiserliche Schloß in der Stadt, ausser dem Kremlin, war schon niedergebrannt, wenn gleich es an einer ganz entfernten östlichen Seite der Stadt völlig isolirt lag und durch den Brand anderer Gebäude nicht angezündet werden konnte.

Erst am nächsten Sonntage, den 20 September, legte sich die äusserste Wuth der Flammen. Jetzt konnte man wenigstens durch die Straßen gehen, ohne die Rockschöße zu verbrennen und den Körper selbst in Gefahr zu bringen. Das Meiste war niedergebrannt; in den hölzernen Vorstädten hatte man nicht getraut zu zünden, und die eigentliche Mordbande war endlich durch die Gendarmerie, der die Einwohner der Stadt selbst zu Hilfe kamen, theils in Furcht gesetzt, theils zerstört. Darum aber endete doch die Feuersbrunst nicht. Sie hörte nur auf

*) Diese Feldspritzen beweisen ebenfalls, wie wenig Buonaparte mit dem Innern von Rußland bekannt war. Er hatte auf arabische Wüsten, auf hohe Gebirge gerechnet. Er wußte nicht, daß Rußland fast durchgehends flach, mit Morästen und Gewässern durchzogen ist. Die Spritzen sollten von entlegenen Gewässern den Lagern das Wasser zuführen. Er hatte sie in keinem vorhergehenden Feldzuge.

fürchterlich und allgemein gefährlich zu sein. Denn nun fingen die zurückgebliebenen Haussklaven an, selbst die Häuser ihrer Herrschaften anzuzünden, um sie mit Sicherheit vorher ausplündern zu können. Diese vereinzelten Feuer dauerten fort, bis der Feind Moskau verließ; die Flammen erleuchteten noch den nächtlichen Weg, den er ging. Schon am Donnerstag Morgen wurden dreiundzwanzig Mordbrenner vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, wenn gleich sie sich mit den von Iwaschkin erhaltenen Befehlen entschuldigten. Das darüber abgehaltene Protokoll wurde in russischer und französischer Sprache gedruckt. Sie wurden am folgenden Tage erschossen, nachher vor dem Boulevard an den Laternenpfählen auf der Twerkoy aufgehängt, und über ihnen war ein Zettel angeheftet, mit der französischen und russischen Inschrift: Strafe der Mordbrenner. Ein Anführer war glücklicher Weise im ersten Fang ergriffen, ein Lieutenant Ignatiew, dem man auch die Ehre erwiesen hatte, ihn obenan zu hängen. Auch ereignete sich auf diesem Richtplatze eine eigenthümliche Explosion des Hasses. Man glaubte in einem Erhenkten den Polizeispion, den allgemein und besonders vom Ausländer gehaßten Tigri, zu erkennen. Da entstand vor dem erhenkten Schurken ein Freudentaumel, der sich aber mit einem ernsten Gezänk über die bejahende und verneinende Meinung auflösete. Die Verneinenden hatten Recht. Man zog immer Mehrere und Mehrere ein, und in der nächsten Woche wurden wieder hundert und dreißig Mordbrenner erschossen. So wurde die Stadt von diesem Iwaschkinschen Ungeziefer gereinigt.

Buonaparte war in Petrowsky immer von Kosaken umgeben, und glaubte sich darum mitten unter seinen Garden, welche ihn dort umlagerten, nicht sicher. Der Raum wurde ihm zu enge; der damalige König von Neapel, Murat, dessen ganzes Feldpostamt und die meisten Marschälle waren bei ihm. Auch fand er sich, aus Stolz oder Klugheit, in der Mitte der Stadt nothwendig. So stritten die französischen Offiziere über seine Rückkehr zum Kremlin, welche am nächsten Sonntag, den 20 September, erfolgte. Die Kosaken steckten gleich hinter seinem Rücken das Schloß zu Petrowski an, und es brannte rein aus. Nicht er war der rächende Brenner, wie die Lüge nachher verkündigte.

Ich darf ihn jetzt nicht begleiten; ich muß erst das Bild des Unglücks vollenden, welches aus Moskau's Mordbrande hervorging. Noch ehe Buonaparte das erste Mal Moskau verließ, gab er den Parolebefehl, daß alle brennende Häuser vom Soldaten geplündert werden sollten. Seine Verfügung war sehr rechtlich gewesen, da er, nach Kriegsmanier, mit Gewalt nehmen mußte, was man ihm gütlich nicht geben wollte; da es gleich war, ob die Flammen oder seine Soldaten das Eigenthum der Bürger verschlangen. Mit Ordnung, unter militärischer Aufsicht, war die Plünderung nicht einzuleiten; das Feuer war ja allgemein. Aber die Willkühr des Soldaten mußte bald zum Würgengel ausarten. Sie stürzten schaarenweise in die brennenden Häuser und hieben nieder, was sich widersetzte. Alles lief davon, und wo der Soldat nicht hinkam, plünderte oft der Nachbar den Nachbar. Nahe gelegene Häuser wurden unter

die brennenden mitgezählt. Die geflüchteten oder schon abgebrannten Menschen hatten sich auf offenen Plätzen, unter freiem Himmel, mit ihrem geretteten Gut, mit einem Brode unter dem Arm, gesammelt. Auch diese Unglücklichen wurden ausgeplündert und retteten nur ein nacktes, krankes Leben. Halbnackte Weiber irrten herum, den Säugling ins Hemd gewickelt, ein anderes weinendes Kind an der Hand, und baten um ein Stück Brod, um den äussersten Hunger zu stillen; und dies konnte ihnen Niemand geben. Durcheinander her weinten Aeltern um ihre Kinder, diese um ihre Aeltern, die Schwester um den Bruder, die Frau um den Mann. Um die Meisten wurde umsonst geweint; die Flammen hatten sie verschlungen. Unzählige Menschen waren in den Flammen gestorben, besonders vom Pöbel, der in den ersten Tagen noch Vorrath von gestohlenem Branntwein hatte und betrunken dalag, als die Flammen seine Wohnung ergriffen.

Das Findlingshaus nahm eine große Menge dieser herumirrenden Unglücklichen aus allen Ständen auf. Mehrere drängten sich in verlassene, aber vom Feuer verschonte Häuser, und die darinliegenden feindlichen Offiziere gewährten ihnen Schutz. Bewohnte Häuser waren verschlossen, doch zeichneten sich einige im Schutz der Verlassenen aus. Auch die Universität, wo durch Anstrengung eines deutschen Mannes einige Gebäude gerettet wurden, nahm viele auf.

Aber es fehlte Allen an Lebensmitteln, und Niemand konnte ihnen abgeben. Viele starben den Hungertod, ehe Hilfe kam; und diese kam auf eine ganz eigene Art. Der Feind plünderte habsüchtig; er nahm Gold und Silber, Juwelen und überhaupt Sachen von Werth. Er suchte hiernächst seine Bedürfnisse zu befriedigen. Er nahm Kleidungsstücke und Lebensmittel. Bei den letztern leitete ihn Leckerei und Geschmacksgewohnheit. Er nahm anfangs, ehe die äusserste Noth einbrach, nur französische Weine; die spanischen und portugiesischen waren ihm zu stark, die donischen und moldauischen zu sauer oder zu schwach. Salzfleisch aß der Franzose ungern; gepreßten Kaviar und die großen Salzfische, welche die Wolga und das kaspische Meer in ungeheuern Massen nach Moskau liefern, lernte er nie essen. Die ersten Plünderungen gingen sehr eilfertig, um an einem zweiten und dritten Orte das Bessere nicht in andere Hände kommen zu lassen. Nun plünderten die Bürger hinterher; auch gestatteten die Franzosen — nicht aber die Polen und Baiern — mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und das zu nehmen, was jenen nicht anstand. Es wurde auf diesen Wegen, ohne Wissen der Franzosen, mancher Sack mit Mehl erbeutet. So geschah denn der wirklichen Hungersnoth Einhalt. Ja, die Franzosen und alle zu ihrer Armee gehörigen Nationen, mit Ausnahme der Polen und Baiern, gaben sogar in ihren Quartieren von ihrem Ueberfluß ab. Ich selbst, als ich in drei Tagen nichts gegessen und getrunken hatte, erhielt von rückkehrenden Plünderern ein Brod, eine Flasche Medoc und das Viertheil eines geräucherten Schinkens. Nachher wurde ich von meiner Schutzwache vierzehn Tage lang, bis sie abzog, auf eine edelmüthige Weise ernährt. Nun bekam das Volk auch Muth, in die Felder zu gehen und sich Kartoffeln zu suchen, welches

der Feind gestattete. Man mußte aber um den Schutz gutmüthiger Soldaten werben, um auf dem Rückwege nicht zu verlieren, was man mit großer Mühe erworben hatte.

Die Stillung des Durstes war am schwierigsten, wenn kein wohlthätiger Regen fiel; denn die Brunnen waren zusammengebrannt oder mit todten Menschen und Vieh angefüllt. Bier war nicht zu haben, und die schlechtern Weine nahm der Feind für die Lazarethe in Beschlag. Aus dem Fluß konnte man kein Wasser erhalten, weil es dem Träger wieder abgenommen wurde, wenn er nicht militärische Begleitung hatte, welche schwer zu bekommen war.

Unterdessen nahm die Zügellosigkeit der Plünderung von Tage zu Tage, ich möchte sagen, von Stunde zu Stunde zu. Buonaparte befahl sie, ausser den vorher berührten Grenzen, nicht; aber er wußte es, er sah es mit eigenen Augen, wie sein Volk hausete. Er ließ sie zu, weil sein Verdruß über fehlgeschlagene Entwürfe immer größer wurde, weil sein beleidigter Stolz, der durch gröbere Täuschungen, als ihm jemals widerfahren waren, nothwendig auf das Aeusserste gereizt sein mußte, ihn unablässig zur Rache hintrieb, zu deren Ausübung er keine andere Gelegenheit finden konnte. Wenn ein Haufen Plünderer sich weggegeben hatte, so stürzte ein anderer in dasselbe Haus. Es konnte nicht fehlen, daß endlich auch das letzte Hemd, der letzte Strumpf genommen wurde. Niemand konnte mehr über die Straße gehen, wenn er nicht einen redlichen und eben so muthigen Soldaten zur Bedeckung hatte. Die Schutzwachen selbst fingen an zu plündern oder wurden durch Furcht und Drohen der stärkern Gewalt entwaffnet und zum Schweigen gebracht. Ich selbst habe einen Auftritt der Art in einem Hause gesehen, wohin das Eigenthum so vieler Personen gerettet und welches durch eine Schutzwache von der italienischen Garde so lange gesichert war. Die Plünderer liefen mit gezogenem Säbel durcheinanderher, hieben Kisten und Kasten auf und füllten ihre Wagen; denn mit dem, was man tragen konnte, begnügte man sich nicht mehr. Ich fragte einen von der Schutzwache: warum er nicht Einhalt thäte. Er erwiederte mir: „Das ist eine Räuber- und Mordbande, bei der wir unser Leben auf das Spiel setzen würden." Er rieth mir, mich selbst nur sobald als möglich zu entfernen; und kaum konnte er mich auf die Straße hinausdrücken; man zerrte mich auf allen Seiten am Rock. Ich warf ihnen rücklings einen deutschen Thaler zu. Sie mochten ihn für mehr halten und fielen wie die Geier darüber her, unterdessen ich davonsprang. Ich lief über die Universität. Hier schien Alles todt zu sein und ich glaubte Schutz finden zu können.

Aber hier kam ich zu einem Scharmützel eigener Art, woran ich gern Theil genommen hätte, wenn ich auch nur mit einem Stocke bewaffnet gewesen wäre. Ich hielt es rathsamer, mich zu verbergen. Es hatte sich auch hier ein Plünderungskarren eingefunden, und jener Deutsche, den ich schon vorher, wegen seiner milden Aufnahme der Unglücklichen, gerühmt habe, wollte der Plünderung steuern. Die Plünderer waren Polen, wie ich aus der Sprache deutlich wahrnehmen konnte, wenn gleich es Mitternacht war. Ich sah nur einen Schurken, mit welchem dieser Mann in heftigem Streit war, um ihn von der Plünderung abzuhalten.

Indem zog der Pole den Säbel und hieb jenen über den Kopf; aber glücklicher Weise fiel der Hieb flach. Verzweiflung und Noth stärkt den Muth. Jener gab ihm in demselben Augenblick einen Hieb mit einem derben Knüttel, der so gut traf, daß der Pole den Säbel fallen ließ, welcher augenblicklich ergriffen wurde. Der Muth des Polen war verschwunden. Er lief schreiend davon und zerrte den Karren zum Thorweg hinaus. Jetzt stürzten aber wüthend zwei Kameraden herbei und holten den fliehenden Deutschen wieder ein. Es begann eine zweite Schlacht mit ungleichen Kräften. Aber kaum waren die Streiter gegen einander, als auch schon ein Pole niederstürzte; der andere lief davon, nahm aber noch einige Hiebe auf den Rücken mit. Jener hatte einen Hieb über das rechte Schlafbein und Auge bekommen, der so gut saß, als ihn ein preußischer Husar nur geben kann. Er lag eine halbe Stunde darauf im Brunnen. Aber auch der Sieger hatte am linken Arm einen Hieb bis auf den Knochen erhalten. Ich konnte den ganzen Gang der Schlacht bei hellem Mondschein ansehen. Ich lernte jenen Mann hierauf näher kennen, und ich würde ihn nennen, wenn er zu einer andern Zeit, als man ihn für seinen Edelsinn mißhandelte, mir nicht ausdrücklich gesagt hätte, daß er dies nicht wolle, um den Schein zu vermeiden, eine Belohnung erbetteln zu wollen. Er weiß nicht, daß ich schreibe; und doch verdanke ich ihm so manchen schönen historischen Beitrag.

Die durch die Plünderung veranlaßten Erscheinungen auf der Straße waren zum Theil schauderhaft, zum Theil so lächerlich, daß man, selbst von Leiden tief gebeugt, lachen mußte. Hier Menschen barfuß und im bloßen Hemde, mit starren, vom Feuer herausgetriebenen Augen, die nicht mehr weinen konnten; dort ein noch gut angezogener Mann von Stande, aber in Bastschuhen, weil seine Stiefeln einem Franzosen anständig gewesen waren. Andere bekleideten sie mit weiblichem Anzuge, wenn sie ihnen Hut, Rock und Stiefeln genommen hatten, und oft waren jene dumm genug, es zu tragen. Oft sah man Männer in feinen Damenhüten, wie sie eben aus der Putzbude genommen waren, in kurzen weiblichen Aermelpelzen, und noch öfter in Weiberschuhen. Selbst der französische Offizier vermummte sich auf die lächerlichste Weise. Es fing an kalt zu werden. Da hingen sie weibliche, mit Atlas überzogene Pelzmäntel um, bei vollständigem militärischem Anzuge, sogar zu Pferde. Sie fanden solche beim Plündern der Wohnungen sehr häufig. Die männlichen sind größtentheils von mehrerm Werth, und waren darum auch in den Pelzbuden mühsamer verborgen. Aber was findet nicht endlich ein Gesindel, das lange Jahre zum Rauben und Plündern abgerichtet, in allen Künsten zur Zerstörung des Bürgerglücks geübt ist. Die Kamine, Schornsteine und Oefen wurden zerschlagen, die Erde wurde mit dem Seitengewehr durchbohrt, die frischen Gräber auf den Begräbnißplätzen wurden umgewühlt und die Särge geöffnet. Bei der Durchsuchung angezogener Weiber wurde von Polen und Baiern das äusserste Gesetz der Scham verletzt. Sie forderten auch wohl andern Genuß hinterher, der ihnen selten versagt, gewöhnlich gutwillig gestattet wurde. Beispiele von Gewalt waren selten. Kranke wurden aus den Betten geworfen, um sie zu durchsuchen.

In den Gewächshäusern wurden Kübel und Töpfe umgekehrt, weil man unter der Erde auf den Boden derselben Geld vermuthete.

Das russische Papiergeld wurde anfangs gar nicht genommen; geschah es zufällig, so konnte man es für ein Weniges einkaufen, wodurch viele Menschen wieder zu ihrem Verluste kamen, Viele sich sehr bereicherten. Aber bald wurde der Soldat durch die polnischen Juden und russischen Gauner auf dieses Papier aufmerksam gemacht. Nun wurden auch die Bücher durchblättert, weil man eingelegtes Papiergeld darin vermuthete. Es wurde ausdauernd für vierzig Prozent verkauft. Kupfergeld wurde gar nicht angerührt, weil das Wegführen desselben zu mühsam war und es an Niemand wieder abgesetzt werden konnte. Wenn Andere erzählt haben, daß Franzosen solches in große Haufen zusammengebracht und für einen bestimmten Preis gegen Silbergeld umgesetzt hätten, so ist dies völlig unwahr. Zwar entstanden in der Folge solche Wechselinstitute, aber sie gehörten dem Feinde nicht an. Ich werde zu seiner Zeit es nicht vergessen, ihrer zu erwähnen. Die polnischen Juden zogen ihren Vortheil aus Papiergeld, Gold und Juwelen; alles wurde zum geringsten Preise verkauft. Mit geformtem Silber in großen Stücken liessen sie sich nicht ein. Sie wollten flüchtig den Rückweg antreten, und an Schmelzanstalten hatte die Niederträchtigkeit noch nicht denken können. Aber sie äusserte sich auf eine andere abscheuliche Art. Der gemeine Russe verrieth, gegen Belohnung, wo seine Herrschaft die kostbarsten Sachen, wo die Priester die Kirchenschätze verborgen hatten, und dieser Verrath gab dem Feinde noch zuletzt eine sehr große Beute. Tausende gab der Verräther für einen Silberrubel dem Feinde hin. Auch zogen einige Russen vom bessern Stande und einige niederträchtige Franzosen mit dem Feinde herum und plünderten mit ihm gemeinschaftlich auf eigene Rechnung, oder verriethen gegen Bezahlung. Solche ganz verworfene Menschen sollten wohl nicht an die Zartheit des ehrlichen Mannes die Forderung machen, daß sie ungenannt bleiben. Ein russischer Kaufmann war in einer ewigen plündernden Thätigkeit; er gewann unbedingte Zulassung durch seine Frau, eine artige, hübsche Polin. Er ging so weit, daß er den Aufseher der Handlung des russischen Kaufmanns Podschepin überfiel, und diesen, unter militärischem Schutz, mit Stockschlägen zwang, eine Waarenniederlage zu entdecken. Er schickte für eine halbe Million Waaren nach Polen, die aber hiernächst entdeckt und genommen wurden. Von den Franzosen drang der eine sich schon am ersten Tage, als der Feind eingerückt war, einem polnischen General als Kommissionär auf, und raubte und stahl darauf ganze Nächte durch. Sein Raubwinkel war mit Vorräthen von Hüten, Stiefeln und Schuhen — denn auch das Kleinste verschmähte er nicht — mit Uhren u. s. w. angefüllt. Er scheute auch den Kirchendiebstahl nicht. Man betraf ihn einmal mit einem Sack voll Meßgewändern. Er hatte mehrere Schlupfwinkel und sein Gewinnst ist sehr beträchtlich gewesen. Nur in einem Nebenwinkel, den er verlassen mußte, weil er sogar die Schutzwache des Hauses bestahl, fand man eine beträchtliche Summe Geldes, welche man ihm aber höflich einhändigte, weil er unter Protektion war. Ein anderer Franzose war ein Krämer in Moskau, und zog, gegen freien

Unterhalt und versprochene Prozente, mit einem französischen Obersten herum, dem er verborgene Sachen verrieth und überhaupt im Stehlen und Rauben beistand. Dieser entfernte sich mit den Franzosen, und fand wahrscheinlich sein Grab unter den Schnäbeln der Raben. Der obengenannte russische Kaufmann kam in drückende Gefangenschaft, wurde aber auf die Bitte seiner Schwiegermutter in Warschau begnadigt. Seine unschuldige Frau wurde hart behandelt. Sie bat den Großfürsten Konstantin um die Befreiung ihres Mannes, und dieser verwandte sich für sie bei Rastopschin. Dies war genug für diesen, um sie sofort bei ihrem Manne einzusperren. Sie war hochschwanger, und hätte beinahe, da ihr alle Hilfe versagt war, das Leben bei einer unzeitigen Geburt eingebüßt.

Offiziere, bis zum Kapitän und Obersten, plünderten mit dem gemeinen Soldaten und bekamen öfters mit ihm Händel über den Raub, wenn sie, um ihre Habsucht zu befriedigen, Autorität zeigen wollten. Sie führten gewöhnlich erzwungene Russen bei sich, welche das gestohlene Gut ihnen nachtragen mußten, oder sie kamen, wie der Gemeine, mit Pferden und Wagen zur Plünderung. Einwohner, die ersten die besten, mußten den Kutscher machen. So mußte ein Herr von Lapuchin einmal tragen helfen; aber er kam zu dieser Ehre, weil er, wie ich schon in allgemeiner Deutung erwähnt habe, sich etwas linkisch benahm. Er hatte sich in einen gemeinen Bauerpelz gekleidet, und glaubte so sicherer zu sein. Man forderte ihn zur Arbeit auf, weil man ihn für einen Menschen aus der Pöbelklasse hielt. Er offenbarte zwar seinen Stand, aber man fand sich nun beleidigt, weil er nicht auf französische Diskretion gerechnet hatte. Wir sehen hier ein seltenes Gemisch von Widersprüchen, das aber Niemand bezweifeln wird, der den Franzosen kennt. Sie behandelten wirklich jeden honetten Mann mit Artigkeit, sogar bei der Plünderung; und wenn sie ihm Alles nahmen, so liessen sie ihm doch wenigstens ein altes Röckchen und würdigten ihn zu keinem Geschäft unter seinem Stande herab. Sie brauchten ihn höchstens zum Führer, um sich zurechtweisen zu lassen, wenn er keinen Andern in seine Stelle schaffen konnte. Selbst gegen den gemeinen Mann hatten sie allen Willen, manierlich zu sein. Aber der Wille war, wegen gegenseitiger Sprachunkunde, nie von Ausdauer. Die Afterfranzosen machten hier überall eine Ausnahme; ich meine die Brabanter, Lothringer, Elsaßer. Ein Franzose nahm einem meiner Freunde den Ueberrock und gab ihm sehr höflich Schnupftuch und Tabaksdose zurück. Ein Baier zog neben mir einem jungen deutschen Kaufmanne auch den Ueberrock aus. Er wollte seine Brieftasche zu sich nehmen; als er aber nur eine Bewegung mit der Hand nach der Tasche des ausgezogenen Rocks machte, sagte der Baier: „Laß er die Tasch weg, oder er hat eins auf die Gosch."

Landsmannschaft wirkte sonst oftmals sehr nützlich, indessen bei dem Franzosen gar nicht. Er liebte den Deutschen mehr als seinen Landsmann, und der Engländer, was sich Niemand vorher dachte, wurde von ihm unbedingt verehrt. Der Emigrantenhaß war noch durchgehends merklich, und andere Franzosen wurden geradehin für Vagabunden erklärt. Größtentheils hatten sie wirklich Recht. Unter den Franzosen und Italienern waren die

militärischen Offizianten die Aergsten: Chirurgen vom obersten bis zum untersten, Intendanten, Feldpostbediente und dergleichen. Ihre Habsucht kannte keine Grenzen; Jeder klagte über sie. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Chef der neapolitanischen Post, einen gewissen Beaucourt, genau zu beobachten. Er stahl den ganzen Tag, und hatte mehrere Spürer im Solde, welche ihm Gold, Silber, Juweelen aufsuchen mußten. Im Hause seines abwesenden Wirthes selbst schien ihm ein Schrank reichhaltig, und er hatte gar nicht Unrecht. Er versuchte mit Dietrichen und andern wenig zerstörenden Instrumenten ihn zu öffnen, aber es wollte nicht gelingen. Aufbrechen durfte er nicht, weil es Gesetz zu sein schien, die eigenen Wohnungen zu beschützen. Man stahl hier nur ohne Geräusch, und sorgte wohl noch, den Diebstahl überhaupt möglichst zu verbergen, oder auf die Rechnung Anderer schreiben zu können. Stark in dieser Kunst war unter andern ein Oberst Menadier von der alten Garde, der das Haus, worin er wohnte, bedeutend leer gestohlen hatte, aber bei dem Abzuge doch meinte, man werde es ihm noch nachreden, daß er sich in Moskau als ein Mann von Ehre benommen habe.

Doch ich verliere den Herrn Beaucourt aus dem Gesichte. Es wohnte ein junger Engländer in dem Hause, der die Aufsicht über dasselbe aus Freundschaft übernommen hatte. Er wußte, daß der Schrank mit Silber gefüllt war, und öffnete ihn gewaltsam, als sich gerade das ganze Postpersonal zum auswärtigen Diebstahl entfernt hatte. Herr Beaucourt fand den Schrank erbrochen und ausgeleert. Er sah den historischen Zusammenhang sehr wohl ein, aber er gab sich keine Blöße. Er fluchte auf Soldaten-Impertinenz, die in seinem eigenen Quartier plündern könne, und von Ausmittelung und Erschießung des Thäters. Der ganze Hof war von gestohlenen neuen Wagen angefüllt, die zum Theil an Andere von der Armee verkauft, zum Theil in ihrer Form oder als Unterwagen mitgenommen wurden, indem man die Kasten abwarf und Gerüstkasten an ihre Stelle aufsetzte. Dieser Mann hatte ein Zimmer ganz in ein Magazin gestohlener Sachen verwandelt, und gewiß für vierhunderttausend Rubel Gold und Silber zusammengebracht. Um das letztere, zum bequemern Transport, in Stangen zu verwandeln, wurde ein Schmelzapparat auf dem Hofe eingerichtet; aber der hierzu angewandte eiserne Kessel brannte durch oder war schon durchlöchert, und das gestohlene Silber strömte über den Hof. Es fand sich indessen bald ein gutmüthiger russischer Goldschmied ein, welcher gegen gute Bezahlung das Geschäft kunstmäßiger vollendete. Es ist gewiß keine strafbare Schadenfreude, die ich mit Mehrern empfand, als diesem Hauptdiebe Alles von Kosaken wieder abgenommen, und er selbst, in einen elenden Schafpelz gewickelt, als Gefangener durchgeführt wurde.

Wenn ich, wie es schon beiläufig geschehen ist, den Grad der Plünderung nach subjektiver Nationalität bestimmen soll, so muß ich gestehen, daß der Franzose im Allgemeinen der Mildeste war. Mir ist dies Volk von Jugend auf sehr widrig gewesen; ich sog im siebenjährigen Kriege Franzosenhaß mit der Muttermilch ein: aber ich darf doch darum die Wahrheit nicht verschweigen, die ihnen Ehre bringt. Sie nahmen nur, was Nothdurft des Lebens erforderte, und nicht

Gold, Silber, Juweelen, nicht einmal Taschenuhren, wenn nicht der Einzelne ihrer besonders bedurfte. Die vorerwähnten Afterfranzosen, die Baiern und die Polen nahmen Alles, und verschleuderten es für den geringsten Werth, oder zerrissen und zerschlugen es. Auch die Würtemberger nahmen in wenigen Tagen dieselbe Methode an. Sie waren es, welche die beerdigten Leichen wieder ausgruben, und sogar boshaft zerstörten, was sie nicht nehmen konnten, oder in Geld zu verwandeln ihnen unmöglich schien.

Die im kaiserlichen Hofgarten zerschlagenen Statüen und ruinirten Brücken sind Denkmäler des Vandalismus. Nur diese hier zuletzt erwähnten Völker nahmen Kranken und Kindern die Bedeckung; nur sie schnitten aus unbedingter Habsucht das Tuch aus den Wagen, von den Billardtafeln, von den Stühlen. Der Franzose ließ sich nur durch die äusserste Noth dazu bewegen. Die Höflichkeit des Franzosen war bei seinen Gewaltthätigkeiten oftmals übertrieben, oftmals stand sie mit der Haupthandlung selbst im lächerlichsten Kontraste. Ein Offizier fand das Sopha in seinem Zimmer zum Nachtlager zu kurz. Er ließ eine Seitenlehne vom Tischler abnehmen, vor seiner Abreise aber wieder ansetzen, und blieb so lange dabei stehen, bis die Reparatur ordnungsmäßig vollendet war. — Mehrere Gemeine plünderten in der Nacht bei einem Professor der Universität, dessen Frau hochschwanger war. Der Mann bat für diese, und man gab ihm die Versicherung, sie auf das Aeusserste zu verschonen. Man ging auf den Zehen bei ihrem Bette vorbei und hielt die Hand vor das Licht. Man öffnete ihre Kommoden, machte sie aber wieder zu, mit der Versicherung, daß man von den Sachen, welche Madame gehörten, nichts anrühren werde. Bei aller dieser Höflichkeit nahm man aber dem Manne Alles, was er hatte und was man brauchen konnte.

Dieser Gräuel der Plünderung dauerte drei Wochen. Manche wurden drei-, viermal ausgeplündert. Durchstreichendes zerlumptes Volk nahm auch den letzten Flicken; wer mit keiner militärischen Bedeckung versehen war, hatte nicht mehr, als ein Hemde und ein Paar Strümpfe. Es fehlte an den kleinsten Bedürfnissen. Unterdessen war eine Munizipalität und eine Polizei errichtet, von welcher letztern sich nicht viel Gutes sagen läßt. Auch die erstere war ein buntscheckiges Gewebe. Russen, Deutsche, Franzosen, Italiener durcheinander; die Mitglieder Edelleute, Kaufleute, Comptoirbediente, Sprachmeister, Künstler, verabschiedete Offiziere. Indessen war sie muthvoll genug, sich zu bemühen, daß dem Unglück endlich ein Ziel gesetzt werde. Sie brachte die, welche des Trostes am meisten bedurften, die Ausländer ohne Dach und Fach, in einem Hause die Deutschen, in andern Franzosen und Italiener unter, und versorgte sie möglichst mit Bedeckung und Brod. Auch bewirkte sie, daß Buonaparte der Plünderung mit Kraft Einhalt that. Sie verhandelte dies durch Lesseps, der sich auch der Sache willig und thätig annahm, wenn gleich er mit Recht unter die barschen Franzosen gezählt wurde und gern zum Besten der Soldatenwildheit ein Auge zuthat. Wirkliche schlechte Thaten habe ich von ihm nicht gehört. Er hat nicht gestohlen, nicht geraubt, und seine Bedürfnisse, welche ihm nicht von der Intendantur geliefert wurden, baar bezahlt. Ich weiß

nicht, warum Arndt auf ihn zürnt und ihm Undank verwirft für Wohlthaten, die er in Rußland genossen hat. Ich habe andere Verbindungen zwischen ihm und Rußland nicht erfahren, als daß er mehrere Jahre lang französischer Konsul in Rußland war und sein Geld diese Zeit über in Rußland verzehrte. Buonaparte nahm ihn in seinen Feldzug wahrscheinlich mit, weil er der russischen Sprache mächtig war. Welchen Undank hat er nun gegen Rußland bewiesen? Er ist mir ein widerlicher, aber ich glaube kein schlechter Mensch.

Die Anstalten, welche Buonaparte gegen die Plünderung traf, waren folgende: Sie wurde bei Todesstrafe verboten, auch die Strafe vollzogen. Die Regimenter mußten täglich dreimal zu unbestimmter Zeit sich auf einem für jedes besonders bestimmten Platze versammeln; wer fehlte, wurde bestraft. Niemand durfte von einem Soldaten etwas kaufen. Allenthalben waren Wachen ausgestellt, welche einem Jeden die gestohlenen Sachen abnahmen und sammelten, die, wenn kein Nachgeschrei kam, an die Lazarethe abgeliefert wurden. Der, welcher die Sachen trug, wurde arretirt. Jeder, der im Hause oder auf der Straße bestohlen wurde, durfte den Thäter verfolgen, und die nächste Wache mußte ihn arretiren. — Dies half; die Ordnung war auf einmal wiederhergestellt.

Durch die veranlaßte Feuersbrunst mußte die Insubordination des in Moskau befindlichen Heeres allerdings auf den höchsten Grad geführt werden, weil es gar nicht übersehen werden konnte; aber es ist eine kühne und überdem eine ganz falsche Idee, dieserhalb der Lobredner jener Brandstiftung zu werden. Die Armee zog mit mehr Subordination aus, als sie eingezogen war. Die zuletzt einbrechenden Nahrungssorgen mochten auch das Ihrige dazu beitragen. Höchst selten hörte man Klagen über einzelne heimlich verübte Plünderungen. Nur die Obersten fuhren noch fort, Wagen, Pelze, Mäntel und andere ihnen nützliche Kleinigkeiten, deren Dasein ihnen verrathen war, den Eigenthümern aus dem Hause zu holen. Einer meiner Freunde war Augenzeuge, daß ein ehrliebender, zur Schutzwache kommandirter Korporal einen Obersten zur Thür hinauswarf und ihm das gestohlene Gut wieder entriß. Der Herr Oberst sollte arretirt werden, aber gute Worte retteten ihn. — Dagegen fuhr man, wie es auch nicht anders sein konnte, aber unter öffentlicher Autorität, fort, die Nahrungsvorräthe, deren Eigenthümer nicht gegenwärtig waren, sich zuzueignen; waren die Eigenthümer gegenwärtig, so wurden sie bezahlt, wenigstens die Bezahlung versprochen. Mehrere erhielten sie nicht, durch Betrug der Intendanten, auch wohl der Generale selbst, auch wohl zum Theil durch den schleunigen, unerwarteten Abmarsch. Wenigstens wurden einige Gläubiger hierdurch vom Mahnen abgehalten. Ueber betrügerische Zahlungen will ich nachher reden. Andere Magazine, besonders von Pelzen, deren Eigenthümer nicht gegenwärtig waren, wurden fortdauernd von Offizieren, Offizianten und Hofbedienten ausgeleert.

Buonaparte mußte, nach seinem stolzen Karakter, schon Vertrauen auf seine Befehle haben; er hat gegenwärtig auch wirklich gethan, was möglich war. Deshalb zog er alle Schutzwachen, welche er Instituten und Privatwohnungen gegeben hatte, ein. Dadurch stieg die Angst der

Einwohner höher, als sie bisher gewesen war. Man glaubte nicht mehr an eine mögliche Ordnung. Man suchte einzelne Soldaten zu gewinnen, welche ab- und zugingen. Man gab Feldmusikern, auch wohl Offizieren, die mit ihrem Unterkommen unzufrieden waren, Quartier, und verrammelte des Abends die Thüren mit Bauholz. Aber die Furcht war vergeblich; es ging besser, als man dachte. Den Einzelnen konnte man mit bewaffneter Hand hinauswerfen; in kleinen Räumen waren ja Viele zusammengedrängt. Dagegen wurde auf dem Lande, wohin der päpstliche Bannstrahl nicht reichen konnte, wo die Baiern, die Flamländer, Brabanter und Würtemberger hauseten, mit der höchsten Anstrengung fortgeplündert. Und hier war die Plünderung überhaupt böser, als in der Stadt. Hier hatte kein Soldat zu fürchten; die Rotten wurden sogar von ihren Offizieren angeführt. Wenn diese mit Beute beladen fortgingen, so traten zügellose Bauern in ihre Fußstapfen. Das Landschloß des Grafen Alexis Rasumofski zu Gorenki hat eine ewig fortdauernde Plünderung der Art erlitten, die gewiß ihres Gleichen nicht hat. Der Schade betrug über eine Million Rubel; doch soll dem berühmten, zu diesem Schlosse gehörigen botanischen Garten, ausser einigen Zerstörungen durch Frost, kein Schade geschehen sein. Die Feinde hatten auf diesen Landsitz einen besondern Haß geworfen. Der Vater des Grafen war Hettmann der Kosaken. Diese standen in der Nähe, weil Gorenki ganz mit Wald umgeben ist. Sie liebten um des Vaters willen den Sohn, und schlugen darum die ersten Plünderungen ab; ja, sie hieben einmal sechszehn Plünderer nieder. Dafür mußte denn der gute Graf, nach den Rechtsbegriffen dieser Menschen, hart büßen.

Auf dem Lande war Alles, wie in der Stadt, ohne Sinn und Verstand muthlos davon gelaufen; die Bauern waren zwar geblieben, aber wenn sich ein Franzose sehen ließ, liefen sie in die Wälder, woran sie auch recht thaten, da sie sich mit ihnen doch nicht hätten verständigen können. Aber schändlich war es, daß auch die Offizianten, größtentheils Deutsche, davon gelaufen waren. Sie hätten den Feind doch wohl durch Vorstellungen mäßigen können, die in der Stadt oftmals von guter Wirkung waren.

So war es in Gorenki nicht ganz der Fall. Hier war wenigstens der Direktor des dortigen botanischen Instituts, der Doktor Fischer, ein bekannter redlicher Mann und vortrefflicher Naturforscher, geblieben, dessen Vorstellungen aber nicht halfen; vielmehr wurde er selbst bis auf das letzte Hemd ausgeplündert. Aber wären hier die Russen nicht davon gelaufen, so wären die Bauern in Ordnung gehalten, wäre der Gärtner nicht davon gelaufen, so wären viele schöne Gewächse, welche gar nicht zu ersetzen sind, der Feindseligkeit des Winters entrissen worden.

Ich kann durch ein Beispiel den Beweis führen, was oftmals ein verständiger Fürsprecher wirken konnte. Auf der andern Seite Moskau's liegt ein Landgut des Fürsten Fedor Golizün. Hier war ein verständiger Aufseher, ein Tiroler, geblieben. Ich würde den thätigen Mann nennen, aber ich habe seinen Namen nie gehört. Er wurde von einem feindlichen Trupp überfallen. Auf seine Vorstellung quartierten sie sich ruhig ein; er befriedigte möglichst ihre Bedürf-

nisse und war immer freundlich mitten unter ihnen. Sie wehrten andere anstreifende Truppen ab, kein Bauer entfernte sich, und der ganze Verlust des Dorfes bestand zuletzt in zwei Kühen, welche, da die Hausvorräthe verzehrt waren, geschlachtet werden mußten.

In der Stadt war nun zwar Ruhe, aber der Mangel an Nahrungsmitteln wurde größer. Jeder verständige Mann war auch der festen Ueberzeugung, daß der Franzose bei der verkehrten Weise, wie er sich benahm, wovon ich nachher noch reden werde, sich nicht mehr lange werde halten können; und dann hatte man entschieden den Ausländer, den russischen Bauer und anderes heimisches Gesindel mehr zu fürchten, als den Feind. Dies bewog Viele, besonders junge Leute, die eine längere und beschwerliche Fußreise wagen konnten, zu dem Entschlusse, heimlich Moskau zu verlassen und auswärts Sicherheit zu suchen; aber sie kamen aus einer Traufe in die andere. Ich muß hierbei bemerken, daß gleich anfangs Mehrere, die theils zufällig in Moskau geblieben waren, theils das Ihrige bewahren wollten, und, was nachher begann, sich vernünftigerweise nicht denken konnten, den Entschluß faßten, davon zu gehen; aber fast Alle wurden durch Bauern oder militärische Marodeurs zurückgedrängt. Ich muß auch die Bemerkung machen, daß Kühnheit in den damaligen Verhältnissen durchgehends nützlicher war, als behutsame Sicherheitssorge. Ein Professor der Universität, den ein Zusammentreffen der widrigsten Verhältnisse in Moskau zurückhielt, wollte ebenfalls am fünften Tage nach dem Einmarsch der Feinde auswandern. Er war rein ausgeplündert, die Universität war niedergebrannt; er hatte für nichts mehr zu sorgen, aber das Schrecklichste zu erwarten. Seine Familie, glaube ich, hatte sich zur rechten Zeit mit Gelegenheit entfernt. Wider den Rath seiner Freunde, über den unbedeutenden Stadtgraben zu springen und sich durch die Wälder zu schleichen, hielt er es für besser, einen französischen Paß nachzusuchen und den geraden Weg einzuschlagen. Man war nicht so unartig gegen ihn, als Davoust in Berlin gegen Schleiermacher und Schmalz war, und zu seinem Unglück. Man machte ihm, als Gelehrten, gar keine Schwierigkeit; er erhielt den Paß. Aber eigentlich sah der Franzose wohl ein, daß nichts zu verrathen war, und ich weiß daher auch nicht, daß Ein Mann als verdächtig eingebracht worden wäre. Der gute Professor zog an, was er noch hatte, steckte seine Taschen voll, und wanderte ruhig zum Thor hinaus, in der einen Tasche den französischen, in der andern Tasche den ältern Paß. Er meldete sich ordnungsmäßig an der Thorwache, wurde sehr artig behandelt, vom wachthabenden Korporal sogar mit einem Glase Wein traktirt, und wanderte nun mit aller Zuversicht weiter. Aber er war kaum einige Hundert Schritte ins Feld gekommen, als er auch schon in die Hände des vor den Thoren herumstreifenden feindlichen Gesindels fiel, das über seinen Paß lachte, ihm den Ueberrock, die Weste, die Beinkleider auszog, den Rock wieder mit Höflichkeit anziehen half und nun zurückzugehen rieth, weil die Folgenden ihm auch noch die Stiefel ausziehen würden. Die Stiefel waren zerrissen, und schwerlich hätte sie Jemand genommen; aber der Mann mußte schon zurück, da es regnete und kalt war, weshalb er eine

weitere Reise ohne Ueberrock und Weste in bloßen leinenen Unterhosen nicht wagen konnte. Wahr ist es, mehrern Reisenden wurden auch das Hemd und die Stiefel ausgezogen.

Ich will nun die größere Gesellschaft verfolgen, welche ich vorher verließ. Alle der russischen Sprache mächtig, mit guten russischen Päßen und größtentheils zureichend mit Geld versehen, sogar mit National-Russen untermischt, traten sie ihre Wanderung nach Jaroslaw an. Sie trafen einige Kosaken, die freundlich mit ihnen zechten. Endlich gediehen sie an die Ratniks (militärisch organisirte Bauern). Man erklärte sie, aller Päße, alles Geldgebens, aller Vorstellungen ungeachtet, für Spione; dies war einmal die russische Losung. Man mißhandelte sie mit Stockschlägen, setzte ihnen die Piken auf die Brust. Es wären ohne Zweifel große verbrecherische Auftritte erfolgt, wenn nicht mehrere der Flüchtlinge bewaffnet gewesen wären und Anstalten getroffen hätten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Indessen wurden sie förmlich als Arrestanten behandelt und fortdauernd mit Schimpfreden gemißhandelt. Die Offiziere, welche zu diesem Korps gehörten, waren nicht gegenwärtig. Sie tranken in einer entfernten Schenke. Sie wurden herbeigerufen; rohe Menschen an sich und überdem betrunken. Diese stimmten ganz in den Ton des gemeinen Haufens ein, nahmen der Reisegesellschaft ihre Papiere und ihr Geld, wenn es nicht sehr verborgen war, ab, welches auch nie wieder zurückgegeben wurde, und ließen sie zum Gouverneur in Woladimir führen, der sie gütig behandelte, aber nach Jaroslaw schickte. Nach langen, marternden Untersuchungen wurden sie frei.

Es schien, als wenn zu der dortigen Gegend, wo man einzig Sicherheit suchen konnte, der Geist Moskau's übergegangen war. Alles und Alles, der ruhigste Ausländer hieß nun ein Spion. Ein junger geschickter Braunschweiger, Namens Pfannkuchen, war dort Hauslehrer bei einer adelichen Familie auf dem Lande. Ohne sich nur der mindesten zweideutigen Aeusserung schuldig gemacht zu haben, wurde er abgeholt, um die Reise nach unwirthbaren Gegenden anzutreten. Gemißhandelt von Bauern und Ratniks, von Schrecken und Angst erschüttert, gab er seinen Geist während der Reise auf. Er war vorher in Moskau; Jeder kannte ihn als einen bescheidenen, ruhigen Mann. — Die Frau eines Kapitalisten, Namens Laimont, welcher aus Furcht vor den Bauern nachher mit den Franzosen flüchtete, und wahrscheinlich auch mit diesen erfroren oder verhungert ist, eine geborne von Zastrow aus Berlin, eine zarte, angenehme Frau, fand auch Gelegenheit, nach Jaroslaw zu flüchten. Sie hatte einige Proklamationen von Buonaparte mitgenommen — deren nachher erwähnt werden soll — und zeigte sie, ohne Arg und Theilnahme, einigen Bekannten. Sie wurde sofort tiefer ins Land versandt, und soll, worüber ich aber keinen Beweis habe, vorher die Pelette erhalten haben. Ein Berliner, der länger als ich in Moskau sich aufhielt, hat mir jetzt erzählt, daß sie, auf der Rückreise begriffen, ihm zu Ende des Jahres 1814 aus Saratow geschrieben, und also ihr Leben gerettet habe. — Ich bin bei solchen Privatverhältnissen weitläufiger und bestimmter, als ich wohl sein sollte; aber ich glaube dadurch das Gute zu stiften, mancher bekümmerten Familie Auskunft über ihre Angehörigen zu geben.

So war denn weder in noch um Moskau Sicherheit zu finden, am wenigsten auf dem Lande, wo man stündlich befürchten mußte, von den Bauern ermordet zu werden. In der Ukraine soll es besser gewesen sein; aber da regierte wieder ein verdächtiger polnischer Geist. Doch rühmte man auch von einigen Gouverneurs im Innern ein ruhiges, verständiges Verfahren. Selbst in St. Petersburg war es ganz anders; aber hier hatte Alexanders sorgende Güte und Behutsamkeit dem patriotischen Wahnsinn zeitig Schranken gesetzt.

Ehe ich das Gemälde der Plünderung vollendet erachten darf, muß ich noch einige Worte über die Kirchenplünderungen äussern. Ausser den katholischen und protestantischen Kirchen, waren fast alle griechischen Kirchen und Klöster von ihren Geistlichen verlassen. Auch ein protestantischer Prediger war gewissenlos davon gegangen. Die mit ihren Geistlichen und Religiosen versehenen Kirchen und Klöster wurden bis auf den letzten Augenblick verschont; doch suchte man fremdem verborgenen Gut nach, und nahm davon, was man brauchen konnte. Ein Trupp, der sich einer Kirche bemeistern wollte, wurde von den muthigen Geistlichen hinausgeworfen, und Keiner kam wieder. Die Munizipalität bestimmte einige Geistliche, öffentlichen Gottesdienst zu halten, und der Feind hörte ihn ehrerbietig mit an. In einem Nonnenkloster soll die Zucht etwas gelitten haben; aber von einer Gewaltthätigkeit sprach Niemand.

Ehe der Brand überhand nahm, wurde keine Kirche, kein Kloster angerührt. Nun aber wurden sie aufgebrochen — immer nur die, welche nicht in Aufsicht waren — und in Soldatenquartiere, Pferdeställe und Schlächtereien verwandelt. Da nahm man denn freilich die silbernen Glorien und Bekleidungen der Heiligenbilder. Farbige Edelsteine, womit man sie auch wohl zu zieren pflegt, brach man, wie man mir gesagt hat, nicht aus, weil man ihren Werth für zu unbedeutend hielt. Man sagt, Buonaparte habe befohlen, aus den Kirchen auf dem Kremlin mehrere Silbergeräthe, unter andern einige Kronleuchter, zu plündern. Allein verständige Menschen widersprachen, und ich bin von der Gründlichkeit ihres Widerspruchs selbst überzeugt. Für ihn waren dies immer nur Kleinigkeiten, da man das Erheblichste fortgeschafft hatte. Ist da etwas der Art genommen, worüber ich nie etwas Bestimmtes habe erfahren können, so ist es nicht auf seinen Befehl geschehen.

Nur zwei Gegenstände sind unmittelbar durch ihn genommen, welche aber gar keinen Werth hatten. Er ließ das Kreuz von dem großen Iwansthurme (Iwan weliki) auf dem Kremlin herunter, und einige Abbildungen alter Rüstungen mit Drathpanzern, wie sie jetzt die Baschkiren-Offiziere zum Theil tragen, aus dem kaiserlichen Schlosse auf dem Kremlin nehmen, um beides, zu einiger Sättigung seines Stolzes, da er etwas Besseres nicht finden konnte, zu Paris im Triumph einführen zu lassen. Einen andern Beweggrund konnte er nicht haben. Das Kreuz war den Russen von Werth, weil es geweiht war. Indessen muß ich doch bemerken, daß kein Deutscher durch Gold bestimmt werden konnte, es herabzuholen, aber ein Russe war für geringe Vergeltung sogleich dazu bereit. Buonaparte konnte als verständiger Mann wohl begreifen, daß man kein goldenes oder silbernes Kreuz von solcher Größe auf den Kirchthurm stellen würde, wie einige

Schwätzer vermutheten. Ob er es wirklich der Mühe werth geachtet hat, diese große Masse Eisen nach Paris fahren zu lassen, weiß ich nicht. Rastopschin wollte zwar von sich behaupten, er habe das vergessene Kreuz im Schutte des Kremlins wieder gefunden; aber auch der geringste Mensch glaubte ihm nicht, weil er es dem Volke nicht gezeigt und er allen Glauben verloren hatte. Der Erzbischof Augustin ließ ein anderes verfertigen und, nach erfolgter Weihe, aufstellen. Dieser aufgeklärte, gebildete Mann bekannte ehrlich, daß es ein anderes sei. Jene Holzklötze mit Drathpanzern überzogen, wahrscheinlich das Machwerk eines rohen, ungebildeten Russen aus älterer Zeit, standen in einem gemeinen Bedientenzimmer des Schlosses auf dem Kremlin, und wahrscheinlich hatte schon lange kein verständiger Mensch davon Notiz genommen. Ich erinnere mich, von ihrer Ankunft in Paris etwas in den Zeitungen gelesen zu haben; aber Alexander hat es nicht der Mühe werth geachtet, nach diesen Erbärmlichkeiten in Paris zu fragen. Sie hatten wirklich nur noch Werth für das Kaminfeuer.

Ich kann hiermit die Spezialgeschichte der feindlichen Plünderung in Moskau schliessen. Ich setze nur noch hinzu: Niemand weiß, daß ein General, noch weniger ein Marschall oder Buonaparte, etwas genommen habe. Die Lebensmittel wurden ihnen geliefert, und waren daher unstreitig genommen, wenn gleich sie, wie man mich versichern wollte, Buonaparte für baares Geld angerechnet wurden. Pelze, weiß ich selbst, kauften er und einige Marschälle für baares Geld; ein Grieche, Namens Bubukin, wurde noch um einen schwarzen Bärenpelz betrogen, den Herr B— zwei Stunden vor der Abreise, auf den Namen des Marschalls Mortier, für zweitausend Rubel kaufte. Ich habe den Namen nicht ausgeschrieben, weil dieser Mensch durch eigene Verstandesschwäche und Irreführung von Seite seiner Frau fiel, auch nachher durch ein hartes Schicksal, ebenfalls durch seine Einfalt herbeigeführt, überflüssig bestraft wurde; er war nichts weniger als bösartig. Wie Buonaparte Alles übertrieb, so ließ er sich auch einen Pelz von schwarzem Fuchs machen und mit Zobel füttern.

Ich muß nun noch eine Anklage des feindlichen Heeres berühren, die auch Arndt in seiner bekannten Kraftsprache recht ernstlich bestätigt hat. Man hat ihm die gröbste Nothzucht Schuld gegeben. Ich muß gestehen, nichts als dies kann ich kräftiger und heiliger nach meiner Ueberzeugung für baare Lüge erklären. Auf dem Lande war wenigstens Weib und Kind davon gegangen, wo sich nur ein Franzose blicken ließ, und sie kamen nicht zurück, bevor sie nicht von einer Ordnung versichert waren, durch welche sie ganz sichergestellt wurden. So weiß ich denn, daß auf dem vorerwähnten Gute des Fürsten Galizin, wohin Weiber und Töchter, von Ordnung überzeugt, wieder zurückkehrten, dergleichen nicht vorgefallen ist. In Moskau selbst hat, ausser einem Falle, den ich nachher berühren will, Niemand ein Wort hiervon vernommen. Es war ein Verbrechen, das unbedingt mit dem Tode bestraft wurde. Und wozu denn Verbrechen ohne Zweck? Alles kam ihnen ja willig entgegen. Mangel der Befriedigung, Neugierde, Gewinnsucht und wirkliche Nahrungssorge öffneten alle Arme. In dem Gewimmel von Sklavinnen, die blind und ohne allen Rückhalt animalischen Trieben folgen, unter denen die Mutter

die Tochter, diese die Mutter, die Schwester die Schwester verkuppelt, wenn die Kupplerin gezwungen ist, mit dem mittelbaren Gewinnste vorlieb zu nehmen; wo überhaupt das Schandbarste sich von dieser Seite entwickelt, was kaum die Phantasie ergrübeln kann — da ist wohl an keine Nothzucht zu denken. Dazu kam, daß alle öffentliche Mädchen, welche an dem vorerwähnten abentheuerlichen Luftball Rastopschins gearbeitet hatten, in Moskau blieben. Gewiß waren tausend solcher Geschöpfe in Moskau, und Tausende trieben sich in den Kantonnirungen auf dem Lande herum. Man hing sich klettenartig an; der Franzose konnte sie nicht abschütteln. Ein Offizier, der bei einem meiner Freunde wohnte, bat diesen, ihm vor den Mädchen des Hauses Ruhe zu verschaffen, weil er sich mit ihnen nicht verständigen könne, und sie nicht gern fühlbar zurückweisen wolle. Uns Deutschen brachte die Franzosen das venerische Uebel; in Rußland wurden sie dafür in reichlichem Maaße bestraft: ein Drittheil der Armee büßte für den russischen Wollustgenuß.

Kurz vor dem Abzuge der Franzosen hörte man ein Geschrei auf einem Hofe, nahe an einer Kirche, auf der Misnitzky Ein Bekannter von mir ging hinein und fand zwei Soldaten in Thätigkeit, um an einem zwölfjährigen Mädchen Gewalt zu thun. Er sprang zurück, um Hilfe zu rufen, und stieß gleich vor der Thür auf einen Offizier, der mit Heftigkeit bereit war, dem Unfug zu steuern. Er hieb einem Soldaten, der mit gezogenem Säbel dem Mädchen drohte, kräftig über den Arm, und führte Beide fort. Der Denunziant mußte mitgehen. In einer halben Stunde waren Beide erschossen. Dies einzig habe ich erfahren, und vielleicht hat Niemand sich mehr als ich bemüht, den Feind zu beobachten.

So war denn zwar nicht die Noth vorüber, aber öffentliche und häusliche Ruhe war doch einigermaßen wieder heimgekehrt. Mit Sicherheit konnte Einer zu dem Andern gehen. Kein Raub auf der Straße, keiner im Hause, wenn man sich vor russischen Hausgenossen sicher zu stellen wußte; diese stahlen des Nachts, aus Dankbarkeit für gute Aufnahme, die ausgezogenen Strümpfe neben dem Nachtlager. Der Nothleidende konnte bei dem Freunde Hilfe suchen; der Kranke — und beinahe war Jeder krank — konnte in die Hospitäler gehen und einen Arzt berathfragen. In der Stadt waren nur noch zwei Aerzte, wovon der eine selbst krank darnieder lag. Auch nur die beiden unter der Aufsicht der Kaiserin Mutter stehenden Hospitäler hatten ihre Aerzte behalten, die, mit der höchsten Noth kämpfend, den größten Theil ihres Vermögens einbüßend, doch in ihrem Berufe nicht wankten. Diese redlichen Männer verdienen öffentlich genannt zu werden; sie waren der Kollegienrath Oppel und der Hofrath Damm. Der Letztere, auch noch mit feindlichen Kranken überladen, besorgte demungeachtet, ausser dem Peter-Paul-Hospital, dem er eigentlich vorgesetzt war, auch noch das viel größere Golizünsche Hospital, dessen Arzt ebenfalls davon gegangen war. Drei Apotheken waren von dreiundzwanzig übrig geblieben, und der Feind beschützte sie aus eigenem Interesse. Viele bezahlten allerdings die empfangene Medizin nicht; aber jene halfen sich auf der andern Seite. Da der Franzose mit Papiergeld nichts zu thun haben wollte, so liessen sie sich die Taxe nach Banko-Assignationen

in Silber bezahlen, also vierfach. Aber ihre unglücklichen Mitbürger behandelten sie nicht nach diesen Grundsätzen; vielen wurde die Medizin unentgeldlich gegeben. Diese drei Apotheken verdienten viel Geld; und da sie in Moskau's vorherigem Wohlstande diejenigen waren, welche den wenigsten Absatz hatten, so war es ein eigenes Spiel des Schicksals, daß gerade sie den Flammen entrissen wurden.

Während dieser Ruhe suchte Jeder nach seiner Art sich wieder einzurichten; man durfte nun wieder Geld sehen lassen. Man kaufte, borgte und bettelte sich Bekleidung. Andere machten öffentlich Wechselgeschäfte. Noch andere suchten verborgene Waaren hervor und verkauften sie dem Feinde für ungeheure Preise in Banko-Assignationen, welche dieser nicht achtete. Der Feind verpackte und versandte das gestohlene Gut, und schmolz Silber und Gold, wobei ihm ein italienischer Bildhauer, gegen guten Gewinnst, treulich half. Die von ihm angelegte Schmelzerei war permanent. Auch mir sei es erlaubt, diese Zwischenzeit zu benutzen, um zu überrechnen, wie es jetzt in Moskau aussah; denn erst jetzt durfte man sich umsehen.

In dem Innern der Häuser mußte, in der Regel, fortdauernde Noth sein; aber man war doch vergnügt über die gegenwärtige Ruhe, wie ein Schiffbrüchiger, der an das Ufer geworfen wird, wenn gleich das Brett, worauf er schwamm, sein ganzes Eigenthum ausmacht. Man war glücklich, denn ein Freund sah den andern. Die Häuser der Ausnahmen, welche zufällig das Übrige gerettet hatten, trösteten mit frugaler Gastfreiheit den verarmten oder doch gegenwärtig dürftigen Freund; Andere — man hat mir indessen, zur Ehre der Menschheit, nur zwei Häuser der Art nennen können — wiesen den Leidenden mit der Klage ab, daß man doch immer noch wegen der Zukunft sorgen müsse, und schwelgten dann mit französischen Gästen. Die Munizipalität kam aus ihren Schafpelzen und zerrissenen Hosen, und konnte sich allenfalls neben der Polizei, welche in schönen Pelzen und eleganten Equipagen stolzirte, sehen lassen. Der Gottesdienst begann wieder, zugleich aber auch die französische Komödie. Sie wurde auf dem Privattheater des Generals Bosniakow gegeben.

In der großen niedergebrannten Stadt konnte man sich nicht mehr finden. Straßen, Höfe, Gärten, Alles war Eins. Die Verwirrung wurde dadurch größer, weil man vielfach quer durch die Eigenthumsplätze Straßen eröffnet hatte, und die wirklichen Straßen mit Schutt und Brandbalken überdeckt waren; in den Gegenden, wo nur hölzerne Häuser standen, war kein Stock zu finden, woran das Auge einen Anhalt hätte finden und eine Rückerinnerung hervorrufen können. Alle leere Plätze, wo nur noch ein Grashalm war oder etwas des grün gewesenen Grases schimmerte, waren in Viehweiden verwandelt; d. h. sie waren mit verhungerten Pferden überdeckt, welche ihr Leben kümmerlich zu fristen suchten. Denn wenn ein Pferd der dürftigen Kost unterlag, so überließ man es seinem Schicksal, und nahm ein anderes, welches noch Kräfte auf einige Tage hergeben konnte. Unter diesen zwischen Leben und Tod schwankenden Kreaturen lagen unzählige Aeser herum, woran ganze Schaaren von Hunden kauten, die ohne Herren und ohne Obdach waren. Sie hatten nomadische Heerden gebildet,

die in Eintracht in den Brandstätten hauseten, und neben ihnen darbten unglückliche Menschen in den Kellern. Die bedeutendsten Palläste der Stadt — kaum drei ausgenommen — waren niedergebrannt; alle öffentliche Gebäude waren nicht mehr, ausser denen, welche auf dem Kremlin standen, dem diplomatischen Archiv, das in sorgsamer Aufsicht geblieben war, und dem Pulvermagazin vor dem Thore. Es ist zu verwundern, daß dieses so unversehrt blieb, da es von den Franzosen erst späterhin in Aufsicht genommen wurde. Die Kirchen und Klöster waren von den Flammen kaum gezehntet. Nur einige vom Feinde aufmerksam besetzte Vorstädte, ein Theil der Pakrowka, der Misnitzki, der Twerskoi, einzelne mit achtsamen Wirthen versehene Häuser auf dem Bouvelard und der Nikitzki, der ganze Lubiänka, Tschistiprud und die Schmiedebrücke waren gerettet.

Erst jetzt fing man laut an, das große Feuerwerk, das wenigstens vierhundert Millionen gekostet hatte, und seine Urheber zu verfluchen. Jetzt wäre alle Vaterlandsliebe verschwunden, hätte sie nicht der Gedanke an Alexander, und bei dem Deutschen besonders tief liegender Franzosenhaß erhalten. Jeder überrechnete nun den Privatverlust des Einen und des Andern, und dann besonders seinen eigenen. Da fanden sich denn wieder trübe Gesichter und weibische Thränen, die aber Hoffnung besserer Zukunft bald wieder verwischte. Der Staat oder die Krone, wie man in Rußland sagt, hatte ausser den Gebäuden wenig verloren, weil, wie schon vorher erwähnt, ihre Schätze zeitig weggeführt worden waren. Sie hatte aber auch wenige Schätze in Moskau, selbst die Geräthe der Palläste waren ohne bedeutenden Werth. Alles, was sie Bedeutendes in Moskau hatte, waren die Reichs-Antiquitäten auf dem Kremlin, welche man gewöhnlich den Schatz zu nennen pflegte, und das Museum der Universität. Dieses war gewiß von großer Bedeutung, wie es schon die gedruckte Beschreibung eines Theils desselben, des Demidowschen Museums, beweiset. Eine große Sammlung, größtentheils von Naturalien, aber auch von schönen Kunstsachen, zwar in mancher Hinsicht, wie dies immer der Fall ist, unvollständig, aber doch von schönem und seltenem Gehalt, der für Geld, wie überhaupt eine solche Sammlung, nicht leicht, wenigstens erst durch einen langen Zeitraum wieder zusammengebracht und ersetzt werden kann. Die Sammlung war wirklich in mancher Hinsicht unschätzbar, und durch die unermüdete Thätigkeit des trefflichen Naturforschers G. Fischer fand sich Alles in der besten Ordnung. Sie war das einzige Separat-Institut der Universität von Erheblichkeit; denn die Bibliothek, der botanische Garten, aus dem viel hätte gemacht werden können, der astronomische, physikalische und der chemische Apparat besonders waren schlecht, unter aller Kritik. Ich glaube nicht, daß ein Apotheker im kleinsten Landstädtchen Deutschlands ein so elendes Laboratorium und dazu gehörigen Apparat aufweisen kann, als beides bei der, man kann sagen, ehemaligen Universität zu Moskau war. Das Museum war das, was bei den Russen der ganzen Universität Werth gab, und man arbeitete nicht allein, es zu erhalten, sondern auch durch Tändeleien ihm Namen zu geben, mit einem Kostenaufwand, der es unmöglich machte, an andere Institute das Mindeste zu wenden.

Ich spreche hier dem Urtheil sehr verständiger Männer bei der Universität nach, die leider alle, um der Universität ganz den Stoß zu geben, nicht mehr sind, und die ich daher, ohne ihnen Verfolgung zuzuziehen, nennen kann: Pankewitsch, Strakow, Reinhard; der Letztere besonders ein redlicher, nützlicher Mann, den ich oft sah und sehr liebte. Ich brauche nur zu bemerken, daß man besonders und eigentlich für das Museum einen Zeichner, einen Kupferstecher, einen Vogelausstopfer mit gutem Gehalt unterhielt; daß man sogar drei dazu für den Zweck äusserst ungeschickte Menschen, in Gesellschaft eines Wiener Tischlergesellen und nachherigen Mineralienhändlers, mit schweren Kosten durch Sibirien reisen ließ, um Mineralien für das Museum zu sammeln. Der Ausbeute der Reise zu erwähnen, ist hier der Ort nicht. Für ein solches Institut hätte man doch wohl etwas thun sollen. Aber mit Murawiefs Tode, dessen Sorge für die Universität unablässig war, und der sie wirklich schon erheblich gemacht hatte, fing sie schon wieder an zu verschwinden. Denn die Kuratel des Grafen Rasumowski hatte allen guten Willen, und erhielt redlich. Aber er wurde zu schnell Minister. Ich will nicht untersuchen, welches Unglück der armen Universität den Paul Kutusow, einen Brudersohn des berühmten General-Feldmarschalls, als Kurator zuführte. Ich habe ihn nicht genau gekannt, und getraue mich daher nicht, ihn ganz zu zeichnen. Aber gewiß ist es, daß von dem Beginnen seiner Kuratel an Alles gegen den Strom ging, und daß immer das Gegentheil von dem geschah, was zum Flor der Universität hätte beitragen können. Auch hier darf ich mich wohl nicht weiter vereinzeln, da es nicht zur Sache gehört; doch aber muß ich es berühren, daß er nicht den geringsten Entschluß für eine kräftige Sicherheit der Universität äusserte, welches denn die Universität, da auch ihr Rektor ohne alle Energie war und ihm nicht in die Zügel griff, sehr theuer bezahlen mußte. Es ist wahr, es mochte damals wohl schwer sein, so viele Pferde und Wagen aufzufinden, als zum Fortbringen des Ganzen erforderlich waren. Aber man konnte ohne viele Mühe eine Barke bekommen, und das ganze Museum und das Personal der Universität selbst einschiffen. Mehrere Privatpersonen mietheten oder kauften Barken. Aber man that nichts, gar nichts weiter, als daß die kleine Münzsammlung der Universität und die des Rektors, von dem Museum aber einige sehr seltene und kostbare Sachen in zwölf Kästchen gepackt und weggefahren wurden. An Geld konnte es nicht fehlen, da die Professoren und Offizianten auf eigene Kosten reisen mußten, und die Kasse der Universität hinlänglich versehen war. Der Kurator ging, weit getrennt von dem übrigen, aber auch größtentheils in sich getrennten Personal der Universität, mit seiner Familie nach Kastroma; er so wenig als der Rektor verordneten die mindeste Aufsicht über die Universität, und so ging denn Alles zu Grunde.

Der Feind nahm nichts, und das Haupthaus, worin das Museum, die Bibliothek, der physikalische und astronomische Apparat befindlich waren, blieb bei dem Brande auf der Universität stehen. Erst nachher kam es, umgeben von nicht brennenden und unverletzt gebliebenen Häusern, durch eine unbedeutende Veranlassung in Brand, welchen man durch einen Eimer Wassers hätte abwenden können, wenn nur die mindeste Aufsicht da gewesen wäre. Bei der

Größe und der Unersetzlichkeit des Verlustes — das Gebäude allein ist nicht für achthunderttausend Rubel herzustellen — wer sollte da nicht jammern über die Fahrlässigen! — Ich habe darum bei dem Untergange dieses Instituts mich länger verweilen müssen. Nur über Eins will ich hier noch klagen. Auch das Boot verbrannte, welches Peter der Große eigenhändig gezimmert hatte, und das in einem kleinen Häuschen neben dem Admiralitätsthurm aufbewahrt wurde. Wie leicht hätte man diesen merkwürdigen Nachlaß des großen Mannes fortschaffen können!

Ich komme nun auf Buonaparte's eigenes Treiben in Moskau zurück. Sein häusliches Beginnen ist mir ganz fremd geblieben, da ich Niemanden von seiner Umgebung gekannt habe, und die Relationen Anderer, welche nicht besser unterrichtet sein konnten, nicht als Wahrheit anerkennen, also auch nicht wiedergeben kann.

Kaum waren die Franzosen in Moskau, als auch schon der Ruf erscholl, daß sie falsches Papiergeld mitgebracht hätten. Es war auch wirklich in Umlauf; Mehrere hatten es in Händen gehabt Es war schön nachgeahmt, doch augenblicklich zu erkennen. Denn auch die Unterschriften waren gedruckt, und besonders die Unächtheit der untersten sehr erkennbar. Es konnte nicht fehlen, daß man ohne Bedenken Buonaparte selbst die Schuld gab. Diese Anklage erhielt sich, und soll sich bis jetzt in Rußland und zum Theil im Auslande erhalten haben. Ich habe mir viele Mühe gegeben, um über den Ursprung dieser verfälschten Assignationen Gewißheit zu erhalten, aber meine Mühe ist vergeblich gewesen. Ich kann nichts, als meine Vermuthungen mittheilen, die aber Buonaparte das Wort reden. Mehrere französische Generale, von deren Redlichkeit ich um so mehr überzeugt bin, da sie, zum Theil aus der ältern Republik Hollands adoptirt, Buonaparte nichts weniger als zugethan waren, versicherten feierlich, daß dieses falsche Papiergeld auf seine Veranlassung weder verfertigt noch in das Land geführt, sondern, wenn auch ein französisches Fabrikat, dennoch bloß eine Unternehmung der polnischen Juden wäre. Folgendes redet für diese Meinung:

Die polnischen Juden suchten sie auszugeben, allein vergeblich, und mit ihnen verschwanden sie auch wieder; denn nachher waren sie so selten, daß Mehrere, welche ein Exemplar davon wünschten, keins zu Gesicht bekommen konnten. Ich selbst habe das erste nach der Befreiung Moskau's gesehen, welches mir als Seltenheit gezeigt wurde. Ich glaube nicht, daß für zehntausend Rubel in Umlauf waren; solche kleine Schelmerei wäre für den großen Länderräuber zu unbedeutend gewesen. Es war kein Blatt von diesen Papieren in den Händen der Generale, Offiziere und gemeinen Soldaten. Sie bezahlten noch in der letzten Stunde mit baarem Gelde oder gültigen russischen Papieren. Nur vielleicht ein Handelsgenosse der polnischen Juden, der Kommandant der Stadt, General Milhaud, gab dem Commis eines deutsch-englischen Handelshauses für ein Faß rothen Wein sechshundert Rubel in solchen gefälschten Papieren, der aber, ein guter gerader Böhme, sie ihm, wenn ich nicht irre, auf der Stelle zurückgab. — Buonaparte kannte Rußland, außer den geographischen Verhältnissen, wenig; aber gewiß wußte

er doch, daß Rußland mit Papiergeld überschwemmt ist, daß nur Silber und Gold fehlt. Er wollte nicht als Ueberwundener, er wollte als Ueberwinder in Rußland sein. Als solcher konnte er wohl darauf rechnen, daß große Massen Papiergeldes in seine Hände kommen würden, wie es auch, bei all seinem Unglücke, der Fall war. Und wozu sollte denn überhaupt jener Betrug abzwecken können? Wenn er denn auch für zwei Millionen — wie es nicht möglich gewesen wäre — abgesetzt hätte, welch ein elender Gewinnst war es immer auf einem so abentheuerlichen Ritterzuge! Und was konnte seine Ehre dabei gewinnen oder verlieren, wenn er so viel gewaltsam oder betrügerisch aufzwang, oder wenn er auf der andern Seite eben so viel mit den Waffen in der Hand geradehin erpreßte? — Ich glaube, im ersten Falle war er weit schlimmer daran, denn man schimpfte nicht nur hinter ihm her, sondern man spottete auch über seine Erbärmlichkeit. Ich kann keinen Grund auffinden, ihm jene Papierverfälschung zuzuschreiben.

Sobald die Eroberung Moskau's vollbracht war, glaubte Buonaparte nichts gewisser, als die baldige Abschliessung des Friedens. Er fühlte es noch zu lebendig, wie rasch ihm der Wiener Friede dargeboten wurde, sobald er die Residenz erobert hatte. Moskau war für Rußland von größerer Erheblichkeit. Es lag im Mittelpunkte des kultivirten Rußlands und war der Nerv des Reichs. Bis dahin hatte er Rußlands Kraft nicht wahrgenommen, sondern die äusserste Schwäche desselben. Welche andere Erfahrungen hatte er als Eroberer von Wien? Er zog mit einem geschlagenen Heere ein, und sah nichts als Kraft um sich her. Damals hatte er Bundesgefahren zu fürchten; jetzt war Alles mit ihm im gezwungenen Bunde. England konnte ihm hier keine Diversionen machen; Rußland stand ganz isolirt da. Den kleinen ihm gebliebenen Heereshaufen konnte sein kolossales Heer zermalmen. So mußte er zu sich selbst mit hohem Vertrauen sprechen; so mußte er an den Frieden glauben, sobald er ihn nur anbot. Dies that er. Er machte den Feldherrn Kutusow zum Mittelsmann. Den Kaiser wußte er nicht zu finden oder nicht zu erreichen. Wir wußten in Moskau sehr wohl, wo er war; aber der Feind blieb über seinen Aufenthalt in Ungewißheit. Es verbreitete sich endlich im feindlichen Heere sogar die Sage, daß er nicht mehr am Leben sei. Kutusow nützte Buonaparte's Glauben so lange er konnte, um unterdessen eine Armee zu sammeln, nun bekannt mit der Stärke des Feindes ihm zunächst zu widerstehen, und, da besonders bei dem Mangel aller Rekrutirung der Feind nothwendig mit dem kommenden Winter sehr geschwächt werden mußte, mit mehrerm Glücke einen Winterfeldzug gegen ihn zu unternehmen. Er schmeichelte ihm kräftig mit Friedenshoffnung, äusserte selbst wegen der Verzögerung alle Unzufriedenheit, entschuldigte sie aber mit der weiten Entfernung des Kaisers. Man sagte allgemein — französische und nachher russische Generale bezeugten es —, daß er eine gefälschte, zwischen dem Kaiser und ihm angeblich geführte Korrespondenz in Buonaparte's Hände fallen ließ. Unterdessen ließ Buonaparte, so gut es ging, den Mängeln seiner Truppen nachhelfen, hielt große Parade auf dem Kremlin, und ließ die junge Garde, die bei Smolensk Fehler begangen haben sollte, zur Strafe täglich eine Stunde kompagnienweise exerziren. Im Kremlin selbst wurde er von der Grenadiergarde und seinen

Leibküraßieren bewacht. Jedem, der nicht zum feindlichen Heere gehörte, war der Eingang streng verboten. Er ritt fast täglich in der Stadt spazieren, gewöhnlich auf einem kleinen arabischen Schimmel, begleitet von einigen Generalen, Adjutanten und fünfzig Mann Uhlanen. Er sprach auf der Straße mit Niemanden; ich habe nicht einmal bemerkt, daß er bei diesen Spazierritten mit einem seiner ihn begleitenden Generale gesprochen hätte. Vielfach hielt sich ein russischer General ausser Diensten, welcher, wenn ich nicht irre, Sagräzki hieß, zu ihm, und führte ihn in Moskau herum. Dieser kam hierüber nachher, und wohl mit Recht, in Untersuchung, da er sich allerdings sehr verdächtig machte. Es hat aber Niemand darüber Erfahrungen gemacht, daß er in irgend einer unpatriotischen, schlechten Verbindung mit ihm gewesen wäre. Er kannte kein anderes Mittel zur Erhaltung seiner Existenz, und machte daher, wie so Viele, ein freundliches Gesicht zum schlechten Spiel. Er fiel nur auf, weil er es zu freundlich machte. In das Schauspiel ging Buonaparte so wenig, als irgend einer seiner Marschälle; aber mit Duroc spielte er des Abends zuweilen Karte.

Nach vierzehn Tagen verschwand sein Friedenstraum. Er erkannte seine Täuschung, und der Mordbrand mochte auch wohl dazu beigetragen haben, ihm die Augen zu öffnen. Er ergriff nun wieder den Entschluß, den Frieden zu erzwingen, und Moskau so lange besetzt zu halten, bis er ihn erzwungen hätte. Murat mußte mit seiner italienischen Armee und einigen ihm zugetheilten Linientruppen, besonders Polen, südlich vorrücken, um das Andringen einer russischen Armee abzuhalten, oder diese aufzusuchen und zu schlagen. Einige Obersten meinten, daß die Russen den Spaniern Hilfstruppen zuschickten, welche man abschneiden wolle!! — Schon der Anfang dieser Einrichtung gelang nicht zum besten. Der Uebergang über die Pachra wurde ihm erschwert; er mußte ihn mit vielem Verlust erzwingen. Ich bin kein Augenzeuge davon gewesen, und die mir mitgetheilten Nachrichten waren nicht glaubhaft; ich darf mich daher nicht vereinzeln.

Auf der andern Seite sollte ein Korps nach Petersburg gehen. Buonaparte hatte noch viel Vertrauen auf Oudinot, Macdonald, selbst auf die Preussen. Als diese von den Russen, welche sie nicht verstanden, angegriffen und dafür derb zurückgeschlagen wurden, verkündigte es Buonaparte mit vielem Lärm und mit großer Erhebung der Preussen. Schon war ein Halbdeutscher, ein Hofrath K... r, der sich mit Unterricht reichlich ernährte, aber entschieden mit dem Feinde in engerer Verbindung stand — schon war dieser in voller Thätigkeit, um eine Topographie des Weges zu entwerfen. Er war vorzüglich damit beschäftigt, die auf beiden Seiten der großen Straße liegenden größern Landgüter, die Seelenzahl der Unterthanen, die Eigenthümer, ihre Wohlhabenheit und Nichtwohlhabenheit anzugeben. Buonaparte hatte wohl gelernt, daß man den Unterhalt der Armee nicht auf der Heerstraße, sondern auf den Seiten suchen müsse. Man wußte zwar schon, daß Wittgenstein zu fürchten sei; aber war seine Armee auch so groß, wie man sie sich vorstellte, so mußte sie sich theilen, wenn eine Armee von Moskau nach Petersburg aufbrach. Wie hätte es da fehlen sollen, daß Petersburg sogleich fiel, wenn es von der Düna und der Wolga her zugleich angegriffen wurde?

Ich weiß nicht, ob es Ernst oder für den günstigen Friedenshandel nur Demonstration unbedingter Zuversicht war, wenn man anfing, Moskau eine ordentliche interimistische Verfassung zu geben. Die Polizei wurde vollkommen organisirt. Sie erhielt unter Lesseps General-Direktion zwei Polizeimeister, welche täglich an Lesseps, an den Kommandanten der Stadt, Milhaud, und an den Gouverneur von Moskau, Marschall Mortier, rapportirten, und ihre Rapporte, jeder von zwölf Polizeikommissären, erhielten. Buonaparte wollte jetzt auch ein Ober-Justiz-Tribunal errichten; aber er konnte keinen Präsidenten finden, obgleich er ihm, unter dem Titel eines Grand-Juge de la ville, sehr viel versprach. Er gelobte anständigen Unterhalt, was damals äusserst bedeutend war, sechstausend Rubel Gehalt und eine ähnliche Anstellung hiernächst ausser Rußland. Der ganze Plan blieb liegen, weil er keinen Chef dieses Tribunals ausmitteln konnte.

Er erließ zwei Proklamationen an das Volk, in russischer und französischer Sprache, mit Lesseps Unterschrift; beide im gewöhnlichen französischen Schmeichelton. Die eine war an die geflüchteten Einwohner Moskau's gerichtet, besonders an die Handwerker. Sie wurden eingeladen, wieder zurückzukehren. Es wurden ihnen Sicherheit, Lebensmittel, Arbeit, gute Bezahlung versprochen. Ich weiß nicht, ob Jemand zurückgekehrt ist. Der Aufruf wäre nicht nöthig gewesen, da überflüssige Handwerker in Moskau geblieben waren. Aber die Polizei hatte genug für sich zu sorgen, und kümmerte sich daher um ihre Ausmittelung nicht. Von selbst wollte sich Niemand melden, weil alles Versprechens ungeachtet doch ausser denen, welche für Buonaparte selbst arbeiteten, selten Einer seine Bezahlung erhielt. Einer der erheblichsten Schuhmacher in Moskau, ein wohlhabender Schwede, welcher einen bedeutenden Vorrath von Leder gerettet hatte, ließ sich durch des Kommandanten Milhaud heilige Versicherungen bereden, für ihn und andere Offiziere zu arbeiten. Die Werkstätte war gleich wiederbesetzt, er verarbeitete sein sämmtliches Leder, und erhielt — keine Bezahlung. Der Mann war wunderbar gerettet, und wurde nun ganz arm durch Milhaud.

Die andere Proklamation war an den Landmann gerichtet. Er wurde unter den besten Versicherungen aufgefordert, der Stadt Lebensmittel zu liefern. Die Proklamation wurde auf dem Lande ausgebreitet; sie wurde allenthalben, wo eine Schutzwache war, auch an den Kirchthüren, angeschlagen; man sandte Transportpässe auf das Land. Der Bauer war auch gleich bereit, für so gute Bezahlung, als er hoffen konnte, einen Markt in Moskau zu machen. Aber das ging kaum einen Tag. Die Marodeurs vor den Thoren nahmen die Produkte weg, und kein Bauer kam wieder.

Ausserdem waren noch einige andere Früchte aus Buonaparte's Druckerei erschienen. Er hatte ebenfalls in russischer und französischer Sprache zwei kriegsrechtliche Protokolle drucken lassen, welche über die Vernehmung und Verurtheilung der Mordbrenner gehalten worden waren. Er hatte keine eigene Druckerei; es ist mir auch unbekannt geblieben, wer seine Drucksachen förderte. Ich weiß wohl, daß dieserwegen mit der Druckerei der Universität unterhan-

delt wurde, aber der Direktor derselben, Rosarow, suchte Schwierigkeiten auf, wodurch der Antrag abgelehnt wurde.

Unterdessen mußte auch der Marschall Ney mit seiner Division, die aber bis auf sechstausend Mann geschmolzen war, östlich, in der Direktion von Woladimir, vorrücken. Er nahm einen bedeutenden Artillerietrain, besonders reitende Artillerie mit, welche der Divisionsgeneral Foucher, eber der, welcher nachher die französische Artillerie in Hamburg übernahm, und der Brigadegeneral Martuschewiz befehligten. Dieses Korps machte in Bogorodsk, einem fünfzig Werste von Moskau gelegenen Städtchen auf der Straße nach Woladimir, Halt.

Jetzt fingen Buonaparte's Verhältnisse an, immer mißlicher zu werden. Zwar fehlte es ihm noch nicht an Mundvorrath; die Bäckereien und Schlächtereien waren noch immer ununterbrochen gangbar; aber es fehlte an Fourage. Er hätte sie in Ueberfluß gefunden, wenn er seine Fouragirungen nur dreißig Werste seitwärts von den Heerstraßen ausgedehnt hätte; aber seine Kavallerie war schon in den elendesten Umständen, und er fürchtete die Kosaken, welche allenthalben herumschwärmten, ihm schon kleine Fouragirkommando's aufgehoben hatten, und sogar durch die unerhörteste Kühnheit ihm ihre Gegenwart demonstrirten, indem sie öfters einzeln gerade durch Moskau hindurch sprengten. Es fielen täglich fünf- bis sechshundert Pferde. Schon saß der Husar und der Uhlan zum Theil auf schweren Karrengaulen. Er wußte, daß die auf dem Lande liegenden Linientruppen, besonders die Deutschen, äusserst mißvergnügt waren. Er hatte sie immer, während seiner russischen Unternehmung, sehr stiefmütterlich behandelt; sie hatten auf ihren nahen Fouragirungsplätzen Alles erschöpft, und der Bauer war ihr Feind. Sie fingen an die Bauern zu mißhandeln, um dadurch Lebensmittel von ihnen zu erpressen, so daß das Freiheitsfieber der Bauern gelinder wurde. Dazu kam auch Religionsbeleidigung. Wäre es bei dem Plündern der Kirchen geblieben, so glaube ich, wäre solches nicht von allgemein schlimmen Folgen gewesen, denn der Bauer fing schon an, mitzuplündern: aber man übte schändlichen Muthwillen gegen die Religion aus. Man nahm die Heiligenbilder in den Dörfern und an den Heerstraßen weg und hing Alexanders gemißhandeltes Bild an ihre Stelle. Man machte die Heiligenbilder zu Schießscheiben. Ich habe in Moskau selbst gesehen, daß man in der Gegend der rothen Pforte mit Musketen nach einem aufgestellten Heiligenbilde schoß. Kein Soldat durfte sich auf dem Lande im mindesten entfernen, oder er wurde von den Bauern todtgeschlagen. Zuletzt schien es sogar, als wenn man dieses Verhältniß negativ beförderte; man dachte gar nicht mehr an Genugthuung und Rache. Diese Feindseligkeit gereichte Buonaparte wirklich zum Vortheil. Er würde einen ungeheuern Verlust durch Desertion gehabt haben; aber es war nur Ausnahme von der Regel, wenn ein Deserteur zur russischen Armee oder vielmehr zu einem Kosakenkorps kam. Sie wurden todtgeschlagen, ja noch auf dem Transport ermordet, wenn sie der Kosak zur weitern Führung den Bauern überließ. Der Soldat schoß Krähen und Katzen zu seiner Speise. Auch in Moskau übten die Linientruppen, welche dahin kamen, diese Jagd. Das Fleisch der verhungerten Pferde war nicht zu essen; indessen wurde doch hin und wieder daran gekaut.

Von allen Seiten kamen Hiobsposten an. Murat fand die Russen stärker, als er gedacht, und wurde auf seinen Querzügen immer mehr geschwächt. In Kurland hatte Grawert das Kommando an York abgegeben, und dieser schien sich schon deutlicher zu erklären; auch wurde die Unthätigkeit der Preussen immer merklicher. Ihre Lobreden hörten auf; man fing an, auf sie zu schimpfen; Macdonald und Oudinot konnten keine Fortschritte machen. Wittgenstein schlug sie mit seiner Handvoll Leute immer zurück. Wir traten jetzt in den russischen Oktober; der Winter zeigte sich. So lange hatten wir, zu Aller Verwunderung, schönes Sommerwetter, sogar zwei Gewitter gehabt. Der Franzose nahm es übel, wenn man vom bösen Winter sprach und ihm traurige Aussichten für die Zukunft offenbarte. Wenn es glimpflich war, so hieß es: „Sie sind ein Russe; es ist hier wie in Paris." Einzelne böse Tage waren bei ihnen Zufälligkeiten. Aber jetzt wechselte schon Regen mit Frost, der gemeine Mann litt, und die Wege verschlimmerten sich. Auch unter den Menschen wurde der Abgang bedeutend; Lazarethe, Bauern- und Kosakenkrieg rafften viele Soldaten weg, die bei weitem nicht von den wiederkehrenden Marodeurs ersetzt wurden. Ueberdem nahmen die Transportkommando's nach Smolensk und Wilna viele Menschen weg. Man wurde kleinlaut. Von den Schauspielern, welche von Paris nach Moskau auf dem Wege waren, redete man gar nicht mehr. Auch hörte man gar nichts mehr von den Bällen, welche den Winter über gegeben werden sollten.

Dagegen fuhr Buonaparte noch immer fort, große Parade zu halten. Manchem glückte es, durch Hilfe eines Offiziers sich bei solcher Gelegenheit einzuschleichen. Ich habe es selbst einmal gewagt, und gerade zur rechten Zeit; er theilte Belobungen und Ehrenzeichen aus. Der kleine Mann kam die Treppe des Schlosses herab, von einem großen Zug von Marschällen und Generalen begleitet; Feldmusik empfing ihn, und er trat fünfzig Schritte vor der Fronte hin. Da stand er im grünen Rocke, den sonderbar gestutzten Hut in die boshaften Augen gedrückt, das Ordensband der Ehrenlegion unter den Rock geknüpft, so, daß nur unterwärts ein Farbenstrich desselben zu sehen war. Ich habe nicht bemerkt, daß er sprach; sein Parolebefehl war schon zu Papier gebracht und wurde abgelesen. Wer eine Belobung oder ein Kreuz der Ehrenlegion erhielt und gegenwärtig war, mußte herantreten, um zu empfangen. So oft das Eine oder das Andere ertheilt wurde, erhob sich die Feldmusik. Dies war Alles, was bei dieser großen Parade vorfiel; aber ich hatte doch Buonaparte mit dem stolzen Gesichte der höchsten ausübenden Gewalt gesehen.

Ney bekam plötzlich am 13 Oktober Befehl zum Rückmarsch, und kam den 14 mit seinem Korps in Moskau an. Ich habe nicht erfahren, wann er aufbrach. Es konnte sich sein Abmarsch um so weniger veroffenbaren, da seine sämmtlichen Truppen ausserhalb Moskau und in dessen Vorstädten lagen. Aber ich habe aus sichern Quellen erfahren, daß er nur sieben Tage in Bogorodsk stand, und nur die Zeit seiner Abwesenheit kann der Geschichte einigermaßen erheblich sein. Dieser Rückzug Ney's widerlegt die Vermuthung, daß er eine Reserve für Murat habe bilden sollen, der sich allerdings immer mehr östlich zog. Aber wäre dies Zweck gewesen,

so wäre er nicht zurückgegangen. Er war wohl nur einzig bestimmt, eine Avantgarde für das Heer in Moskau zu bilden, oder die Russen zu dessen Deckung zu beobachten. Den Grund des Rückmarsches erfuhr ich schon am andern Tage. Murat fand sich zu schwach, und Buonaparte wollte die Russen noch einmal schlagen, dann sich zurückziehen und an den Ufern der Düna Winterquartiere nehmen, um Polen und Schlesien, zum Unterhalt der Armee, im Rücken zu haben. Dann hätte ihm Victor ein neues Hilfskorps gebildet, und er konnte nun mit voller Kraft selbst auf Petersburg gehen; Moskau sollte möglichst gehalten werden, und deshalb Mortier mit der jungen Garde, einem Korps Kavallerie und reitender Artillerie in Moskau bleiben. Auch Smolensk sollte gehalten werden, um Mortier mit der großen Armee in Verbindung zu bringen.

Die Folge bewies die Wahrheit dieses mir mitgetheilten Plans. Man möge sich nicht wundern, wie ich dies alles wissen konnte. Ich war wirklich in eine bedeutende Verbindung gekommen, und genoß in derselben das vollkommenste Zutrauen. Hätte nicht ein namenloser Egoismus, nicht ein durch russischen Nationalstolz gereizter Haß gegen alle Ausländer den Befehlshaber Moskau's irre geführt, hätte er nur einen verständigen Mann neben sich gehabt, auf dessen ruhigen Rath er gehört hätte: was hätte von jetzt an gewirkt werden können! Welche Nachrichten, welche Einwirkungen konnte man aber von Leuten erwarten, die, vom gemeinsten Gesindel zu Polizeioffizieren erhoben, in Moskau herumschlichen? Ein Kind konnte einsehen, daß der Ausländer durch wissenschaftliche und politische Kultur, schon durch die Sprache, mehr Eingang bei den Franzosen finden mußte, und allein fähig war, in höhere Verbindungen zu kommen, indeß jene Menschen sich nur auf den Straßen herumtrieben und unter gemeinem russischen Volk herumlagen. Man wußte, was Deutschland durch die Franzosen gelitten hatte; welcher Deutsche mußte sie nicht hassen! Kein Deutscher in Moskau war durch irgend eine vorhergegangene Uebelthat bezeichnet, welche ihn verdächtig, seinen Karakter zweideutig machte. Ich rede hier vom Untersten bis zum Obersten. Mehrere kannte man bestimmt als redliche, eines Einflusses fähige Männer. Hätte man auf sie vertraut, was wäre gewonnen!

Am 19 Oktober Abends, ließ Buonaparte auf den folgenden Tag große Parade befehlen. Noch dachte Jeder an das Gewöhnliche; mehrere Generale wollten am andern Tage großes Mittagessen geben, das heißt so, wie damals das große gedacht werden konnte. Aber mit der Beendigung der Parade war Alles wie vor den Kopf geschlagen, Alles in Verwirrung. Der Parolebefehl war folgender: Abends acht Uhr soll Alles marschfertig sein. Jeder soll Fourage und Mundportionen mitnehmen, so viel als er kann. Der Marschall Mortier besetzt mit der jungen Garde den Kremlin. — Schon einige Tage vorher hatte Buonaparte das russische Pulvermagazin in die Luft sprengen, jedoch einige Vorräthe aus demselben auf den Kremlin bringen lassen. Jetzt wurden fünftausend Sättel von den gefallenen Pferden verbrannt, und die Offiziere warfen Pelze und Zeuge, welche sie nicht fortschaffen konnten, in die Flammen. Rastopschins Haus sollte niedergebrannt werden; aber es unterblieb auf die Bitte der in Gefahr

kommenden Nachbarn. Dagegen zog der Pöbel im Triumph zu dessen Landhause in Sakolnik, und brannte es mit allen Nebengebäuden bis auf den Grund nieder.

Meine Freunde entdeckten mir, daß es unmittelbar zur Schlacht ginge, daß sich Mortier schwerlich lange halten, und daß mit seinem Abmarsche der Kremlin in die Luft gesprengt und niedergebrannt werden würde; die Minen wären vollendet, die Brandmaterialien vertheilt. Man nahm Abschied und zweifelte am Wiedersehen. Buonaparte war sehr verdrießlich; seine Stimmung verkündete Jedem unangenehme Verhältnisse. Die Nachrichten von Murat mußten sich verschlimmert haben. Nachts gegen zwölf Uhr brach die Armee in verschiedenen Richtungen auf, und die junge Garde besetzte den Kremlin. Buonaparte hatte sich kurz vor dem Aufbruch der Armee, von Kavallerie begleitet, entfernt. Man hatte wahrscheinlich die Nacht zum Aufbruch gewählt, um sich dem spähenden Auge zu entziehen. Alles war jetzt Geheimniß, und man wußte nichts weiter, als daß der Feind aus allen Thoren zugleich marschire. Am andern Morgen fand man eine Todtenstille in der Stadt. Die Straßen, welche zum Kremlin führten, waren in der Entfernung einer halben Werste mit Kavalleriewache besetzt, welche größtentheils aus Portugiesen bestand. Diese und die Spanier schien man sich überhaupt nur in der äussersten accessorischen Qualität zu denken. Es ward in allen Wohnungen angesagt, daß Jeder diese Gegend, bei Gefahr, todtgeschossen zu werden, vermeiden solle; aber diese Ansage wurde französisch hergeschnattert, und Wenige verstanden ein Wort davon, und so wurde denn mancher gemeine Russe ein Schlachtopfer seiner Unwissenheit.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich wohl einige militärische Auftritte berühren, welche während dieser Zeit in Moskau vorfielen. Gleich am andern Tage nach dem Abmarsch der Armee, am 21 Morgens um zehn Uhr, stürzten vierundzwanzig Kosaken durch das Twersche Thor hinein und ritten durch die Woskresenskische Pforte, hart vor dem Kremlin vorbei, durch die Stadt. Drei derselben wurden von der Wache der gedachten Pforte und des Kremlins todtgeschossen. Der Auftritt war in mehrerer Rücksicht merkwürdig. Die Franzosen, welche in der Twerskoi zerstreut waren, liefen, fuhren und ritten wie Unsinnige, um auf dem Kremlin Schutz zu finden. Husaren durchsuchten mit gezogenen Pistolen in der Nachbarschaft die Brandstätten, in der Meinung, daß sich hier Kosaken verborgen haben könnten. Das Ganze war ein Theaterstreich; aber man wollte sich doch nicht die Blöße geben, daß wenigstens fünfzig bewaffnete Franzosen vor zwanzig Kosaken gelaufen wären. Es rückten sogleich ungefähr drei Schwadronen Dragoner aus — welches damals ein Regiment heißen mochte —, um die Kosaken zurückzudrängen. Ich erfuhr jetzt nichts mehr, weil meine Quellen versiegt waren. Ich weiß nur aus eigener Erfahrung, daß eine Stunde darauf ein Dragoner, geführt von einem zweiten, ohne Helm und mit zerhauenem Gesichte, dicht bei mir vorbei, zurückkam. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß Mortier ausser der jungen Garde, welche vollzählig sechstausend Mann betrug, wohl noch tausend Mann Kavallerie von allen Gattungen hatte, die reitende Artillerie nicht mitgerechnet.

Die Meinungen waren darüber sehr verschieden, ob jenes Kosakenabentheuer baarer Unsinn, oder aber Rekognoszirung, oder nur Demonstration war, die mit einem Akt in Verbindung stand, der am andern Tage gegen Mittag aufgeführt wurde. Winzingerode stand mit einem Korps leichter Kavallerie nahe vor Moskau. Er kam jetzt, als Parlamentär — der kommandirende General selbst —, in Begleitung seines Adjutanten Narischkin herein, gerade auf den Kremlin zureitend. Vor der Woskresenskischen Pforte stand ein starkes Kavalleriekommando, welches Beide anhielt und umzingelte. Er erklärte, mit zehntausend Mann vor der Stadt zu sein, und forderte Kapitulation. Er wurde bei Mortier gemeldet, aber sogleich arretirt und als Kriegsgefangener nach Wilna transportirt. Unterwegs wurden bekanntlich Beide durch Kosaken wieder befreit. Mortiers Verfahren wurde getadelt, weil es nicht kriegsrechtlich sei, einen Parlamentär zum Gefangenen zu machen. Mortier entschuldigte sich: Winzingerode habe eine Rekognoszirung unternommen, und habe sich betrüglich für einen Parlamentär ausgegeben. Ich habe das Faktum erzählt; das Publikum mag nun selbst Richter sein.

Jetzt brach das Lazareth des Feindes auf, so weit es fortgeführt werden konnte. Schwere Kranke blieben zurück; mehrere noch, weil es an Zeit und Fuhrwerk fehlte, sie fortzuschaffen. Mehrere junge Ausländer, theils an sich zum unordentlichen Vagabundenleben gewöhnt, theils aus Spekulation, theils aus Furcht, nachher vom gemeinen Russen mißhandelt zu werden, nahm er Dienste bei dem Lazareth. Man nahm sie gern und gab ihnen viel, wenn sie der russischen Sprache mächtig waren. Ich habe nicht erfahren, daß Einer die deutsche Grenze erreicht hätte, und nur Einer kam mit aufgedunsenem Gesichte und erfrornen Händen und Füßen zurück. Mehrere Zehen mußten ihm abgelöset werden. Er rettete sich halb verhungert nach Smolensk, wo ein gutmüthiger Bäcker ihn aufnahm und verpflegte, bis er nach Moskau zurückkehren konnte. Jetzt entfernte sich auch eine gewisse Madame Chalmais-Obert, deren ich nachher in bedeutender Rücksicht weiter erwähnen muß. Ihr Mann Obert war auf der vorerwähnten Rastopschinschen Barke entfernt; sie blieb zurück und verwaltete ihr großes Magazin voller Artikel des Luxus, von dem man behauptete, daß es in Paris seines Gleichen nicht fände. Sie wurde von allen Russinnen geliebt, weil sie, eine Erzfranzösin, ihrer Verschwendung so zauberisch zu Hilfe kam, und sogar Kredit gab. Aus denselben Gründen wurde sie von den Männern sehr gehaßt. Sie wurde allgemein für sehr verdächtig erklärt. Gründe des Verdachts habe ich nicht erfahren können, wie man dergleichen in der Regel nie hatte. Eine einzige verdächtige Handlung habe ich von ihr erfahren; ich weiß aber nicht, ob ich daraus etwas Böses folgern kann. Einige Wochen vor der Eroberung Moskau's besuchte sie die Fabrikanstalt der Gebrüder Behrends zu Abuchowa, ungefähr vierzig Werste von Moskau. Es wurde hier schlechtes Papier und nicht viel besseres Schießpulver gemacht. Sie hatte noch einige Franzosen in ihrer Gesellschaft. Den Fabrikanten war dies verdächtig, obgleich sie nach keinen Pulvervorräthen gefragt hatte. Man packte sogleich allen Vorrath auf und schickte ihn zur Armee, die ihn aber zurücksandte, weil

sie zur Zeit noch mit Pulver versehen und der Fabrikant zur Lieferung nicht angewiesen wäre. Dieser war doch vorsichtig genug, das Pulver zu vergraben. — Was sollte sie wohl Böses beabsichten? Mehr doch wohl nicht, als den Franzosen zu erzählen, wo Pulver zu finden sei? Dies hätten sie ja von selbst in den Pulvermühlen und Magazinen gesucht, wenn sie das russische Pulver für sich brauchbar gefunden oder Mangel daran gehabt hätten. Dies Letztere konnte nicht der Fall sein, weil die Soldaten unverantwortlich mit den Patronen umgingen, und ihnen die Vorräthe gänzlich geöffnet zu sein schienen. Ihr Mann war eine Null; ihr Name war die Firma des Hauses, wie dies so oft der Fall ist. Alles sprach von Madame, Niemand von Herrn Obert. Aber sie durfte nicht angegriffen werden, weil sie im Schutze der Weiber war; nur der arme, gutmüthige Mann wurde raslopschinirt. Sie ging unter dem Schutze der Franzosen zeitig, um nicht in das Gedränge der Armee zu kommen. Sie bestellte einen Bronzefabrikanten und einen Schneider zu Aufsehern ihres Magazins, und ließ die Sachen von ganz vorzüglichem Werth, in Kisten verpackt, in ein Gewölbe setzen. Sie hatte durch die Franzosen nichts verloren. Sie starb erfroren und verhungert in Wilna, und ihre Kinder wurden, auch in öffentlichen Blättern, vergeblich gesucht.

Die höchste Beängstigung war jetzt in Moskau allgemein. Zwar kannte man den ärgsten Feind noch nicht, aber man fürchtete bei dem Abgang der Besatzung des Kremlins den letzten Raubgriff, dann die Zügellosigkeit der russischen Bauern, und endlich die vielen durch Geschwätz angekündigten Explosionen, welche aber, ausser dem Kremlin, sich nicht bestätigten. Schon häuften sich die Bauern in den entlegenen Theilen der Stadt; Niemand getraute sich, auszugehen; die Thüren wurden mit Bauholz verrammelt. Ich erhielt heimlich durch einen Offizier einen Mann zur Schutzwache. Aber am 22 Oktober Abends verlor ich sie schon wieder, mit der entscheidenden Nachricht, daß, wenn man den andern Mittag keine bessere Aussicht gewänne, als die gegenwärtige, der Marschall mit seinem Korps aufbrechen würde.

Am 23 Oktober Mittags aber war schon Alles in Bewegung. Die obern Polizeibedienten, viele Franzosen begaben sich auf den Kremlin oder an seine Thore, um mit der Armee über die Grenze zu gehen. Viele Andere, auch verschiedene Deutsche, gingen auf gutes Glück die Straße nach Smolensk voraus. Mehreres Raubgesindel, das von den Franzosen große Versprechungen erhalten hatte, war mit geraubtem Gute schwer bepackt. Aber sie erhielten jetzt schon den ersten Beweis, daß der Franzose sich keinen Zwang anthut, sein gegebenes Wort zu brechen. Man spannte den Reisenden die überflüssigen Pferde höflich aus, und entschuldigte sich mit dem Gesetze der Noth; und diese war wirklich da. Keiner behielt mehr Gespann, als zum Fortkommen der Personen erforderlich war. Nun wurde, um sich zu lichten, die Ladung über Bord geworfen. Das kostbare gestohlene Gut lag haufenweise auf dem Kremlin: Thee in den ungeöffneten chinesischen Packen, seidene Zeuge, bucharische Shawls, rohe Seide u. s. w., und wurde nachher ein Raub der Flammen oder der hereinströmenden Bauern. Mehre junge Leute hatten sich bei **Mortier** und andern Generalen als Sekretäre, und eigentlich wohl als Dol-

metscher, anstellen lassen. In jedem Offizierswagen saß eine Russin oder eine Französin; viele liefen den Truppen nach. Einige dieser Verirrten ahneten schon vor dem Thore ihr Schicksal, und kehrten wieder um. Den Uebrigen nahm man auf dem Wege Pferde, Lebensmittel, Pelze u. s. w. Sie begruben zuerst die verhungerten Kinder unter dem Schnee, und folgten ihnen bald im Tode nach. Wenige kamen, aber mit zerstörtem Körper, wieder zurück, und wurden dann unter namenlosen Leiden vom Tode weggerafft. Einige nur retteten das Leben. Daß ein Geflüchteter die Grenze erreicht, habe ich auch in Deutschland nicht erfahren können.

Abends um sechs Uhr brach Mortier mit seinem Korps auf und nahm, von der Stadt aus, die Straße auf Kaluga und Smolensk. Der Ausmarsch geschah in größter Stille; nur Wenige bemerkten ihn. Die zum Kremlin führenden Straßen waren jetzt noch enger gesperrt. So gewiß zehntausend Mann Infanterie und zweitausend Mann Kavallerie das ganze Mortiersche Korps hätten aufheben können, eben so gewiß war jetzt der Kremlin zu retten, wenn man die mindeste Verbindung mit Moskau hatte, und nur hundert Mann zu diesem Zwecke herbei eilten. Es war begreiflich, daß die Minen so angelegt sein würden, daß sie sich nicht entzündeten, ehe Mortier bedeutend von Moskau entfernt war. Es wurde eine stille dunkle Nacht. Um zwölf Uhr fing das auf dem Kremlin stehende Arsenal an zu brennen, und kurze Zeit darauf begann die erste Explosion, der in kurzen Zwischenräumen sechs andere folgten. Sie waren fürchterlich. Die Mauersteine wurden fünfhundert Schritte weit geschleudert. In der Entfernung von einer und mehrern Wersten zersprangen die Fenster, näher wurden die Thüren zersprengt; von den Fensterrahmen blieb kein Splitter übrig, und das Glas wurde in die gegenüber stehende Wand geschlagen. Steine flogen mitten in die Zimmer, Menschen wurden zur Erde, ja aus den Betten geworfen. Mehrere Häuser bekamen Risse; aber doch stürzte keins ein, weil die wenigen Häuser dieser Gegend, welche das Feuer verschont hatte, ziemlich entfernt waren. Einige Thürme, mehrere Theile der Mauer um den Kremlin waren über den Haufen geworfen, und Alles würde zertrümmert worden sein, wenn nicht die alten tartarischen Mauern dem unmächtigen Pulver widerstanden hätten.

Das Sprengen des Kremlins an sich war ein elendes Stück Buonaparte's, nichts als Ausübung gemeiner Rache. Hier konnte ja gar nicht von der politischen Vernichtung einer Festung die Rede sein, worin ein fliehender Feind sich setzen und halten konnte. Der Kremlin ist nichts, als ein mit einer Mauer umgebener Platz, der nur auf einer Seite einige zerfallene Wälle hat, auf welchen an sich, wegen der dicht davor liegenden Stadt, vom groben Geschütze gar kein Gebrauch gemacht werden kann. Der Kremlin kann ausdauernd nicht sechstausend Mann fassen. Zweitausend Mann würden zureichend sein, ihn, ganz von der ungeheuern Stadt umgeben, zu bloliren. Aber was soll ich darüber weiter reden? Buonaparte's Bosheit ist dadurch erwiesen, daß er auch den in der Mitte stehenden großen Thurm, den bekannten Iwan weliki, zu sprengen gedachte, welches ihm aber nicht glückte. Er warf nur das damit verbundene Glockenhaus über den Haufen; jedoch erhielt der alte ehrwürdige Thurm, die erste Zierde Moskau's, einen

bedeutenden Riß, der aber völlig unschädlich gemacht sein soll. — Die Nacht nach Mortiers Ausmarsch war die schrecklichste, welche wir bis dahin erlebt hatten. Mit dem uns verlassenden Feinde konnte noch kein Frohsinn gedeihen, da Jeder den Schreckensszenen der Explosion und dann allen Gräueln einer Anarchie entgegensah, in den Raum weniger Stunden vielleicht zusammengedrängt, worin der von der Sklavenkette losgelassene Bauer Mord, Raub und jede Schandthat ungehindert verüben konnte. Es war sehr kaltes Regenwetter. Das erschütternde Krachen der ersten Explosion führte das Bild eines Erdbebens herbei. Die großen steinernen Häuser in der Nähe erbebten; die Decken der Gemächer krachten und drohten den Einsturz; alles Innere war zertrümmert durcheinander geworfen; die Mauern rissen auseinander. Die Menschen strömten mit Angstgeschrei aus den Häusern auf die freien Plätze. Mehrere, die der Müdigkeit nicht länger hatten widerstehen können, und sich entkleidet auf das Nachtlager hingeworfen hatten, standen weinend im bloßen Hemde da. Ueberall das höchste Gemisch durcheinander taumelnder, unglücklicher Menschen. Man deckte sich so gut, als man konnte, und warf sich im Regen auf die nasse Erde. Der durch Holz- und Glassplitter zerrissene Körper blutete; Angst und Schrecken hatte fast Jedem die Sprache genommen. Endlich und endlich sammelte man sich wieder. Das Wetter war unerträglich. Die Häuser standen noch; nach und nach schlich Alles in die verödete Wohnung. Mehrern kostete diese unglückliche Nacht das Leben. Alle Körper waren kraftlos und fast nie fieberfrei. Die Kälte wurde von Tag zu Tag heftiger. Thüren und Fenster waren zerschlagen; Tischler und Glaser waren nicht zu finden, besonders fehlte es an Glas. Die Fenster wurden mit Brettern vernagelt; die Thüren fügte man zusammen, wie man konnte. Aber großentheils waren auch die Oefen unbrauchbar geworden. Am meisten fehlte Geld, und diejenigen, welche bereit waren, die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, suchten, nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, aus dem Unglück Anderer zu gewinnen. Die Kälte stieg, was so lange in Rußland um diese Jahrszeit unerhört war, bis auf 23 Grad Reaum. Man lag den ganzen Tag in Betten und Decken gewickelt, hart um den Ofen herum; zehn Schritte von demselben fror das Wasser ein. Die Bretter vor den Fenstern konnten nicht eingefügt werden; allenthalben stob der Schnee durch, bis in die Mitte des Zimmers. Es konnte nicht fehlen, daß allen diesen auf einander folgenden Uebeln Viele früher oder später unterliegen mußten, um so mehr, da es an aller soliden Nahrung fehlte.

Ich will hier fort erzählen, bis dahin, wo die administrativen Gewalten wieder in Moskau erschienen, und gewissermaßen wieder eine neue Organisation begann. So lange war ein interimistischer Zustand, der nur Ansichten des Krieges gewährte, und als Fortsetzung der Kriegsverheerung, der bürgerlichen Verwirrung und der Regellosigkeit jeder Art angesehen werden muß.

Mit dem anbrechenden Tage hörte man schon das Geschrei der Bauern auf den Straßen. Sie waren größtentheils mit Schießgewehr versehen, das sie theils ihren Herren, theils den Franzosen abgenommen hatten. Allenthalben fielen Schüsse; doch habe ich nicht erfahren, daß Jemand getödtet worden wäre. Sie fielen zuerst über die kaiserlichen Kassen her, und alles in

denselben vorräthige Kupfergeld wurde genommen. Daß sich der unterste Pöbel Moskau's zu ihnen gesellte, versteht sich schon von selbst. Kleinere Kassen plünderten die gebliebenen untersten Offizianten. Mir erzählte der Vortrab der Polizei, daß einige Taugenichtse auf der Universität, unter der Anführung des Exekutors, die dortige Kasse ohne alle Scheu gestohlen hätten, und daß von zweitausend Rubeln kaum achthundert durch die Polizei gerettet werden wären. Die kaiserliche Bank, welche einen großen Vorrath von Kupfergeld hatte, wurde von den Bauern rein ausgeplündert. Sogar eine große Quantität rohes Kupfer, das auf dem Hofe lag und der Bank versetzt war, wurde aufgeladen und weggefahren. Man schätzte es im Werth zu vierzigtausend Rubel. Die Bauern hielten mit den Wagen voll Kupfermünze auf den öffentlichen Plätzen, und verwechselten es gegen Papier zu 75 Prozent Verlust. Dieses Wechselgeschäft dauerte einige Tage. Dies waren die französischen Wechselinstitute, wovon Arndt erzählt. Die Häuser, welche keine Gegenwehr leisten konnten, wurden ausgeplündert.

Auf der Pakrowka zog ein Priester mit gezogenem Säbel herum, und führte einen Zug Bauern zur Plünderung in den Wohnungen der Ausländer an, mit der religiösen Erläuterung, daß sie Alle Landesverräther wären, und darum kein Verbrechen gegen sie begangen werden könne. Diesem frommen Räuberhauptmann fehlte es aber an Muth, und seinen Raubgenossen auch, wie dies zum großen Glücke allgemein der Fall war. Eine Anzahl gut abgemessener Stockschläge bewog ihn, seine Befehlshaberstelle niederzulegen. Die Bauern suchten in jener juristischen Darstellung keine Hilfe; bei ihnen war, in Absicht der Plünderung, der Russe und der Ausländer gleich. Sie fielen vielmehr ganz besonders in die Häuser der großen Edelleute, und wo sie keinen Widerstand fanden, räumten sie aus. Diese ganz zügellose Raubsucht hatte auf der andern Seite viel Gutes. Der Bauer vergaß darüber, seinem Hasse gegen die Ausländer Luft zu geben, und der russische Stadtpöbel, welcher mit den Bauern nicht gemeinschaftliche Sache machte, konnte eben so wenig seiner Leidenschaft folgen, weil er nur darauf bedacht sein mußte, sich gegen die Bauern zu schützen, um das nicht wieder zu verlieren, was er schon zusammengestohlen hatte.

Unterdessen kam der Kosakenoberst Jlowaiski mit einem Kosaken an. Jeder rechnete nun auf Schutz; aber wie sehr war falsch gerechnet! Diese ersten Kosaken bestanden größtentheils aus Raubgesindel von den Küsten des schwarzen Meeres und aus orenburgischen Tartaren. Dieses Volk muß nie mit den edlern Kosaken vom Don und auch zum Theil vom Ural verwechselt werden. Unter diesen liefert die Freiheit schon sehr merkliche moralische Ausbeute. Sie zeichnen sich überall durch bessere Sittlichkeit aus; an ihnen nimmt man schon größtentheils ein kräftiges Gefühl von Rechtlichkeit, vielfach nicht zu verkennende Gutmüthigkeit, Menschenliebe und theilnehmende Herzensgüte wahr. Was wissen jene Kinder der Wüste von allem diesem? Sie machten augenblicklich mit den Bauern gemeinschaftliche Sache. Besonders nahmen die furchtsamern Bauern Jene, um sich vor Schlägen zu sichern, zur Beschützung mit, und gaben ihnen dafür einen Theil des Raubes. Ein frommer katholischer Priester, der Abbé Saurique

— wenn ich mich nicht in dem Namen irre — war, aus besonderer Zuneigung der Franzosen, kräftig geschützt worden. Auch das Feuer hatte ihn verschont; er hatte nichts verloren. Jetzt stürzte eine Schaar Bauern, von Kosaken angeführt, zu ihm hinein. Sein sämmtliches, gar nicht unbedeutendes Silberzeug, sein baares Geld, Wäsche, Lebensmittel u. s. w. wurden genommen; es blieb dem allgemein geliebten Manne wenig übrig, die heftige Erschütterung brachte ihm bald nachher den Tod. Ein anderer Haufen, aber grösstentheils Kosaken, stürzte auf das Findlingshaus, um das dortige französische Lazareth auszuplündern. Auch hierzu waren sie von den Bauern angereizt, welche ihnen gute Beute versprochen und zugleich versichert hatten, daß sie dort noch eine beträchtliche Anzahl wehrhafter Männer finden würden. Diese Vermuthung hatte einige Wahrscheinlichkeit. Denn da der Morgen graute, verliessen fünf Lübecker, die völlig wiederhergestellt waren, das Lazareth, um dem Mortierschen Korps nachzueilen, dessen Abmarsch sie erst kurz vorher erfahren hatten. Ein deutscher Kaufmann rieth ihnen sehr ab; aber sie glaubten an keine der Gefahren, welche ihnen entwickelt wurden. Sie kamen nur bis auf die über den Moskwastrom geschlagene Brücke, welche nicht weit vom Findlingshause entfernt ist. Hier wurden sie von den Bauern ergriffen, in das Wasser gestürzt und ersäuft.

Eben wollten die Kosaken mit den ihnen nachfolgenden Bauern in das Haus eindringen. Da trat ein edler Mann in das Thor, und wurde der Retter der Ruhe und des Lebens von Tausenden. Es war der brave wirkliche Staatsrath Tutolmin, dessen ich schon zu Anfang gedacht habe, ein redlicher Mann, worüber ich für Rußland keinen stärkern Beweis führen kann, als daß er in seinem grossen Geschäftskreise arm geblieben ist; der auch für die ungeheuern Dienste, die er in jenen Zeiten des Drangsals geleistet hat, mit — dem Annenorden belohnt worden ist. Er trat mit den festen Worten in die Thür, daß man nur über seinen Leichnam eindringen könne. Er scheute die Wuth des Räuberhaufens, ihre Drohungen nicht. An der Spitze des kleinen Haufens Unbewaffneter, die sich um ihn sammelten, stieß er selbst mit allen Kräften nach Möglichkeit die Andringenden zurück. Indessen schickte er eiligst zum Obersten Jlowaiski, und bat um Hilfe. Dieser war aber in hoher Betrunkenheit in der Stadt angekommen, und eben beschäftigt, sie möglichst zu erhalten. Er ließ antworten, daß er sich um dergleichen nicht bekümmern könne, er rapportire eben an den Kaiser. Dies mußte wohl der Rapport sein, woraus der Petersburgische Kalender für das Jahr 1813 seine historischen Nachrichten geschöpft hat. Er erzählte, zum Gelächter aller Einwohner Moskau's, die noch lachen konnten, daß Jlowaiski nicht ohne vieles Blutvergiessen Moskau und den Kremlin wieder erobert, auch alle die, welche den Franzosen gedient hätten und entwichen wären, wieder eingeholt hätte. Er hatte auch wirklich seinem Rapporte eine ihm mitgetheilte Liste der meisten Mitglieder der Munizipalität und der Polizei beigelegt. Es war aber Niemand entwichen, als die beiden Polizeimeister und zwei gute ehrliche Tröpfe, die als Polizeikommissarien angestellt waren, sich aber sehr redlich benahmen. Weder um den Einen noch um den Andern hat sich

Ilowaiski bekümmert, keinen derselben eingezogen. Indessen wurde er doch nachher Generalmajor.

Die Kosaken und Bauern waren in den großen Hof des Findlingshauses eingedrungen; aber die Thür des Haupthauses, worin sich das Lazareth mit einer großen Menge geflüchteter Einwohner befand, konnten sie nicht öffnen. Alle Hauptthüren des Innern waren wohl verwahrt. Jetzt kam der General Benkendorf mit einem stärkern Korps donischer Kosaken und Husaren an, und erfuhr augenblicklich die traurige Lage Tutolmins. Er eilte mit einer Schwadron Husaren selbst zur Hilfe, ließ Kosaken und Bauern niederwerfen, hart auspeitschen, und ließ die Schwadron zur Deckung des Hauses da. Der Mann rettete wirklich sehr viel. Ich habe nicht erfahren können, wie er belohnt worden ist. Die auf dem Findlingshause gebliebenen Franzosen waren die Glücklichsten von Allen; sie waren gewiß in den Händen edler Menschen. Benkendorf hielt die Kosaken zusammen; indessen war es nicht möglich, in der großen Stadt die Bauern in Ordnung zu halten. Sie trieben ihren Unfug immer fort; auch war Benkendorf nicht berufen, auf solche Begebenheiten mit Beharrlichkeit hinzuwirken. Er hatte allerdings die edlern Kosaken seines Korps befehligt, auf dieses Gesindel aufmerksam zu sein; aber sie waren hungrig und durstig, und konnten nicht allenthalben sein.

Jetzt entdeckte man geradehin durch den Edelsinn der donischen Kosaken noch eine andere Niederträchtigkeit, deren Wirkung so lange wiederum durch die Plünderungssucht verhindert worden war. Man hatte, um die Ausländer zu plündern und ganz zu opfern, den Kosaken auch vorgespiegelt, daß mehrere Ausländer französische Offiziere bei sich verborgen hielten. Eben diese Insinuationen setzte man auch bei den donischen Kosaken fort. Folgende Geschichte enthält den Beweis: Ein Unteroffizier derselben stürzte mit zwei Gemeinen in die Wohnung eines Deutschen. Er traf gleich im Hause ein russisches Weib, zum Glück bessern Herzens. Er fragte sie hastig, ob der französische Spion — dies war der allgemeine Ausdruck, um einen Anhänger der Franzosen anzuzeigen, bis Iwaschkin ihn mit einem andern vertauschte — zu Hause sei, und wo er die französischen Offiziere versteckt habe. Diese Frau aber machte dem Manne wegen seiner Hilfleistungen gegen die verlassenen Abgebrannten große Lobeserhebungen, und versicherte, daß er wohl nie daran gedacht hätte, einen Franzosen zu verbergen. Jetzt traten die drei Naturmenschen viel ruhiger ein. Man begegnete ihnen höflich, und kam ihnen mit einem Glase Branntewein und einem Stücke Brod — Alles, was man hatte — entgegen. Der Unteroffizier sah sich in allen Winkeln um und durchsuchte den Hausboden. Jetzt wurde er ganz freundlich, fiel dem deutschen Manne um den Hals, erzählte den ganzen Verrath, und versicherte, daß er ganz zum Morde entschlossen gewesen sei. Er lachte selbst darüber, daß er von einem vernünftigen Manne habe glauben können, daß er Franzosen bei sich verbergen werde. Jetzt warnte er vor den übrigen Kosaken, versicherte, daß sie bestimmt zum Morde gedungen wären, und ließ einen Mann zur Bedeckung zurück. Den zweiten und dritten Tag waren dieselben immer wieder da, und brachten im Ueberflusse Lebensmittel mit. Länger dauerte ihr Aufenthalt nicht.

Benkendorf ging am vierten Tage mit seinem Korps weiter, um bei der Vernichtung des Feindes kräftig mitzuwirken. Am dritten Tage nach dem Abmarsch des Mortierschen Korps erschien eine interimistische Polizeiverwaltung. Der Major Hellmann, Chef des kleinen Korps Moskauischer Polizeidragoner, kam mit seinen Leuten zurück und verwaltete die Polizei; ein Liefländer von niedriger Herkunft und ohne alle Bildung, aber voll Muth und Entschlossenheit. Die Hetzpeitsche immer in der Hand haltend, peitschte er selbst, von seinen Dragonern begleitet, die Bauern zur Stadt hinaus, wodurch das Rauben von selbst aufhörte. Noch hier und da waren Häuser, zur Beförderung des Diebstahls, von den eigenen Hausgenossen angesteckt worden. Diese und alle ähnliche Feindseligkeiten verbot er bei Strafe des Stranges. Ob er dazu berechtigt war, weiß ich nicht. Genug, es half; die Ruhe kehrte von dieser Seite wieder, und er stiftete viel Gutes. Als er dieses erste Geschäft vollendet hatte, ließ er die gewesenen Mitglieder der Munizipalität und der französischen Polizei zu sich kommen. Jeder mußte eine schriftliche Erklärung geben, daß er wirklich gedient und ein rothes oder ein weißes Band um den Arm getragen habe. Denn dies war die Hauptsache bei den Russen klein und groß, einige Verständige ausgenommen, weil sie dieses Band für einen französischen Orden hielten.

Der Bauernkrieg in Moskau war zu Ende. Schon kamen einige Lebensmittel zur Stadt. Nur ein, doch nur theilweise wirkendes, Uebel schien noch übrig zu sein: das Unvermögen, sich gegen die immer mehr steigende Kälte zu schützen. An Holz fehlte es nicht. Hier und da war Brennholz übrig geblieben; man konnte Brandbalken und Gartengeländer zur Feuerung anwenden; aber es fehlte im größten Theile der Stadt an Thüren und Fenstern. Auch in Schafpelze gewickelt, konnte man sich am heißen Ofen nicht schützen. Indessen zeigte sich wieder ein anderer Feind.

Mit dem Major Hellmann waren mehrere Polizeioffiziere angekommen, welche auf eine eigenthümliche Art die Ordnung wiederherstellen wollten. Ich würde diese Patrioten nennen, wenn ich es nicht der Mühe unwerth gehalten hätte, mir ihre Namen zu bemerken. Sie kamen freilich abgerissen und ohne Geld an, und wollten nicht nur Schadenersatz haben, sondern auch Beute machen. Es war ja einmal Krieg. Sie traten mit einer äusserst rechtlichen Larve in die Wohnungen ein. Sie wollten nachsehen, ob der Feind gestohlenes Gut oder zu seinem Gebrauch genommenen Hausrath zurückgelassen habe. Beides sollte der Polizei überliefert werden, um es den Eigenthümern wiederzugeben. Nun wurde aber Alles, was von Werth oder ihnen überhaupt nützlich war, für solches Gut erklärt. Sie fragten auch wohl nach Sachen, welche Flüchtlinge zurückgelassen und bei ihren Freunden deponirt hätten. So wurde die ganze Habe einer französischen Schauspielerin, die wirklich zurückzukommen gesonnen war, weggenommen. Sogar die Kirchen, worin Verschiedene einige Sachen zu sichern gedacht hatten, wurden ausgeleert. Alles war noch voll Furcht; auch hatte man gelernt, wie viel Ursache man habe, die Moskauische Polizei zu fürchten. Manche hatten auch vom Feinde gekauft, auch wohl gar durch Mitplünderung gewonnen, und hatten darum noch mehr Ursache, sich zu fürchten. Selten

fanden sie Widerspruch. Was sie wünschten, wurde auch Beute. Zuweilen kam wohl ein ernstlicher Protest. Ein Polizeimajor, der einem deutschen Kaufmanne ein paar große Wandspiegel, unter dem Vorwande, daß sie sein Eigenthum wären, wegnehmen wollte, wurde mit einer ordentlichen Tracht Schläge zur Thür hinaus gebracht. Es ging so weit, daß diese Erpressungen zum Straßenraub ausarteten. Auf öffentlichem Markte riß ein Polizeioffizier einem Manne den Pelz ab, unter dem Vorgeben, daß er ihm gestohlen sei, und ging mit dem Raube davon. Nachgehen, Nachschreien half nicht; wer es wagte, verschwand im Gefängnisse. Daß von allen zur interimistischen Deposition genommenen Sachen nichts wieder zum Vorschein kam, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Wie ungescheut, wie offenbar man in die Ausübung dieser Schurkerei verfuhr, mag folgendes Beispiel darthun: Ein Polizeimajor nahm die verlassene Wohnung eines mit den Franzosen geflüchteten Kaufmanns ein. Letzterer war, wenn ich nicht irre, ein Pole, war Sekretär und Agent des Stadt-Intendanten Lesseps, und hat sich, wie man mir schriftlich versichern wollte, nach Wilna gerettet. Er hinterließ auf dem Gehöfte seiner Wohnung ein bedeutendes Magazin Baumwolle, welches der Polizeioffizier sogleich für gute Beute erklärte. Er wog die Waare öffentlich auf dem Hofe aus und verkaufte sie ballenweise. Ich weiß nicht mehr genau, ob sich dies vor Iwaschkins Ankunft oder nachher zutrug. Die Zeitfolge solcher kleinen Begebenheiten wird leicht im Gedächtnisse zerstört. Ich glaube das Letztere; denn er gehörte mit zu den Vertrauten Iwaschkins, und kam vermuthlich erst mit diesem an; auch dauerten die erwähnten Polizei-Plünderungen weithin in die Zeit des Daseins Iwaschkins fort.

Unterdessen waren die französischen Heertrümmer in der zweifelhaften Schlacht bei Klein-Jaroslaw und bei Krasnoi geschlagen Von Hunger und Kälte verzehrt, trieb sie die russische Armee vor sich her und schlug die einzelnen Korps, welche die Verzweiflung bestimmte, noch Widerstand zu leisten. Alles lief oder taumelte ohne Gewehre fort, und der wohlbeleibte Davoust, der den Fliehenden bei Smolensk ohne Hut nacheilend zurief: „Êtes-vous François?“ konnte dadurch nichts weiter bewirken, als daß man ihn und Buonaparte mit Schimpfworten überhäufte. Dieser war mit dreißigtausend Mann Garde, die besser versorgt war und darum noch Kraft hatte, voraus, und kämpfte noch fliehend einen sonderbaren Kampf. Der Admiral Tschitschagow, dem die Führung der Moldauarmee anvertraut und der dem fliehenden Feinde vorausgekommen war, sah — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — ruhig zu, als Buonaparte mit seinen Garden über die Beresina ging. Man sagte, er habe hierüber auf der Stelle von Wittgenstein, der von der andern Seite voreilte, Vorwürfe erhalten, und er habe sich nun entschlossen, seinen Fehler wieder gut zu machen. Er eilte nach, griff Buonaparte mit einem kleinen Korps, das größtentheils aus leichten Truppen bestand, an, und verlor an den fliehenden Feind sechstausend Mann Gefangene und mehrere Kanonen. Solche kleine Glücksschritte des zerrütteten Feindes konnten es aber nicht verhindern, daß die Gefahr sich

immer weiter von Rußland entfernen mußte. Auch die höchste Aengstlichkeit konnte forthin kein Recht geben, an eine mögliche Rückkehr des Feindes zu glauben.

Jetzt kehrten Iwaschkin und einige Tage nach ihm Rastopschin, Letzterer von einer starken militärischen Bedeckung umgeben, nach Moskau zurück; mit ihnen auch die weggeführten Feuerspritzen und das ganze Heer der geflüchteten Polizeibedienten, der Zivilgouverneur, der Kommandant und die übrigen Gerichtsbehörden. Ich nehme von hier aus einen wiederbegonnenen Zustand der Organisation an, und lasse hier eigentlich die Geschichte der Ereignisse nach dem Abzuge der Franzosen anfangen.

(Der Beschluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die Verschwörungen der jüngsten Zeit. *)

Viele und öftere Verschwörungen bezeugen entweder den schlimmen Zustand einer Staatsgesellschaft, oder ein fehlerhaftes Benehmen ihrer Regierung, oder beides zusammen. Man könnte das Letztere unbedingt behaupten, weil die Regierung dafür aufgestellt ist, das Gemeinbeste zu gewährleisten, und demnach aus dem schlimmen Zustande der Gesellschaft auf fehlerhafte Verhältnisse der erstern geschlossen werden mag. Minder streng, und ohne Zweifel auch billiger, will man jedoch zugeben, daß im Staate selbst blinde oder verkehrte Kräfte vorhanden sein können, welche darauf ausgehen, die Gewalten umzustürzen, deren Erhaltung für das Gemeinwohl wichtig ist.

Daß diese Kräfte unter sich geheimes Einverständniß treffen, wofern sie können, ist sehr natürlich; daß die Regierung sie bekämpfe, ist vollkommen in der Ordnung. Die Möglichkeit von Verschwörungen ist eben so wenig zu bezweifeln, als die Rechtmäßigkeit der Strafe der Verschwörer. Hingegen ist es weder gerecht noch erforderlich, den Zwecken und Leidenschaften, welche zu geheimen Verständnissen Neigung haben können, Nahrung oder Vorwand zu leihen, und Verschwörungen da zu suchen oder zu finden, wo keine sind.

Es ist mehrmals gesagt worden, die Regierungen seien berechtigt, Alles zu thun, was für ihre Erhaltung nöthig ist. Der Grundsatz ist falsch und verabscheuenswerth, denn er berechtigt die Gegner der Regierung, sich hinwieder für den Angriff Alles zu erlauben, und er führt ganz eigentlich das Kriegsrecht in den Staat ein. Es gibt keine Zwangherrschaft, für die dieser Grundsatz nicht völlig erwünscht und genügend wäre.

*) Des conspirations et de la justice politique, par F. Guizot. Seconde édition. Paris, chez *Ladvocat*. 1821. in-8.

Im Vorbeigehen darf denn wohl auch die Bemerkung hier stehen, daß es Machthaber gibt, die sich für sehr tüchtige Leute halten, weil sie vom Bedürfnisse des Bösen überzeugt zu sein glauben. Sie haben vielleicht mit dem Willen und auch vollends mit der Neigung zum Guten und Rechten ihre Geschäftsbahn betreten; aber es sind ihnen Schwierigkeiten aufgestoßen, durch die sie zu Fehlern verleitet wurden; diese Fehler haben neue Schwierigkeiten herbeigeführt. Sie haben von den ihnen zu Gebot stehenden gewaltsamen Mitteln, von der materiellen Kraft Gebrauch gemacht, um den Klippen zu entgehen, an denen ihre Vernunft gestrandet hatte. Bald wird ihnen nun die Anwendung dieser Gewalt lieb und gewöhnt, und sie sagen alsdann, sie hätten Erfahrungen gesammelt; sie nennen dies: ins praktische Leben eingehen, — die Geschäfte und die Menschen kennen. Zuvor waren sie jung und hatten schöne Träume; jetzt haben sie die Welt kennen gelernt und verstehen die Kunst des Regierens. Traurige Anmaßung und eitler Wahn! Die einzige Erfahrung, welche sie wirklich gemacht haben, ist die ihrer Schwäche, und damit meinen sie einen Fortschritt in der Herrscherkunst gethan zu haben!

Diese Kunst ist allerdings schwer; und wenn Niemand, als wer sie vollkommen inne hat, sich damit abgeben sollte, wer möchte dies thun? Ueber eine Regierung, welche Verschwörungen zu verhüten nicht im Stande war, darf darum auch noch kein unbedingter Tadel ausgesprochen werden. Aber gewiß bleibt immerhin, daß jenes in den ersten Pflichten der Machthaber liegt, und daß, wenn die Verschwörungen sich mehren, die Tüchtigkeit der erstern verdächtig werden muß. Ein Verdacht führt den andern herbei. Der unfähige Machthaber ist zaghaft, und der zaghafte wird gewaltthätig. Wer durch Unfähigkeit furchtsam und durch Furchtsamkeit gewaltthätig geworden ist, der muß die Ungerechtigkeit zu Hilfe nehmen. Die Meutereien werden ihm Bedürfniß, theils um seine Furcht zu rechtfertigen, theils um durch Strafmittel das Ansehen zu ersetzen, welches ihm die begangenen Fehler geraubt haben, so kommen dann, durch die Schuld der Regenten, Verschwörungen und Meutereien zu Stande, weil diese Bedürfniß für sie geworden sind.

Die nächste und allgemeinste Stimmung, welche ein fehlerhaftes Benehmen der Regierungen im Volke erzeugt, ist Gleichgültigkeit. Wo die Verwaltung des Gemeinwesens schwankend, unbestimmt, verdeckt und dem Vortheile des Ganzen nicht entsprechend ist, da söndern sich die Bürger von ihr ab, und beschränken sich auf ihre Privatangelegenheiten. Weil sie in der Sache der Regierung nicht ihre Sache erkennen, so sehen sie die Regierung selbst als einen Fremdling an, mit dem sie nichts gemein haben, und den sie auf eigene Rechnung sein Wesen treiben lassen, während sie hinwieder ihre Privatvortheile, soviel die Verhältnisse es zulassen, von seinem Vortheile trennen. Im Schooße dieser herrschenden Gleichgültigkeit erzeugen sich allmälig positivere Unzufriedenheiten. Rechtmäßige Interessen fühlen sich gekränkt oder bedroht; die ihnen verheißene Sicherheit ist nicht vorhanden; der Widerspruch zwischen dem eingetretenen beunruhigenden Zustande und den empfangenen Zusagen reizt ihren Unwillen; sie ergreifen jede

Gelegenheit, um ihr Mißvergnügen zu offenbaren. Wahlhandlungen, Bittschriften, Abneigung, die sich gegen öffentliche Beamtete ausspricht, Alles wird benutzt, um die vorhandene Mißstimmung kund werden zu lassen; und im Verhältnisse, wie dieselbe kund wird, greift sie weiter und wirksamer um sich. Bald finden sich Menschen, welche Stellvertreter und Organe derselben werden. Die Unzufriedenheit der gekränkten Interessen und der beunruhigten Klassen persönlicht sich in ihnen gleichsam, und an dieselben wendet sich jetzt, wer Verordnungen verzeigen oder Klagen bekannt machen möchte; die Mißgriffe der Gewalthaber und die Besorgnisse der Bürger sammeln sich um sie. Dadurch werden sie zum Mittelpunkt der bisher zerstreuten Stimmung, welche sich nun durch sie ausspricht. Ihre Stellung gegen die Regierung wird mißtrauisch und feindselig. Sie sind allzeit, wie zum Argwohn geneigt, so zum Angriffe gerüstet. Sie müssen als fortwährende Gegner betrachtet werden, deren Manieren, Handlungen und Reden öfters ein feindseliges Aussehen annehmen. Dazu kommt, daß jede neue Regierung, die über den Trümmern einer andern erstanden ist, auch eigentliche Feinde haben muß, die ihren Sturz wünschen, und sich desjenigen freuen, was ihn befördern kann.

Ist nun aber dies alles zusammengenommen eine Meuterei oder eine Verschwörung? Keineswegs. Man sehe sich in den zwingherrlichsten Gesetzbüchern um, und man schlage die arglistigsten Gesetze nach; man prüfe die Erklärung der Meuterei (complot), welche das französische Strafgesetz enthält, und über deren Vorschlag im Staatsrathe Napoleons die meisten seiner Glieder betroffen und erschrocken waren. Wer von vorgefaßten Meinungen unbefangen das Vorstehende prüfend ins Auge faßt, wird darin unmöglich den gesetzlichen Karakter des Verbrechens zu finden im Stande sein. Was immerhin auch die Absichten der Gesetzgeber gewesen sein mögen: schon darum allein, weil sie die Dinge im Allgemeinen und nicht zu Befriedigung eines augenblicklichen Bedürfnisses in Ueberlegung nahmen, konnten sie unmöglich Vernunft und Gerechtigkeit dermaßen bei Seite setzen, um ihren Begriffsbestimmungen eine so umfassende und furchtbare Ausdehnung zu geben.

Was nun aber in den oberwähnten Thatsachen nicht vorhanden ist, was auch die härtesten Gesetze nicht voraussehen konnten, das wird hingegen eine schlechte und unfähige Regierung darin finden. Ihr werden für Meuterei und Aufruhr gelten jene feindselige Stimmung Einiger, das Mißvergnügen vieler Anderer, und vielleicht sogar auch die Gleichgültigkeit der Menge. Diese mehr oder weniger allgemeine Stimmung, diese traurigen Zeichen eines bedauerlichen und beunruhigenden Zustandes, werden in ihren Augen zu eben so vielen Andeutungen, wo nicht gar Beweisen von Verbrechen werden. Sie fühlt sich schwach, glaubt sich bedroht, und darin hat sie allerdings Recht; wem soll sie aber die Schuld beimessen? Sich selbst? Das kann sie nicht, weil sie alsdann sich ändern müßte. Dem Publikum oder einem Theil des Publikums? Das Publikum aber ist kein Ding, welches angeklagt, gerichtet und bestraft werden könnte; es müssen bestimmte und einzeln bezeichnete Personen sein, denen die allgemeinen Thatsachen, vor

denen man Furcht hegt, zur Last g legt werden können; die allgemeine Stimmung muß in bestimmten vom Gesetze als verbrecherisch erkannten Handlungen sich zu Tage legen. Dadurch wird es dann auch einzig nur möglich, dieselben als Verbrechen zu behandeln; daß aber Verbrechen da seien, bezeugt die vorhandene Gefahr; und als Verbrechen müssen sie bestraft werden, weil man anders sich gegen die Gefahr nicht zu schützen weiß.

Obgleich es vielleicht schwer hält, den Zweck zu erreichen, wenn auch, was man besorgt und fürchtet, noch nicht so weit gediehen oder in einzelnen Personen sich sattsam dahin ausgebildet hatte, um ohne gewaltsame Anstrengung ihm die Gestaltung von Verbrechen zu geben — darauf kommt es jetzt nicht mehr an; was die Machthaber einmal begonnen haben, muß vollendet werden; wo das Zurücktreten unmöglich ist, muß vorgeschritten werden; die erforderliche Umwandlung wird von den Machthabern selbst befördert; ihnen stehen Werkzeuge zu Gebote, welche, oftmals ohne daß jene es nur wissen, und durch den bloßen allgemeinen Antrieb, der ihnen ertheilt ward, aus Kundschaftern (espions) Anheber (provocateurs) werden. Mitten unter die herrschende Mißstimmung geschleudert, halten sie sich an diejenigen Personen, in denen solche am meisten zu Tage liegt; diese bearbeiten sie für ihre Zwecke; wo irgend ein Keim von Meuterei oder Verbrechen kann aufgespürt werden, da nähren, pflegen und befruchten sie ihn, bis er so weit erstarkt ist, um das Tageslicht einigermaßen zu ertragen und seinem Schicksale überliefert zu werden. Die schlauen Machthaber ihrerseits, theils geblendet und theils verkehrt, sobald sie sich im Besitze irgend eines Mittelpunktes sehen, an den ihre Schrecken gesetzlich mögen angeknüpft werden, sammeln jetzt Alles, was sie beargwohnen und dessen sie gern entledigt sein möchten; sie spüren überall nach in den feindseligen und unzufriedenen Reihen, vor denen sie Furcht tragen; sie sammeln Berichte, Verdächtigungen, Beweise, und bilden daraus Gespenster, vor denen sie vielleicht selbst erschrecken, bevor sie noch Andere damit in Schrecken setzen; und endlich dann wenden sie sich an die Gerichtsstellen, um durch diese ihr Werk gutheißen, und was sie ihnen übergeben, in der That als im Gesetze bezeichnete Verbrechen behandeln zu lassen.

Auf diese Art entstehen die Verschwörungen, wenn unfähige Machthaber des Arms der Gerechtigkeit bedürfen, um sich gegen eine Verderbniß zu schützen, die sie entweder selbst verschuldet haben, oder der sie nicht zu steuern vermögend sind. In der Masse des also behandelten Stoffes kann sich freilich manches mehr und weniger Begründete finden, so wie das Benehmen der Machthaber auch zum Theil vielleicht redlich ist. Die Selbsttäuschungen über eigene Gefahren und über die eigenen Handlungen sind mannigfaltig, und mögen gar zu leicht eintreten; auch die ungereimtesten Besorgnisse können aufrichtig sein, und es können auch die sträflichsten Handlungen in Unschuld, das will sagen in guter Absicht, begangen werden. Der Karakter aber, welcher diesem Treiben allezeit zum Grunde liegt, ist dieser, daß die Staatsklugheit der Polizei und die Rechtspflege der Staatsklugheit untergeordnet erscheint, und dieses klägliche Verhältniß geht immerdar von dem Irrthume aus, der die Machthaber über die Natur

und die Quelle des Uebels verblendet, sie Verbrechen allenthalben erblicken läßt, wo Gefahren, und Meuterer da, wo Mißvergnügte vorhanden sind.

Wenn je eine Zeit war, wo eine solche Verirrung der Staatsklugheit und der Rechtspflege zu fürchten war, so ist dieselbe gegenwärtig und in Frankreich vorhanden. Staatsumwälzungen und Zwangherrschaft sind seit dreißig Jahren in diesem Lande wechselnd auf einander gefolgt; seit dreißig Jahren ist in allen mit der Politik auch nur einigermaßen näher verknüpften Dingen von Recht und Gerechtigkeit nicht leicht die Rede gewesen. Die einander folgenden Regierungen finden in dem Erbe ihrer Vorgänger solche Uebungen und Gewohnheiten, auf die sie nicht verzichten wollen. Die Unterordnung der Justiz unter die Polizei ist, so zu sagen, ein Geleise geworden, in das die Gewalthaber beim geringsten Anstoße zurückfallen. Die Erinnerung an die vormaligen Gerichtsstellen des Königreichs sogar, wie erloschen dieselbe auch scheinen mag, wirkt in dieser Beziehung ebenfalls nachtheilig. Die Parlamente waren gleichzeitig politische sowohl als richterliche Behörden, und der erstere Karakter hat öfters nachtheilig auf den zweiten eingewirkt. Die gegenwärtigen Gerichtsstellen, obgleich ihnen die Kraft und Würde der Parlamente gänzlich mangelt, mögen sich doch gern als Erben ihrer Stellung betrachten, und sind überaus geneigt, eine Bahn zu betreten, auf der sie die Gewährleistung zu leisten völlig ausser Stande sind, welche frühern Institutionen Stärke und Ansehen ertheilt haben. Es scheint die richterliche Gewalt, welche vormals ein mächtiger Bundesgenosse der Politik gewesen ist, jetzt ihren Beruf darin zu finden, daß sie ein gehorsames Werkzeug derselben sei. In einem Zeitpunkte, wo die neuen Staatseinrichtungen erst noch im Werden sind, und mitten im Kampfe der Parteien, hat dieser Grundbestandtheil der Gesellschaft, welcher die große Schutzwehr des Bürgers sein soll, weder seine richtige Stellung, noch wie er dieselbe handhaben soll, bis dahin erkannt und eingesehen. Den Mißgriffen der Machthaber stellt derselbe keine Grundsätze des Rechtes gegenüber, und keiner eigenen Stärke bewußt, die in großen Gefahren ausreichen möchte, ist er bereit, überall Hand zu bieten, wo seine Hilfe begehrt wird; er theilt leicht und gern Argwohn und Furcht, wo die Machthaber solche geschöpft haben; er sieht Verschwörungen, wo diese solche wahrnahmen, und Feinde, wo diese sie zu sehen glaubten. So geschieht es, daß die nämlichen Ursachen, welche die Staatsverwaltung irre führten, hinwieder auch die Gerichtsstellen mißleiten mögen, wofern diesen das eigene Bewußtsein mangelt, welches zu einer selbstständigen Stellung, und um dem Unrecht, wie und woher dieses auch kommen mag, Trotz zu bieten, erforderlich ist.

Aus Spanien.

Züge zur Geschichte Spaniens seit der Rückkehr des Königs aus Frankreich.

Nachdem der König Ferdinand seine französische Gefangenschaft in Valençay mit derjenigen vertauscht hatte, welche böse Rathgeber ihm beim Eintritt in Spanien und bei der Rückkehr nach Madrid bereit hielten, bildeten sich, was unter ähnlichen Umständen überall geschehen

wird, jene geheimen Vereine und Verschwörungen gegen die unrechtmäßige Zwingherrschaft, welche, nach mancherlei fruchtlosen Versuchen, am ersten Tage des Jahrs 1820 siegreich auftraten, König und Volk vom schmählichen Joche befreiten, und beide auf eine Bahn hinstellten, wo der Fürst seinen Ruhm und die Nation ihre Wohlfahrt sicher begründen mochten. Die traurige Zwischenzeit von 1814 bis 1819 ist reich an lehrreichen Begebenheiten, die ihren Geschichtschreiber erwarten. Bis dahin wird es wohlgethan sein, die zerstreuten denkwürdigen Züge derselben zu sammeln; die nachfolgenden sind der Geschichte der neuesten Vorfälle in Spanien enthoben, die ein Franzose, Hr. Louis Jullian von Montpellier, der sich aus freiwilligem Exil in den Niederlanden dorthin begeben hatte, eben jetzt bekannt macht *), und die, mit Vorsicht benutzt, sehr brauchbaren Stoff für die Geschichtschreibung liefert.

Es war um das Jahr 1817, als in den Gefängnissen der Inquisition sich ein Abentheuer ereignete, das vermuthlich beispiellos genannt werden kann für diese Stätten der Verzweiflung, welchen Dante's Aufschrift der Höllenpforte so wohl anstand:

Lasciate ogni speranza, voi ch' intrate.

Der Kapitän van Halen, aus Holland abstammend und in spanischem Dienste angestellt, hatte durch eine lebhafte Theilnahme an geheimen Verbindungen, so wie durch Verbreitung freisinniger Meinungen unter den Einwohnern der Stadt Murcia, wo er in Garnison lag, Aufmerksamkeit erregt; er ward den Behörden verzeigt und verhaftet. Aus seinen Papieren ergaben sich die mancherlei Verbindungen, welche er mit verschiedenen geheimen Gesellschaften unterhalten hatte, und die Ortsbeamten glaubten den Verhafteten an höhere Behörden übergeben zu müssen; van Halen ward unter sicherm Geleite nach Madrid gesandt und hier in den Kerkern der Inquisition verwahrt. In den alsbald mit ihm eröffneten Verhören verlangte er beharrlich dem Könige vorgeführt zu werden, gegen den er unmittelbar und einzig nur sich über die ihm gemachten Beschuldigungen erklären würde. Dies mehrmals wiederholte Begehren ward Sr. Majestät vorgetragen; Ferdinand befahl, der Gefangene solle ihm vorgeführt werden, und dieser benutzte unerschrocken die Gelegenheit, um, ohne Rücksicht auf sich selbst und die Gefahren, denen er sich dadurch in erhöhtem Maaße aussetzte, dem Könige die wahre Lage der Sachen freimüthig darzustellen und den Abgrund des Verderbens zu enthüllen, in welchen die Verkehrtheit seiner Rathgeber ihn unfehlbar stürzen würde. Er eröffnete dem Monarchen: allerdings seien geheime Gesellschaften durch ganz Spanien verbreitet; Verfolgungen, Kerker und Schaffote würden ohnmächtig gegen sie angewandt, und keine menschliche Kraft könne sie hindern, ihren Zweck zu erreichen: iefer jedoch sei nichts weniger als feindselig gegen den König, und weit entfernt, seine Stellung und Würde zu gefährden, solle sein Thron vielmehr in den Gesetzen

*) Précis historique des principaux événemens politiques et militaires qui ont amené la revolution d'Espagne. Par M. Louis Jullian. Paris, chez *Mongie* ainé. 1821. 396 p. in-8.

eine kräftigere Stütze und durch das Vertrauen und die Liebe der Völker neue Festigkeit erhalten; auch dürfte es, um ein so glückliches Ergebniß bald und sicher zu erzielen, vielleicht hinreichen, wenn der König durch freiwilligen Entschluß sich an die Spitze jener Vereine stellen, und was sie beabsichtigen, selbst ausführen würde. Dazu wäre erforderlich, daß er vom römischen Stuhle die Rücknahme der gegen sie erlassenen Zensuren verlange, hauptsächlich aber, daß er seine schlimmen und selbstsüchtigen Rathgeber entferne; alsdann würden Volk und Heer dem Könige zufallen, und beide, die das neue Sklavenjoch nicht ertragen mögen, würden als freie Leute hingegen auch die treuesten und ergebensten Unterthanen sein. Ferdinand schien über eine so ungewohnte Sprache mehr erstaunt, als durch sie beleidigt. Der Karakter dieses Fürsten hat sich in so viel räthselhaften und widersprechenden Zügen zu verschiedenen Zeiten dargestellt, daß man ungewiß bleibt, ob die wohlwollende Theilnahme, welche er damals dem kühnen Sprecher erwiesen hat, von großmüthigen Gefühlen ausging, oder nur arglistige Verstellung war. Gewiß ist, daß er sich mit vieler Güte erkundigte, was für Bedürfnisse Jener in der Gefangenschaft haben möchte, und auf die erhaltene Anzeige, daß er gern rauche, ihm ein Kistchen Havanna-Cigarren, aus des Königs eigenem Vorrathe, zugekommen sind. Desto eifriger ward nun aber van Halens Prozeß durch die Minister betrieben, und seine Freunde erhielten Kunde, daß sein Leben in naher Gefahr stehe. Eine Dienstmagd des Kerkermeisters ward hinwieder unterrichtet, und es gelang ihr, durch das Fensterchen seines Kerkers dem Gefangenen davon Nachricht zu geben, und ihn mit Papier und Bleistift zu versehen. Hierdurch wurden Mittheilungen möglich, und van Halens Freunde erklärten sich zu jeder Hilfleistung bereit. Der wichtigen Briefträgerin ward eine ansehnliche Belohnung verheißen, und ein genau verfertigter Straßenriß bezeichnete die Punkte, auf welche die Gehilfen des Unternehmens sich vertheilen würden. Nachdem Alles verabredet war, wurde nun auch die Zeit festgesetzt; es war mitten im Winter, und am bezeichneten Tage Abends um sieben Uhr, traf bei der wenige Schritte vom Haupteingang des Gefängnisses harrenden ersten Abtheilung der Gehilfen, in Schlafrock und Pantoffeln, ein Mann ein, der ein paar Augenblicke später eine fremde Uniform trug, und durch weite Umwege, um die allfälligen Späher zu verwirren, in einen sichern Zufluchtsort gebracht ward, wo er einen Reisepaß, um Spanien zu verlassen, und fünftausend Franken in Gold als Geschenk des edelmüthigen Grafen von Montijo, bereit fand. Er begab sich alsdann nach Portugall, ging von da nach England über, und später nach Rußland, wo er in einem Kosakenregiment eine Offiziersstelle erhielt. (Im März 1821 ist er, wie man vernimmt, demagogischer Grundsätze wegen verabschiedet und über die Grenze gebracht worden, worauf er nach Spanien zurückkehrte.) Vor der Abreise nach Portugall blieb der Gerettete mehrere Tage in Madrid verborgen, und empfing zahlreiche Besuche seiner Freunde, denen er die folgenden an's Romanhafte grenzenden, aber völlig zuverlässigen nähern Umstände seiner Flucht erzählt hat.

Die vertraute Dienstmagd hatte ihn mit der innern Lage und Einrichtung des Gefängnißhauses genau bekannt gemacht, und die Zeit der Flucht war, wie schon bemerkt, mit den

Freunden verabredet. Da bat er sich für die bezeichnete Stunde von dem Kerkermeister ein nicht ungewohntes Bedürfniß aus; dieser bringt dasselbe, und während er es auf den Tisch legt, fällt der junge und starke van Halen unvermuthet über ihn her, wirft ihn auf's Bett und unter die Decken, flieht durch die offene Thür und schließt solche hinter sich zu. Er durchwandert hierauf die labyrinthischen Gänge des Hauses, mit denen die vertraute Gehilfin ihn bekannt gemacht hatte; und statt den Weg zur Hauptthür, die verschlossen gewesen wäre, einzuschlagen, verfügt er sich, der empfangenen Anweisung gemäß, in die auf dem Erdgeschosse befindlichen Zimmer des Kerkermeisters, wo Frau und Tochter, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, im ersten Schrecken über die unerwartete Erscheinung nicht daran dachten, den Flüchtling aufzuhalten, sondern ihn durch eine Nebenthür, welche von ihren Zimmern auf die Straße führten, entweichen liessen. Dann erst erholten sie sich von der Bestürzung, und eilten nun den Vater aufzusuchen, dessen Ruf sie über die langen Gänge und wegen der Entlegenheit des Kerkers, der ihn jetzt selbst verschloß, nicht hören konnten. Seine zwar baldige, doch aber mit Zeitverlust verbundene Befreiung war dem Geretteten jetzt nicht weiter gefährlich.

Das spanische Ministerium konnte in jenem Zeitraume innerer Auflösung und Zerrüttung unmöglich anders als ein Spielball auswärtiger Politik sein, und wie mancherlei Schwanken und Wechsel auch hierbei eintrat, so blieb dennoch der Einfluß des Kabinets von St. Petersburg vorherrschend, und derjenige Hof, welcher durch seine Entfernung, geographische Lage und staatsthümlichen Interessen, wie man glauben mochte, Spanien am fremdesten sein sollte, hat wirklich auf das Kabinet von Madrid und auf die Person des Königs geraume Zeit entscheidenden Einfluß ausgeübt. Die Verhältnisse beider Regierungen waren seit dem letzten russischen Feldzuge sehr innig geworden. Die in Cadix eingeschlossenen Cortes hatten einen Gesandten an den Kaiser Alexander abgeordnet, welcher seinen Weg durch das damals von den Franzosen besetzte Spanien, durch Frankreich und Deutschland nahm, und bei seiner Ankunft in St. Petersburg eine zweideutige Aufnahme fand; es verflossen mehrere Monate, ehe er anerkannt ward; dies geschah jedoch, als Rußland von den französischen Heeren überzogen ward. Von da an legte Alexander seine bisher für den Widerstand und die Anstrengungen der spanischen Nation im Stillen gehegte Verehrung auch laut zu Tage; er schrieb an die Cortes, und anerkannte ganz unumwunden die Legitimität, wie der spanischen Regierung, so der Verfassung, in Kraft welcher die erstere bestand. Nach Ferdinands Rückkehr in seine Staaten ließ dieser Fürst, der über die zweideutigen Absichten des britischen Kabinets während seines Aufenthalts in Valençay merkwürdige Aufschlüsse erhalten haben soll, sich es sehr angelegen sein, mit dem Kaiser Alexander, in welchem er eine Stütze seines Thrones erkannte, gutes Einverständniß zu knüpfen. Die beiden Herrscher wechselten mehrmals achtungsvolle und freundschaftliche Briefe, und obgleich wahrscheinlich ist, daß Alexander, welcher damals in Frankreich die Grundsätze einer aufgeklärten Philosophie über die Rechte der Völker und freie Verfassungen bekannte, und dadurch in der öffentlichen Meinung eine sehr hohe Stufe erreichte; obgleich, sagen wir, wahrscheinlich ist, daß dieser Fürst die Herstellung einer willkührlichen Regierung in Spanien mißbilligte, so ward jedoch das gute Einvernehmen zwischen beiden Staaten dadurch keineswegs unterbrochen, sondern im Gegentheil wurde dasselbe durch neue Staatsinteressen und Absichten vielmehr noch immer enger geknüpft, so daß der Einfluß des russischen Botschafters in Madrid eine grenzenlose Höhe erreichte. Herr von Tatischeff, welcher diese Stelle bekleidete, hatte

sich durch den während früherer Sendungen in Neapel und Sizilien für den Dienst seines Hofes erprobten Eifer und Geschicklichkeit das Vertrauen seines Kaisers in ausgezeichnetem Maase erworben. Durch seltene Gewandtheit, grenzenlosen Ehrgeiz, unersättlichen Durst nach Würden und Auszeichnung, durch Angewöhnung jener kleinlichen und kindischen Vorzüge, die an den Höfen des Orients für Größe gelten; am meisten aber durch ein anmaßendes, imponirendes Betragen, das sich vollends leicht an einem unwissenden, furchtsamen Hofe und in einem Lande anwenden ließ, wo der Name des Kaisers von Rußland durch sich allein schon für eine große Macht gelten konnte — gelang es dem Herrn von Taticheff sich eine Uebermacht zu verschaffen, wie sie höchst selten nur einem auswärtigen Minister an europäischen Höfen zu Theil geworden ist. Es entwickelte sich dasselbe allmälig, und nach Maasgabe seines Gelingens griff es weiter um sich; bald wurden auf die Empfehlung der russischen Ministers Aemter vergeben; seine Günstlinge erhielten Gnadengehalte; die Gerichtsbehörden empfingen Weisungen, diejenigen Rechtshändel, für welche er eine besondere Theilnahme zu Tage legte, mit vorzüglicher Aufmerksamkeit zu behandeln. Mittelst seiner durch Scharfsinn und Erfahrung erworbenen Menschenkenntniß mochte er unschwer den Karakter des Königs Ferdinand durchforschen und die Mittel anwenden, welche am zuverlässigsten ihn zu beherrschen geeignet waren. Die beunruhigendsten Gerüchte über die Stimmung der fremden Mächte gegen seine Person wurden dem für Angaben dieser Art nur allzusehr empfänglichen Fürsten von verschiedenen Seiten hinterbracht; man beredete ihn, Frankreich und England würden, durch drohende Zumuthungen, die Rückkehr der in diese Staaten geflüchteten konstitutionellen und verfolgten Spanier verlangen; man schreckte ihn durch Gerüchte, denen zufolge das neue Staatensystem der Mächte und die heilige Allianz gegen seine willkührliche Herrschaft angerufen werden sollten; Karl der Vierte, hieß es, stände im Begriff, seine Rechte auf den spanischen Thron neuerdings geltend zu machen, die liberale Partei in Europa wolle ihn unterstützen, und bald werde er an der Spitze eines mächtigen Heeres auf der Grenze des Königreichs eintreffen; hinwieder wurden alle heftigen Ausfälle und die vielfältigen Aeusserungen des Grauens und der Verachtung, welche in öffentlichen Blättern über die Vorgänge in Spanien zu lesen waren, als der Ausdruck persönlicher gegen ihn waltender Gesinnungen der Monarchen dargestellt. Und wie unwahrscheinlich und ungereimt diese Einflüsterungen immerhin sein mochten, so verfehlten dieselben ihre auf einen furchtsamen und schwachen Karakter berechnete Wirkung doch keineswegs, und der russische Minister machte sich diese letztere vollends zu Nutze. Mit vieler Gewandtheit ergriff er jeden Anlaß, wo des Königs Gemüth durch Schrecken, die der bei ihm beglaubigte Minister zuweilen selbst veranlaßt hatte, verdüstert war, um den Namen Alexanders als eine Aegide darzustellen, die seine Krone gegen jede ihr drohende Gefahr schützen würde. Es war so weit gekommen, daß Ferdinand fast einzig nur in der Gesellschaft und den Aeusserungen des Botschafters Hoffnung und Trost fand, so daß er denselben öfters in später Nacht noch zu sich bitten ließ, um von ihm Rath und Aufschlüsse über innere Angelegenheiten des Königreichs und über Hofränke zu vernehmen, von welchen er nicht ohne Grund glaubte, daß Tatichеff besser als er selbst unterrichtet wäre. In diesen Gesprächen, wo der Minister, indem er sich das Ansehen gab, den König zu beruhigen, seine Besorgnisse noch höher steigerte, öffnete dieser sonst so verschwiegene Fürst Jenem sein ganzes Herz, und deckte ihm alle durch feige Höflinge genährte Schrecken auf, von denen seine Phantasie umlagert ward, um hinwieder aus dem Munde des Botschafters die bestimmte Versicherung zu erhalten, daß Kaiser Alexander ihn niemals verlassen würde. Der schlaue Diplomate vergaß sich dabei selbst auch keineswegs: aus des Königs Hand empfing er sehr gewichtige Zeichen des Wohlwollens; sein ganzes Gesandtschaftspersonale erhielt das Ordenskreuz Karls des Dritten, und der Minister selbst ward zum Ritter des goldenen Vließes ernannt, eine bisher für Botschafter des zweiten Ranges unerhörte Auszeichnung.

Ein Spanier, Namens Antonio Ugarte, welcher seine Laufbahn als Lastträger in Madrid eröffnet hatte, stand damals für kleine Geschäfte im Dienste des Ministers von Rußland. Durch einen ausgezeichnet großen und starken Körperbau für sein anfängliches Handwerk wohl geeignet, mußte er hingegen durch Unwissenheit, grobe Sitten und schwachen Geist für höhere Verrichtungen ganz untauglich erscheinen. Seine Bekannten in Madrid waren Unterbedienstete von Gerichtsstellen und Kanzleien, bei denen er nach und nach mancherlei zu bestellen übernommen, und dadurch vom Geschäfts-Schlendrian Kenntniß und in Ränken einige Uebung erlangt hatte. Dieser Geschäftsmann war vom Herrn von Strogonoff, dem Vorgänger des Herrn von Tatischeff, mit dem Verkaufe der Gesandtschafts-Mobilien beauftragt worden, und der neue Minister gebrauchte ihn hinwieder zum Ankauf seines eigenen Bedarfs und für seine häusliche Einrichtung. Geraume Zeit blieb er auf den völlig untergeordneten Kreis beschränkt, worin diese Geschäfte lagen; nicht selten wartete er im Zimmer des Thürhüters und im Gespräche mit diesem Kameraden auf den Ruf der Herrschaft, um über die Erfüllung erhaltener Aufträge Bericht zu erstatten; sein höchstes Ziel schien damals eine kleine Anstellung zu sein, welche er durch die Gunst des Ministers zu erhalten hoffte. Aber unversehens wird der Diener zum Freunde und Vertrauten seines Gönners, der ihn den spanischen Ministern vorstellt und als einen der zuverlässigsten Diener des Königs empfiehlt, und nicht lange, so wird der neue Günstling noch vollends beim Könige selbst eingeführt und als ein ausgezeichnet fähiger und vertrauenswürdiger Rathgeber in den schwierigen Zeitverhältnissen, der Person desselben beigeordnet.

Ugarte's erstes Geschäft, in der neuen Stellung und unter den Eingebungen des Herrn von Tatischeff, war nun die Entfernung verschiedener Personen, deren Einfluß auf den König den beabsichtigten Zwecken einiges Gegengewicht halten konnte. Es wurden alsdann drei Aechtungslisten dem Fürsten vorgelegt, welche dieser ohne das mindeste Bedenken unterzeichnete. Die Freiheitsfreunde müßten — dies war der Grund, den man für die Maasregel angab — durch heilsamen Schrecken zurückgehalten werden; und Ugarte hatte, den ihm ertheilten Aufträgen gemäß, nicht ermangelt, dem König Ferdinand gleich anfangs zu erklären: er sei ein entschlossener und unversöhnlicher Feind der Konstitutionellen, weil er, mit ihren verrätherischen Planen wohl bekannt, sich überzeugt habe, daß die strengsten Maasnahmen und die abschreckendsten Beispiele einzig nur im Stande sein würden, einer Faktion Einhalt zu thun, die auf Atheismus und Republik hinziele. Solche gehässige und abgeschmackte Verleumdungen bestärkten den König in seinen Besorgnissen und stimmten in seine befangenen Ansichten so gut ein, daß in Kurzem Ugarte das unbeschränkte Vertrauen seines neuen Herrn genoß, und mit dessen Gunstbezeugungen überhäuft ward. Höher verlangte derselbe nicht zu steigen, und — sei es aus natürlicher Schüchternheit, die von dem Gefühl seiner Nichtswürdigkeit ausging, sei es, weil er in mächtigen und stolzen Höflingen, mit denen er sich zu messen nicht wagte, keine gefährliche Feinde wecken wollte — seine nunmehrige Stellung in der sogenannten Camarilla *) oder dem geheimen Rathe des Königs genügte ihm, zumal er hier, mit dem ganzen Uebermuthe und der Raublust eines Emporkömmlings, sein Ansehen und seinen Einfluß geltend zu machen im Stande war.

*) Diese Camarilla war es, welche die geheime Polizei über Meinungen ausübte, Stellen und Ehrenauszeichnungen vergab, und von der alle die unbesonnenen und verderblichen Rathschläge ausgingen, welche endlich die allgemeine Umwälzung und den Sturz der Zwingherrschaft herbeigeführt haben.

Moskau's Zerstörung im Jahr 1812.

(Beschluß.)

3.

Begebenheiten nach dem Abzuge des französischen Heeres.

Die schönen Träume mehrerer edler Menschen, für Anstrengungen zum Gemeinwohl, für gute Handlungen vom Staate belohnt zu werden, waren schon längst verschwunden, zum Theil in entgegengesetzte bange Ahnungen aufgelöset. Aber doch waren die Unglücklichen noch voll tröstender Hoffnung, welche ohne Dach und Herd bei Fremden und Bekannten mit Weib und Kind in den Winkeln herumlagen; Künstler, Handwerker, die mit dem eigenen Häuschen auch ihr Gewerbgeräthe, das Bett und das Hemd, die Alles, auch die Gesundheit, in dem Brande verloren hatten. Alle hofften auf kräftige Unterstützung des Staats mit Fug und Recht.

Die erste Sorge des Ober-Polizeimeisters war, sich und dem großen Heere der übrigen Polizeibedienten Wohnungen, den dahin gehörenden Ober- und Unterbehörden einen Sitz, und vor allen Dingen Gefängnisse zu schaffen.

Das große, nur für grobe und gemeine Verbrecher bestimmte Gefängniß, der sogenannte Ostrog, war noch im Stande. Einige vom Feinde gemachte Schußöffnungen waren nicht von Bedeutung, und das geringfügige daneben angelegte Schanzwerk schadete dem Innern nicht. Jene Sorge war wohl ganz zweckmäßig; auch wurden die eigentlichen Gerichtsbehörden nicht vergessen; aber andere Institute gar nicht, auch in der Folge nicht bedacht. Man bediente sich zu diesem Zwecke sehr rechtlich der Häuser, deren Besitzer noch nicht zurückgekehrt waren; indessen verschonte man die Palläste, in denen der meiste Raum war, und die Häuser aller von besonders hohem Range, wenn sie sich auch niemals in Moskau aufhielten. Es ist überhaupt Ton in Rußland, daß keine Behörde von solchen Personen etwas fordert, sondern höflich erwartet, ob sie von selbst etwas geben, weshalb auch von einer Person von hohem Range keine Schuldforderung eingeklagt werden mag, noch weniger wider dieselbe Exekution vollstreckt wird. Diese Einquartierungen wurden aber bald zu den größten Bedrückungen.

Die Miethgelder für Wohnungen stiegen zu einem unerhörten Preise. Für eine Wohnung, welche man sonst mit achthundert Rubel bezahlte, wurden jetzt zweitausend Rubel gefordert. Eine Steigerung von hundert Prozent war das entschiedene Verhältniß zur eben vergangenen Vorzeit. Die Flüchtlinge eilten zurück, um den Schaden, welchen sie durch Ausleerung der Häuser erlitten hatten, durch den gestiegenen Miethzins zu ersetzen. Aber sie betrogen sich sehr. Ihre Wohnungen waren nun einmal in den Händen der Polizei; die äussersten Versuche waren

nicht vermögend, nur eine Einschränkung zu erringen. Eine Staatsräthin, die ich genau kannte, mußte sich mit ihrer Familie mit drei kleinen Zimmern des gewölbten Erdgeschosses behelfen, und noch nach Jahresfrist dem Polizeioffizier, welcher ihr aufgedrungen war, achthundert Rubel Quartiergeld bezahlen, um selbst im eigenen Hause wohnen zu können. Dieser Mensch drang sich nun wieder anderwärts ein, und steckte diese Abfindung in seine Tasche. Es war das Verfahren um so schändlicher, da der Staat den Polizeibedienten Quartiergelder bezahlt, und diese wenigstens den Eigenthümern der Häuser hätten bezahlt werden müssen, in welchen sie sich die Wohnung anmaßten. Die Quartal-Polizei-Institute, wozu eine kleine Kanzlei, Wohnung für den taghabenden Polizeioffizier, Gefängnisse, der Aufbewahrungsplatz der für das Quartal bestimmten Feuerlöschungsinstrumente und Gespanne, und die Quartiere des dazu angestellten Personals gehören, sind, wegen der russischen Unreinlichkeit und Sorglosigkeit, äusserst zerstörend. In Absicht ihrer mußte man also schon behutsamer zu Werke geben; indessen fand man doch kein Bedenken, sie in die Wohnungen der Franzosen zu legen, welche auf der Rastopschinschen Barke deportirt worden waren, um ihr Unglück voll zu machen.

Ein solches Institut wurde unter andern in dem Hause eines Franzosen, Namens Admiral, etablirt, der, wenn ich nicht irre, vorher ein privates Erziehungsinstitut gehabt hatte, welches man in Moskau eine Pension zu nennen pflegt; und nach einem Monate überzeugte mich meine eigene Ansicht, daß das elegante Haus die Form einer Räuberhöhle gewonnen hatte. Der Ober-Polizeimeister, um unterzukommen, hatte die Wohnung des vorerwähnten ebenfalls deportirten Obert zum Augenmerk. Aber wie nun das große Magazin der Madame Chalmais-Obert ausleeren, welches alle die schönen Räume einnahm, die nur zu Prunksälen bestimmt werden konnten? Auch hierzu wußte man Rath. Die Chalmais-Obert war verdächtig; sie war geflüchtet, ihr Mann war deportirt. Daß Jene nicht wiederkehren werde, glaubte man mit vielem Grunde, und wegen des Letztern hoffte man, daß er nicht wiederkehren werde. Was war also noch zu bedenken? — Das Vorbereitungsverfahren zur Besitznahme des Hauses hatte viel Eigenthümliches. Der Oberpolizeimeister ließ zuerst die beiden zurückgebliebenen Kommissionäre zu sich kommen, und fragte sie, was in den im Gewölbe gefundenen Kisten sei. Der Eine versicherte, darüber eine genaue Spezifikation zu haben, und händigte diese aus; der Andere, behutsamer, behauptete, von ihrem Inhalte nichts zu wissen. Ihn entließ man; der Erstere wurde arretirt und büßte bald darauf mit dem Leben. Den Grund seiner Arretirung hat weder er noch sonst Jemand im Publikum erfahren; aber er wurde von Vielen errathen. Unterdessen verschwanden die Kisten aus dem Gewölbe, und ihr weiteres Schicksal ist unbekannt geblieben. Hierauf begaben sich Rastopschin und Iwaschkin in das Magazin und suchten aus. Letzterer war mit dem Aufräumen sehr lange beschäftigt. Hiernächst bekamen die Günstlinge Plünderungs-Billets. Aus eigener Erfahrung kann ich angeben, daß ein bei Rastopschin in Diensten stehender Mann auf den Grund eines solchen Plünderungsbillets nicht nur vieles Porzellan, sondern auch drei volle Stücke französischen Sammet, welcher damals mit fünfzig Rubel die Arschine

(wenig mehr als eine Brabanter Elle) bezahlt wurde, wegnahm. Das beste Sevresche Porzellan-Service war bei Rastopschin, der es wahrscheinlich der unglücklichen Familie erstatten wird. Als diese ihre Wünsche befriedigt hatten, kamen die Polizeimajors und die niedern Polizeioffiziere an die Ordnung; und so war das große Magazin ohne allen öffentlichen Kostenaufwand in wenigen Tagen so ausgeleert, daß Iwaschkin mit seiner Kanzlei einziehen und sich bequem einrichten konnte.

Ich muß hier, um dem Verdacht und der übeln Nachrede keinen Spielraum zu lassen, es ausdrücklich berühren, daß der Polizeimeister Wolkow an diesem Aufräumen des Obertschen Magazins keinen Theil nahm, auch, wenn ich nicht irre, in Moskau gar nicht gegenwärtig war. Er offenbarte sich auch in der Folge kräftig als der redliche und biedere Mann, wofür ihn Moskau von jeher anerkannte. Er erklärte laut, daß er mit den übrigen Polizeioffizianten nicht länger dienen könne. Es gab sich krank an und forderte seinen Abschied.

Iwaschkin ließ jetzt die sämmtlichen Mitglieder der Munizipalität (drei bedeutende und geachtete Männer abgerechnet), die von den Franzosen angestellt gewesenen Polizeibedienten (ausser dem Polizeimeister und zwei Kommissarien, welche sich entfernt hatten), die Dolmetscher und Sekretäre der französischen Behörden, kurz Alles, was damals in irgend einer öffentlichen Thätigkeit gewesen war, und viele Andere, welche ihm im Allgemeinen denunzirt wurden, ohne ein Wort mit ihnen zu wechseln, gefänglich einziehen. Die meisten dieser Gefangenen waren Ausländer. Es war jetzt, nach dem Idiotismus Iwaschkins, nur ein Name für alle Ausländer: Izmiennik, d. h. Landesverräther. Mit diesem Titel wurde Jeder, der nicht höhern Standes war, angeredet. Dann folgte ein Strom anderer gemeiner Schimpfworte, wie sie der russische Pöbel um sich her wirft; und wenn der arme Mann, der einmal in seinen Händen war, nur mit einem Laut bescheiden antwortete, wenn er nur fragte, was er denn gethan habe: so wurde mit Prügeln und Ketten gedroht. Jeder Ausländer, der zu ihm eintreten mußte, zitterte; ja er zitterte schon im eigenen Hause, wenn er nur einen Polizeibedienten vor seinem Fenster vorbeigehen sah. Jeder sperrte sich ängstlich ein, um nicht bemerkt zu werden. Der Russe wurde hingegen geschont, und war durch die kurze Anarchie zur Kühnheit gewöhnt. Er schimpfte öffentlich auf Moskau's Machthaber, sprach von der Rastopschinschen Mordbrennerbande, schlug einige Polizeibediente, die er als Mitglieder derselben ausrief, nieder, erdichtete und sang und erzählte Schandlieder und Schandanekdoten von ihnen.

Rastopschin verfuhr jetzt in einer ganz andern, der Iwaschkinschen entgegengesetzten Manier. Er schien sich vorzubereiten, wenn die Meinung auch ausser Moskau sich mehr von ihm abwenden sollte, doch eine Pilatische Defension führen zu können. Er war zu einiger Besinnung gekommen, und fürchtete die Deutschen. Er lernte endlich eine Einigkeit zwischen Rußland und Preussen begreifen. Er hatte, in Würtemberg gebildet, von Muth und Kraft des Preussen vorher gar keinen Begriff. Während seines kurzen Aufenthalts in Berlin war das Studium des Volks wohl nicht seine Sache. Jetzt, da der franke Feind vor den russischen

Waffen hin, ein elender, in sich selbst zerstörter Flüchtling, über die Grenze ging, wachte der russische Stolz ganz auf. Jetzt schon sagte ein Mann, den man in Moskau für einen der Gebildetsten im russischen Reiche hielt, und der mehrere Jahre Gesandter in Berlin gewesen war, daß Rußland Preussen bis an die Weichsel nehmen würde, und konnte nicht begreifen, daß der Landesherr dann nicht mehr König von Preussen sein und heißen könne.

Die Arglosigkeit der deutschen Nation, ihre tadelhafte Gutmüthigkeit, im ersten Augenblick jedes Wort für baares Geld zu nehmen, waren dem Herrn von Rastopschin so zu Ohren gekommen, daß er schlechterdings hören mußte: der erste Laut von seinen Heldenthaten habe die Preussen in Enthusiasmus gebracht; die Frauen und Mädchen Königsbergs trügen Putz à la Rastopschin — es ist wohl werth, hier mit den Franzosen zu sprechen —; er würde in Kupfer gestochen, Journale und Zeitungen erhöben ihn. Er wurde jetzt gegen die Deutschen unglaublich höflich und artig. Er hatte täglich eine bedeutende Tischgesellschaft, und pflegte dann über Tische die über ihn in Deutschland erschienenen Lobsprüche und symbolischen Ehrenbezeugungen herumzugeben. Er machte hierüber eine Anzeige in einem Moskauischen Journal, bemerkte dabei, daß er mehrere Deutsche in seinem Dienste habe, und führte hierdurch den Beweis, daß er die Ausländer sehr liebe, und also der Vorwurf, welcher ihm in Moskau gemacht werde: er hasse die Ausländer, sehr ungegründet sei. Aber es fanden seine Reden in Moskau keinen Glauben. Man war mit seinen Handlungsweisen zu sehr bekannt; die Erfahrung hatte zu laut gesprochen. Man spottete, man lästerte darüber; man folgerte um so zuverlässiger, daß er sich nicht lange halten würde. Eine kleine Erläuterung bin ich über seine Beweisführung noch schuldig. Er hatte wirklich einen ausländischen Arzt, einen Koch, einen Tabaksfabrikanten, einen Haushofmeister in seinen Diensten. Aber hier war eigenes Interesse. Ein rechter Haushofmeister russischer Nation ist schwer zu finden. Russische Chirurgen für das gemeine Hausvolk nimmt man wohl in Dienste; auch bildet sich zuweilen in deutscher oder französischer Schule ein halbweg brauchbarer russischer Koch. Höher darf man aber nicht hinauf. Wenn jetzt ein Ausländer ein unbesonnenes Wort fallen ließ; so wurde nicht mehr, wie vorher, sein Rücken zerfleischt und er dann in das Exil geschickt, sondern Rastopschin nahm die Miene an, eine gutmüthige Vormundschaft auszuüben. Er erklärte den Unglücklichen für wahnsinnig, ließ ihn ins Tollhaus einsperren, ihm die Haare abschneiden und täglich unter das Tropfbad bringen.

Eine Madame Dessel machte diesem namenlosen Barbarismus ein Ende. Sie gab ein Abendessen, glaubte unter Freunden zu sein, und sprach von möglichen Ereignissen, wenn die Franzosen, jetzt unmenschlich behandelt, einmal wieder nach Moskau kämen. In der Gesellschaft war ein französischer Geistlicher, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig war, und jetzt aus Politik seinen französischen Namen durch Uebersetzung in einen deutschen verwandelt hatte. Um sich beliebt zu machen, ging er gleich am andern Morgen zu Rastopschin und zeigte an, was er gehört hatte. Die Frau wollte läugnen, aber sie wurde überführt. Also ins Tollhaus. Sie willigte in die Einsperrung, protestirte aber sehr ernstlich gegen das Haarabschneiden

und das Tropfbad. Sie sprach von Erstechen, zählte ihre Verbindungen auf, die aus ältern Verhältnissen sehr bedeutend waren, drohte mit der Anzeige aller bisher verübten Schandthaten und — man kennt ja den Fluß der Rede eines erzürnten Weibes. Unterdessen mochten auch schon einige Blitzstrahlen aus Petersburg herübergeflogen sein. Sie behielt ihre Haare, kam nicht unter das Tropfbad, und wurde in acht Tagen losgelassen. Seitdem hörte auch diese neue Mißhandlungsart auf.

Mit den Russen verfuhr er ganz nach der alten Weise. Einem gewissen Posvielow schlug er mit der goldenen Dose ein Loch in das Stirnbein, weil er es wagte, sich grobe Schimpfworte zu verbitten; er wurde halbtodt weggeführt, und hatte nichts verbrochen, sondern nur nicht nach Rastopschins Laune gehandelt. Es war ein junger, gebildeter Mann, und, wenn ich mich nicht irre, in einer Gerichtskanzlei angestellt. Die betagten Aeltern wurden im Gefängnisse mit Fußtritten von dem Kranken entfernt. Andere wurden mit Schimpfreden überschüttet, weil sie schwiegen. Aber endlich fingen sie auch an, wieder zu schimpfen und ihm grobe Beleidigungen unter die Augen zu sagen, die er ruhig hinnahm, weil er das endliche Aufwachen eines Revolutionsgeistes zu bemerken schien. Er wurde nun bescheidener, sprach auch, um seine Ehre nicht weiter zu kompromittiren, mit Niemandem, dem er etwas Unangenehmes sagen wollte, ferner im öffentlichen Audienzzimmer.

Bei Tische war Rastopschin erzwungen fröhlich, besonders wenn gute Nachrichten aus Deutschland für ihn einliefen. Er sah es überhaupt nicht gern, wenn man die innere, ihm so nahe liegende Geschichte des Tages berührte. Er hatte gern allein das Wort, und suchte mit Anekdoten zu unterhalten, die besonders den kleinen Bauernkrieg betrafen, und oft, theils durch ihren Inhalt, theils in der Manier der Erzählung, ganz Rastopschins Mangel an Klugheit im Handeln und seinen Karakter aussprachen. Ich will nur zwei erzählen, um Beides zu beweisen.

Seine Bauern brachten ihm einst einen gefangenen Franzosen. Rastopschin redete ihn mit den Worten an: wo ist dein Räuberhauptmann? — Der Soldat, voll edlern Gefühls, erwiederte ihm: der Kaiser sei sein Herr, aber kein Räuberhauptmann; er verbitte sich beleidigende Ausdrücke; er sei sein Gefangener, und so wolle er behandelt sein. Nun wurden ihm Stockprügel angeboten, und er gebunden den Bauern zur weitern Behandlung übergeben, deren Art und Weise aus dem Folgenden wohl erklärbar werden wird. Wer fühlt es nicht, wie übel der Mann sich hier benahm? — Nun die andere. Mehrere Bauern überfielen einst einen Wagen der flüchtenden französischen Armee, um ihn auszuplündern. Er enthielt die Frau eines feindlichen Offiziers mit ihren drei kleinen Kindern. Die Frau hielt ihnen Gold und Kostbarkeiten sogleich entgegen; aber sie ermordeten alle vier unschuldige Wesen. Sie rechtfertigten sich bei Rastopschin aus dem Grunde, weil aus kleinen Franzosen doch große würden. Er versicherte, daß ihm diese Antwort ein ausserordentliches Lachen verursacht habe, und er wußte die Geschichte mit Geschmack und vieler Selbstgefälligkeit zu erzählen.

Offiziell arbeitete er zunächst an der Belohnung seiner treuen Polizeibedienten, wobei denn die untreuen, damit kein Stein des Anstoßes werde, schon mitgenommen werden mußten; aber es war auch nur ein Untreuer da, der rechtliche Wolkow; ferner an der Sicherung der gezogenen Vortheile, wobei ich auf ihn selbst am wenigsten hindeute, und an dem möglichst argen Schicksal der Munizipalitätsmitglieder und derer, welche eigentlich dem Feinde gedient hatten. Der Oberpolizeimeister erhielt den Annenorden erster Klasse; jeder Polizeimeister zehntausend Rubel Entschädigung; der Major Hellmann, wohlverdient, den Annenorden zweiter Klasse, und wurde als Oberstlieutenant in ein Husarenregiment versetzt. Die Polizeimajors erhielten ebenfalls Entschädigungen, und mehrere den Annenorden zweiter Klasse, besonders die beiden Horcher Rastopschins J— und S—. Des Letztern Biographie muß ich wohl beifügen. Er war ganz gemeiner Herkunft und ein berüchtigter Dieb in Moskau. In der Ausübung dieses Handwerks wurde er endlich betroffen, erhielt die Pelette, und war ausserdem zur Verweisung nach Sibirien verurtheilt. Er gab sich zum Soldatendienst an. Dies tilgte sonst Verbrechen und Strafe; aber wer Knute und Pelette einmal bekommen hat, kann nicht Soldat werden. Doch wollte man das Anerbieten nicht gern ausschlagen; es war ein Rekrut zu gewinnen. Man nahm ihn als Trainknecht. Seine ältern Freunde waren auch Diebe. Mit ihrem Treiben und ihren Schlupfwinkeln genau bekannt, verrieth er Einen nach dem Andern. Durch diese Edelthaten avancirte er zum Unteroffizier und endlich zum Polizeioffizier. Auch in diesem neuen Stande schafften die alten Freunde ihm neue Freunde und neues Glück.

Ich komme nun auf eine merkwürdige Nachahmung des weisen, des großen Peter. In seinem Vorgange gründete man laut das Unternehmen, wovon ich jetzt reden will, und Alles schwieg anfangs, weil Peters Name in Rußland ein Heiligenname ist, wenn gleich Peter, für solche Sachen zu groß, nie kanonisirt worden ist. Er befahl nämlich bei der Eroberung Narva's, im Kriege mit Karl dem Zwölften, um ferneres Plündern zu verhüten, was Jeder bis dahin vierundzwanzig Stunden in Besitz habe, solle er behalten. Der strafende Gegensatz versteht sich von selbst. In Moskau war jetzt nicht von plündernden Soldaten unter der erobernden Waffe, sondern von plündernden Bauern und Polizeibedienten die Rede. Aber das Vorhergehende beweiset, wie die Letztern auf Selbstschutz denken mußten. Kurz, man wirkte einen Ukas aus, daß, um ewige Rechtsstreitigkeiten zu verhüten, Niemand aus der gegenwärtigen Zeit wegen irgend etwas in Anspruch genommen werden solle, das er vier Wochen in Besitz habe. So war denn z. B. jede Verantwortlichkeit über das Chalmais-Obertsche Magazin ausgestrichen und der Eigenthümer rechtlich arm gemacht. Keiner konnte sein Eigenthum verfolgen, wenn gleich er es in den Händen der Bauern ausgemittelt hatte. Man glaube nicht, daß das für den Einzelnen nicht von Bedeutung war. Man hatte ja Magazine im Ganzen weggeführt, man hatte ja Barken auf dem Moskwastrom angehalten und ganze Waarenlager des Einzelnen gestohlen. Man fand auf den Dörfern große Niederlagen von Rohkupfer, Spiauter, roher Baumwolle, Seide u. s. w. Man kann leicht denken, wie andere Gegenstände aufgehäuft

waren, die bequemer fortgeführt werden konnten. Aber man fand sogar auch Fortepianos in Flügel- und Klavierform. Daß die Polizei wieder den Zehnten nahm, versteht sich schon von selbst; aber doch wurde ein großer Theil der Bauern sehr reich. Sie hielten öffentliche Jahrmärkte in den Dörfern und kleinen Städten. So wurde mehrere Sonntage hinter einander in Podolsk öffentlicher Markt mit dem gestohlenen Gute gehalten. Man kaufte hier vortreffliche Sachen für wenig Geld. Mich führte die Neugier zu spät dahin, als man nur noch mit alten Pelzen und Kleidern trödelte. Mehrere Waaren wurden von russischen Kaufleuten im Ganzen zusammen gekauft. Es konnte überhaupt sehr schlimme Folgen haben, daß man in Moskau die böse Sache zu emsig trieb, und sich um das platte Land und die Bauern wenig bekümmerte. Man war froh, sich ihrer in der Stadt entledigt zu haben. Etwas Energie hatte das Volk in der kurzen Zeit gewonnen, da es — Viele wenigstens — von seinen Tirannen befreit war. Es regte sich ein Freiheitssinn in ihm. Ja, aus Dummheit glaubte es sich schon frei, glaubte es keine Rückkehr der alten Verfassung. Es hatte, bei aller erlittenen Mißhandlung, ein großes Vertrauen zu den Franzosen; jeder Bauer war fest von der Wiederkehr derselben überzeugt. Hätte sich irgend ein Abentheurer voll Kühnheit und Kraft gefunden und sich an die Spitze gestellt, besonders im gegenwärtigen Zeitpunkte, so wäre viel verloren oder — vielleicht viel gewonnen worden. Die Früchte der Revolution kann man erst beurtheilen, wenn der Sturm vorüber ist. In mehreren Revolutionen stürzten ungeheure Massen zusammen, aber oft fügte sie auch Zauberschnelle wieder aneinander und zu bessern Formen, als die, welche zerstört wurden. Man wende mir nicht ein, daß mit diesem Revolutionsgeiste sich die Verfolgung nicht vereinigen lasse, welche die Bauern gegen die Franzosen ausübten. Ich glaube doch; Rohheit des Gemüths im Allgemeinen, hier und da gereizte Rachsucht, mehr zügellose Raubsucht insbesondere, waren die Triebfedern ihrer Handlungen. Gräßlich wären die kommenden Ereignisse gewesen; aber ein milderes Schicksal fügte es, zu Aller Zufriedenheit, anders.

Die hervorsprühenden Funken des Freiheitssinnes verkündeten schon eine nahe Verwandtschaft mit dem Geiste der revolutionären Bösewichter, welche Ludwig den Sechszehnten und seine Familie mordeten. Eine unsinnige Tendenz zum Verwüsten, ein wüthender Haß gegen den Adel offenbarte sich schon. Was die Aussicht aber milderte, war die unbedingte Anhänglichkeit des Volks an seinen Kaiser; eine Anhänglichkeit, wovon das unglückliche Frankreich damals nichts wußte. Der Bauer unterschied so wenig als der Franzose zwischen guten und schlechten Herren; überall und ohne Unterschied wurde verwüstet, wenn nicht die Befehlshaber auf den Gütern klug und geliebt waren, und mit Freundlichkeit und Gemüthsruhe den Sturm abwendeten. Dem Russen gelang es nie, dem Deutschen aber überall. So wurde Gorenki, das Prachtgut des Grafen Alexis Rasumowski, gerettet; eben so die schönen Güter eines Fürsten Tscherbatow. Ich kenne den Vornamen dieses sehr geliebten Mannes nicht; sein Verwalter, ein Esthländer, blieb ruhig in der Mitte von dreitausend Bauern. Er versicherte sie, daß er sich zuerst freuen würde, wenn sie die Freiheit erhielten,

oder gar schon frei wären. Dies müsse sich ja bald offenbaren. Bis dahin sei aber Ordnung gewiß besser, als Unfug. — Dies half; es blieb Alles in seinem Gange, und der gute Fürst hatte nicht den geringsten Schaden.

Anderwärts brach das Ungewitter los; allenthalben sah man Güter brennen. Kaum hatten die Franzosen Moskau verlassen, als die Bauern des Grafen Leo Rasumowski, eines Mannes, der Jeden mit Freundlichkeit behandelte und für seine Bauern gewiß väterlich sorgte, nicht weit von Moskau gelegenes Prachtgut zu plündern und zu zerstören begannen. Die unschätzbare Orangerie und das prächtige Haus, worin sie befindlich war, wurden augenblicklich ein Raub der Flammen. Der Pallast selbst wurde zufällig gerettet. Auch auf dem Gute des Fürsten Jussupow brach der Sturm los. Zwar verheerte man nicht durch Feuer, aber es wurde geplündert, und fast alle Statüen des Gartens, von weißem Marmor und italienischen Meistern, deren Anzahl sehr bedeutend war, wurden zerstört; sie lagen ohne Kopf, ohne Fuß, ohne Arm im Garten herum. Hier versagten die Bauern bestimmt den Gehorsam. Jeder Versuch zur Besänftigung wurde mit Drohungen zurückgewiesen. Die Offizianten waren in der peinlichsten Lage; alle Bauern waren damals bewaffnet. Ein Kommando Polizeidragoner setzte endlich der Gefahr Schranken. — Diese beiden Beispiele, die erheblichsten in meiner Nähe, mögen genug sein, um den aufkeimenden Revolutionsgeist anzudeuten.

Die Schicksale der Munizipalität und derer, welche den Franzosen wirklich gedient hatten, sollen nachher zusammenhängend erzählt werden. Jetzt kann ich nur den ersten Einfluß berühren, welchen Rastopschin darauf hatte. Als Iwaschkin sich von ihm trennte und voraus nach Moskau ging, versah ihn Rastopschin dieserhalb mit sehr bestimmten Instruktionen. Alle Maasregeln, welche ergriffen wurden, konnten recht wohl bis zu Rastopschins bald nachher erfolgten Ankunft verschoben werden; aber er hatte schon den Plan ergriffen, wenigstens auf die erste Ansicht vor den Augen des Publikums ein Pilatus zu sein. Selbst die Arretirung konnte verschoben werden, da jene Männer größtentheils nicht begreifen konnten, was sie zu fürchten hätten, weshalb sich auch Keiner entfernte; da die Meisten durch öffentliche Aemter und eigenes Vermögen sicher waren; da der Major Hellmann deshalb Niemand arretirte, vielmehr den Unnutzen geradehin erklärte.

Als sie eingezogen waren, sammelte man sie zunächst in einem Saale bei Iwaschkin. Ich mag meine Feder nicht mit der Wiederholung der Schimpfreden besudeln, welche aus seinem Munde strömten. Die Männer mußten steif da stehen, wie Soldaten, die geübt werden sollen. Ein junger Kaufmann aus Frankfurt litt eben einen starken Fieberanfall. Er hatte mehrere Stunden schon stehen müssen, und stützte jetzt den sinkenden Kopf mit dem Arm an die Wand. Da trat Iwaschkin mit Hitze vor ihn hin, zerrte ihn in Ordnung und sagte: „Weißt du nicht, daß ich ein General bin?" — Antworten durfte Niemand, um sich nicht körperlichen Mißhandlungen auszusetzen. Sie wurden jetzt zum Gefängnisse abgeführt. Da trat ein junger Bravo auf, um sich der Schule anzupassen, worin er gebildet wurde. Es war der Adjutant

Iwaschkins, der jetzt seinen Feldzug von Moskau nach Woladimir und von da zurück recht glücklich beendet hatte. Barsch trat er zu diesen zum Theil sehr ehrwürdigen Männern heran, und sagte in einem erzwungenen Basse: „Ihr Alle habt es verdient, daß ihr erschossen werdet.“ Jetzt hatte doch Einer den Muth, ihm zu antworten: es sei gut, daß auf ihn in der Welt nicht viel ankomme. Die Gefangenen mußten sich täglich im Gefängnisse einmal stellen, und wurden dann von einem Polizeioffizier abgelesen. Auch die Namen der Wenigen, welche nicht arretirt waren, wurden jedesmal abgelesen, obgleich man wußte, daß sie nicht gegenwärtig waren. Das ganze Korps antwortete dann: „Ist krank!“ und darüber lachte der Kerl. — Iwaschkin besuchte das Gefängniß öfters, benahm sich aber hier noch ziemlich manierlich, tröstete auch wohl damit, daß der Kaiser sehr gnädig sei. Aber nach einigen Tagen führte er eine Mißhandlung aus, die ihres Gleichen suchte.

Ich muß zuvor bemerken, daß die Russen sich besonders darüber ärgerten, daß jene Offizianten roth und weiße Bänder um den Arm getragen hatten. Man hielt diese allgemein für das Zeichen eines französischen Ordens. Nach einigen Tagen — wenn ich nicht irre, war es der erste Sonntag nach der Arretirung — trat Iwaschkin sehr freundlich in das Gefängniß, und ein Polizeioffizier ging hinter ihm her, mit einer Scheere und einem Stück weißen linnenen Bandes in der Hand. Seine kindische Freundlichkeit wuchs immer mehr. Jetzt nahm er das Wort: „Meine Herren, die Zeiten sind schlecht. Ich will Ihnen Ihre Ehrenzeichen wiedergeben; aber ich habe nur linnenes Band.“ Der Polizeioffizier vollendete sein Geschäft, und Iwaschkin bat, ihm zu folgen. Eine Prostitution erwartete zwar Jeder, aber so arg nicht, als sie erfolgte. Auf dem Hofe mußten sie sich, je zwei und zwei Mann, in Ordnung stellen. Jetzt traten Polizeisoldaten mit Schaufeln unter dem Arm herzu. „Nehmen Sie, meine Herren!“ sagte Iwaschkin: „Sie haben während des Hierseins der Franzosen so viel Ordnung gehalten; da können Sie auch wohl jetzt den Schnee auf dem Markte aufschaufeln.“ — Noch war Keiner verurtheilt, bis jetzt nicht einmal Einer vernommen. Iwaschkin, oder vielmehr Rastopschin, fing mit der Exekution an. Diese Arbeitsstrafe ist nur die Strafe ganz gemeinen Gesindels; es wurde also die Ehre der zum Theil sehr achtbaren Männer auf das Gewaltsamste durch dieses Verfahren angegriffen. Auch hatte Keiner so viel Energie, die Schaufel wegzuwerfen und erst Untersuchung und Verurtheilung zu fordern. Mehrere mit Thränen in den Augen, ließen sie sich auf den Markt hinführen und warfen einige Schaufeln mit Schnee um. Es sollte ein vollkommener Schandtriumph gefeiert werden; aber das gelang nicht. Das Volk war benachrichtigt; man glaubte, es würde sogleich zum Mißhandeln bereit sein. Aber wie viel mehr Werth für das Volk hatten die Männer, welche gemißhandelt werden sollten, als die, welche es wollten. Da hielten im Schlitten Iwaschkin und sein Adjutant, der Zivilgouverneur Obräskow und einige Andere, lachten und weideten sich an dem Schauspiel, wie ehemals sich wohl ein Herr Dominikaner über den zur Ehre Gottes brennenden Scheiterhaufen freute. Aber jetzt wandte sich das Volk ab, man murmelte Schimpfreden, das Ketzergericht eilte nach Hause,

und das ganze Schauspiel hatte ein Ende. Als späterhin Rastopschin in Moskau angekommen war, berichtete er wegen jener Männer an den Kaiser, welcher immer noch in Petersburg war, und erwartete eine volle Autorisation zu einem Halsgerichte. Aber unterdessen mochten wohl schon mehrere Apologien eingelaufen sein, welche nicht die besten waren; auch war der alte Werischabin nach Petersburg gegangen, um für den Mord seines Sohnes Genugthuung zu fordern. Der Senat erhielt Auftrag zur Untersuchung des Werischabinschen Mordes, und forderte von Rastopschin schriftliche Verantwortung, welche auch erfolgte, und darin bestand, daß er nicht vermögend gewesen sei, der Wuth des Pöbels Einhalt zu thun. Damals blieb es bei dieser kurzen und bündigen Verantwortung. Was in der Folge über diesen großen Gegenstand verhandelt worden ist, weiß ich nicht. Ich habe seitdem über mehrere Gegenstände sehr mangelhafte Nachrichten erhalten.

Es war nicht zu verkennen, daß der Ton in Hinsicht seiner sich sehr geändert hatte. Es wurde ihm alles fernere einseitige Verfahren gegen die, welche wegen Anhänglichkeit an die Franzosen in Anspruch genommen waren, untersagt, und zwei Petersburgische Senatoren wurden zu Kommissarien ernannt: der General Moderach, ein Holsteiner und wegen seiner Redlichkeit und Gerechtigkeit, ich möchte sagen, angebeteter Mann, der lange Jahre das Generalgouvernement in Perm verwaltet hatte und doch arm geblieben war; und ein Nationalrusse, den ich nie gesehen und nicht besonders gekannt habe, dessen Name mir auch entfallen ist, der sich wenig in die Untersuchung mischte, dessen Menschenliebe und Freundlichkeit aber von Vielen gerühmt wurde. Diese beiden Männer kamen schon im November. Rastopschin wohnte den Untersuchungen mit bei, entfernte sich aber nach kurzer Zeit gänzlich, weil seine Grundsätze sich mit den Grundsätzen dieser Männer nicht einigen konnten. Die Kommission rettete gleich in den ersten Tagen ihrer Thätigkeit einige von Rastopschin erkorne Schlachtopfer, welche nicht zu den Männern gehörten, von welchen jetzt eigentlich die Rede ist, die man vielmehr gar nicht vor die gegenwärtige Kommission zu stellen gedachte. Man zählte allgemein zu diesen auch den schon erwähnten Pospielow, dem Rastopschin mit der Dose das Stirnbein zerschlagen hatte, dessen eigentliches Vergehen und weiteres Schicksal ich aber nicht bestimmt erfahren konnte.

Ich will nur das Schicksal eines Mannes erzählen, wovon ich genauer unterrichtet bin. Nahe vor Moskau, ungefähr in einer Entfernung von zwei Wersten, lag eine Vitriolfabrik der Herren Breter und Bauer. Die Eigenthümer waren, seit längerer Zeit vor der Eroberung der Stadt, auf größern ihnen gehörigen Fabriken, welche hiernächst sämmtlich durch die Wuth des Krieges zerstört wurden, entfernt. Auf jener Fabrik leitete ein Faktor die Geschäfte, ein feiner junger Mann, ein in Rußland geborner Deutscher. Von ihm kaufte Rastopschin das Vitriolöl zu dem vorerwähnten merkwürdigen Luftball, womit das französische Heer und Moskau verbrannt werden sollte. Es fehlte aber zuletzt an Geld. Der Faktor wollte nicht borgen, und darüber wurde Rastopschin erbittert. Die Franzosen kauften von ihm, als sie in Moskau waren, und zwar für baare Zahlung. Mehr bedurfte es nicht. Er wurde als grober Staatsverbrecher

erklärt, in ein stinkendes Kriminalgefängniß gesperrt, von einer innern Wache beobachtet, und jeder Zutritt zu ihm war untersagt. Man wußte gar nicht, wo er geblieben war. Er kam auch zu keinem Verhör, und es schien, daß er aufgespart werden solle, bis die Kommission abgegangen sei, welches bei ihrer großen Thätigkeit bald zu erwarten war. Aber sie erhielt zufällig Notiz von dem Schicksal des jungen Mannes. Der Sekretär, welcher der Kommission zugeordnet war, hatte mit ihm eine Erziehung genossen, und war sein Jugendfreund. Er erinnerte sich seiner und erkundigte sich nach ihm. Nun erfuhr er seine Gefangennehmung sehr bald, und es konnte ihm nicht schwer werden, seinen Kerker auszumitteln. Er drang zu ihm ein; man wird sich vorstellen können, daß ihm weniger Widerstand geleistet wurde. Dieser forderte dringend dessen Vernehmung bei der Kommission, und verhehlte nicht, was er erfahren hatte. Der Gefangene wurde verhört und sogleich, zu Rastopschins großem Verdrusse, der Haft entlassen.

Hierdurch, höhere Einwirkung nicht ausgeschlossen, schien überhaupt dem Rastopschin ein Ziel gesetzt zu sein. Er wurde immer ruhiger, that zwar kein Gutes, aber auch wenig Böses; er schien sich eher einer Schwermüthigkeit zu nähern. Das Volk glaubte und erzählte, mit vielen Beweismitteln seiner Phantasie unterstützt, daß ihm Werischadins Geist erscheine. Ein alter Russe erzählte mir selbst mit vollkommener Ueberzeugung, daß der ermordete Werischadin den Rastopschin bei den Haaren gepackt, daß dieser laut aufgeschrien und den Vorfall seinem Arzte gestanden habe. Seine Unruhe hatte sehr offenbare Gründe. Der Kaiser war nach Deutschland abgereiset. Kamen nicht direkte Anklagen gegen ihn ein, so mußte er doch begreifen, daß sein Abbild immer mehr und mehr ausgezeichnet vor die Augen des Kaisers treten würde. Noch lebte Kutusow, den er für seinen geschwornen Feind hielt, weil er nothwendig glauben mußte, daß dieser die schandbaren Lästerungen erfahren habe, welche er über ihn ausgesprochen hatte. Auch konnte er sich vorstellen, der Kaiser werde erkennen lernen, daß ein Staat unglücklicher sei ohne Recht, als ohne Kunstärzte; daß Strafe nicht gegen Stand und Würde, sondern gegen die That selbst abgewogen werden müsse. Ich weiß bestimmt, daß er vorzüglich den König von Preussen, den Freund des Kaisers, diesen geraden, rechtlichen Mann, wofür ihn selbst die Lästerer im vornehmen Pöbel anerkannten, von dieser Seite fürchtete. Zu verkennen war es nicht, daß sein Gemüthszustand immer bedenklicher wurde, je näher er im folgenden Jahre dem Zeitpunkt kam, als man den Kaiser auf einige Zeit zurück erwartete.

Von den kleinern Uebeln, welche fernerhin noch von ihm ausgingen, will ich nur eines erwähnen, das als ein Theil des historischen Plans angesehen werden kann, welchen ich auszuarbeiten bezwecke. Ich nehme das Klein hier äusserst relativ. Ich muß die Verwendung der Hilfssummen berühren, welche auf den ersten Eindruck, den Moskau's Unglück machte, zur Linderung der allgemeinen Noth eingesandt wurden.

In Petersburg hatte sich ein Verein von Menschenfreunden gebildet, um den Leidenden zu Hilfe zu kommen und die Großmuth Englands nützt jede Gelegenheit des Wohlthuns. Es wurden zur raschen Hilfleistung große Summen eingesandt; besonders zahlte England nach

seiner besondern Art und Weise. Ich bin nicht genau von dem Betrag dieser Summen unterrichtet, eben so wenig von der eigentlichen Verfassung des Petersburgischen Hilfsvereins. Hiervon hätte uns Herr Arndt in seinem Geiste der Zeit Auskunft geben sollen. Hierüber konnte er Wahrheit aussprechen, da er in Petersburg damals gegenwärtig war. Die Petersburgischen Hilfsgelder hingen direkt von Rastopschins Vertheilung ab, die englischen indirekt. Er stellte Attestate über den erlittenen Verlust aus, und über die daraus entstandenen Bedürfnisse. Gegen Vorzeigung dieser Attestate wurden die Hilfsgelder erhoben. Man wird von selbst einsehen, daß der Verlust der Engländer zunächst ersetzt wurde, und daß sie ohne Widerrede die erforderlichen Attestate erhielten. Uebrigens aber wurde durch diese Hilfsgelder, wo sie auch herrührten, eine wahre, allgemeine Hilfe nicht geleistet. Die eigentliche Noth war unter den Handwerkern und Künstlern, welche Haus und Hof, Hab und Gut und selbst ihr Werkzeug verloren hatten. Nirgends war ihnen ein Weg geöffnet, sich zu ernähren; sie mußten größtentheils zu Bettlern herabsinken. Manche wünschten nur fünfhundert Rubel, um das nothwendigste Werkzeug wieder anzuschaffen. Auch diese Kleinigkeit war nicht zu erringen; dazu gehörte Protektion. Ich weiß nur, daß zwei oder drei Apotheker in dem bessern Bürgerstande einige Unterstützung erhalten haben; vom geringern Stande gewiß Niemand.

Dagegen erhielten Viele, die es nicht bedurften, Hilfsgelder: mehrere Aerzte, welche sich sogleich durch ihre bedeutende Praxis w[illegible] er helfen konnten, wobei denn auch Rastopschins Leibarzt nicht vergessen, sondern reichlich mit einer Entschädigung von dreißigtausend Rubel bedacht wurde. Auch ein polnischer Sänger, der bei den beiden Kanzleidirektoren Rastopschins unterrichtete, erhielt, zum Verdrusse des ganzen Publikums, sechstausend Rubel Ersatz. Er hatte seine Geige, seine Guitarre, sogar sein Fortepiano gerettet, und für sein übriges Vermögen hätte schwerlich Jemand tausend Rubel gegeben. Er hatte nichts als einige unbedeutende Möbeln und einige Musikalien verloren. Mit kleinen Summen hätte man Tausenden helfen können; aber man gab Tausende weg, und half im Ganzen nicht. Der Kaiser soll nachher noch zwanzig Millionen Hilfsgelder angewiesen haben. Damit hätte viel gewirkt werden können; aber, wie man mich eben benachrichtigt, werden diese zum Wiederaufbau bestimmten Gelder nur auf zehn Jahre gegen hinlängliche Hypothek geborgt, und die wüsten Brandplätze deshalb nicht als zureichend erkannt. Auch will man die künftig zu erbauenden Häuser nicht zur Hypothek annehmen. Es folgt daraus von selbst, daß kein Armer wieder aufbauen kann. — Ich habe diese Begebenheit unter die kleinen Uebel gezählt, weil sie nicht Leib und Leben angriff.

Ich will nur kürzlich die Handlungen Iwaschkins beleuchten, womit er das unglückliche Volk zu trösten gedachte. Für das Ganze that er nichts, als daß er den Ausländern befahl, auf ihren Aushängeschildern nur russische Inschriften zu machen. Eine ordentliche Gerichtsverfassung war noch nicht eingerichtet; er mußte daher auch die Justizverwaltung übernehmen. Es war überhaupt ein Fehler von ihm, sich, wo er nur konnte, in Justizsachen zu mischen.

Wie er seine Rechtsbegriffe unter den Russen anwandte, weiß ich nicht; ich habe mich nur um dasjenige bekümmert, was den Ausländer berührte. Folgende Sache setzte ihn gleich in den ersten Tagen nach seiner Rückkunft in Thätigkeit.

Ein elsassischer Weinhändler hatte in Moskau ein bedeutendes Vermögen erworben. Seine Gebäude und sein Weinlager mochten wohl den Werth einer Million haben. Furcht vor den Russen trieb ihn aus Moskau, kurz vorher, ehe die Franzosen einrückten. Sein grenzenloser Geiz ließ es nicht zu, daß er einen ordentlichen Mann zur Aufsicht über sein bedeutendes Vermögen anstellte; er ließ zu diesem Zweck einen Verwandten zurück, einen jungen wüsten Mann. Alles, was er hatte, ging durch Feuer und Requisitionen der Franzosen verloren. Der junge Mann, ebenfalls ein Elsasser, der mit den Franzosen und auch mit einem ihrer Polizeimeister in genauer Verbindung stand, öffnete noch ganz zuletzt einen verborgenen Keller, und schaffte aus demselben acht Fässer feiner Weine und einige Kisten Champagner in die Wohnung des erwähnten Polizeimeisters, immer noch vertrauend, daß der französische Besuch länger dauern würde Plötzlich brach die Armee auf und er ging mit, kam aber bald, da er die Unmöglichkeit des Fortkommens einsah, zurück. Seine erste Frage war nach dem bei dem französischen Polizeimeister deponirten Wein. Noch war er unangetastet da, bis auf den Champagner. Unterdessen kam der Major Hellmann an, und die Thür des Weinlagers wurde mit Wache versehen Jetzt kam auch Iwaschkin. Jener forderte nun sein Eigenthum; aber dieser meinte, daß zuvor das Eigenthum nachgewiesen werden müsse, und überhaupt nichts zurückgegeben werden könne, was einmal in den Händen der Franzosen gewesen sei. Die Wache wurde weggenommen und die Thüren von der Polizei versiegelt. Nach einigen Tagen wollte der junge Mensch sich von der fortwährenden Sicherheit seines Weins überzeugen. Das Haus, in welchem er aufbewahrt wurde, gehörte einem Fürsten, und dessen naher Verwandter war Adjutant bei Iwaschkin. Er fand den zurückgekommenen Haushofmeister des Fürsten und mehrere Leute desselben. Diese wiesen ihn hart zurück. Der Zutritt mußte ihm endlich wohl mit Hilfe der Polizei gestattet werden. Und was fand er? Die Polizeisiegel abgerissen, die Thüren erbrochen, das Weinlager leer. Man sagte unverhohlen, der Fürst habe eben den Wein auf sein Landhaus fahren lassen. Alles Bitten, einen Polizeioffizier nachzuschicken, war vergebens. Auch der nachher zurückkehrende wahre Eigenthümer lief Jahr und Tag vergebens, um eine Untersuchung der Sache auszuwirken; man lachte ihn zuletzt aus, und damit wurde der Wein, dessen Werth er auf zwanzigtausend Rubel berechnete, bezahlt. Das Publikum wollte sehr zweifeln, ob der Wein sämmtlich auf des Fürsten Landhaus gekommen sei.

Weniger bedeutende Begebenheiten der Art könnte ich mehrere erzählen; aber bemerken muß ich doch wohl, wie es möglich war, daß so etwas nicht weiter verlautbart wurde. In Rußland ist Alles möglich, weil es mit namenlosen Schwierigkeiten verbunden ist, an die Person des Monarchen zu kommen. Ehe der gute Kaiser nicht den Weg zu seiner Person öffnet, ehe er nicht von dieser Seite wenigstens, wo ihm keine Unmöglichkeit entgegentritt, dem schönen Vor-

bilde des Königs von Preussen folgt, wird die Justiz in Rußland meistens todt sein. Aber jetzt war man noch auf ein besonderes Mittel bedacht gewesen, Handlungen von der Art, wie ich erzählt habe, die Polizeiplünderung des Chalmais-Obertschen Magazins und unzähliger Privatpersonen mit einem Rechtsmantel zu bedecken, den eine höhere Behörde nicht zu heben vermochte.

Ich habe vorhin schon der Nachahmung Peters erwähnt, in deren Verkehrtheit dessen Asche entheiligt wird. So war denn jeder Dieb rechtlich in Schutz genommen. Man dehnte dies auch auf die Wagen und Droschken aus, welche man in den Quartieren der feindlichen Offiziere gefunden hatte. In die Droschken hatten sich die untern Polizeibedienten getheilt; sie fuhren alle mit schönen neuen Droschken, und hatten doch fast alle die ihrigen verloren. Aber die Wagen, welche zu kenntlich gewesen waren, wurden öffentlich verkauft. Wer seinen Wagen wieder haben wollte, mußte ihn in der Auktion erstehen und bezahlen.

Doch zurück zu Iwaschkin. Ihm, der nicht in Hofkünsten geübt, ohne Bildung, in roher Soldatenzucht aufgewachsen war, fiel es schwerer, seinen Ausländerhaß zu verbergen und seinen patriotischen Grimm in rechtliche Formen zu schmiegen. Jeder durch Stand nicht besonders ausgezeichnete Ausländer, Kläger oder Beklagter, wurde, wenn er zu ihm kam, mit der Anrede: infamer Ismienik (Landesverräther), Rasboinik (Räuber), empfangen. Von Recht erhalten konnte gar nicht die Rede sein. Selten kam der Ausländer einmal zu Worte. Iwaschkin schrie ihm gleich entgegen: „Ich schicke dich nach dem Stalle!“ Dies war eine gewöhnliche Kunstredensart Iwaschkins. Der Stall war der Ort, wo er Stockprügel austheilen ließ. Wer in Moskau während des Daseins der Franzosen geblieben war, wurde mit den Worten abgefertigt: warum bist du da geblieben? Wer fortgegangen war, mit denen: warum bist du fortgegangen, und hast nicht nach dem Deinigen gesehen? — Kurz, seinen schlauen Wendungen war nicht zu entgehen. Man sieht wohl von selbst ein, daß Niemand weiter zu ihm ging, und lieber jeden Schaden geduldig ertrug. Aber Viele wurden dazu gezwungen, wenn sie auch nicht wollten. Wenn die Unterpolizeibedienten irgend Einen im Mittelstande aufspürten, der Geld hatte, so klagten sie ihn des Einverständnisses mit den Franzosen an. Iwaschkin ließ sie dann arretiren, ohne sie zu hören. Wenn sie nach einer Gefangenschaft von einem oder mehrern Monaten freigelassen wurden, wußten sie immer noch nicht, warum sie arretirt worden waren. Verurtheilt konnten sie nicht werden; aber was mußten sie leiden! — Wer nur Vernehmung forderte, erhielt die interlokutorische Sentenz: „Legt den Hund in Ketten, wenn er noch raisonnirt!“ Sie waren in stinkenden Gemächern eingesperrt, in Gesellschaft des elendesten Gesindels; sie mußten die kleinsten Bedürfnisse mit schwerem Gelde erkaufen und darben, wenn nicht Verwandte und Bekannte es zuführten. Das Geld, welches sie mit sich nahmen, wurde ihnen bei ihrem Eintritt abgenommen, und sie bekamen es nicht wieder. Ich weiß, daß man mit einem Manne um eine Geldsumme unterhandelte, wenn er losgelassen werden wolle. Die letzte Forderung war achthundert Rubel. Es ist mir nicht bekannt, ob er sie wirklich

bezahlt hat; aber er mußte zwei Monate im Gefängnisse zubringen, und wurde nie vernommen.

Diese Plackereien waren allerdings nur das Werk der Untergebenen; aber Iwaschkins Sünde war es, daß er Verhaftungen befahl oder zugab, ohne den Angeklagten zu hören, und sich von Weib und Kind zu keiner Vernehmung des Gefangenen bewegen ließ. Die Entlassenen waren aber darum immer noch nicht der plagenden Willkühr entronnen. Sie wurden stündlich mit Besuchen der untern Polizeibedienten verfolgt, welche Dies oder Jenes geradezu forderten, oder Arbeiten bestellten und nicht an die Bezahlung des Empfangenen dachten. Ein englischer Futteralfabrikant aus Berlin, ein sehr rechtlicher Mann, wurde auch arretirt. Er hatte, durch ein zufälliges Verhältniß, wenig verloren; aber sein ganzes Waarenlager verschwand, als er wieder frei wurde. Ein Polizeibedienter forderte eine Brieftasche, der andere ein Brillenfutteral, der dritte ein Schreibzeug, einen Nähkasten, ein Federmesser u. s. w. Seine Bude wurde wirklich rein ausgekramt. Widersprechen durfte man nicht, weil dann die zweite Verhaftung nicht gefehlt haben würde. Diese Leiden dauerten lange. Denn die Petersburger Ermahnungen steuerten nur dem Offenbaren. Reden durfte noch Niemand.

Es ist wirklich undenkbar, welche Begriffe Iwaschkin zuweilen von Unterstützung des Feindes hatte. Ein Fleischer wurde in Untersuchung gezogen, weil er Fleisch an die Franzosen verkauft hatte. Es hielt schwer, ehe sein Vernunftgrund verstanden wurde, daß er geglaubt habe, klüger zu handeln, wenn er für sein Fleisch Geld nehme, als daß er es sich ohne Vergeltung gewaltsam nehmen lasse. Der Vorsteher einer Erziehungsanstalt kam in Untersuchung, weil man von ihm sagte, er habe Buonaparte bei der Taufe seines Kindes zu Gevatter gebeten, und von ihm Geld genommen. Ein Dritter mußte einen harten Kampf bestehen, weil er sich der armen, verlassenen Verwundeten im Militärhospital, die dem Hungertode entronnen waren, angenommen und ihnen Lebensunterhalt bereitet hatte. Zu ihrer Gefangennehmung kam es nicht, aber sie wurden zum Theil mit einem Strom von Schimpfreden, vom gemeinsten Pöbel entlehnt, überschüttet. Diesen Plünderungen und Mißhandlungen an Leib und Ehre wurde endlich auch durch Blitzstrahle von oben gesteuert; aber heimlich dauerten doch die namenlosen Plackereien immer fort.

Endlich kam der damalige Polizeiminister Balaschow nach Moskau, der dem Unfug weiter steuerte, und mehreres Gesindel von Polizeioffizieren nach Polen schickte. Man trat dem polnischen Volke dieses Gesindel mit Freuden ab, dem Volke, das sich durch die niederträchtigsten Räubereien in Moskau und durch namenlosen Undank gegen Preussen so schandbar ausgezeichnet hatte. Das größte Uebel aber blieb; dies war Iwaschkin selbst. Er war ein Geschöpf Balaschows. Dieser war, ehe er Polizeiminister wurde, Oberpolizeimeister in Moskau, und zu voller Zufriedenheit des Publikums. Iwaschkin — ich habe dies schon zuvor berührt — diente als Polizeimeister unter ihm. Balaschow hatte keinen Begriff von seiner Unwissenheit und Einfalt ohne Gleichen; er beförderte ihn zum Oberpolizeimeister. Nachher mochte er wohl die Ruthe

erkennen, die er dem großen Moskau gebunden hatte. Aber es ist einmal Ministerialtakt in Rußland, aus eigener Ehrsucht oder aus Neigung, eine Untrüglichkeit zu behaupten, den nicht sinken zu lassen, den man einmal empfohlen und angestellt hat. Dieser dem Staate so gefährliche Grundsatz hat schon mehrere traurige Folgen für Rußland gehabt, die ich hier nicht entwickeln darf, da ich keine Staatengeschichte schreibe.

Man erlaube mir jetzt eine Ausschweifung. Ich will einige Erfahrungen, welche ich über die Behandlung der feindlichen Gefangenen gemacht habe, mittheilen. Die ersten derselben, welche ich nach dem Abzug des Feindes aus Moskau sah, ungefähr zweihundert Franzosen von der sogenannten jungen Garde, wurden gleich am ersten Morgen in Moskau eingebracht. Wie sie gefangen genommen wurden, weiß ich nicht; auch gehört dies nicht zu den Gegenständen, mit deren Darstellung ich mich beschäftige. Es schien, als wenn ihr Eigenthum von Räubern noch nicht angetastet war. Es fehlte ihnen nichts, als das, was rechtlich fehlen mußte, die Waffen. Ich weiß ihr ferneres Schicksal nicht; aber es ist gewiß mit dem der Uebrigen verschmolzen worden. Nach der ersten Handlungsweise blieb kein Gefangener in den Ostseeprovinzen, wo sie in der Folge, unter des edeln Wittgensteins Obhut, lobenswürdig behandelt worden sein sollen. Auch führte man keine nach Petersburg oder nach Moskau, wo sie ohnedem nicht hätten untergebracht werden können. Aber man führte sie bei den weitern Transporten behutsam um Moskau herum oder bei Nachtzeit hindurch. Der russische Stolz glaubt einmal an alles Edle in sich selbst, wenn gleich Beispiele des Gegentheils ihm täglich und in Menge vor Augen treten. So glaubte man Alles von Patriotismus entflammt, wenn gleich Jeder es sich selbst frei gestehen mußte, daß er keinen habe. Man glaubte, die Gefangenen würden in Petersburg und Moskau von der Wuth des Volks zerrissen werden. Man hatte Keinen zerrissen. Die ersten, deren ich vorhin erwähnt habe, zogen so ruhig und ungestört ein, als wenn sie unter den Flügeln eines ewigen Friedens zur Heimath wiederkehrten. Hier und da hörte man wohl in reinem prophetischem Geiste rufen: „Jetzt werdet ihr euern Lohn empfangen!“ aber weiter auch nichts.

Eben dieser Friede herrschte auch in der Folge in den Nachtlagern der Gefangenen, in der Gegend von Moskau. Meinen deutschen Lesern wird dies auffallen; allein es liegt nur daran, daß sie die Gewalt des Stockes und der Kosakenknute und den Einfluß beider auf ein russisches Gemüth nicht kennen. Dies sind die Lehrer in der Schule der Moralität, dies sind die Regierer der Justiz und der Polizei. Ihr Anblick schafft schon Ruhe, wenn nicht ein Heiligenbild das Gegentheil befiehlt.

Einen Schritt aus der nahen Umgebung des guten, menschenfreundlichen Kaisers, und man sieht Despotismus- und Sklavensinn. Kein Handwerker in Deutschland würde sich das gefallen lassen, was der bedeutendste Russe — vom General und vom wirklichen Staatsrath an gerechnet — dulden muß. Da hört man Schimpfworte, wie sie kaum der deutsche Pöbel ausspricht; im mindesten Verhältnisse, aber auch unablässig, das Durac, welches bald Narr, bald

das deutsche Dummerjahn andeutet. Ich habe eine ziemlich bedeutende Edelfrau gekannt, welche alle ihre Anreden an die Bedienten, selbst bei dem unbedeutendsten Anlasse, mit diesem Worte eröffnete. Der gemeine Mann, von welchem einzig die vorerwähnten Thätlichkeiten zu fürchten wären, ist im strengen Sinn Sklave, und dadurch im höchsten Grade muthlos. Er fürchtet sich vor dem kleinsten Schooshunde. Vor einem Mann, mit einem Stocke bewaffnet, haben drei Wehrlose Respekt; selbst der Bewaffnete scheut sich, den Beleidiger anzugreifen, weil er, auch im zerlumpten Kleide, ein Edelmann sein kann, wenn er nur einen Hut trägt, welcher der bessern Klasse eigen ist. Aber wie verträgt sich hiermit die unvergleichliche Heerestapferkeit der Russen? Ich glaube, recht gut. So groß seine Furcht vor dem Tode ist, so stürzt sich die Masse doch wild in den Tod; Maschinen, hingestellt und fortgetrieben. Der freie Kosak gehört nicht hierher. — Doch ich muß den verlornen Faden der Erzählung wieder fassen.

Ich habe zuvor gesagt, daß ich von der Art und Weise, wie die ersten nach Moskau's Befreiung eingebrachten Feinde gefangen genommen wurden, nichts wisse. Doch konnte ich folgern, daß sie nahe bei Moskau abgeschnitten und gefangen worden waren, weil sie ungeplündert ankamen. Sie waren unter ordentlicher militärischer Bedeckung, und noch nicht aus einer schlechten Hand in die andere gegangen. Von der Behandlung der Gefangenen unter den letztern Verhältnissen hatte ich schon vor der Schlacht bei Borodino eine Ansicht gewonnen. Man führte ungefähr sechshundert Wittgensteinsche Gefangene bei Moskau vorbei nach der vordern Ukraine; sie hatten, in einer Entfernung von fünf Wersten, in einem Dorfe Rasttag. Unter diesen Gefangenen befand sich der nahe Verwandte eines Holländers, der sich in Moskau aufhielt. Jener wußte den Letztern durch einen Fremden, welchen die Neugierde herbeigeführt hatte, zu benachrichtigen, und dieser eilte mit einer kleinen Gesellschaft, in welcher auch ich mich befand, dahin, um den Nothleidenden aufzusuchen, den er auch fand und ihm gab, aber wahrscheinlich nur, um Andern zu geben. Der Unglückliche konnte sich doch einmal satt essen, den erstarrten Gliedern durch Bedeckung schmeicheln. Hier fand ich sie der Verzweiflung nahe; ihr Unglück war auf den höchsten Grad gestiegen; Viele waren nackend, nur mit elenden Beinkleidern versehen, zur Bekleidung in Matten eingewickelt, bis an den Leib in die Erde gescharrt, um sich zu erwärmen. Sie lagen im freien Felde, weil die Nachtlager im Dorfe noch nicht in Ordnung waren; um vier Uhr Abends wurden sie dahin gebracht, und hier war denn aller Zutritt zu ihnen untersagt. Sie erzählten, daß sie von Wittgenstein gefangen genommen und von diesem den Kosaken zum Transport übergeben worden wären. So lange wären sie menschenfreundlich behandelt und ihr Eigenthum heilig gehalten worden. Zuweilen hätte man von Einzelnen Geld erpreßt, was überall unvermeidlich sei; von Kleidungsstücken aber sei ihnen nichts genommen worden, und Menschenliebe habe ihnen mehr Nahrungsmittel gereicht, als ihnen zugekommen wäre. Aber die Kosaken hätten sie bald der sogenannten Landmiliz (Ratniki) übergeben, und diese den Bauern. Da wären sie denn aus einer Räuberhand in die andere gefallen, und die Nacktheit, worin sie gerathen mußten, habe oft ein- auch zweitägiger Hunger begleitet.

Nach dem Zeitraum, wiewohl auf ein Drittheil durch erduldete Leiden zusammengeschmolzen, finde ich sie nachher wieder in einer Entfernung von dreihundert Wersten, bei Below, einer Stadt an der südlichen Spitze des Tulaschen Gouvernements. Hier erhielten sie in einem Dorfe Nachtquartier, das einer edeln deutschen Frau gehört. Sie gab ihnen augenblicklich erquickende Speisen, schaffte ihnen, so weit es möglich war, Kleidung und besonders Hemden. Von ihren eigenen feinen Hemden wurde ein Theil geopfert. Jeder bekam Geld zur Hilfe in der Ferne. Sie reisete unterdessen auf ihres Mannes Gut, sechszig Werste davon entfernt, und die Gefangenen mußten auch dieses Dorf berühren. Schon hier waren sie wieder eben so nackt und bloß, eben so ausgeplündert, als die sanfte Frau sie vorher gesehen hatte. Die Gefangenen waren zu edeldenkend, als daß sie, ausser der sättigenden Bewirthung, eine zweite Unterstützung angenommen hätten. Sie selbst kam, Gottlob! nur bei ihren eigenen Bauern, in den Verdacht einer Anhänglichkeit an die Franzosen.

Ich kann hier nicht vergessen, daß ich und meine Gesellschafter, in dieser Hinsicht, durch unsern Besuch bei den Gefangenen in der Nachbarschaft Moskau's unstreitig in größere Verlegenheit gekommen wären, hätten wir uns nicht durch Betrug zu sichern gesucht, bei dem der Sachkundige sich des Lachens nicht hätte enthalten können. Wir schimpften russisch auf die Unglücklichen, erkannten ihr Schicksal als wohlverdiente Strafe an, und wunderten uns, wie der Staat noch so großmüthig sei, solche Ungeheuer nicht sogleich todtschlagen zu lassen. Unsere Unterredung mit den Gefangenen war deutsch und französisch. Der neugierige und argwöhnische Russe forderte aber augenblicklich eine Verdolmetschung, besonders über die Antworten. Diese wurden dann immer zur Ehre Rußlands übersetzt; sie enthielten Hoffnungen eines bessern Schicksals und Entschuldigungen der gegenwärtigen Härte der Russen. Dadurch machten wir überdem unsere vorige Anklage wieder gut, und einige gutmüthigere Russen wurden sogar bewogen, ihnen etwas zu geben; Alle aber hielten uns für gute Patrioten, wie wir es im Grunde auch mehr waren, als sie selbst.

Man könnte hiernach das Schicksal Aller berechnen, und für das mildeste Verhältniß muß ich dies zugeben. Es sind noch Unmenschlichkeiten zu berühren, welche man ungern den Kannibalen vergibt, die aber nicht sowohl durch Franzosenhaß, als durch mangelhaft getroffene Anstalten herbeigeführt wurden. Die Gefangenen kamen in die Hände der Bauern erst dann, wenn sie bereits gänzlich ausgeplündert waren. Der Bauer konnte ihnen daher nichts mehr nehmen, und auf der andern Seite wurde ihm eine große Last aufgebürdet. Er, welcher das Kriegsunglück zum Theil hart empfunden hatte, sollte nun noch die Gefangenenen transportiren, größtentheils auf Wagen, da die Meisten krank waren, und die meisten Pferde des Bauern waren verschwunden; er sollte ihnen noch Brod geben, das ihm vielmals selbst fehlte, und für dessen Ersatz er auf keine Weise gesichert war. Für rohe Menschen war hier der Reiz des Privatinteresse's zu heftig, um sich jener Bürde zu entledigen. Große Transporte waren vor dem Morde gewöhnlich gesichert, weil sie doch wenigstens einige militärische Begleitung hatten; aber zuweilen brach ihnen Uebereinkunft doch wohl den Stab.

Man erzählte einmüthig, daß in einem der Städtchen — die überhaupt nur durch eine angestellte administrative Staatsbehörde sich von den Dörfern unterschieden — eine bedeutende Anzahl Gefangener in der Nacht, ohne Nahrung und Bedeckung, in einem großen Saale eingesperrt worden sei, nachdem man vorher wohlbedächtig bei der heftigsten Kälte die Fenster ausgehoben habe. Man erreichte seinen Zweck; nur einige Mann waren am andern Morgen noch am Leben. Die kleinen Haufen, welche von Kosaken eingebracht wurden, waren immer verloren. Die erste Dorfschaft, an welche sie ausgeliefert wurden, beraubte sie bis zur Nacktheit, und die zweite oder die dritte schlug sie todt. Wenn dann der Mord nur auf löbliche Banditenweise mit einem Stoße vollbracht worden wäre, so wäre der Tod gewiß für Unzählige eine Wohlthat gewesen. Allein oft mußte der Mord den Unmenschen noch Freude machen. Ich will nur eines Vorfalls gedenken, den mir ein würdiger Offizier deutscher Nation erzählte. Er reisete als Adjutant eines kommandirenden russischen Generals der Armee nach. Auf dem Wege fand er einen Trupp Bauern, welche eben beschäftigt waren, sechs Gefangene lebendig zu begraben. Zwei waren schon verscharrt; die Uebrigen hörte er schon in der Ferne wehklagen und um ihr Leben bitten. Er befreite sie, hätte aber bald selbst mit dem Leben gebüßt, da man ihn an der Sprache augendlicklich als Ausländer erkannte, und darum feindlicher Anhänglichkeit zieh. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht einige Kosaken ihm zu Hilfe gekommen wären. Diese trieben die Mordbande mit Säbel und Knute auseinander, und übernahmen den sichern Transport der Geretteten. Einen derselben, einen Offizier, hat der edle Mann in der Folge wieder gefunden.

Erst dann, wenn die Gefangenen in den verschiedenen Gouvernements eine bleibende Stätte erhalten hatten, schienen sie gerettet zu sein, aber doch nicht immer. Ein glaubhafter Mann, der sich acht Tage in Orel aufgehalten hatte, erzählte, daß ein Transport von zwanzigtausend Mann Gefangener aus der Schlacht bei Krasno, welcher dahin geschickt worden, von dem Gouverneur bei der heftigsten Kälte anhaltend in einer kalten Reitbahn eingesperrt und fast gänzlich, ungefähr bis auf sechshundert Mann, vom Tode hingerafft worden sei. Die Zahl will ich nicht verbürgen; aber das Faktum muß ich immer im grellsten Gebilde glauben, da ein Mann, der ein hohes Recht hat, Glauben zu fordern, mein Referent ist. Zur Verbürgung der vorerwähnten Thatsachen muß ich noch erwähnen, daß, als die Gefangenen ausgewechselt wurden, ein Franzose sauber geflochtene Ringe von Pferdehaaren verkaufte, worin man französisch die Worte fand: Gedenke der Reitbahn. Einen Ring der Art habe ich selbst gesehen.

Als Preussens Muth, den man in Rußland ganz verläugnet, und des großen Blüchers Entschlossenheit und Schnelligkeit im Wirken, des Mannes, den man in Rußland auf eine pöbelhafte Art herabwürdigte, das grenzenlose Waffenglück in Deutschland hervorgebracht hatte, änderte sich auch das Schicksal der Gefangenen in Rußland. Die neu eingebrachten wurden in die Ostsee-Provinzen geführt, wo doch wenigstens ein halbdeutscher Geist herrscht; und schon nach der Schlacht bei Leipzig wurden die deutschen, nach der Eroberung von Paris auch die

französischen, holländischen und deutsch-niederländischen Gefangenen zurückgeführt; die erstern mit besonderer Schnelligkeit, weil man sie in der russisch-deutschen Legion, welche der Erbprinz von Oldenburg befehligte, anstellen wollte. Aber auch diese Schnelligkeit wurde durch russische Verwirrung unterbrochen; schon in Moskau wurden sie fast drei Monate aufgehalten. Ihre Ungeduld über diesen unerhörten Aufenthalt kann ich bezeugen, da ich mehrere von ihnen, Hessen, Preussen, Hannoveraner, unterstützte.

Unterdessen kamen auch mehrere neue Gefangene französischer Nation an. Man scheute sich jetzt nicht mehr, diese nach Moskau zu führen. Auch ihnen wurden Quartiere im Kasanschen Gouvernement bestimmt, ungeachtet man auch ihren baldigen Rückmarsch vorhersehen mußte. Zu gleicher Zeit sollten die Deutschen nach St. Petersburg abgeführt werden, um in ihr Vaterland zurückzugehen oder in die deutsche Legion zu treten. Aber man verwechselte beide Transporte, und führte die Deutschen nach Kasan, die Franzosen aber zurück nach St. Petersburg. Beide Transporte mußten nun, damit der Fehler gut gemacht würde, den Rückmarsch machen. Die Franzosen gewannen, weil sie nie nach Kasan kamen; aber die armen Deutschen mußten einen fünf Monate langen lästigen Spaziergang machen, und kamen, aller ihnen vorher geleisteten Unterstützung ungeachtet, abgerissen in ihr Vaterland zurück, und viel zu spät, um dort für den zuerst beabsichtigten Zweck zu wirken.

Rastopschin hatte durch ernste Sprache von St. Petersburg her seine gute Laune verloren; auch lag größtentheils in seiner Schuld der Grund dieses Marschunwesens. Daher kein spaßhaftes Bulletin, kein Calembour. Die gefangenen Offiziere, besonders die Baiern, deren sich ihr König ganz eigentlich angenommen, hatten ein besseres Schicksal. Sie reiseten, mit Pässen versehen, auf eigene Kosten über die Grenze. Wer aber nichts anzuwenden hatte, mußte freilich den Schneckenmarsch auch antreten. In diesem Zeitraume kam auch der bei Kulm gefangene General Vandamme, die Geissel Bremens, in Moskau an. Er erhielt sein Quartier auf dem Kremlin; aber man bemühte sich gar bald, ihm seine Gefangenschaft so erträglich zu machen, als nur möglich war. Man gab ihm zu Ehren Bälle. Rastopschin gestattete ihm freien Zutritt in seinem Hause, und zog ihn zur Tafel. Es konnte aber nicht fehlen, daß edlere Russen diesen Unfug nach St. Petersburg meldeten. Da konnte denn eine derbe Lektion von Alexander nicht fehlen. Er beklagte sich, in seinem Glauben an Moskauischen Patriotismus so sehr getäuscht zu sein, und in der Meinung, daß der elende Vandamme in Moskau am besten verwahrt sein werde, sich so gewaltig geirrt zu haben. Um den Moskauern nicht ferner Gelegenheit zu unpatriotischen Fehltritten zu geben, befahl der Kaiser, den Bremenschen Würger sofort nach einer kleinen Stadt an der sibirischen Grenze zu führen. Vandamme reisete gleich in der ersten Nacht ab, und Niemand wagte eine Beileidsbezeugung. Seitdem wurde weiter kein französischer Offizier als Gefangener nach Moskau geschickt. Selbst die zurückgehenden Generale aller Nationen, wenn sie Moskau berührten, mußten durcheilen, und waren bei ihrem kurzen Aufenthalt, der sich nicht leicht über eine Nacht erstreckte, ohne Freiheit, vielfach aber auch

durch freiwillige Zurückhaltung diskret, um Niemand von ihren ältern Bekannten in Verlegenheit zu bringen, so unschuldig diese Bekanntschaft auch gewesen sein mochte.

Jetzt war die Ruhe in Moskau wiedergekehrt, die nächtlichen Gefahren abgerechnet, welche kleine, aber häufige Räuberbanden herbeiführten, die in den Kellern und Gewölben der Brandstätten hauseten. Die Kosakenpatrouillen, welche man von der schwachen Besatzung entbehren konnte, waren unvermögend, die ganze kolossalische Stadt in Aufsicht zu nehmen und zu decken. Auch strichen unzählige Betrüger, besonders aus den verwüsteten Gegenden von Smolensk, herum, vor welchen man sich nur mit der äussersten Behutsamkeit sichern konnte. Rastopschin und Iwaschkin waren furchtsam geworden; der Erstere war einigemal persönlich in St. Petersburg, wurde aber übel abgefertigt und erhielt zuletzt den Abschied. Iwaschkin hatte keinen Rückhalt mehr; sein Muth war einzig der Schwung einer von Rastopschin in Bewegung gesetzten Maschine; die fehlende Polizei war theils fortgeschafft, theils durch Furcht vor Strafe in Ordnung gebracht. Die Fabriken kamen wieder in Thätigkeit; der Handel begann; die Handwerker regten sich, insofern ihnen der Mordbrand nicht Alles genommen hatte, und ihr Geschäft nicht Geräthe erforderte, die nur mit großem Kostenaufwand herbeigeschafft werden konnten. Nur eine ziemlich bedeutende Anzahl größtentheils rechtlicher Männer litt noch unter der Geissel der Barbarei, ich meine die Mitglieder der ehemaligen Munizipalität.

Wir haben sie zuvor im Gefängnisse verlassen, wo sie mit den gewesenen Polizeibedienten und wirklichen Verbrechern, zusammen sechszig und einige an der Zahl, in einem engen Raum eingesperrt waren. Nur ein Tisch, nur wenige Stühle. Sie lagen auf Matratzen an der Erde herum; Jeder machte seine Nationalküche. Diese Düfte durcheinander waren in dem beschränkten Raume äusserst belästigend. Aber der arme Deutsche, vor andern Nationen an Reinlichkeit gewöhnt, und dem Holländer kaum darin nachstehend, hatte noch ein anderes Leiden zu erdulden. Der Russe, häufig sogar auch der des bessern Standes, kennt keine Reinlichkeit, besonders in Hinsicht auf Entfernung des Ungeziefers, das wir zuweilen mit Ekel am deutschen Bettler wahrnehmen. Eben so groß ist seine Schamlosigkeit, die er da gewiß nicht unterdrückt, wo ihn kein besonderes Respektverhältniß dazu auffordert. So setzten sie sich dann, während die armen Deutschen ihre Suppe aßen oder ein Glas Wein tranken, nackt um den Tisch herum und verfolgten emsig die an ihnen nagenden Insekten, welche der Deutsche nicht einmal gern ausspricht. Die gegen sie verhängte Untersuchung war kriminell; aber sie wurde höflich, ohne Bitterkeit, sie wurde menschenliebend geführt.

Rastopschin war zwar Mitglied der Untersuchungskommission; aber er wurde schon gezwungen, bescheiden zu sein, und seine entscheidenden Urtheile wurden immer überstimmt. Verdruß bestimmte ihn bald, sich gar nicht mehr bei den Sitzungen einzufinden. Ich habe schon bemerkt, daß die Angeklagten sich endlich krank stellten, wodurch ihr dreizehnwöchentlicher Arrest beendet ward. Demungeachtet dauerte die Stockung ihres bürgerlichen Geschäftes größtentheils noch immer und lange fort. Besonders traf dies die Offizianten hart, einige wenige ausgenommen,

deren edlere Chefs von der ganzen Sache keine Notiz nahmen, und den Gehalt nach wie vor auszahlten, ja zum Theil auf die Loslassung ihrer Offizianten drangen und sie augenblicklich erhielten. In der Auszahlung des Gehalts handelten sie überdies rechtlich, da keiner Behörde befohlen, keine von der ernannten Kommission requirirt war, die Gehalte einzuziehen oder zum Theil zu sequestriren. Die Meisten erhielten aber gar nichts oder nur die Hälfte; man sequestrirte sogar das Landgut eines Angeklagten. Sprach- und andere Lehrer nährten sich zwar, aber sparsam; die gute Einfalt ging ihnen aus dem Wege, theils aus Ueberzeugung, theils um bei diesem oder jenem Großen nicht anzustoßen. Der Großhändler trieb seine Geschäfte fort, die an sich auch wohl während seines Arrestes nicht gestockt hatten, da das Comptoir fortwirkte. Aber dadurch waren sie doch sehr gehindert, daß sie, wie alle Andern, Stadtarrest hatten und daher in ihren Geschäften nicht reisen konnten. Noch weniger verlor der Krämer, der seinen Bedarf im Orte selbst finden konnte. Indessen sparte doch die Polizei keine Mühe, die Männer dieses Gewerbes zu quälen. Man fand sich fleißig als Käufer bei ihnen ein, ohne zu bezahlen, und Iwaschkin verbot ihnen, ein Schild auszuhängen.

Die Petersburgischen Kommissarien hatten ihr Geschäft schnell beendigt; sie wunderten sich, daß man eine Untersuchung so voreilig und so streng veranlaßt, daß die Moskauische Berichterstattung sie glauben gemacht habe, in Moskau eine ganze Bande verschworner Landesverräther zu finden, und versicherten, daß die unbedeutende Sache bis zum Mai entschieden sein müsse. Auch war das Gutachten der Kommission von der Art, daß man um so mehr eine schnelle Entscheidung erwarten konnte, da der Kaiser wirklichen Verbrechern in den polnischen Provinzen und in Kurland verziehen hatte. Indessen reisete der Kaiser, ehe die Sache entschieden wurde, zur Armee, und die ganze Sache blieb liegen. Da bedeutende Männer in dieselbe verwickelt waren, so wurden auch fleißig Nachrichten über die Lage derselben eingezogen. Diese waren immer befriedigend; aber man entschuldigte sich mit der Abwesenheit des Kaisers.

Das Schicksal veränderte das freundliche Gesicht. Frost und Hunger kamen nicht mehr zu Hilfe; Buonaparte sammelte eine neue bedeutende Armee, Kutusow blieb mit seinen dreißigtausend Mann in namenloser Unthätigkeit bei Bunzlau, Wittgenstein verlor seine Lorbeern bei Lützen. Die Franzosen drangen bis Breslau, bis in das Innere der Stadt, deren Besitz so oft entscheidend war, vor. Alles schien, bei Oesterreichs Zögerung, verloren zu sein, bis **Blücher**, der Retter der kultivirten Welt, an der Katzbach schlug. Jeder, der nur einigermaßen mit russischem Geiste vertraut war, fühlte die Unmöglichkeit, dem Kaiser eine unangenehme Sache nachzuschicken, in welcher er selbst, durch Betrug verleitet, zu streng gehandelt hatte.

Aber das freundliche Gesicht des Schicksals kehrte wieder; **Blücher** peitschte die Franzosen über Preussens Grenze, unterstützt vom edeln **Bülow**. Oesterreich verlor die Binde von den Augen; jetzt konnte bei Leipzig geschlagen werden. Man verfolgte schlagend den Feind bis in seine Hauptstadt. Stolz frohlockte man in Moskau überall — denn Alles, was siegreich voll-

bracht war, hatte einzig der Russe vollbracht; Trost stimmte auch jene Mißhandelten zur Freude, ihrer Unschuld bewußt. Jetzt konnten sie vertrauen, man werde die frohe Stimmung des Kaisers benutzen und die Sache zur Entscheidung bringen oder, wie der Deutsch-Russe sagt, unterlegen. Bald war auch der Friede selbst geschlossen, und noch größer wurde die Hoffnung.

Ich verlasse diesen Gegenstand einen Augenblick, um der Feierlichkeiten in Moskau zu erwähnen, welche das Kriegsglück herbeiführte. Es war wirklich Alles froh, sehr froh, einige Franzosen, einige Schweizer besonders, abgerechnet; diese schien nur Handelsvortheil, jene einmal unvertilgbarer Franzosenstolz zu leiten. So war er ja noch niemals gedemüthigt worden. Es fehlte nicht an steifen Zeremonialbällen; aber entscheidender waren fröhliche Privatgesellschaften, die sich überall, besonders in den Zirkeln der Deutschen, bildeten. Die religiöse Feier der beiden großen Tage versteht sich schon von selbst. Nur einige Worte über die Erleuchtung der Stadt, und zuerst über die bei der Feier der Eroberung von Paris. Bei allgemeinem Geldmangel war sie nicht prächtig, aber doch imponirend genug, besonders durch die Erleuchtung der Thürme. Sie war wie gewöhnlich nicht geschmackvoll, nicht allegorisch; aber Wohlmeinen und herzliche Theilnahme offenbarte sich überall. Da man sich in Rußland mit Erläuterung der Sinnbilder nicht gern beschäftigt, so entstand nicht nur bei dem Volke überhaupt, sondern besonders bei der Polizei, mancher Streit über die Deutung der in den Bildern dargestellten Personen. Auf der Schmiedebrücke wurde ein transparentes Bild mißhandelt aus falscher Deutung; es mußten die Namen unter den dargestellten Personen angegeben werden. Ein Apotheker hatte unter andern einen geharnischten Mann, als Sinnbild Rußlands, das gezogene Schwerd über den nackten an der Erde liegenden Buonaparte haltend, dargestellt. Er mußte unter diesen den Namen Buonaparte, unter jenen: ein russischer Soldat, schreiben.

Die Erleuchtung des Rastopschinschen Hauses war mit einigem Aufwand bewerkstelligt. Der Hof vor dem Hause war, hart an der Auffahrt von der Straße, durch drei große, vier Ellen hohe Gemälde gedeckt. Das mittlere Hauptgemälde enthielt die Abbildung der Stadt Paris auf der Seite von Montmartre, ziemlich getreu und gut gearbeitet, das zu schwache Kolorit und die gänzlich verfehlte Perspektive abgerechnet. Die beiden Flügelgemälde enthielten Allegorien in Klecksmalerei, ohne den mindesten Geschmack. In dem auf der rechten Seite spielte Rastopschinscher Witz. Hier lag ein nur mit dem Hemde bekleidetes Zerrbild an der Erde, von einem Krähenschwarm umflattert. Das Zerrbild sollte Buonaparte sein. Unter demselben stand in getrennten Sylben der Kaisername Na-pole-on mit russischer Schrift, welcher in der Uebersetzung heißt: on er (liegt), na-auf, pole- dem Felde. Da Buonaparte bis jetzt nur ein moralisches Aas ist, so konnten die Raben und Krähen nur auf die verbündeten Mächte gedeutet werden. Das war doch ein schlechtes Kompliment.

Als der Friede selbst bekannt gemacht wurde und gefeiert werden sollte, war der erste Rausch vorüber und die alte politische Gleichgültigkeit eingetreten. Mancher stellte das alte Bild wieder hin, womit er die Eroberung von Paris gefeiert hatte. Unzählige Häuser waren gar nicht

erleuchtet; in ganzen Straßen sah man kein Licht. Die höchste Dürftigkeit hätte doch wohl, wie bei dem vorhergehenden Feste, ein einziges Licht hinstellen können. Selbst Rastopschin hatte nicht Eine Lampe anzünden lassen. Aber sein Muth sank immer tiefer; die Verachtung von oben und des Volkes gegen ihn stieg immer höher. Die parteiische Vertheilung der Hilfsgelder reizte den Haß gegen ihn beinahe noch stärker, als Mord und Brand und Tirannei es gethan hatten. Er verneigte sich jetzt auf der Straße tief und freundlich; aber man schimpfte laut hinter ihm her. Die Pasquille und Schandlieder vermehrten sich. Als er zu beiden erwähnten Festen in die Hauptkirche zum Gottesdienst fuhr, war, aller Begrüßung ungeachtet, das Volk wider Gewohnheit stumm; als aber der Erzbischof sich sehen ließ, schallte ihm einmüthiger Freudenruf entgegen.

Alles dies mußte den Mann sehr demüthigen und ihn muthlos machen, nur den kleinsten Schritt gegen den Volkssinn zu thun. Er schien bei einer Erleuchtung des Hauses zu fürchten, so wenig er auch nach dem, was ich schon vorher bemerkt habe, zu fürchten hatte. Der Volkssinn war zu einer ausserordentlichen Kälte dadurch hingeleitet, daß es von der Ortsregierung in seinem Leiden mißhandelt, und dagegen auf keine Weise unterstützt wurde. Jetzt träumte es den allerdings unsinnigen Traum, daß mit der Eroberung von Paris Alles anders werden würde. Da dies nun nicht wurde, da besonders der vornehme Pöbel erfuhr, daß der russische Staat durch den Frieden kein Geld bekam, da man die allerdings wohl etwas zu liebreiche Behandlung der Stadt Paris erfuhr, da wurde man böse und jeder Freude über politisches Glück unfähig.

Ich gehe nun zu den Schicksalen der Munizipalitätsglieder zurück. Auch der Friede brachte ihnen keinen Trost, so viele schöne Worte man auch von Petersburg schrieb. Der Kaiser selbst kam nicht zurück; die Akten lagen bestaubt da. Man wandte sich endlich durch Umwege an den vortragenden oder in der Sache expedirenden Sekretär, und da kam denn die erfreuliche Nachricht, daß in der Sache noch nichts geschehen sei und nichts geschehen werde, bevor man nicht ein Geschenk von wenigstens — sechstausend Rubel an den Sekretär einsenden würde. Man sah einer baldigen frohen Zukunft entgegen; eine Zusicherung folgte auf die andere; aber es zeigte sich endlich, daß man nur falsche Hoffnung erkauft hatte.

Nach langem Harren kehrte der Kaiser auf einige Wochen zurück, um dann bei dem Wiener Kongresse gegenwärtig zu sein. Als man von seiner Rückkehr gewiß überzeugt war, veranlaßte der Senat geschwind noch einige Untersuchungen über Gegenstände, welche theils schon untersucht, theils nach den Akten ganz unerheblich waren. Ein Beweis, daß man noch mehr als jene sechstausend Rubel erwartete, und jetzt die Verzögerung, der Form nach, durch die Fortdauer der Untersuchung bis auf den letzten Augenblick entschuldigen wollte. Es war nicht einmal so viel Zeit übrig, um Diesen und Jenen über einige dadurch entstandene faktische Verwirrungen zu vernehmen. Die Akten wurden für geschlossen erachtet und dem Kaiser vorgelegt. Um sein Namensfest am 30 August, nach so vielen frohen Ereignissen, ganz zu feiern, begnadigte

er Alle, welche wegen irgend einer Verbindung mit dem Feinde in Untersuchung gezogen waren. Dieses Gnadenmanifest war herbe genug, nirgends unterscheidend, und sprach deshalb allgemein von Pflichtvergessenheit, verlorner Achtung des Publikums, und ermahnte zur Besserung. Aber das Ehrgefühl war todt; Alles frohlockte, weil Alles sich erlöset fühlte.

Auch diese Freude war umsonst; es blieb im Allgemeinen beim Alten. Der Kaiser reisete wieder ab zum Wiener Kongresse. Rastopschin hatte den Abschied erhalten, und Tormassow, ein edler und gerechter Mann, kam an seine Stelle. Alles forderte von ihm Freiheit und Restitution in den vorigen Stand, wie das Manifest es befahl; aber er wies Jeden bedauernd zurück, weil ihm jenes Manifest zu seiner Befolgung noch nicht mitgetheilt sei. Da er indessen die Bedrückung dieser Männer ganz fühlte, so fand er weiterhin kein Bedenken, ihnen Reisepässe zu geben.

Endlich entwickelte sich das Räthsel. Der Kaiser hatte befohlen, der Senat solle demungeachtet entscheiden, wer schuldig, und wer von den Schuldigen so gefährlich sei, daß man ihn aus dem Lande weisen müsse. Nun blieben die Akten wieder liegen, und mehrere dem Kaiser nachgesandte Beschwerden bewirkten erst die Entscheidung der Sache. Man hatte sich die Mühe gegeben, über Jeden förmlich zu erkennen, als wenn jenes Manifest gar nicht vorhanden gewesen wäre. Niemand war wohl einer Schlechtigkeit überführt; aber man erkannte auf geheime Insinuationen, Vermuthungen, Angaben, worüber der Angeschuldigte nie gehört war. Ein großer Theil wurde zur Landesverweisung und zu körperlichen Strafen verurtheilt. Ich urtheile hier nicht aus eigenem Wissen, sondern aus der einstimmigen Relation meiner Freunde. Es thut mir leid, daß ich dieses Urtheil bis jetzt nicht habe erhalten können, um es dieser Denkschrift beizufügen. Aber es wird mir gewiß, wenn eine sichere Gelegenheit sich darbietet, zugesandt werden. Dann will ich nicht säumen, es als Beleg, besonders mit Anmerkungen erläutert, bekannt zu machen, und ich bin überzeugt, daß das Publikum mir für die Mittheilung dieses juridischen Produkts danken wird. Der Kaiser fühlte jeden Fehlgriff augenblicklich, nahm von diesem Urtheil gar keine Notiz, und befahl die unverzügliche und pünktliche Vollziehung seines Gnadenmanifestes. So wurden denn diese Männer, nach mannigfaltigen, zwei und drei Jahre lang erlittenen Drangsalen, endlich erlöset.

Kann man die Staaten stille stellen oder rückwärts gehen machen?

Weil Bücher der geistigen Welt angehören, so gilt von ihnen, was in der geistigen und sittlichen Welt überhaupt häufig der Fall ist, daß der Theil mehr wiegt, als das Ganze, somit dann auch, durch Wegnahme und Verkleinerung, das Gewicht der Masse erhöht wird. Unter den Tagesschriftstellern von Bedeutung möchte der geistreiche und scharfsinnige Herr de Pradt vielleicht derjenige sein, bei welchem jenes Verhältniß am meisten statt findet; die vierundzwanzig Bände, die er im Zeitraume weniger Jahre erscheinen ließ,

können in ihrer wirklichen Gestaltung nicht leicht auf die Nachwelt übergehen; ihre Hauptstücke hingegen und diejenigen Abschnitte derselben, die durch eben so klare als zeitgemäße Erörterungen der wichtigsten Gesellschafts- und Staatenverhältnisse sich auszeichnen, in einem Bande gesammelt, würden ein klassisches Handbuch von nie alterndem Werthe bleiben.

Es haben die Ueberlieferungen schon mehr als einem Werke des merkwürdigen Mannes den Dienst erwiesen, welchen er selbst ihrer ganzen Sammlung erweisen sollte. Die nachstehenden Betrachtungen sind, wie man glauben darf, der gehaltreichste Abschnitt seines jüngsten Buches, das die Aufschrift führt: L'Europe et l'Amérique depuis le congrès d'Aix-la-Chapelle, par Mr. de Pradt, ancien archevêque de Malines. 2 tomes. Paris, chez *Bechet* aîné. 1821. in-8. II.

Wenn die Frage aufgeworfen wird, ob die in den Staatsverhältnissen (ordre social) vorhandene Entwicklung stille gestellt werden konnte, oder noch könne: so fragt sich vorerst, von welcher Natur diese Entwicklung sei, und die Antwort, daß sie geistiger und sittlicher Natur ist, entscheidet alsdann auch die erstere Frage. Eine physische Bewegung hat, so wie Alles, was der sinnlichen Welt angehört, bestimmte und meist auch bekannte Grenzen; es kann einen Widerstand dafür geben, welcher jene entweder aufhalten oder stille stellen mag. Die geistigen und sittlichen Bewegungen hingegen richten sich nach andern Gesetzen. Wie mag dasjenige vergessen werden, was man gesehen und erkannt hat; wie mag verworfen werden, was man vorgezogen hat, oder vorgezogen, was man verworfen hat; wie mag man das glaubwürdig machen, dessen Falschheit dargethan war? Die moralische Welt ist ein gegen Angriff gesicherter, fester Platz. Man kann sinnliche Wesen und Menschen, wie dies auch vielfältig geschieht, umbringen, einkerkern und foltern. Die Vorstellungen und die Begriffe der Menschen lassen sich aber nicht todtschießen. Es gibt keine Kerker für die Gedanken und Wünsche. Der Zwang, welcher in der physischen Ordnung der Dinge zurückhält, verleiht in der sittlichen hingegen gewöhnlich nur Zuwachs von Stärke. Das Blut der Verfolgten wird unter diesen Verhältnissen zum fruchtbaren Samen, wie in Sachen der Religion das Blut der Märtirer ein fruchtbarer Same für die Verbreitung des Christenthums gewesen ist.

Wo sind Begriffe durch Gewalt jemals rückgängig gemacht worden? Es erlöschen dieselben von selbst; sie werden durch andere Begriffe verdrängt, denen sie Platz machen, aber es geschieht dies durch die Wirkung der Zeit und in langsamem Fortgange. Rückgängig bewegen sie sich jedoch nicht, und durch feindselige Angriffe werden sie nicht ins Leben zurückgerufen. Welche Wissenschaft oder Kunst hat, seit die Buchdruckerei erfunden ward, Rückschritte gemacht, oder ist in das Dunkel zurückgekehrt, aus dem sie hervorging? Alles, was einmal Dasein empfangen hat, ist durch jene Erfindung unvergänglich, und auf alle Zukunft gegen die Vergessenheit geschützt worden. Man kann unwissend sein und unwissend bleiben; wer aber einmal aus der Unwissenheit hervorgetreten ist, kehrt nicht wieder dahin zurück.

So verhält sich's mit den Dingen, welche gegenwärtig und vor unsern Augen geschehen, bei denen wir Alle mithandeln und mitwirken, wenn gleich oft unwillkührlich und unbewußt.

Es sind neue Begriffe über die gesellschaftlichen Verhältnisse entstanden; es sind dieselben in Umlauf gekommen und haben überall Eingang gefunden; sie sind der Vorwurf öffentlicher und feierlicher Berathungen unter der einen Hälfte der europäischen Bevölkerung für die eine Hälfte des Jahres geworden; sie beschäftigen hinwieder in der andern Hälfte des Jahres die lesende, die gesellige und die schriftstellerische Welt. Ich möchte gern wissen, wie man es anfangen soll, um diese Begriffe zu entfernen, ihr Gedächtniß auszulöschen und die Eindrücke, welche sie in Gemüthern hervorgebracht haben, zu vertilgen. Ich gestehe gern, daß ich nicht weiß, wie dies möglich zu machen wäre.

Es ist ausgesprochen und anerkannt, daß die menschlichen Gesellschaften Vereine sein sollen, die das gemeine Wohl aller ihrer Glieder bezwecken. Welche Macht vermöchte es, statt dieser Vorstellung wieder diejenige ihrer Sklaverei und ihrer Bestimmung für die Vortheile einiger Einzelner zurückzubringen? Wenn sogar die Himmel sich öffnen und dieses aussprechen würden, man glaubte es ihnen nicht. Es ist anerkannt worden, daß die privilegirte Gerechtigkeit eine an der ganzen Gesellschaft verübte Ungerechtigkeit sei. Wer vermag die ungleichen Bestrafungen in der gleichen Gesellschaft, oder die ungleichen Gerichtsbehörden wieder zurückzubringen? Es ist anerkannt worden, daß die Staatsämter Aufträge der Gesellschaft sind, die zu ihrem Vortheile gemacht werden; daß die Beamten der Gesellschaft dieser auch Rechenschaft abzulegen Pflicht haben; daß die Steuern durch die, welche dieselben zahlen, bewilligt sein müssen, und daß denselben hinwieder Rechnung über ihre Verwendung gebührt; daß das Religionsverhältniß des Menschen keinem Zwang unterliegen soll, und daß er über das, was zwischen Gott und ihm vorgeht, Niemandem verantwortlich sein darf, wofern anders aus jenem Verhältnisse nichts Unsittliches und der Gesellschaft Nachtheiliges hervorgeht. Wie könnten Grundsätze solcher Art, nachdem sie einmal in die Welt eingeführt sind, daraus wieder vertilgt werden? Wie mögen Dinge, die damit im Widerspruch hier und da noch bestehen, lange fortdauern? Wie will man die Menschen Grundsätze vergessen machen, welche an sehr vielen Orten angewandt und ausgeübt, allenthalben in Umlauf gebracht sind? Welcher Zwang vermöchte es, auf die Vortheile verzichten zu lassen, die diese Grundsätze da gewähren, wo sie in Anwendung gebracht sind? Wird man das Begehren und den Wunsch für ihre Annahme hindern können, wo um ihres Mangels willen die Vortheile entbehrt werden, welche anderswo aus ihnen hervorgehen?

Sollte jedoch ein Ereigniß, das unter die völlig unmöglichen Dinge zu gehören scheint, diesen Rückgang möglich machen: was wäre alsdann die Folge und die Dauer davon? Durch ein solches Unglück gewarnt würde man ohne Zweifel Maasnahme zu treffen wissen, die seine Wiederholung unmöglich machten. Dies wäre Alles, was man gewonnen hätte. Leichter möchten der Weg nach Amerika oder die neuen Bahnen vergessen werden, auf denen das Auge des Menschen das Himmelsgewölbe bereisen gelernt hat, als daß jene anerkannten und angewandten Grundsätze in Vergessenheit gebracht werden könnten. Um ein solches Ergebniß zu erzielen, müßte die wirkliche Welt vernichtet und eine neue Schöpfung an ihre Stelle gebracht werden.

Bis dahin aber, und glücklicherweise dürfte ein solches Mittel schwerlich Anwendung leiden, wird die Gesellschaft auf ihrer betretenen Bahn fortschreiten, und nichts mag sie davon zurückhalten. Wir sollen die Vorstellungen der Dinge verbinden, nicht aber sie von einander trennen: denn auf der Trennung beruht der Irrthum, wofern abgerissene Theile als Regel und Muster für's Ganze gebraucht werden sollen.

Die Staatsumwälzungen erfolgen nicht plötzlich auf Stunde und Minute; sie gehen vielmehr aus der Vereinbarung mannigfacher Einzelntheile und früher bestandener Ursachen hervor, welche gleichzeitig sich entwickelnd wirken, und von Langem her vorbereitet waren. Die Revolutionen kommen zu Tage, wenn der Zeitpunkt ihrer Reife vorhanden ist. Dies war der Fall mit der französischen Staatsumwälzung; nur Hohlköpfe und Menschen, denen alle Beobachtungsgabe mangelt, können mancherlei kleine und einzelne Thatsachen für die Ursachen des großen Begegnisses halten: den Einen gilt die Auflösung der königlichen Haustruppen dafür, Andern die Aufhebung der Jesuiten; die Einen bringen sie auf Rechnung des Herrn Necker, Andere suchen dieselbe in dem bei Ludwigs des Sechszehnten Thronbesteigung dem Herrn von Maurepas vor dem Herrn von Mauchalt in der Wahl des ersten Staatsministers ertheilten Vorzug. Man hat auch wohl sagen gehört, es würde die Anstellung des Marschalls von Biron und des Erzbischofs von Paris die Revolution abgewandt haben. Solche Urtheile könnten in der That sehr belustigend sein, wenn sie nicht zugleich traurige Beispiele der Mißgriffe wären, die oft und viel in Beurtheilung der wichtigsten Angelegenheiten von denen begangen werden, deren Meinung entscheidenden Einfluß hat.

Die französische Staatsumwälzung, wie dies hundertmal schon dargethan ward, ist das Ergebniß von drei Jahrhunderten, und sie geht aus der Gesammtheit aller Veränderungen hervor, welche während dieses Zeitraums in der sittlichen, geistigen, gewerbfleißigen, Handel treibenden und Kolonien gründenden Welt statt gefunden haben. Die konstituirende Versammlung diente gleichsam nur zum Sammler für die von allen Seiten zusammenfließenden Gewässer. Sie selbst war auch nur ein Ergebniß, und zur Ursache ist sie hinwieder nur als Organ der neu erstandenen Welt geworden, welche ihre Stimme vernommen und darauf geantwortet hat: So verhält sich's; dies bin ich und dies will ich bleiben. Wenn aber diese große Bewegung aus der vereinbarten Zusammenwirkung alles Vergangenen entsprungen ist, so wird dieselbe gegenwärtig durch die Gesammtheit aller seitherigen Schöpfungen und alles wirklich Bestehenden gehandhabt und befordert. Es sind dies untrennbare Dinge, welche auf einander wirken, und mit einander zusammenhängen, wie die Wirkungen mit ihren Ursachen. Es wird die neue Weltordnung demnach auch durch die gleichen Mittel erhalten, durch die sie zu Stande gekommen ist: sie schreitet vorwärts in der Mitte ihres Gefolges, der neuen Sitten, neuen Künste, neuen Verhältnisse, neuen gesellschaftlichen, bürgerlichen und häuslichen Angewöhnungen, die, zum Theil durch sie herbeigeführt, hinwieder jetzt dieselbe befestigen und stärken. — Die Wirkung und die Gegenwirkung liegen da offen zu Tage.

Unbefangen und ruhig gesprochen, wie dies immer sein sollte, müssen wir ohne Zweifel eingestehen, daß ein Staatsminister, ein Beamter, ein Priester, eine Magistratsperson, ein Adelicher, ein Finanzbeamter und ein Wechsler heutiges Tages mit dem, was alle diese Stände vor der Revolution waren, nur überaus geringe Aehnlichkeit haben. Wohin wir unsere Blicke richten, überall stellen sich Veränderungen dar; unsere Städte sogar und unsere Wohnungen haben ein verändertes Aussehen, wir sprechen die vormalige Sprache nicht mehr, unsere Staatseinrichtungen sind von den frühern völlig verschieden, und wir würden uns in den Trachten von 1789 nicht mehr kennen. Die Aenderung ist vollständig und allgemein; die der Staatsumwälzung vorangegangene Welt gleicht der ihr nachfolgenden, wie die der Sündfluth vorangegangene Welt der auf die große Wasserfluth gefolgten gleicht; oder, um ein augenfälligeres Beispiel zu gebrauchen, es besteht zwischen der französischen Monarchie von 1820 und derjenigen von 1789 ein größerer Unterschied, als zwischen dieser letztern und der Königsherrschaft von Hugo Capet; so wie gleichfalls Spaniens Lage am 10 März 1820 von Spaniens Verhältnissen im Jahr 1814 noch abstechender ist, als diese letztern von der Lage Spaniens unter Karl dem Fünften. Es kann in der Stellung der nämlichen Menschen sich ein ungeheurer Unterschied darbieten, wie wir an Ferdinand dem Siebenten sehen, der als König unendlich weit von jenem Standpunkte entfernt ist, auf dem er im Jahr 1814 seine Regierung antrat.

Um demnach die wirkliche Bewegung der moralischen Welt stille zu stellen, müßte diese Welt selbst stille gestellt und sie müßte noch vollends auch zerstört werden, sie und Alles, was sie in sich schließt: denn sie und ihr ganzer Inhalt sind eben so viele Leiter jener Bewegung. (Man hüte sich auch wohl, zu glauben, daß ihr Stillestehen auf einem Punkte als etwas Errungenes könnte angesehen werden.) Wofern der Stillstand nicht allgemein und gleichzeitig bewirkt wird, so ist gar nichts erzielt, und so lange nur ein Körnchen von dem, was jetzt besteht, übrig bleibt, kann die Welt wieder einmal davon neuerdings überfließen. War etwa das Christenthum zur Zeit, wo seine Einführung im Kampfe lag, nicht mehrmals an einzelnen Orten dem Anschein nach verschwunden, während in der That diese Gottesverehrung fortdauerte? Und die Reformation in Deutschland, hat sie nicht einzelne Niederlagen erlitten, die ihren Untergang andeuten konnten, und hat sie nicht dennoch obgesiegt? Im gegenwärtigen Falle verhält es sich nicht anders; so lange die Welt nicht überall und gleichzeitig erklärt, es sei besser, willkührlich regiert zu werden, als gesetzlich; so lange sie nicht ebenfalls erklärt, es sei besser, willkührlich besteuert zu werden, als Steuern zu bewilligen; so lange dem Inbegriff der Lehr- und Handlungsweise, worauf die neuen Verhältnisse beruhen, nicht völlig entsagt wird, so lange derselbe nicht geächtet und gleichzeitig allenthalben vertilgt ist, so lange noch Jemand übrig bleibt, der sein Andenken bewahrt und fortpflanzen kann, so ist nichts geschehen; und wäre es ein Einziger nur, welcher sie aufbewahrt hätte, so kann dieser und er wird in der That auch neuerdings ein Gesetzgeber der Welt werden; die ganze Welt wird ihm horchen, ihm folgen, und, was noch mehr sagen will, sie wird auch Maasnahmen treffen, um einen weitern

Schiffbruch zu vermeiden. Es wird dieser Einzelne, wie Noah, der Erhalter und Vater eines neuen Menschenstammes sein. Dies liegt in der Natur der Sachen; alles Sittliche ist seinem Wesen nach unzerstörbar, wie jene Körper, die unter dem sie zertrümmernden Hammer wieder neu aufleben. Mag man alle Rednerbühnen der Welt auf einmal verschliessen, oder sie offen behalten: eine einzige reicht hin, um auch sie wieder allenthalben hin zu verpflanzen. Im Jahr 1789 war die des britischen Parlaments einzig nur vorhanden und für England allein; denn, wer las vor jenem Zeitpunkte die Parlamentsdebatten, und wie Wenige waren damals in die neue Wissenschaft eingeweiht, welche gegenwärtig das A B C der Welt geworden ist?

Die jetzige Weltbewegung findet ihre Stützen demnach in den Gesammtverhältnissen der Staaten und in dem Zustande ihrer Gesittung. Diese letztere hat jene ins Dasein gerufen, sie gewährleistet ihren Fortbestand; und wie sie ihre ersten Entwicklungen hütete, so dient sie jetzt als Schutzwall für ihre bisherigen Wirkungen, und knüpft alle Theile der Welt durch tausend Bande an ihren Fortbestand. Wo wäre von Cadiz bis Petersburg, von London nach Astrachan auch nur eine dieser Bewegung widerstrebende Kraft zu finden, und stellen sich hingegen nicht überall Triebräder dar, die ihre hilfreichen Bundesgenossen werden? Vor hundert Jahren war in diesen weiten Räumen Alles nur öde oder feindselig. Daneben prüfe Jeder von uns sich selbst, gehe mit seinem Gewissen zu Rathe, befrage seine Sinne, seine Neigungen, seinen Geist, und sage alsdann, ob bei dieser sorgsamen Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit irgend etwas zu finden sei, das sich uns eben so darstellte, wie sich's vor dreissig Jahren darstellte.

Die Geschichte erwähnt nicht leicht groſser Begebenheiten, die keine wechselnden Schicksale erlitten hätten, und deren Fortgang ein ununterbrochenes gleichförmiges Gelingen gewesen wäre. Es sind auch bei Schlachten nicht alle Armeekorps in gleicher Reihe siegreich. Der Islamism einzig nur hat, meines Wissens, in seinem Fortgange nie ein groſses Miſsgeschick erlitten. Der Bewegung unserer Zeit war das Nämliche vorbehalten.

Es gab drei Zeitpunkte, die den Anschein einer mehr und minder rückgängigen Bewegung darboten; ich sage, den Anschein, denn die Wirklichkeit war nicht vorhanden. Jene Zeitpunkte sind: der erste Einfall vom Jahr 1792 unter Anführung des Herzogs von Braunschweig, die Herrschaft Napoleons, und die Einfälle der Jahre 1814 und 1815.

Der erste Zeitraum war ohne Zweifel der weitaus günstigste. Der Baum hatte noch keine tiefe Wurzeln getrieben; die Anwendung der Grundsätze war noch wenig ausgedehnt; man war mit ihnen selbst und mit den davon herrührenden Neuerungen noch eben so wenig vertraut; mannigfaltige Bande knüpften damals noch an die alten Stände, an die noch vorhandenen Menschen und an die kaum erloschenen Dinge; die Inhaber von Allem waren zugegen, die vormalige Staats- und Regierungsmaschine war noch nicht zertrümmert, wie sie es jetzt ist; und ein sehr wesentlicher Umstand war auch dieser, daſs, was damals vorging, dermaſsen häſslich, und die damaligen Machthaber durch Niederträchtigkeiten und Laster so verächtlich geworden

waren, daß der Abscheu, welchen die ersten Werkzeuge einflößten, leicht auf die Sachen selbst übergetragen werden mochte. Demnach dann mangelten jenem Zeitpunkte eine große Menge Stützen, welche gegenwärtig vorhanden sind, und demungeachtet konnte alles dies nichts helfen.

Wäre der Herzog von Braunschweig, mit zahlreichern und minder langsam beweglichen Truppen, wirklich in Paris eingerückt, wie er sich's vorgesetzt hatte, was würde er alsdann mit seinen Bajonetten gegen die in Frankreich vorherrschende sittliche Ordnung der Dinge ausgerichtet haben? Gesetzt auch, man hätte, wie eine huldreiche Magistratsperson aus Koblenz geschrieben hat, auf jeder Munizipalität Einen aufgehängt, was am Ende mehr nicht als vierundachtzigtausend Gehenkte betrug — eine auf achtundzwanzig Millionen Menschen eben nicht sehr große Zahl —: welche Wirkung hätte dies auf die in Frankreich vorgegangene und befestigte moralische Aenderung gehabt? Hätte der Herzog von Braunschweig ein Einverständniß zwischen dem König und seinem Parlament, über den Hauptartikel und den großen Punkt aller Streitigkeiten, von denen die Staatsumwälzung ausging, die gesetzgebende Gewalt über Steuern und Auflagen, zu Stande gebracht? Konnte man die Nation alle jene Geständnisse der Ohnmacht vergessen machen, welche der König und die Gerichtshöfe gethan hatten? Wäre es möglich gewesen, nach Allem, was auf der französischen Rednerbühne über das Wesen und die Vertheilung der legislativen Gewalt war gesprochen worden, an die Herstellung der gesetzgebenden Parlamente zu denken? Dieser Punkt allein aber reichte schon hin, um die Gegenrevolution des Herzogs von Braunschweig zu vernichten. Damals wie jetzt mußte man wissen, warum es zu thun war, was von dem Vorhandenen beibehalten und was zerstört werden sollte; hierin lag damals die ganze Schwierigkeit, wie sie jetzt darin liegt. Wäre das Recht der Gesetzgebung dem Monarchen ausschließlich ertheilt oder zurückgestellt worden, wie lange würde dies wohl, nach der vorhergegangenen vierjährigen Erziehung, gedauert haben? Was vor der Revolution nicht mehr Bestand haben mochte, wie würde es nachher möglich gewesen sein? Aber weiterhin: wollte man das Regiment der drei Stände in Frankreich herstellen; die privilegirten Provinzen, die Balleyen, die durch Mautheinrichtungen getrennten Landschaften, die Feudalrechte, die Zehnten, die adelichen Stifte, die ausschließlichen Vorrechte des Adels zu den höhern Offiziersstellen; möchte man der Bastille vor dem gesetzlichen Verhafte, der Bücherzensur vor der Preßfreiheit wieder den Vorzug verschaffen; könnte die Gesammtheit der religiösen Institute im ganzen Umfange der vormaligen Hierarchie wieder in ihre früher genossene Achtung eingesetzt werden: dies alles aber wäre erforderlich gewesen, weil ohne die Gesammtheit desselben das Einzelne nichts half, indem der Reformationsgeist fortbestand und anerkannt blieb.

Es geschah absichtlich, daß ich den ganzen, für die, welche Vortheil davon zogen, nützlichen Theil der Revolution bei Seite ließ, und meine Einwendungen einzig nur auf die Schwierigkeit der moralischen Rückschritte gründete, ohne welche nichts gethan war, und die sich durch materielle Interessen geschützt fand. Wenn Frankreich die nämliche Ansicht beibehielt und die gleichen Dinge zu wollen fortfuhr, womit mochte man in die Länge es daran hindern?

und wäre etwa die gewaltsame Entreissung so vieler Vorwürfe seiner Liebe zu Gunsten der Vorwürfe seines Hasses das Mittel gewesen, um die Veränderung zu befestigen? Die Staatsumwälzung, als ein Ergebniß der vorhin bemerkten Grundsätze, konnte nicht abgewandt werden, zur Zeit, wo jene Grundsätze noch in einem engern Kreise, unter den höhern Klassen einzig nur verbreitet waren, wo sie, auf die Bücher beschränkt, noch nicht in die Anwendung und ins Leben übergegangen waren: und es sollte möglich gewesen sein, ihren Wirkungen einen Damm entgegenzusetzen, nachdem die nämlichen Grundsätze im Munde des Volkes gehört wurden, und nachdem sie die doppelte Sanktion des Gesetzes und der Erfahrung erhalten hatten! Man darf dies in der That wohl eine moralische Unmöglichkeit nennen.

Daran denken nun aber freilich diejenigen nicht, welche ihre Plane einzig auf die physische Kraft, das will sagen, auf Gewalt und Zwang bauen, auf bewaffnete Angriffe allein nur denken und die physische Stärke für die Beherrscherin der Welt halten, während diese letztere in der That jedoch der moralischen Kraft angehört, die als eine rechtmäßige, allgemeine und unwiderstehliche Herrscherin mitten in der Welt als in ihrem eigenthümlichen Reiche thront und Befehle ertheilt. Ein nicht unbedeutender Theil dieser moralischen Kraft besteht nun aber darin, daß, was einmal gekannt war, nicht wieder vergessen wird, und daß man nicht wieder verlangt oder vorzieht, was man als schlecht oder schädlich erkannt hatte. Es verhält sich dabei in der sittlichen Ordnung der Dinge gerade so wie im gemeinen Leben, wo niemals die geringere vor der bessern Waare den Vorzug bekommt.

Der durch die Staatsumwälzung gegebene Antrieb enthielt demnach in sich selbst etwas Höheres und dem Angriffe, womit er im Jahr 1792 bedroht war, Ueberlegenes; dieser Angriff berührte ihn auch selbst nur in seinen äussern Verhältnissen, und keineswegs in seiner lebendigen Kraft, durch die er, nachdem die Feinde vorübergegangen waren, wieder neu erstanden sein würde. Die Geschichte wird melden, wie dieser von Anfang übel berechnete und in der Ausführung nicht besser geleitete Angriff der Bewegung, die er hätte hemmen sollen, neue Stärke verlieh; wie derselbe zum Vorwand und zur Entschuldigung nachheriger Uebelthaten gedient hat, und wie endlich jene furchtbaren und, nachdem sie unerfüllt blieben, lächerlichen Drohungen schreckliche und leider nur allzuwahrhaftige Wiedervergeltungen herbeigeführt haben.

Die Täuschung, worin diejenigen befangen sind, um deren Ansichten es sich hier handelt, geht aus dem irrigen Begriffe hervor, der sie glauben macht, man könne nachher thun, wie man zuvor that, und die Menschen, denen die Augen geöffnet sind, und die jetzt hell sehen, seien noch die nämlichen, wie zuvor, als ihre Augen geschlossen waren.

Laßt uns nun weiter gehen und untersuchen, ob Napoleon gegen den neuen Antrieb mächtiger und siegreicher gewesen ist. Der Name Napoleon bezeichnet eine unbeschränkte, unwiderstehliche Gewalt, eine große Uebermacht, eine Herrschaft der Stärke und der Meinung. Die Bestandtheile dieser allerdings sehr großen Macht waren folgende: der höchste Kriegerruhm, mit ausgezeichneter Eigenthümlichkeit in Genie, Sprache, Schicksal und Lebensweise; eine

eine gewissermaßen exzentrische Stellung zu den gemeinen und üblichen Verhältnissen des Lebens der Menschen, und dies alles im dreißigsten Lebensjahre. Man hätte mit Wenigerm sehr stark sein können. Dazu kamen die Verdienste, Frankreich neu geschaffen und die europäischen Verhältnisse neu befestigt, die Anarchie in Frankreich vertilgt und dem Lande eine Regierung gegeben zu haben, die ihm seit langer Zeit mangelte; den katholischen Kultus in Frankreich hergestellt, die Widersprüche, in welche er hier verwickelt war, gelöset, und durch die ihm verschaffte freie Ausübung denselben auch anderswo verbreitet zu haben; die gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs endlich durch seine Abtheilungen der Stände, durch seine Amtstrachten und Stickereien, wie durch den Schimmer eines glänzenden Hofes, wiederhergestellt zu haben. Was viele oberflächliche Beurtheiler in der letztern Beziehung für eine Befriedigung persönlicher Eitelkeit hielten, das war in der That nur eine Erneuerung der seit zwanzig Jahren verschwundenen geselligen Formen, und ein Mittel, die lange getrennten und entzweiten Menschen zu vereinbaren. Er hatte auch die Akademien in neues Leben gerufen, und die Vollendung des Louvre übernommen.

Napoleon hat das Königthum in seiner größten Machtvollkommenheit neu geschaffen, und damit der Welt ein verlornes Vorbild wieder vor Augen gestellt; der Abglanz seiner Macht breitete sich über alle Genossen seines Ranges aus, und durch diesen Umstand ward Napoleon über die Stimmung dieser letztern irregeleitet, indem er glaubte, es könnten dieselben nicht anders als erkenntlich für dasjenige sein, was er zum Vortheil der Königsmacht, welche sie mit ihm theilten, gethan hatte. Nun aber, dieser so hoch stehende, so gefürchtete und so sklavisch bediente Gewaltherrscher, dessen Arm das Hohe und das Niedrige gleichmäßig erreicht hat — auch er vermochte nichts gegen den fortschreitenden Geist seiner Zeit, und er selbst hat diesem vielmehr noch Vorschub und neuen Antrieb ertheilt. Es lohnt sich wohl der Mühe, diesen Umstand etwas näher ins Auge zu fassen. Das Zeitalter der stellvertretenden Verfassungen ist eingetreten, hatte Napoleon bei seiner Rückkehr aus Italien, im Jahr 1798, vor dem Direktorium in feierlicher Sitzung erklärt. Dieses Geständniß war der neuen Weltordnung vollkommen entsprechend. Was hat er nun nachher derselben widerstrebend gesprochen, gethan und ausgerichtet? Eigentlich überall nichts. Grundsätze, Einrichtungen Sprache, Alles war von der neuen Ordnung entlehnt und enthoben, und bezog sich hinwieder auch auf dieselbe. Eine ungeheure Macht ward ja freilich gebraucht und mußte gebraucht werden, um ihre natürlichen Wirkungen zu hemmen; hierin lag die Zwangherrschaft, und damit bot dieselbe das klägliche Schauspiel eines gegen sich selbst gerichteten Kampfes dar, welcher die Wirkung eben jener von ihm anerkannten und als Stütze gebrauchten Grundsätze hindern sollte. Napoleon hatte die ganze Maschine der neuen Einrichtungen fortbestehen lassen und ihr auch vielfältig weitere Ausdehnung ertheilt; aber ihre Wirkungen wollte er nicht zulassen, sondern er wünschte dagegen geschützt zu sein. So stand er dann mitten im Kreise eines gewaltigen Widerspruchs! Sein Senat, seine gesetzgebende Versammlung, sein Staatsrath gehörten

der neuen Ordnung der Dinge an; aber sie sollten keine Wirkung auf ihn ausüben, und um diese abzuwenden, gebrauchte er wechselsweise die Mittel der Bestechung und der Gewalt. Wie stumm und wie gebückt diese Behörden aber auch vor ihm standen, so waren sie darum dennoch nicht zertrümmert; sie warteten nur auf eine Gelegenheit, um sich wieder neu emporzurichten. Diese haben sie dann auch benutzt, und ihre erste freie Handlung war auf die Rückkehr ihrer Unabhängigkeit und den Sturz dessen gerichtet, der ihnen dieselbe geraubt oder allzutheuer verkauft hatte. Die Formen waren allzulange im höchsten Grade sklavisch gewesen; innerlich und wesentlich aber hatte sich jene unzerstörbare Würze der Freiheit erhalten, die, wo sie einmal vorhanden ist, nie wieder völlig ausgetilgt werden mag. Napoleons Zwangherrschaft stand im Widerspruch mit allen seinen Einrichtungen: diese gehörten der Zivilisation, und Jener hingegen der physischen und militärischen Stärke an; neben und mittelst seiner Zwangherrschaft half er dann hinwieder selbst auch diese Zivilisation befördern. Er gründete überall Lyceen und Museen, ließ Kanäle graben, Berge abtragen, Straßen erweitern und neue anlegen. Wie mochte durch Vervielfältigung dieser Werkzeuge der Zivilisation eine von ebenderselben ausgehende Bewegung stille gestellt werden? Die polytechnische Schule hätte für sich allein schon seine Zwecke vereitelt. Die Straßen über den Simplon und den Montcenis waren fortdauernde Protestationen gegen solche Plane. Napoleon war faktisch und seiner Stellung zufolge der gewaltigste Zwingherr, dem Geiste nach war er es nicht. Er hatte die Zivilisirung recht gut begriffen, er war auch ungleich mehr als Andere in ihre Tiefen gedrungen, und er hat ihr einen kräftigen Antrieb gegeben. Hundertmal vielleicht sprach er zu mir: „Wir bleiben nicht immer so, wie wir sind. Ich werde euch Institutionen geben. Jetzt aber sind wir mit Erobern beschäftigt, und auf der Reise lebt man nicht wie zu Hause.“ Ich glaube, daß er, als er so sprach, seine wahren Gesinnungen ausdrückte, denn er hatte den Geist seiner Zeit keineswegs verkannt. „Wie mächtig ich bin,“ sagte er im Jahr 1814 in Mainz zu mir, „so vermöchte ich doch nicht zwei Menschen in Europa mir aus dem Wege räumen zu lassen.“ Ueber einen Frevel solcher Art, den er beging, hatte Europa seine Entrüstung ausgedrückt, und diese Entrüstung bedeutete ihm, daß der Welttheil von zivilisirten Menschen bewohnt ist. Er hatte Zeit gehabt, wahrzunehmen, wie weit diese Zivilisirung vorgerückt sei, als er sie Alle gegen das Uebermaas seiner Zwangherrschaft unter den Waffen stehend versammelt sah, und als er, von dem durch das nämliche Uebermaas ermüdeten Frankreich verlassen, auf der untersten Stufe des vormals so hoch erhabenen Thrones das Geständniß zu thun gezwungen war: „Nicht die verbündeten Mächte sind es, die mich entthront haben; die liberalen Ideen thaten es, das will sagen, die Zivilisirung; ich kann nicht wieder emporkommen, weil ich die Völker beleidigt und gekränkt habe.“ Somit lag es dann weder in Napoleons Karakter als Mensch, noch in seiner Macht als Fürst, die Bewegung der neuen Gesellschaftsordnung stille zu stellen, und er trug vielmehr auf mannigfache Weise zu ihrer Beschleunigung bei.

Napoleons Fall war ein Opfer der Zivilisirung und ein denkwürdiges Beispiel ihres Sieges

über die Zwangherrschaft. Die Einfälle von 1814 und 1815 waren keine gegenrevolutionären Thaten, wie solche häufig von Menschen sind genannt und bezeichnet worden, die seit dreißig Jahren noch nichts als von Gegenrevolution träumen. Es waren die gewöhnlichen Thaten eines Vertheidigungskrieges gegen einen Feind, der bis in seine Hauptstadt verfolgt werden mußte; um sich seiner Angriffe zu entledigen, mußte man damit anfangen, ihn selbst sich vom Halse zu schaffen. Dies war es, was die Fremden nach Paris geführt hat, und keineswegs das Verlangen, die neue Gesellschaftsordnung zu hemmen. Im Gegentheile trugen die Verbündeten große Achtung für das damals Bestehende, und es schien ihnen gefährlich, daran ändern zu wollen. Sie fürchteten hierin zu weit zu gehen, und wer den Berathungen vom 31 März beiwohnte, der weiß, wie viel Mühe es gekostet hat, um sie zu einer Wiedereinsetzung zu bewegen, auf deren Dauer und Bestand sie nicht vertrauten; ihre Stimmung war damals so wenig der herrschenden Ansicht widerstrebend, daß sie in den Jahren 1814, 1815 und noch späterhin die Ueberzeugung aussprachen, es solle die stellvertretende Regierung in Frankreich als die sicherste Gewährleistung der Ruhe dieses und anderer Länder beibehalten werden.

Wir wollen jedoch weiter gehen, und statt von dem, was wirklich ist, davon sprechen, was hätte sein können, wenn statt eines Herrschers, welcher, wie der Kaiser Alexander, dem Throne und der Menschheit Ehre bringt, ein alter Moskowiten-Czar, ein Bojaren-Häuptling in Paris eingetroffen wäre, der, in allen Gewaltthätigkeiten der Zwangherrschaft erfahren und geübt, durch einen Sieg von so neuer Art aufgebläht, die Revolution auf der That ertappt zu haben und durch seine Kosaken strenges Kriegsrecht über sie ausüben zu sollen geglaubt hätte. Dies würde ohne Zweifel das Höchste sein, was man sich vorstellen mag.

Und was wäre alsdann geschehen? Wäre wohl wirklich eine Umkehrung der Dinge erzielt worden? Ich glaube dies keineswegs. Wenn ich den Vorwurf betrachte, an dem die Zwingherrschaft ihre Kraft versucht hätte; wenn ich die Fehler bedenke, welche sie selbst und ihr Gefolge, das durch sie wieder eingesetzt werden mußte, unfehlbar begangen hätten; wenn ich die Menge gekränkter und in entgegengesetzten Richtungen wirksamer Interessen überlege, so mag ich nur eine Ansammlung des Brennstoffs wahrnehmen, die nach kurzer Stille eine gewaltsame Verpuffung herbeiführte. Denn darin lag alsdann die Täuschung. Ein kurzer Zeitraum von Betäubung und Schrecken wäre für Vernichtung, der erzwungene Gehorsam für freiwillige Zustimmung, die Aeusserungen einiger Beamten für die Volksstimme, und Stillschweigen für Ruhe und Ordnung gehalten worden: so wie aber gewaltsam zurückgehaltene Wasser sich durch die Poren der Kanäle Bahn öffnen, in denen sie zusammengepreßt wurden, so hätte auch der moralische Antrieb, von dem hier die Rede ist, sich in Kurzem mit neuer und verdoppelter Kraft wieder eingefunden. Der Grund ist einfach. Welche Veränderung der Ideen mochte der vorübergehende Druck erzielen? Blieben die Triebfedern der Bewegung fortdauernd? Diese Frage umfaßt Alles, und wenn sie bejahet wird, was konnte alsdann gewonnen werden? Im Jahr 1815 versuchte man gesetzgeberisch einzuschreiten, und die Folge war, daß man nach etlichen

Monaten wieder umkehren und sich neuerdings, jedoch furchtsamer als zuvor, auf dem Strome einschiffen musste. Will man wissen, warum Frankreich mit so viel Ruhe, man könnte fast sagen Gleichgültigkeit, die Gegenwart des Feindes ertragen hat, so ist die Antwort diese: es geschah, weil sich in diesem ein nur, so zu sagen, materieller Feind darstellte, und nicht ein moralischer; ein Feind, der sich auf die Besetzung des Landes beschränkte, und der Frankreichs Staatseinrichtungen unberührt ließ.

Die dieser entgegengesetzte Meinung geht von der Behauptung aus, daß die materielle Regierung Alles sei, daß sie aus den Menschen machen möge, was ihr beliebt, und daß man mit ihr auch ohne die moralische Kraft ausreiche. Daß dies irrig sei, erzeigt sich in der Türkei selbst sogar, wo die moralische Kraft es ist, welche die materielle Kraft unterstützt, wobei zwar allerdings das Grausame durch das Ungereimte, welches in den Augen der Untergebenen dieses Landes für Wahrheit gilt, unterstützt wird. Allein hier, wie anderswo, könnte man die Menschen nicht zur Handhabung dessen gebrauchen, was sie als ihnen schädlich und nachtheilig erkannt haben. Es findet sich hier wenigstens ein übereinstimmendes Verfahren, und so verwerflich dasselbe auch sein mag, so sind seine Organe doch nicht mit sich selbst im Widerspruch, wie dies hingegen in Europa öfters der Fall ist.

Ich frage schließlich, und ich bitte um Antwort: Wer, ausser einer Anzahl in kläglich roher Unwissenheit befangener französischer Adelicher, hätte in den Jahren 1814 und 1815 sich dahin erklären mögen, es bedürfe Frankreich keiner Verfassung, aber einer guten Zwangherrschaft, die Jenen vertraut werden müsse, und wobei das damalige Spanien zum Vorbild zu nehmen sei? Von wem konnte die Handhabung eines so schönen Werkes erwartet werden? Von den Franzosen nimmermehr. Also etwa von den Fremdlingen? Aber die fremden Armeen bestanden aus Kriegern, welche gegen Napoleons Zwangherrschaft sich empört hatten; welche bei dem Gedanken, durch ihn entnationalisirt worden zu sein, schauderten; welche die Fürsten ihre besiegten und erniedrigten Fahnen wieder aufzupflanzen angetrieben, und als Belohnung der muthvollen Hingebung das Versprechen erhalten hatten, zu Hause dasjenige eingeführt zu bekommen, was sie anderwärts nun zerstören sollten. Ich trage zu viele Achtung für meine Leser, um auch nur ein Wort weiter hinzuzufügen.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Landwirthschaftliche Armenschule im Kanton Zürich.

Man hat dasjenige vielfältig mit Theilnahme gelesen, was die Ueberlieferungen vor einem Jahre (1820, S. 215 bis 223) von Gründung und Zweck sowohl als von dem ersten Er-

folge dieser Anstalt mitgetheilt haben, und was hier, als Fortsetzung der frühern Nachrichten, dem dritten, im März 1821 der Regierung von Zürich überreichten Jahresbericht enthoben werden soll, darf unstreitig auch die nämliche Theilnahme hoffen.

Es sollte (so drückt sich der Bericht aus) diese landwirthschaftliche Armenschule kein Waisenhaus, keine Armen-Erziehungsanstalt, sondern ganz eigentlich eine landwirthschaftliche Schule für arme Jünglinge aus den mit Fabrikarbeiten beschäftigten Gemeinden sein. Daher konnte man nicht unmündige Kinder aufnehmen, und weil die Anstalt zwar unmittelbar selbst wirkend, doch mehr noch zum Vorbilde dienend den Beweis leisten sollte, daß solche Jünglinge bei zweckmäßiger Behandlung noch zu guten landwirthschaftlichen Arbeitern gebildet werden können, so mußten sie in einem Alter aufgenommen werden, wo sie bereits zu einigen anstrengenden Arbeiten fähig sind.

Noch war kein Beispiel einer solchen Anstalt vorhanden, und die beauftragte Behörde mußte aus sich selbst nach eigenen Grundsätzen, Beobachtungen und Urtheilen handeln. Zwar hatte vor bald einem halben Jahrhundert unser ehrwürdige Mitbürger Pestalozzi, aus reinen philantropischen Absichten, eine landwirthschaftliche Armenschule in Birr errichtet, und Kinder aus Bettlerfamilien in dieselbe aufgenommen; aber es fehlten dem edeln Manne vielleicht eben so sehr die ächten wirthschaftlichen Kenntnisse, als alle und jede wirksame Unterstützung, um einen so schwierigen Versuch durchzusetzen, und daher scheiterte auch die ganze Unternehmung. In neuern Zeiten trat der eben so ausgezeichnete als mit allen moralischen, intellektuellen und numerarischen Hilfsmitteln versehene Philantrope Fellenberg auf, und errichtete in seiner ausgedehnten Erziehungsanstalt auch eine landwirthschaftliche Armenschule. Es blüht dieselbe mit ausgezeichnetem Erfolg, und ihr Begründer hat sie, mit umfassendem Blicke, seiner allgemeinen Anstalt also vereinbart, daß sie nun ein wesentliches Glied ihrer großen Kette bildet. Aber eben darum, weil die landwirthschaftliche Schule von Hofwyl nicht vereinzelt steht, hält es auch schwer, ihre Resultate rein aufzufassen und richtig zu beurtheilen. Fellenberg selbst, als er seinen freundschaftlichen Rath für Errichtung der zürcherischen Anstalt ertheilte, drang nachdrucksam darauf: daß keineswegs vierzehn- bis fünfzehnjährige Jünglinge, sondern sieben- bis neunjährige Kinder, die noch unverdorben und lenksam seien, in dieselbe aufgenommen werden möchten. Allein durch Befolgung dieses Rathes hätte die Anstalt einerseits ihren vorzüglichen Zweck verfehlt, als Probe zu dienen, ob fünfzehnjährige Spinnerknaben noch zu kräftigen Bauern erzogen werden können, und anderseits wäre die Wirksamkeit der Anstalt auf den Drittheil derjenigen beschränkt worden, welche sie erhalten sollte; denn wofern der Versuch gelingt, in vier bis fünf Jahren solche Bauern zu erziehen, so wird die Anstalt einer dreifachen Zahl von Jünglingen unmittelbar wohlthätig, als wenn dieselben acht Jahre früher aufgenommen werden, und dennoch bis ins gleiche Alter in der Anstalt verbleiben. Nur ungern trat Herr Fellenberg einen seiner Armenschüler (Johann Ruegg von Bauma), der freilich erst neunzehn Jahre alt war, als Lehrer für die Anstalt ab, obgleich die zürcherische Hilfsgesellschaft

denselben ganz eigentlich zu diesem Zweck in die Armenschule von Hofwyl gesandt hatte. Gleichzeitig mit der zürcherischen eerichtete die Hilfsgesellschaft in Glarus auf dem ausgetrockneten Linthboden ebenfalls eine landwirthschaftliche Armenschule, und sie befolgte dabei genau jenen Rath, nur jüngere Knaben aufzunehmen. Die glarnerische Anstalt gedeiht unter der unmittelbaren täglichen Leitung und Aufsicht einiger Glieder der dortigen Hilfsgesellschaft. Der Gang und Erfolg der zürcherischen Anstalt erheischt eine um so genauere Darstellung, als dieser Bericht nicht bloß die jährliche Rechenschaft über ein vaterländisches Institut, sondern zugleich die möglichst bestimmte Angabe der Thatsachen liefern soll, aus welchen die Richtigkeit der Grundsätze zu beurtheilen ist, von denen die Anstalt, welche kein anderes Vorbild besaß, ausging.

Der Grundsatz, welcher gleich anfangs als Zweck des Unternehmens ausgesprochen ward, daß darin arme Jünglinge, die zu Hause zur Landwirthschaft nicht gebildet werden können, zu guten Bauerknechten erzogen werden sollen, blieb während der ganzen Einrichtung, Leitung und Erweiterung der Anstalt das unveränderte Augenmerk der Aufsichtsbehörde. Daher ist Angewöhnung an angestrengte Arbeitsamkeit die erste Regel, welcher alles Uebrige untergeordnet wird. Die Zöglinge schlafen auf Strohsäcken, haben Bettzeug von rohem, ungebleichtem Leintuch, sind bäurisch gekleidet, werden, wie es in den armen Haushaltungen in den dürftigsten Landesgegenden gebräuchlich ist, mit Erdäpfeln, Hülsenfrüchten, abgerahmter Milch und Brod genährt; nur des Sonntags erhalten sie Fleisch, und einzig in der Aernte etwas Wein. Sie arbeiten auf dem Felde und in der Hauswirthschaft mit Anstrengung vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und oft absichtlich bis zur größten Ermüdung, besonders beim Mähen, Dreschen und Jauchetragen, welche letztere Arbeit, als eine der wesentlichen für ihre Bestimmung, regelmäßig und anhaltend getrieben werden muß. Theoretischer Unterricht in der Landwirthschaft wird keiner ertheilt; aber sie werden nach und nach mit den verschiedenen Abtheilungen desselben praktisch bekannt gemacht, und es wird ihnen bei allen Arbeiten, welche sie zu verrichten haben, der Zweck desselben und der Grund, warum sie so und nicht anders eingerichtet werden, sorgfältig erläutert. Abwechselnd besorgen Einige unter Aufsicht den Viehstand, und so wie ihre Kräfte anwachsen, werden sie zum Pflügen und Mähen angezogen. Bei der Pflanzung und Behandlung der Bäume, welches bis dahin aus Unkunde der eigenen durch fremde Arbeiter besorgt wurde, dienen die Zöglinge als Gehilfen, um sie auch mit diesem noch überall allzusehr vernachläßigten Zweige der Landwirthschaft vertraut zu machen. Da der Pachthof, welcher der Anstalt eingeräumt ward, seiner hohen Lage unerachtet, doch ein ausgedehntes, flaches und vom Wasser versauertes Land besaß, so erforderte die Verbesserung desselben die Anlegung langer Abzugsgraben und bedeckter Tollen, bei deren Verfertigung alle Zöglinge, nach Maasgabe ihrer Kräfte, gebraucht wurden. Noch ist für die vollständige landwirthschaftliche Bildung der Zöglinge, der Ankauf eines kleinen Stücks Weinreben erforderlich, der bis dahin nicht gelingen wollte, aber im Auge behalten wird. Neben der Entwässerung der

versauerten Stellen des Bodens ist die Verbesserung der Wiesen das wichtigste Bedürfniß des Gutes; zu diesem Ende wurden durch Abtragung schädlicher Randhügel, und von der Erde, welche die geöffneten Wassergraben liefern, große Erdhaufen angelegt und mit Dünger vermengt. Das Uebertragen dieser Erdhaufen auf die Wiesen gewährt eine sehr zweckmäßige Arbeit für den Winter, zu der sich noch andere mehr häusliche Arbeiten gesellen, da in dieser Jahrszeit das Dreschen und Holzhacken vorzüglich getrieben wird. Neben diesen Arbeiten werden die Zöglinge zum Korbmachen angeleitet, und so oft Handwerker auf dem Hofe arbeiten, Schneider, Wagner, Sattler u. s. w., werden ihnen einige Zöglinge zur Hilfe geordnet, damit diese für das Flicken der eigenen Kleider und die Ausbesserung des landwirthschaftlichen Geräthes Anleitung erhalten; wenn der Bauer mit solchen Arbeiten nicht bekannt ist, so braucht er sein beschädigtes Geräthe so lange fort, bis eine kostbare Herstellung desselben durch die Handwerker unentbehrlich wird, da hingegen eine kleine, zu rechter Zeit angebrachte Besserung größerm Schaden zuvorgekommen wäre.

Neben der landwirthschaftlichen Bildung der Zöglinge wird die moralisch-religiöse und intellektuelle Ausbildung keineswegs vernachlässigt, aber auch genau ihrer künftigen Bestimmung angepaßt. Den eigentlichen Religionsunterricht besorgt der Pfarrer der Gemeinde Töß (Herr Meyer) mit ausgezeichnetem Eifer. Der übrige eigentliche Schulunterricht, welcher das Lesen, Schreiben, Rechnen und den Gesang umfaßt, wird nur im Winter täglich und regelmäßig allen Zöglingen, aber abtheilungsweise ertheilt, damit sie Alle doch im Fall seien, täglich an den land- und hauswirthschaftlichen Anstalten Theil zu nehmen. Im Sommer wird nur den schwächsten und vernachlässigtern jüngern Zöglingen regelmäßig wöchentlich zweimal Unterricht ertheilt; dagegen aber werden schlimme Witterung und jede schickliche Mußestunde benutzt, um durch zweckmäßige Wiederholung dem Vergessen vorzubeugen, und wo möglich daneben auch kleinere Vorschritte zu erzielen. Diesen Gesammtunterricht ertheilt der obgenannte Lehrer der Anstalt (Johannes Ruegg) so trefflich, daß die Zöglinge, ungeachtet der jämmerlichen Vernachlässigung, in der sie meist eintreten, doch ziemlich schnell gute Fortschritte machen und auf einen befriedigenden Grad von Geschicklichkeit gebracht werden. Ohne im Allgemeinen den gegenseitigen Unterricht anzuwenden, werden doch die vorgerückten Zöglinge benutzt, um einzelnen schwächern nachzuhelfen, wobei auch meist Beide, der junge Lehrer und der schwache Schüler, wesentlich gewinnen. Beim Unterricht wird freilich neben der einzuübenden Fertigkeit auch der Verstand in Anspruch genommen und entwickelt; doch bleibt jede Uebertreibung und Pedanterie, die sich in unsern Tagen hier und da selbst in Landschulen einschleichen wollte, sorgfältig vermieden. Man sorgt dafür, daß die Zöglinge das Gelesene verstehen, und man entwickelt ihnen die Sprachlehre in so weit, daß sie im Stande sein mögen, einen verständlichen landwirthschaftlichen Bericht über Aernten und ähnliche Gegenstände aufzusetzen. Eben so wird das Rechnen bis zu der auch im gemeinen Leben brauchbaren Regel de Tri getrieben. Beim Gesange wird gehörige Fertigkeit und Festigkeit im Choral beendzweckt, und daneben werden

einige gemüthliche, Herz und Kopf erheiternde Lieder eingeübt. Nicht leicht wird man diese Schaar von Jünglingen, welche großentheils dem Bettel oder elenden Spinnstuben entzogen wurden, und welche nun zur angestrengtesten Arbeitsamkeit angehalten werden, das die reinste Humanität athmende und alle Stände der Menschen gleich aussprechende Lied: „Freut euch des Lebens", singen hören, ohne durch die Gemüthlichkeit gerührt zu werden, die sich aus allen Zöglingen bei diesem Gesange ausspricht.

Es gibt jedoch der Lehrer seinen Schülern nicht nur einen geschickten und zweckmäßigen Unterricht, sondern er erzieht dieselben auch mit väterlicher Sorgfalt. Er begleitet sie zu allen Arbeiten, theilt jede Anstrengung mit ihnen, ißt wie sie und schläft in ihrer Mitte. Er hält sie zum täglichen Gebete an, macht sie in der freien Natur auf Gottes schöne Schöpfung und die weise Einrichtung derselben aufmerksam, führt sie bei allen Erscheinungen der physischen und moralischen Welt auf jene oberste Quelle alles Daseins, als auf unsern allgemeinen Vater, zurück; er zeigt ihnen die Wichtigkeit ihres Standes, als der unentbehrlichsten, dem Menschen angemessensten und daher ihn auch am sichersten durch's Leben führenden Berufsart; er macht sie mit den dem Menschen unmittelbar nützlichen Pflanzen, mit dem für ihn zunächst schädlichen Unkraut bekannt, und zeigt ihnen die Unerläßlichkeit angestrengter kluger Sorgfalt für die erstern, und wieder das letztere, zum wünschbarsten Gedeihen der Landwirthschaft, deren verschiedene und vielseitige Arbeiten nach und nach bei jedem Vorkommen derselben gehörig erläutert werden. Durch sein zweckmäßiges und liebreiches Betragen flößt er den Zöglingen die innigste Achtung und Liebe für sich ein; er macht sie aufmerksam auf die wohlthätige Einrichtung der Anstalt, so wie alles desjenigen, was in der Verwaltung von Staat und Kirche ihre Fassungskraft nicht übersteigt, um dadurch Achtung für die Obrigkeit und Liebe zum Vaterland in ihren Seelen zu wecken. Gleich nach Eröffnung der Anstalt hatte sich ein gegenseitig feindseliger Geist unter den Zöglingen geoffenbart; sie neckten einander, spotteten sich aus, legten sich Fallstricke, und freuten sich über jedes herbeigeführte oder herbeigekommene Mißgeschick, das einem Andern begegnete. Der Lehrer machte sie auf das Bedürfniß und die Unentbehrlichkeit der Liebe und Güte des Herzens aufmerksam, wenn die Menschen neben einander auf der Erde und so auch in einzelnen Haushaltungen glücklich leben wollen; er lehrte sie die innere Zufriedenheit kennen, welche jede erwiesene Gefälligkeit und liebreiches Betragen überhaupt gewährt; er wies auf ihre gleichartige Lage hin, die sie in ein Verhältniß von Brüdern setzt, und er machte sie, neben diesen natürlichen Hinsichten, auch mit den bestimmten die allgemeine Nächstenliebe betreffenden Vorschriften der Religion bekannt. Nach und nach verschwanden die Neckereien; gegenseitige Gefälligkeit, Hilfleistung bei der Arbeit und dem Unterricht traten an ihre Stelle, und nun lieben sie sich als Brüder, die in ihrem geselligen Beisammensein und Wirken das größte Glück ihres Lebens finden. Vielleicht hätte man von der sanften Behandlung des Lehrers und von dem jetzigen freundschaftlichen Geiste, der alle Zöglinge belebt, zu besorgen, daß sie sich einen irrigen Begriff von den Verhältnissen der Menschen unter einander, und besonders

der Herrschaften gegen ihr Gesinde machen, und sich an eine Gemüthlichkeit in der Anstalt gewöhnen dürften, welche ausser derselben, besonders in den ihren Zöglingen bestimmten künftigen Lebensverhältnissen, so selten zu finden ist. Doch dafür sorgt der weniger gebildete lebhafte und rasche Schaffner, der sie mit dem Tone bekannt macht, welchen der Bauer gewöhnlich gegen sein Gesinde anstimmt, so daß jene, bei gehöriger Sicherheit gegen Mißhandlung, auch in dieser Hinsicht keineswegs verzärtelt werden.

Die landwirthschaftliche Armenschule enthält gegenwärtig dreiundzwanzig Zöglinge von vierzehn bis zweiundzwanzig Jahren, aus den ärmsten Gegenden des Kantons, die in ihrer Jugend gänzlich vernachlässigt, durch das Bettel- oder Fabrikleben mehr oder minder verdorben waren; und die bisherige bald dreijährige Erfahrung gibt die beruhigende Hoffnung, daß dieselben bei gehöriger Behandlung noch recht gut auf den Pfad einer nützlich angestrengten Thätigkeit gebracht, moralisch-religiös sowohl als intellektuell auf eine befriedigende Weise entwickelt und überhaupt sittlich gut erzogen werden können. Aus wohlbegründeter Besorgniß über vielleicht mögliche heimliche Ansteckung wurde ein wirklich lasterhafter Mensch aus der Anstalt entfernt, von welchem jedoch darum noch keineswegs entschieden war, daß er in derselben nicht auf die Bahn der Tugend hätte zurückgebracht werden können. Die Aufsichtskommission glaubt also, daß die Anstalt ihrem eigentlichen Zwecke, Jünglinge aus den ärmern Fabrikgegenden, welche keinen Anlaß haben, sich der Landwirthschaft zu widmen, zu guten Bauerknechten zu erziehen, befriedigend entspreche, und daß sie in allgemeiner philantropischer Hinsicht bisher eben so genügend den Beweis geleistet habe, daß auch vierzehn- bis zwanzigjährige Jünglinge, welche vernachlässigt und zum Theil verdorben waren, noch zu wackern Menschen erzogen werden können.

Die erste Jahresausgabe der Anstalt, die Bauten ungerechnet, war auf die Summe von 12,910 Fr. angestiegen; die Ausgabe des zweiten Jahres betrug 5,784 Fr. Für das dritte Jahr wurde der Aufsichtskommission die Summe von 5000 Fr. angewiesen, wovon für Baukosten 800 Fr. zu verrechnen sind, und sich am Schlusse der Rechnung noch 300 Fr. vorfanden. Nun hofft die Kommission, die Ausgaben des vierten bereits angetretenen Jahres mit einer Summe von 3500 Fr. bestreiten zu können, ohne daß die Verbesserungsarbeiten des Hofes unterbrochen und beschränkt werden müssen, und in der Voraussetzung, daß auch dieses Jahr die Zahl der Zöglinge wieder um etwa sechs vermehrt und also auf die Zahl von dreißig gebracht werde.

Aus Italien.

Nachtrag zur Geschichte der neuen Sternwarte zu Marlia im Herzogthum Lucca (vergl. Ueberblick 1820, S. 118—128) — Cassini und Ramsden. — Beiträge zur sittlichen und religiösen Statistik Savoiens.

Der für den neuen Tempel Uraniens berufene Astronom, Hr. Pons, war im November 1819 von Marseille mit seiner Familie und einigen Instrumenten bei dem Freiherrn von Zach

in Genua, und in dessen Gesellschaft am 1 Dezember vollends in Lucca eingetroffen, wo die Königin beide Sternkundiger auf's beste empfing. Daß Hr. Pons alsogleich einen neuen Kometen, den ersten, der durch Fernrohre auf dieser Halbinsel entdeckt worden ist, zu entdecken das Glück hatte, und damit der Königin die erste Probe seines Eifers geben konnte, weiß man aus öffentlichen Blättern. Die Bauarbeiten der Sternwarte waren bereits auch auf's wünschenswertheste vorgerückt.

Um indeß für die Benutzung der mitgebrachten Instrumente ihre Vollendung nicht abwarten zu müssen, ward, mit Genehmigung der Königin, die Errichtung eines einsweiligen hölzernen Gebäudes, worin jene aufgestellt werden konnten, angeordnet; es war dies, zur Seite der Wohnung der Astronomen, aus Zedern- und Kastanienholz aufgeführt, am 24 Dezember nicht nur schon vollendet, sondern die Instrumente waren auch alle darin aufgestellt und bereits in Thätigkeit. Diese provisorische Sternwarte besteht aus einem 32 Fuß langen, 16 Fuß breiten und 12 hohen Saale, dessen Eingangsthür nach Osten geht, ein Fenster westliche und drei andere südliche Richtung haben; er und seine Dachung sind zweimal von Norden nach Süden gespalten; durch Oeffnungen, die mittelst Klappfenstern auf- und zugeschlossen werden, erhält man die Aussicht des Himmels in der ganzen Richtung des Meridians, zum Behuf des Durchgang-Fernrohrs und des Wiederholungskreises.

Das Reichenbachsche Mittags-Fernrohr von vierthalb Fuß ist zwischen zwei carrarischen Marmorpfeilern aufgestellt. Zur Seite und dem Beobachter gegenüber steht auf einem andern vereinzelten Pfeiler die astronomische Pendeluhr. Ein dritter kleinerer Pfeiler, eine Art Fußgestell oder Sockel, trägt den Wiederholungskreis von zwölf Zoll. Die übrigen beweglichen Instrumente, Sextant, Theodolit, Fernrohre, Zeitmesser, Barometer und Thermometer, sind im Salon vertheilt und auf die Stellen hingebracht, welche ihr Gebrauch erheischt.

Der Winter von 1819 war den Arbeiten der Sternkundigen ungünstig und allenthalben ungewöhnlich rauh. Auch die mildesten Landschaften des südlichen Italiens und Frankreichs blieben vor seiner Strenge nicht geschützt. Wenn die übermäßigen Kältegrade der Nordländer empfindlicher fallen, so sind die gemäßigtern der südlichen Landschaften eben so unangenehm, für den Astronomen besonders aber noch viel widerwärtiger. Bei mäßiger Kälte hingegen ist die Luft mehr feucht und neblicht, der Himmel bedeckt und mit Wolken verhüllt. Dies war im Winter des Jahres 1819 der Fall im südlichen Europa; Hr. Pons hat indeß beobachtet, was zu beobachten möglich war, und seinen jüngsten Kometen bis zum 30 Dezember verfolgt.

Die Bauarbeiten der großen Sternwarte wurden mit dem März 1820 wieder angefangen. Nachdem die Grundmauern zehn Wochen geruht hatten, ward die Aufführung der Seitenwände begonnen. Viele Leute, auch Astronomen sogar und Baumeister, haben sich über die große Vorsicht gewundert, welche auf die Festigkeit der Grundmauern, welche glücklicherweise meist auf Felsengrund zu liegen kamen, gewandt wurden, da es sich doch nur um die Fundamente

eines niedrigen Gebäudes handelte, das aus dem einzigen Erdgeschosse bestand, und dessen Mauern nicht über zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe haben sollten.

Auch hier gilt es aber, daß der Tadel leicht, die Kunst hingegen schwer ist *). Freilich scheint nichts einfacher, als ein für astronomische Beobachtungen bestimmtes Gebäude; aber selbst der größte und geschickteste Baumeister mag dasselbe nicht gehörig aufführen, wofern er nicht zugleich auch Astronom ist. Dieser allein nur (und auch er bedarf vieler und langer Erfahrung in der Ausübung seiner Wissenschaft) kennt alle Bedürfnisse, sieht alle Schwierigkeiten voraus, weiß allen Hindernissen zu begegnen, ist mit den Instrumenten sattsam vertraut, um sie gehörig aufzustellen und zu behandeln, und um alle Zwecke des Beobachters damit zu erreichen.

Davon abgesehen, daß jedes Gebäude, dessen Bestimmung ist, wenn nicht auf die späteste Nachkommenschaft, doch wenigstens auf unsere Enkel überzugehen, fester Grundlagen, die seine Dauer gewährleisten, unentbehrlich bedarf: so ist dieses Bedürfniß bei einer Sternwarte in höherm Grade als bei irgend andern Gebäuden vorhanden. Allerdings dienen die Mauern einer Sternwarte nur zur Hülle, zur Decke und zum Schutze der Instrumente, welche an Pfeilern oder isolirten und von denen des Hauptgebäudes abgesönderten Mauern befestigt sind; aber der Gebrauch der Sternwarte erheischt verschiedentliche Oeffnungen, theils in diesen Mauern, theils in der Dachung, um den Fernrohren freie Bahn zu verschaffen, welche, in der Richtung des Meridians aufgestellt, diesen in seiner ganzen Ausdehnung vom einen Punkte des Horizonts bis zum andern erreichen müssen, und die mit Fallthüren oder Klappfenstern geöffnet oder geschlossen werden. Diese mehrern Durchschnitte (die Sternwarte von Marlia hat deren vier), diese Nothwendigkeit, den Zusammenhang der Mauern zu unterbrechen, kann ihrer Festigkeit nicht anders als nachtheilig sein, und sie ist dies vorzüglich für die Anordnung des Daches, das hier aus mehrern abgesonderten Theilen besteht, welche ohne Zusammenhang und Verbindung sich nicht, wie bei allen übrigen Gebäuden der Fall ist, gegenseitig unterstützen und festhalten. Dazu kommt, daß die öftern Bewegungen der Klappfenster, welche jene Oeffnungen decken und hermetisch schliessen müssen, damit der Regen nicht eindringe, sich hinwieder auch vermöge ihres Mechanismus schnell und leicht öffnen und schliessen sollen, wodurch beständige Erschütterungen der Mauern sowohl als der Dachung verursacht werden. Das sind die Gründe, um deren willen es nöthig ist, die großte Sorgfalt auf die Festigkeit jener Mauern zu wenden, die vielmehr was man in der Kriegsbaukunst Schartenzeilen (Merlons) nennt, als bloße Mauern sind. Wenn die abstehenden Mauertheile sich senken oder eindrücken, wenn die Dachung sich krümmt oder biegt, so wird die freie Bewegung der Klappthüren gestört: sie schliessen nicht mehr hermetisch, und das überall eindringende Wasser verderbt die kostbaren Werkzeuge, wie dies nur allzuoft

*) Diese Angaben sind dem fünfzehnten Hefte der Correspondance astronomique des Freiherrn von Zach enthoben.

schon geschehen ist. Wer in solchen Dingen leichtsinnig handelt, der muß seinen Leichtsinn theuer bezahlen.

Wenn die königliche Sternwarte in Marlia mancherlei Glück hatte, so widerfuhr ihr hinwieder auch Mißgeschick. An Astronomen und Instrumenten könnte es, dachte man, ihr unmöglich fehlen. Gute Werkzeuge lassen sich allerdings verfertigen; mit den Astronomen hält es aber so leicht nicht. Nachdem Hr. Enke (jetzt Direktor der Sternwarte in Seeberg) den ehrenvollen an ihn ergangenen Ruf abgelehnt hatte, ward die Stelle des Oberaufsehers der Sternwarte in Marlia dem Hrn. Littrow angeboten, der damals nur noch Adjunkt der königlichen Sternwarte zu Ofen in Ungarn war. Dieser gelehrte und geschickte Sternkundige stand im Begriff, den Ruf anzunehmen, als die von seinem Monarchen erfolgte Berufung zur Oberleitung der königlichen Sternwarte in Wien die Unterhandlung abbrechen mußte.

Eine Anzahl vortrefflicher und vollendeter Instrumente hat sich zwar gefunden; gar manche hingegen mangeln noch, und man wird leider geraume Zeit darauf warten müssen. Der Lichtseite unserer großen Künstler gegenüber steht eine Schattenseite. Ihre Zeichnung nach dem Leben (ad vivum) hat neuerlich Cassini IV, nicht aus der Einbildung, wie Theophrast und La Bruyere, sondern noch einem berühmten Urbilde geliefert. Er war von seiner Regierung im Jahr 1787 nach England gesandt worden, um bei Ramsden die der königlichen Sternwarte in Paris erforderlichen Instrumente zu bestellen. Der Astronom, als er die Bekanntschaft des Künstlers gemacht hatte, war entzückt, verwundert, begeistert. Er gesteht .... doch wir lassen ihn selbst sprechen; seine Zeichnung ist meisterhaft.

„Ich muß hier das Geständniß machen," sagt Cassini *), „daß, wie groß auch meine vorgefaßte Meinung über das Verdienst und die Talente des Hrn. Ramsden war, ich jedoch kaum etliche Tage mit ihm Umgang gepflogen und in zwei oder drei Unterredungen seine ausgebreiteten Kenntnisse und seinen Scharfsinn wahrgenommen hatte, als ich, völlig bestürzt und muthlos geworden, mich überzeugen mußte, daß es uns, bei allen Anstrengungen, einen so vollendeten Künstler zu erhalten, in Frankreich niemals gelingen würde. Einem so ausgezeichneten Talente gegenüber schien mir jede Nachwerbung und Vergleichung von nun an ganz unmöglich zu sein."

„Noch gegenwärtig zweifle ich allerdings, ob irgend ein Mensch möge gefunden werden, der seine Kunst und ihren ganzen Umfang besser inne habe, ihre Schwierigkeiten geschickter zu besiegen wisse, dessen Geist die Hand besser leiten, und dessen Hand den Geist besser unterstützen möge. Ich setze hinzu, daß es eben so schwierig sein möchte, einen in der Theorie aller Kunstfächer mehr bewanderten Gelehrten zu finden. Geometer, Astronom, Mechaniker, Optiker und Physiker, war Hr. Ramsden gleichmäßig Alles, was man sein muß, um sich über die Vorgänger und Zeitgenossen in der Kunst zu erheben, und gleichsam in höhern Regionen über ihnen

*) Mémoires pour servir à l'histoire des sciences etc., par J. D. Cassini. Paris 1811. in-4.

zu schweben. Seine Unterhaltung ward durch die Neuheit seiner Ideen und durch die Feinheit seiner Ansichten immer anziehender; keine Frage blieb unbeantwortet, keine Aufgabe ungelöset, und immer sah man sich über das vorgesetzte Ziel noch weiter hinausgerückt. Auf dem Rückweg von einem dieser mir allezeit ausnehmend erwünschten und lehrreichen Gespräche sagte ich zu einem von gleicher Begeisterung für Ramsden wie ich erfüllten Ausländer: „Wahrhaftig, der Mann ist eine elektrische Maschine, man darf ihn nur anrühren, um einen Funken zu erhalten.“ — „Die Vergleichung könnte nicht passender sein,“ erwiederte der Ausländer lebhaft: „Sie können aber auch gar leicht nichts als Funken herausziehen. Ich will Ihnen sagen,“ fuhr er fort, „daß ich mich seit bald zwei Jahren in London befinde und dem Hrn. Ramsden sehr fleißig Aufwartung mache, um einige bei ihm bestellte Instrumente zu erhalten; ich sehe ihn gar häufig; er empfängt mich aufs höflichste, schwatzt mit mir ganze Vormittage, zeigt mir seine angefangenen Instrumente, verheißt mir dieselben immer, und vollendet sie niemals. Ich kenne noch viele andere Personen, die im gleichen Fall sind, wie ich. Glauben Sie aber nicht etwa, daß Gleichgültigkeit oder Trägheit daran Schuld sei; gerade umgekehrt. Es ist eine neue Idee, eine Schwierigkeit, die soll besiegt werden, oder ein neues Werkzeug, welches verlangt wird, die seine ganze Aufmerksamkeit fesseln und ihn von dem angefangenen Werke abziehen. Hinwieder ist es auch ein allzuweit getriebenes Verlangen des Vollkommenen und eine, bei andern Künstlern so selten vorkommende, Unzufriedenheit mit sich selbst, welche den trefflichen Mann veranlassen, die nämliche Arbeit drei- und viermal von neuem anzufangen, weil er die gewünschte Vollkommenheit darin nicht fand. Es ist schon begegnet, daß er ein beinahe vollendetes Instrument, worauf jeder Andere stolz gewesen wäre, zerschlagen und eingeschmolzen hat, weil es den Grad von Vollendung, welchen er sich möglich dachte, nicht erreicht hatte. Er achtet keinen Verlust, selbst den der Zeit nicht, und kein Opfer, das seinem Ruhme gebracht wird, fällt ihm zu schwer. Gestehen muß man dabei auch wohl, daß, wer zuletzt kommt, großen Vortheil bei ihm findet, wofern er sich gut zu benehmen weiß; es hält alsdann eben nicht gar schwer, das gerade fertig gewordene Instrument, welches einem Andern bestimmt war, diesem wegzukapern, u. s. w.“

Ich darf dieser Zeichnung, die ich sehr ähnlich finde, zumal ich ihr Urbild kannte, einzig nur die Worte des römischen Fabeldichters hinzusetzen:

Mutato nomine de *Vobis* fabula narratur.

Es erklärt dies Bild nebenbei dann auch, warum es so schwer hält, die verlangten Instrumente von diesen Künstlern zu erhalten. Hr. Cassini, zum Beispiel, hatte im Jahr 1787 ein sechsfüßiges Durchgangs-Fernrohr und einen achtfüßigen Mauer-Viertelkreis bestellt; Herr Ramsden verhieß das Mittags-Fernrohr im Laufe von 1788; die Sternwarte in Paris erhielt dasselbe 1804, also siebenzehn Jahre nachdem es bestellt, sechszehn nachdem es versprochen, fünfzehn nachdem es bezahlt war, und vier Jahre nach Hrn. Ramsdens Tod *). Das Instru-

*) Hr. Ramsden starb in London am 5 November 1800.

ment ward durch seinen ersten Arbeiter, Hr. Berge, vollendet, und war schon 1789 größtentheils bezahlt gewesen. Was aber den Mauerkreis betrifft, so hat Hr. Cassini stets geglaubt, es habe sich der große Künstler damit nie anders als in Worten und Gedanken beschäftigt.

In Erwartung der großen Werkzeuge sind die Astronomen von Marlia mit den kleinen in der provisorischen Sternwarte beschäftigt. Zum Behuf der Längenbestimmung hat Hr. Pons bereits mehrere Sternverdunklungen durch den Mond beobachtet. Hr. Bertini hat mit dem Reichenbachschen Wiederholungskreise die Breite beobachtet; das Durchschnitts-Ergebniß seiner verschiedenen Beobachtungen ist 43° 51′ 28″ 6. Hr. von Zach hatte im Herbstmonat 1819 mittelst seines Troughtonschen zehnzölligen Reflexions-Sextanten 43° 51′ 28″ 5 gefunden (Ueberlief. S. 128). Dieses Zusammentreffen ist freilich nur zufällig, indem man bei einem so kleinen Instrumente auf zehn bis zwölf Sekunden nie versichert sein kann; doch trifft dieser Zufall allerdings öfters ein.

Bis zur französischen Staatsumwälzung hatte Savoien vier Bischöfe: den Erzbischof von Tarentaise, den Bischof von Maurienne, denjenigen von Annecy, welcher sich Bischof von Genf nannte, und den von Chambery, der jetzt allein noch übrig ist. Man würde wohl auch die andern herstellen, aber ihre Einkünfte sind während der Revolution entäussert worden, und weder die Regierung noch Privaten scheinen für neue Dotationen geneigt, zumal jedem wenigstens zehntausend Franken Jahrgehalt angewiesen werden müßten. Das Bisthum Chambery ist kürzlich zum Erzbisthum erhoben worden, und damit es einen Suffragan erhalte, ward das Bisthum vom Aosta-Thal hergestellt.

Der König ernennt allein die Bischöfe, und er besetzt auch die Kanonikate; der Papst bestätigt die erstern. Andere geistliche Pfründen, ausser den mit Seelsorge verbundenen, sind nicht mehr vorhanden; nur die Pfarrer der Städte und Marktflecken sind kanonisch durch den Bischof bestellt; alle übrigen können, als bloße Beauftragte, gleich den Vikarien, willkührlich abgerufen werden. Einfache Benefizien, in partibus u. s. w., Oberdezimatoren, Patronatgebühren, Römermonate u. dgl. bestehen nicht mehr; Alles hängt vom Bischof oder vom König ab. Der König ernennt zu allen Stellen, welche an Geistliche vergeben werden, und die nicht unmittelbar unter den Befehlen des Bischofs stehen. Ueber die Schulen hat der Bischof keine andere Gewalt, als die der Sittenaufsicht.

Bei Erledigung des Bisthums wird dasselbe durch die Generalvikarien verwaltet, welche, die Weihen ausgenommen, alle Gewalt des Bischofs besitzen. Sie üben nicht nur die freiwillige, sondern auch die Rechtspflege über Streithändel, und sie sind (so wenig als der Bischof) nicht, wie in Frankreich, verpflichtet, einen Offizial zu ernennen, indem hierin die ultramontanischen Maximen gelten; dennoch werden Streithändel in den meisten Fällen an den Offizial

gewiesen. Dies Tribunal ist gegenwärtig nach seiner frühern Ausdehnung in Savoien hergestellt. Der Offizial urtheilt über alle rein persönlichen und bürgerlichen Klagen, die gegen Geistliche gerichtet sind, mit wenigen Ausnahmen; sobald sie aber sächlich oder vermischter Natur sind, oder wo der Geistliche Kläger ist, hört seine Befugniß auf. In Kriminalfällen werden Vergehen, die nur der Geistliche allein begehen kann, auch vom geistlichen Richter allein beurtheilt; andere, wenn sie eine geringere als die Galeerenstrafe nach sich ziehen, ebenfalls vom geistlichen Gericht, insofern Geistliche angeklagt sind; schwerere, in diesem Fall, von gemeinsamen geistlichen und weltlichen Richtern; sogenannte privilegirte endlich, wie Majestätsverbrechen, Falschmünzerei, bewaffneter Aufstand, ausschließlich nur vom weltlichen Richter. Die Verhältnisse der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit sind überhaupt sehr verwickelt.

Vor der französischen Revolution hatten die Bischofe von Annecy, durch die nachtheiligen Folgen der Unwissenheit der meisten Pfarrer und ihrer Unfähigkeit zu Kanzelvorträgen bewogen, für belehrende Vorträge gesorgt, die diese an Festtagen statt der Predigt von der Kanzel zu lesen angewiesen waren. Diese Sitte ist nicht hergestellt worden, und in den meisten Landpfarren ist die Kanzel wieder so elend und traurig wie möglich bestellt.

Als die während der Revolution zu Stande gekommenen Einrichtungen überall den alten Institutionen weichen mußten, faßten zwei Kapuziner, welche inzwischen nicht unbedeutende Gelder zusammengebracht hatten, den Entschluß, ihren Orden herzustellen. Ein vormaliges Nonnenkloster war durch die französische Regierung in ein Armenhaus (dépôt de mendicité) verwandelt worden. Das Gebäude ward jetzt jenen zwei Mönchen von der sardinischen Regierung verkauft; die Armen mußten dasselbe räumen, die Mönche nahmen Besitz, und sie treiben wieder wie ehemals in der Gegend umher ihr Bettelgewerbe. Doch sind weder die öffentliche Meinung, noch die Pfarrer ihnen günstig, und der Fortbestand des Hauses bleibt zweifelhaft. Wären die Landpfarrer nicht gutentheils rohe und unwissende Menschen, denen einige der Kapuziner an Predigertalent überlegen sind, so würden wahrscheinlich diese bereits schon wieder ausgewandert sein.

In Chambery erstanden zwei Frauenklöster, die sich erhalten dürften, weil sie wirklich mehr Erziehungsanstalten für junge Mädchen, als Klöster sind. In Turin ist ein Jesuitenkollegium für den Unterricht der Jugend hergestellt worden, welches um so auffallender war, als der Hof von Sardinien bekanntlich frühe und strenge Maasregeln gegen den Orden ergriffen hatte. Viktor Amadeus I entzog ihm allen Einfluß auf den öffentlichen Unterricht. Die Meinung, welche er von dem Orden gefaßt hatte, mag man aus nachstehendem Zuge abnehmen. Jemand hatte gesprächsweise gefragt, warum die Jesuiten nicht, wie andere Ordensleute, das Hochamt singen? Der König Viktor antwortete: Raubvögel singen nicht.

Die Brüderschaften, wie diejenigen der schwarzen und weißen Büßer, sind auch wiederhergestellt worden. Wenn den Einen sich die Sache als etwas Neues empfahl, so lagen bei Andern selbstsüchtige und ehrgeizige Absichten zum Grunde. Manche glaubten, weil die Aufweckung alles Religiösen an der Tagesordnung war, so müssen öffentliche Andachtsübungen ein gutes Mittel,

sich emporzuschwingen und ein sicherer Weg zu Gunst und Stellen sein. Als die meisten sich getäuscht fanden, erkaltete ihr Eifer, und die Brüderschaften sind bereits wieder in bedeutender Abnahme.

Wenn von Denkart und Sitten der Geistlichkeit die Rede ist, so muß zwischen den alten und den jungen Priestern unterschieden werden, welche gegenwärtig im savoischen Klerus zwei gesonderte Parteien bilden. Die Alten, belehrt durch Erfahrung und durch Ereignisse, deren Zeugen und zuweilen auch Opfer sie waren, sind endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihre Kraft und ihr Ansehen von der Meinung abhängen, und daß sie durch Belehrung, Sanftmuth, Mäßigung und hauptsächlich durch gute Beispiele wirken müssen; sie sind mehr und minder duldsam geworden. Die jüngern Priester hingegen sind der Meinung, durch Festigkeit, Widerstand und Kraft müsse der Religion ihr gebührendes Uebergewicht und Einfluß von neuem gesichert werden. Sie erlauben sich daher gewaltthätige Handlungen, oder Mißbräuche ihrer Gewalt; auf der Kanzel überlassen sie sich leidenschaftlichen Ausfällen und nicht selten beleidigenden und groben Persönlichkeiten, selbst gegen Anwesende. Angebereien, Verweigerung der Sakramente, des Begräbnisses, Plackereien aller Art, sind rühmliche Waffen in ihren Augen. Werden ihnen über die nachtheiligen Folgen ihres Betragens Vorstellungen gemacht, so ist ihre Antwort ein- für allemal: wir fürchten nichts. Portae inferi non praevalebunt adversus eam. Dies Benehmen wird dem Katholizismus vorzüglich in der Nachbarschaft des protestantischen Glaubensbekenntnisses verderblich. Die Katholiken ärgern sich über ihre Priester; sie stellen Vergleichungen an mit der frühern Zeit und mit der Ruhe ihrer Nachbarn; sie vertauschen ihren Kultus zwar nicht, aber sie werden gleichgültig dagegen, wie gegen alle Religion überhaupt, und ihre Sittlichkeit ist dabei sehr gefährdet.

Die Regierungsbehörden kennen das Uebel, und sind auch nicht unthätig dabei. Vielfältige Klagen haben den Senat bewogen, Mißbräuche ernstlich zu rügen und ruhestörende oder Aergerniß veranlassende Handlungen zu bestrafen. Das Betragen der Weltlichen in religiöser Hinsicht ist ungefähr wie es vor der Revolution war; die Zeremonien werden bloß beobachtet, oder wer sie nicht befolgen will, der vermeidet doch Alles, was Aufsehen erregen oder Aergerniß geben könnte.

Die Verhältnisse des sardinischen Hofes zu Rom sind für einzelne Dinge durch eine Menge Uebereinkünfte geregelt; ein allgemeines Konkordat ist nicht vorhanden. Abwechselnd von den Franzosen besetzt und wieder an die Herzoge von Savoien zurückgestellt, stand Savoien in jedem Jahrhundert ungefähr fünfundzwanzig Jahre unter französischer Herrschaft; von daher zählen sich viele seiner kirchlichen Ordnungen, und es ist das Land nicht nur im Besitze der Freiheiten der gallikanischen Kirche, sondern es genießt auch eigenthümliche Vorzüge. Nur für Glaubens-, keineswegs aber für Disziplinarsachen, sind die Schlüsse der Kirchenversammlung von Trient in Savoien anerkannt.

Zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts sollte ein allgemeines Gesetzbuch der kirchlichen Vorschriften und Einrichtungen des Herzogthums Savoien verfertigt werden. Allein die Besorgniß, es möchte diese Sammlung der Geistlichkeit durch einen Theil ihres Inhalts wenig Ehre machen, hinderte die Bekanntmachung, und sie ward im Geheimarchiv des Senats verwahrt; seit der Revolution sind davon Abschriften genommen worden.

Das Regium exequatur oder Regium placitum findet volle Anwendung für alle römischen Akten, die in Savoien bekannt gemacht oder vollzogen werden sollen. Die römischen Kongregationen sind nicht anerkannt, und was von ihnen ausgeht, wird nicht zugelassen; in Bezug auf Ehedispensen werden die Maximen der gallikanischen Kirche befolgt.

Allgemeine Bemerkungen über die aufgehobenen Klöster.

Warum sie den Wissenschaften wenig nützten. — Schätze der Klosterbibliotheken. — Blicke ins Innere des Klosterlebens. — Klagen und Tröstungen des Adels.

Ich lernte einmal einen sehr gelehrten Geistlichen kennen, der noch vor einigen Jahren sich durch vortreffliche historische Schriften bekannt machte. Ehemals war er Mitglied des Benediktiner-Ordens. Allein seine Schriften gab er eher nicht heraus, als bis das Kloster, in welchem er viele Jahre gewohnt hatte, aufgehoben worden war.

Unter vielen andern Erkundigungen, die ich bei ihm einzog, fragte ich, woher es gekommen wäre, daß in den Klöstern, die doch alle Hilfsmittel von Reichthum, Bibliotheken, Urkundensammlungen, physikalischen Instrumenten, ja selbst Druckereien gehabt hätten, so wenig geschrieben worden, und warum man dort mit diesen großen Vortheilen das Anbauen der wissenschaftlichen Gebiete so unverantwortlich vernachlässigt hätte.

Ich glaubte nämlich, da die Klöster ständige Gesellschaften waren, die nie ausstarben, immer durch neue Mitglieder ergänzt wurden, hätten die rüstigen Männer wohl Arbeiten unternehmen können, unter deren Dauer und Last jede andere Gesellschaft von Gelehrten am Ende hätte unterliegen müssen, weil sie nicht gleiche Hilfsquellen vor sich hatte, und nicht eben so leicht Mitglieder von gleichen Einsichten und gleicher Arbeitsliebe hätte nachziehen können. In den Klöstern, schien es mir, wäre dieses leicht möglich gewesen, wo jeder Noviz nach dem Gesetze des Gehorsams schon jede Arbeit leisten mußte, die von ihm gefordert ward, z. B. die bloß mechanischen, als Urkunden rein und deutlich abschreiben, bestimmte Auszüge aus Büchern und Schriften verfertigen, eine Beschäftigung, die dem Gelehrten, welcher den Text eines Werkes zu verfassen und zu besorgen hat, so unendlich viele Zeit wegnimmt.

Da nun die Gewöhnung an Arbeitsamkeit zur zweiten Natur wird, und da die Richtung, die der Geist bei jungen Leuten für einen vorgesetzten wissenschaftlichen Zweck erhält, am Ende eine ausschliessende Vorliebe für den Gegenstand mit wachsender Einsicht erzeugt, so hätte man glauben sollen, es wäre leicht für die reichen Klöster gewesen, sich zu einer ewig dauernden Akademie der Wissenschaft zu bilden. In dem achten, neunten, zehnten Jahrhundert waren die Abteien zu St. Gallen, Reichenau, Fuld z. B. solche wissenschaftliche Institute, welche den wirksamsten Einfluß auf die Verbreitung des Wissenswürdigen nach den Bedürfnissen der Zeit für Deutschland gehabt haben, und die Nachwelt noch zur Dankbarkeit verpflichten.

Hierauf antwortete mir der gelehrte Mann Folgendes: In der Theorie des Möglichen

haben Sie vollkommen recht. Allein bei der Ausführung pflanzen sich viele Hindernisse in den Weg, die ich Ihnen sogleich aufklaren will.

Wenn aus den Klöstern perennirende gelehrte Institute zur Erweiterung der wissenschaftlichen Kultur hätten gebildet werden sollen, so hätten die gewählten Obern und Aebte immer selbst Gelehrte sein müssen. Das war aber nur selten der Fall. Denn die Gesellschaft der Wähler bestand gröstentheils nur aus ungebildeten, den ernsten Wissenschaften abholden Männern, oder aus solchen, die ausser dem theologischen und aszetischen Kreise keinen Schritt thaten. Nun fielen die Wahlen nach Mehrheit der Stimmen aus, und so war es natürlich, daß die wahrhaft Gelehrten, die Eiferer für allgemeine oder besondere wissenschaftliche Zweige, nicht an die Spitze einer Gesellschaft gestellt wurden, deren Geist sie nach den Bedürfnissen der Zeit zu lindern und emporzuheben, wohl die Fähigkeit hatten. Ohnehin waren solche Männer schwer zu finden.

Gab es auch einen Gelehrten, welcher zum Abte gewählt zu werden wünschte, so mußte er, wie Papst Sixtus der Fünfte, die Kunst verstehen, sein Licht unter dem Scheffel zu halten, und durfte es nicht früher leuchten lassen, als bis er gewählt war. Dann durfte er allenfalls wagen, einige gleichgesinnte Mitbrüder sich auszuwählen, mit denen er arbeitete. Allein die erste Unannehmlichkeit, die daraus entstand, waren Neid und Mißgunst unter den übrigen Klosterbrüdern. Sie betrachteten die Gelehrsamkeit und die Auszeichnung der Gelehrten im gesellschaftlichen Umgange des Abtes als einen Vorwurf ihrer Unwissenheit und ihres Unvermögens, sich auf gleiche Linie mit den Begünstigten zu stellen.

Allein damit war noch lange nicht geholfen. Selten wurden zwei gelehrte Aebte nach einander gewählt. Nach einem solchen Zufalle bekam das gelehrte Institut sogleich einen entkräftenden Stoß. Dies geschah z. B. im Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwalde nach dem Tode des gelehrten Abtes Martin Gerbert, wo die von ihm gestiftete historische Schule augenblicklich wieder sank. Der aufgehäufte diplomatisch-historische Stoff konnte nicht einmal mehr ausgearbeitet werden. Hingegen schwitzten da zwei Druckerpressen unter der Herausgabe eines werthlosen aszetischen Werkes: Scutum fidei, das auf zwölf Bände berechnet war, wovon acht Bände abgedruckt wurden, die kein kluger Mensch, selbst im Kloster, lesen mochte. Diese Bücher enthielten für jeden Monat weitläufige Betrachtungen über die Messe, mit angeführten Stellen aus den heiligen Vätern, um die Lehre der Transsubstantiation zu beweisen. In Deutschland hatte dieses Werk ohnehin keinen Abgang, als da, wo es verschenkt ward. Meistentheils ging es nach Oesterreich, Baiern und Ungarn, wo man in einigen Klöstern oder bei alten Entlassenen noch Geschmack an dieser Lektüre fand.

Also wurden die mechanischen Hilfsmittel der Wissenschaften, die Buchdruckereien und Kupferstechereien, oft in zwecklose Bewegung gesetzt. Ein einziger klassischer Schriftsteller nach einem reinen Texte abgedruckt, oder ein einzelner Theil eines Kirchenvaters, z. B. die sehr lehrreichen Briefe eines Hieronimus, oder Augustins Werk de civitate Dei, oder dessen Confes-

siones, in welchen nebst dem Geiste der Frömmigkeit so viele aus Wissenschaft, Erfahrung, Menschenkenntniß und Selbstprüfung in der Geschichte geschöpfte Weisheit enthalten ist, hätte weit mehr genützt, als ein ganzer Foliant voll mystischen Geschwätzes, welches das Herz leer läßt und den Kopf verwirrt.

Das eigentliche klassische Studium, von welchem die Bildung des Geistes ausgeht, war in den Klöstern nicht geliebt. Man war zufrieden, wenn man so viele Kenntniß von der lateinischen Sprache hatte, als zum Verstehen des Meßbuches, der Vulgata und etwa der Vorlesebücher der Theologie tauglich war. Das Uebrige überließ man dem Zufall der Selbstbildung. Man hatte zwar in vielen Klöstern lateinische Schulen, in welchen Knaben oder Jünglinge entweder unentgeldlich oder doch gegen ein mäßiges Kostgeld gebildet wurden. Allein bei diesen Erziehungsanstalten war die Nebenabsicht vorherrschend, daraus einst Novizen für das Kloster anzuwerben. Denn die meisten dieser jungen Leute waren dürftig, und wurden schon früh an die Form des klösterlichen Lebens gewöhnt, das sie täglich vor Augen sahen und als den ersten Stand der christlichen Vollkommenheit auf dieser Erde betrachteten, in welchem sich, einige durch Gewöhnung leicht zu besiegende Beschwerlichkeiten abgerechnet, ganz gemächlich in Hinsicht auf gute Tafel und Trank, auf Unterhaltungen bei nebenher fleißig eingeübter Musik leben liesse.

Die meisten bei den lateinischen Klassen angestellten Professoren, an Friede und Unthätigkeit gewöhnt, übernahmen das Amt, eine Heerde ungebildeter und schon im väterlichen Hause nicht wohlgezogener Knaben zu regieren, mit Unlust, wenn auch gleich die Autorität des Lehrers unbegrenzt und die Disziplin sehr streng war. Den meisten Lehrern gebrach es selbst an klassischer und kritischer Vorbereitung. Man hielt zwar Vorlesungen über den Cicero, Virgil, Horaz, Livius u. a.; aber guter Gott, welche! Man war zufrieden, wenn die Schüler den Autor nur dürftig ins Deutsche übersetzten. Da hieß dann der römische Konsul Bürgermeister, der Prätor Stadtschultheiß und der Volkstribun Zunftmeister. Ohne alle Erklärung der römischen Staatsgewalten und Verfassung bildeten sich nun die Schüler ihre Begriffe von diesen wichtigen Männern, je nachdem sie aus einer Stadt, einem Dorfe oder einem Flecken gebürtig waren. An archäologischen Kenntnissen, welche die Geschichte, die Staatsverfassung, Volksregierung, Religion und Mythologie erläuterten, fehlte es ganz; eben so an höherer Kritik über die Richtigkeit des Textes.

Hier wehte also nicht der Geist eines Heyne oder eines Wolf. Man kannte die Schriften dieser großen Männer kaum dem Namen nach. Den Jesuiten, die zu ihrer Zeit fast im ausschließlichen Besitze der lateinischen Schule waren, hat man vorgeworfen, daß sie den Unterricht in der griechischen Sprache so sehr vernachläßigt hätten. Dieser Vorwurf traf doppelt unsere Mönchsschulen. Kaum einige Stunden in der Woche ward ein höchst dürftiger Unterricht in der griechischen Sprache ertheilt. Kaum die ersten Elemente wurden gelehrt; und wenn mit Hilfe derselben ein Schüler es so weit brachte, daß er einige Kapitel aus einem griechischen

Evangelium oder gar eine Fabel des Aesop analisiren konnte, so ward er als ein Wunder angestaunt. Aber den alten Homer ließ man schlafen, so lange er wollte, ohne ihn aufzuwecken. Sich gar bis zum Verstehen eines Xenophon oder eines Plutarch zu erheben, hielt man über die menschlichen Kräfte.

Geschah es aber, daß etwa ein Geistlicher aus Privatfleiß das Griechische für sich studierte, so ging es nicht weiter, als auf die Analyse des neuen Testamentes. Allein da die Bücher desselben, mit nur wenigen Ausnahmen, bloß in der jüdisch-griechischen Sprache *) geschrieben sind, so war dies ebensoviel, als wenn man aus der Vulgata das Lateinische hätte erlernen wollen. Denn mit diesem Hilfsmittel und Selbstunterrichte gelangte man einmal nicht zum Verstehen der griechischen Kirchenväter, der vortrefflichen und salbungsvollen Homilien des beredsamen Chrysostomus, oder der sehr lehrreichen Werke eines Clemens von Alexandrien, oder gar eines Origines. Zu was, glaubten auch die Meisten, hätte man dieses nöthig, da die herrschende und liturgische Sprache der römischen Kirche lateinisch ist, und da die griechischen Väter ohnehin in das Lateinische übersetzt sind?

So ward denn der Hebel, durch welchen alles Große und Erhabene des menschlichen Geistes gefördert wird, nicht in Uebung gesetzt. Unbenutzt blieben so viele herrliche Handschriften von römischen und griechischen Klassikern, die im achten, neunten, zehnten Jahrhundert von den alten Mönchen abgeschrieben waren, mit und ohne Scholien, in den Klöstern liegen. Es war ein glücklicher Zufall, wenn auswärtige Gelehrte ihre Existenz erfuhren, und die Erlaubniß erhielten, dieselbe einsehen und ihre Lesearten benutzen zu dürfen.

Nun sehe ich noch eine andere Frage von Ihnen vor, nämlich: ob denn die Aebte und die Vorsteher der Klöster, wenn sie auch selbst nicht große Gelehrte waren, es nicht gern sahen, daß einzelne Religiosen sich auf bestimmte wissenschaftliche Zweige legten, und durch ihre Arbeiten den Ruhm des klösterlichen Institutes zu befördern suchten. Hierauf antworte ich:

Sie müssen sich vorstellen, daß die geistlichen Gesellschaften aus Leuten bestanden, deren Karakter und Bildung sehr verschieden waren. Sie waren daher um so schwerer zu regieren, wie alle Menschen, die in einem engen Kreise zusammengesperrt und einem strengen Gehorsam unterworfen sind. Den Vorstehern lag vorzüglich daran, daß sie weniger gelehrte, als nach ihrer Meinung gute und fromme Männer hatten, das heißt solche, die ruhig waren, fleißig dem Chore und dem Gesange abwarteten, der eingeführten mechanischen Ordnung sich unterwarfen und sich genau an die Gesetze des Instituts banden. Diese hieß man sanfte und friedliche Leute. Ein einziger unruhiger Kopf, ein einziger Pater murmurator konnte, wo nicht durch laute, doch durch geheime Klagen und Umtriebe einen großen Theil der Gesellschaft unzufrieden und widerstrebend machen. Nun waren die meisten Aebte der Meinung, daß die

*) Unter den heiligen Schriftstellern schrieben Matthäus und Paulus noch am besten Griechisch, Letzterer manchmal mit feuriger rhetischer Kunst; aber um dem Volke verständlich zu werden, mußten sie oft Judaismen gebrauchen.

Gelehrten nicht so leicht zu leiten wären, weil sie durch den höhern Standpunkt ihres Geistes und ihrer Einsichten die übrigen Mitglieder, ja den Herrn Abt selbst überschauten, und durch wachsende Selbstschätzung ihr Uebergewicht leicht mißbrauchen konnten. Wenige Aebte verstanden die schwere Kunst, in einer gemischten Gesellschaft die hervorragenden Geister mit Milde zu beherrschen, und das wichtige Mittel, nämlich die ars moderandi ingenia, zu handhaben. Also war es ihnen unangenehm, schien ihnen sogar gefährlich, wenn etwa mehrere Mitglieder ihres klösterlichen Gesellschaft sich zur Verfolgung eines gelehrten Zweckes zusammen vereinigten. Diese Vereinigung hatte ohnehin ihre große Schwierigkeiten. Der Regel nach war es in den Klöstern verboten, daß ein Religiose den andern auf seinem Zimmer besuchen durfte. Strenges Stillschweigen in dem Hause war Pflicht, folglich das Organ gehemmt, durch welches der Austausch der Ideen unter den Sterblichen am meisten befördert wird. Es war ein klösterliches Sprichwort: Monachus sedeat et taceat. Nur einige Tage in der Woche war der Sprachgebrauch und die mündliche Mittheilung entweder in dem Speisesaal oder auf gemeinschaftlichen Spaziergängen erlaubt. Enge vertrauliche Freundschaften zu schliessen ward nicht gelitten, und schien in vielen Hinsichten den Obern gefährlich. Nur die allgemeine christliche Charitas, das stete innere Wohlwollen Einzelner gegen Alle, ward empfohlen.

Wofern nun auch ein einzelner Religiose sich in der klösterlichen Stille einem wissenschaftlichen Zweig isolirt widmete, hatten die Vorsteher nichts dagegen. Das Fach, welches die einzelnen Männer am besten bearbeiten konnten, war unstreitig die Geschichte des Mittelalters, durch die Kritik erläutert. Zu diesem boten die Klosterarchive mit ihren häufigen Urkunden, auf welchen der Ursprung, die Sicherheit der klösterlichen Stiftungen, Rechte und Erwerbungen beruhte, reichlichen Stoff dar, so wie die Bibliotheken, in welchen die frühern Sammlungen der Geschichtschreiber des Mittelalters meistentheils enthalten waren. Andere Fächer, etwa die Theologie ausgenommen, waren in denselben sehr dürftig und lückenhaft besetzt. Wegen dieses Mangels konnten auch die Religiosen, welche sich auf die philosophischen, physikalischen, naturhistorischen und mathematischen Wissenschaften legen wollten, da ihnen die neuern und neuesten Hilfsmittel fehlten, keine großen Fortschritte machen, oder sie mußten mit Kunst und Mühe von den oft sehr launenhaften Aebten die Anschaffung derselben zu erbetteln wissen.

Geschah es nun, daß einzelne Gelehrte mit stillem Privatfleiße sich in historische Untersuchungen eingearbeitet hatten, so war es für sie allerdings schwer, die Früchte ihrer Bemühungen noch bei ihren Lebzeiten und unter ihren Augen in die Welt zu fördern. Dies geschah zuweilen auf folgende Weise: Hatten diese Gelehrten zeitig genug und jung angefangen und sich eine große Masse von nützlichen Kenntnissen erworben, und waren sie auf eine Stufe des Alters gekommen, wo sie ihrem Abte an Jahren fast gleich standen oder ihn auch darin übertrafen, so durften sie, wachsend im klösterlichen Ansehen, es wagen, dem Abte bescheidene Vorstellungen zu thun, ja ihn auch mit Zudringlichkeit zu bitten, etwas zum Besten der Wissenschaften öffentlich zu thun. Eine solche Bitte hätten die Jüngern niemals wagen dürfen. Dies

hatte dann öfters die Wirkung, daß der Vorsteher, vom Ehrgeiz getrieben, den Ruhm seines Klosters zu befördern und den oft verdienten Vorwurf der Unthätigkeit von seiner geistlichen Gesellschaft abzuwälzen, die Druckkosten eines Werkes trug. Auf diese Weise wurden oft viele reiche und interessante Quellen eröffnet, aus welchen das Gebiet der Geschichte befruchtet ward.

Allein wenn nun auch solche mühsam zusammengebrachte Quellen, oder doch die Bezeichnung der Stellen erschienen waren, konnte es noch Zufälle geben, die ihren Gebrauch verkümmerten. So ließ z. B. das Stift St. Gallen in zwei großen Folianten den unvergleichlichen Codex traditionum St. Gallensium, d. i. ein umständliches Verzeichniß der in dem dortigen Archive aufgefundenen Urkunden, abdrucken. Nachdem nun die Abdrücke dieses schönen Werkes an andere Klöster vertheilt wurden, fanden diese — Gott weiß, aus welchen Gründen, wahrscheinlich aus Aengstlichkeit — ihre Verbreitung vielleicht gefährlich für ihre Besitzungen, und dies gab Anlaß, daß das schöne Werk unterdrückt und nicht in Umlauf gesetzt ward. Kaum sollen noch zwölf Exemplare davon vorhanden sein. Wenige Gelehrte können sich des Vergnügens rühmen, einen dieser Abdrücke durchgeblättert zu haben. Jetzt, da fast alle Klöster in Deutschland, ja das Stift St. Gallen in der Schweiz selbst, aufgehoben sind, so wäre sehr zu wünschen, daß ein neuer Abdruck veranstaltet würde. Allein wer sollte hierzu die nöthigen Summen herschießen, wenn nicht allenfalls die in Frankfurt gestiftete Gesellschaft zu Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen diese Aufopferung zu machen geneigt ist, deren Präsident, der für alles Edle und Gute bereitwillige königl. preussische Staatsminister Freiherr von Stein, schon so viel gewirkt hat.

Eben so erwünscht wäre es, wenn das in St. Gallen vorhandene und zwei Folianten ausmachende räsonnirende Verzeichniß der zur Bibliothek gehörigen Handschriften bekannt gemacht würde. Dasselbe bezeichnet in lobenswürdiger Ordnung nicht nur allein die alten lateinischen Klassiker, sondern auch die alten Gesetzbücher des römischen sowohl als des kanonischen Rechtes, die Kapitularien der fränkischen Könige, die salischen, allemannischen, burgundischen und gothischen Gesetzessammlungen. Hierzu kommen noch viele Werke der alten Liturgie, viele altdeutsche Lieder, worunter das Nibelungenlied, sodann Bruchstücke altdeutscher Uebersetzungen in allemannischer Sprache aus dem achten, neunten, zehnten Jahrhundert, nebst Glossarien und dem berühmten Wörterbuche des alten Bischofs von Konstanz.

Auf diese Weise hat der Privatfleiß einzelner Geistlichen, nicht gespornt von Langeweile, Vieles gesammelt, geordnet und kritisch geprüft. Aber viele dieser Arbeiten blieben unbenutzt im Staube liegen und wurden nicht bekannt. Dort nun, wo die Bibliotheken und Klosterarchive dem Staate zugefallen sind, wäre es Zeit, die Ueberbleibsel des Alterthums an das Licht ziehen zu lassen zum Behufe der vaterländischen Staats-, Sitten- und Kunstgeschichte, auch vorzüglich zu Erforschung unserer deutschen Sprachquellen aus den vorigen Jahrhunderten, die überall in dem gegenwärtigen so fleißig gesucht und aufgeräumt werden.

In Frankreich haben die Benediktinerklöster zu ihrer Zeit in der Gelehrsamkeit weit mehr

geleistet, als die Deutschen je leisten konnten und durften. Aber ihre eigenthümliche Verfassung kam ihnen auch dabei zu statten. Sie waren nicht in so enge und kleinmüthige Kongregationen eingeschränkt, wie in Deutschland, wo die Vorsteher und Glieder der geistlichen Gesellschaft von unwissenden und ungelehrten Visitationen oft so erbärmlich untersucht und gehudelt wurden. Diese sahen gewöhnlich auf nichts Anderes, als ob die veralteten und weder auf das Klima noch auf die Zeitumstände mehr passenden Regeln immer genau und streng beobachtet würden.

Die französischen Klöster hatten einen gemeinschaftlichen Superior, der schon meistens zu Hause wohlerzogen, ein Mann von Bildung und Gelehrsamkeit und scharfsichtig genug war, um das Gebiet der Wissenschaften zu überschauen. Ihm war es nicht verwehrt, einen Geistlichen von einem Kloster in das andere frei zu versetzen. Kraft dieser Macht konnte er die besten Köpfe in eine Gesellschaft vereinigen und mit gemeinschaftlichen Kräften an einem Zweige der Wissenschaften arbeiten lassen. So entstanden große Werke, weil die Gesellschaft nie ausstarb, und neue Mitarbeiter immer im wachsenden Vorrathe zum Verwenden übrig blieben. War nun ein wichtiges Werk vollendet, so wurden die Kosten des Druckes aus den reichen Einkünften der Benediktiner-Stiftungen erhoben und bestritten. Auch hatte der König das Recht, verdiente Geistliche, die nicht vom Orden waren, oder auch andere Personen zu Abbés commandataires zu ernennen und ihnen die Abteien zu vergeben. Diese besaßen die Befugniß, in den Klöstern zu wohnen, wenn und so lange sie wollten; auch bezogen sie einen ausgeworfenen Theil der Einkünfte zu ihrem Unterhalt. Die innere Disziplin liessen sie durch einen vorgesetzten Prior verwalten. Als feine Weltmänner weckten und begünstigten sie den wissenschaftlichen Geist, und zeichneten gern durch Achtung und Belohnungen Jene aus, welche sich gelehrten Beschäftigungen unterzogen.

So gewann denn in diesen Gesellschaften Alles bald eine feine und zweckmäßige Gestalt, selbst bis auf die geistlichen Meditationsbücher, ja bis auf das von den Geistlichen täglich zu betende römische Brevier. Mit Bewilligung der Diözesan-Bischöfe ward diese sonst im alten Gewande höchst unfruchtbare Lektüre in eine reiche Fundgrube der ausgezeichnetsten und erhebendsten Schriftsteller, in eine Sammlung von herzerhebenden geistlichen Oden, Lieder und Hymnen umgeschaffen, deren Sprache und Erfindung sich kein alter römischer Dichter würde geschämt haben.

Dagegen blieb es in Deutschland und in der Schweiz, einige ehrenhafte Ausnahmen abgerechnet, meistens bei dem Alten. Der tägliche Chor, das strenge gebotene Silentium, mit Beobachtung der mechanisch eingeführten Ordnung, war die Hauptsache des Mönchthums. Einmal hörte ich einen gewissen Abt, wahrscheinlich in seiner übeln Laune, eine Antwort ertheilen, die mir ewig denkwürdig bleiben wird. Ein junger Geistlicher, emsig und arbeitsam, bat den Abt, ihm gewisse Bücher zu seiner Bildung anschaffen zu wollen. Dieser antwortete ihm: „mein lieber Frater, der Chor ist eigentlich der Pflug, an welchem der Mönch ziehen muß.“ — Und dieser Abt lebte in der Schwelgerei mit allen Attributen eines fürstlichen Aufwandes.

Ich ehre den Chor, als eingegangene Verpflichtung zum lauten Preise Gottes durch Gesänge. Aber da die nämlichen Davidschen Psalmen, in sehr unreines Latein übersetzt, mit nur seltener Abwechselung täglich abgesungen werden mußten, so sank auch endlich die Andacht zu einer mechanischen Handlung herab. Ich bekenne es, ohne Zerstreuung konnten sie nicht gesungen werden. Denn bei immer gleichen Uebungen ermüdet der Geist und strebt nach höherer Beschäftigung. Ich beobachtete während des Chorsingens einen mir sehr theuern jungen Geistlichen, wie er immer auf die marmornen Geviertsteine, mit denen der Boden eingelegt war, so wie auf die Säulen hinschaute, und leicht mit den Blicken hin und her irrte. Mir ward es wahrscheinlich, daß sein Geist mit ganz andern Uebungen sich beschäftigte. Von mir befragt klagte er mir, daß er bei dem mechanischen Singen der Zerstreuung nicht Meister werden könne, und daß er, als Freund der Mathematik, bei Ansicht der Quadrate, Triangel, Diagonale, der Würfel und der Säulen, auf denen das Gewölbe des Chores ruhte, unbeschadet der Psalmen, die er auswendig wüßte, allerlei mathematische Rechnungen und Gleichungen in seinem Kopfe fertige, ja daß er durch diese Meditationen schon auf verschiedene neue Beweismethoden mathematischer Wahrheiten zufällig gerathen sei.

Was nun Jene, die in ihrer Abgeschiedenheit von der äussern Welt mit den Wissenschaften sich beschäftigten, am meisten bei ihren Arbeiten unterbrach, war allerdings der Chor. „Das empfand ich leider nur zu oft!" sagte der gelehrte Mann: „Denn gerade und in dem Augenblicke, in welchem ich nach mühsamer Forschung einen Stoff festhalten wollte, klang mir der unwillkommene Ton der Glocke in die Ohren. Nun mußte ich Alles liegen lassen und eilen. Aber wie schwer es wird, den abgerissenen Faden einer Untersuchung da wieder aufzufassen, wo man ihn sinken ließ, wird wohl Jeder begreifen können, der ungern in ernsten Nachforschungen unterbrochen wird."

Es wäre sehr billig gewesen, wenn die Aebte Männer, von denen sie wußten, daß sie sich bei schweren Arbeiten anstrengten, wenigstens auf einige bestimmte Tage in der Woche von dem Besuche des Chors losgesprochen hätten. Geschah doch dieses auch mit jenen Professoren, welche die Knaben mehr abrichteten, als unterrichteten. Von dem schädlichen Einflusse des angestrengten Chorsingens auf die Gesundheit, besonders nach der Mittagstafel, will ich hier nicht sprechen. Man frage die Aerzte, die in Klöstern gedient haben; sie können am besten Auskunft ertheilen.

Kaum werden Sie sich vorstellen, welche höchst traurige Wirkungen Einsamkeit, Abgeschlossenheit, gehemmter freier Umtausch und mechanische Ordnung ohne genugsame Beschäftigung bei verschiedenen Geistern hervorbrachten. Jene, die in den Klöstern eine ruhige Versorgung und, aufrichtig zu sprechen, eine gute Atzungsanstalt ohne persönliche Mühseligkeiten suchten, und keinen höhern Zweck hatten, fanden da freilich anfangs ihre Rechnung. Unter diese Klasse gehörten aber meistens die ungebildetsten Jünglinge. Denn welchen höhern Wunsch konnte z. B. der Sohn eines armen Landmanns haben, der seinen von strenger Arbeit nieder-

drückten Vater mit Nahrungssorgen ringen sah, als frei von allen Sorgen ein gemächliches Leben bis an sein seliges Ende arbeitlos zu führen. War dieser Wunsch erfüllt, der Körper im Wohlleben reichlich mit Speise und Trank gestärkt, so brachen auch bald in der Einsamkeit Leidenschaften und Neigungen los, mit welchen viele dieser Männer, die sich nicht zu einem höhern Standpunkte emporschwingen konnten, täglich im Kampfe lagen. Selbst der Beichtstuhl, den zu versehen eine gewöhnliche Pflicht der Klostergeistlichen ist, rief solche Kämpfe hervor. Denn stellen Sie sich einen kräftigen Jüngling vor in der Blüthe des Alters zwischen dem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Jahre, dem nun die geheimsten Fehler und zartesten Gewissensfälle von den Reumüthigen anvertraut werden, einen Jüngling ohne eigentliche psychologische Erziehung, kaum etliche Jahre aus der Hütte seines frommen Vaters, in der so Alles rechtlich herging, ohne Welterfahrung, als die er hinter beschränkten Klostermauern ausserhalb der eigentlichen gesellschaftlichen Welt gesammelt hat — wie soll dieser die ihm vorgetragenen Fälle klug entscheiden, Richter sein, rathen, trösten, beruhigen und helfen? Wahrlich, die Pastoralklugheit lernt man nicht aus Büchern, eben so wenig als die christliche Moral aus den Werken eines Pater Voigt, Busenbaum oder gar des Spaniers Sanchez, die im Grunde nichts als ärgerliche Sündenregister und Casusverzeichnisse sind, und eher geeignet sind, den Geist eines reinen, frommen Mannes zu verwirren, zu ärgern, zu peinigen, als zu erleuchten und zu belehren.

Es gab Männer in Klöstern, denen ein sehr zartes und ängstliches Gewissen höchst gefährlich ward. Gespornt vom redlichsten Eifer, sich zur christlichen Vollkommenheit so nahe zu erheben, als es ihnen möglich wäre, suchten sie das Uebersinnliche in den Meditationen, und lasen nichts lieber, als die strengsten und tollsten Asceten. Sie quälten und strengten ihren Geist so lange an, bis er sich über die Grenzen der gesunden Vernunft verirrte. Sie glaubten dann wirkliche Erscheinungen zu haben. In diesem Falle forderte es viel Klugheit von Seiten der Obern, um die Leute nicht in eine unheilbare Starrheit hineinzutreiben. Von diesen mußten sie also mit der größten Nachsicht, Milde und Behutsamkeit behandelt werden. Widerspruch und strenge Zurechtweisung hätten ihren Zustand nur verschlimmert.

Von einer solchen Verwirrung erlebte ich ein Beispiel in der klösterlichen Gemeinschaft, deren Mitglied ich war. Ein frommer, ehrbarer und wackerer Geistlicher aus einer sehr guten Familie warf sich mit glühendem Eifer in das Labyrinth der übersinnlichen Meditationen und in die Träumereien der Asceten. Nun blieben die mystischen Visionen nicht aus, und bald ward der Verdacht gerechtfertigt, den die einsichtvollen Klostervorsteher gegen die Richtigkeit seines Verstandes und seiner Geistesoperationen gefaßt hatten. Oft saß er am Tische nachdenkend, vergaß das Essen, sein Nachbar mußte ihn erinnern, zuzugreifen. Man bemerkte an ihm vollkommene Abwesenheiten des Geistes, als wenn dieser in fremden Regionen herumschwärmte. Nun entband man ihn gern von allen mechanischen Pflichten, die er in der gemeinen Klosterordnung zu leisten hatte, wofern er sie nicht etwa freiwillig und ohne Mahnung übernahm.

Da man ihn dennoch nicht ohne alle Aufsicht lassen konnte, so gab man ihm einen sehr sanften Laienbruder des Klosters, den er sehr gern um sich hatte, zum beständigen Gesellschafter. Dieser bediente ihn auch auf das sorgfältigste, und ohne eigentlich ein gefährlicher Schwärmer zu sein, war er doch in eine leidentliche Mystik versenkt. Stolz darauf, daß ihm als einem einfachen Bruder die Aufsicht über einen Geistlichen höherer Ordnung anvertraut war, gab er sich alle Mühe, denselben mit der freundlichsten Anhänglichkeit zu leiten und zu begleiten. Die beiden Männer schlossen sich bald herzlich an einander an, und wurden zuletzt sich gegenseitig unentbehrlich. Am Tische, wo man sie neben einander setzte, bemerkte man, daß nach dem letzten Dankgebete Jeder ein Stückchen Brod einsteckte, welches sie nie ganz aufgezehrt hatten. Hierauf gingen sie mit einander in den Garten spazieren. Sie liefen die Baumgänge hastig auf und ab, und setzten sich dann auf eine Bank neben einem wohlbeschatteten Springbrunnen nieder. Der Geistliche zog jetzt ein Buch hervor, und der Bruder mußte ihm vorlesen. In dieser Beschäftigung belauschte ich sie einmal, ohne daß sie mich sehen konnten. Das Buch handelte von der Lebens- und Leidensgeschichte unsers Herrn und Meisters, und gerade hörte ich, daß die Rede davon war, daß er um dreißig Silberlinge an die Juden verkauft worden. „Halte ein," rief der Pater, „und schliesse das Buch. Laß uns jetzt ein wenig mit einander darüber nachdenken." Nach einigem Stillschweigen fuhr er fort: „Dreißig Silberlinge, wovon jeder ungefähr zwei Gulden mag gegolten haben, waren doch eine schlechte Bezahlung für unsern Herrn Christus. Ich hätte wohl gern zweimal so viel gegeben, wenn ich das Glück hätte haben können, ihn nur eine Viertelstunde zu sehen." — Und ich wohl achtmal so viel! antwortete der Bruder. — „Und ich sechszehnmal so viel!" versetzte der Pater. — So versteigerten sie dann das Glück, unsern Herrn Christus zu sehen, nach und nach auf eine ungeheure Summe, indem immer Einer den Andern überbot. Dann machten sie ihre Bemerkungen darüber, daß unser Herr gerade von einem seiner Schüler und Freunde an ein so schlechtes Volk, wie die Juden sich gezeigt hätten, verkauft werden mußte. Sie waren nicht wenig über die Undankbarkeit und das schwere Verbrechen entrüstet, das er begangen hatte. Aus Aerger und Wehmuth rollten ihnen die Thränen über die Wangen. Sie verfielen hierauf in ein stilles, trauriges Nachdenken. Endlich sagte der Geistliche: „Es ist geschehen, wir können es nicht anders machen." Dann griff Jeder in seine Tasche, holte das vom Tische mitgenommene Brod hervor, tauchte es in den Brunnen, und nachdem es verzehrt war, kehrten sie beruhigt nach ihren Zellen zurück.

Für mich war dieser Auftritt aus mehrern Gründen höchst rührend. Allein nicht bei allen Mystikern zeigte sich der Ausbruch ihres innern frommen Gefühls so friedlich und ruhig, wie bei diesen guten Menschen. Man hat Beispiele von Männern, die durch strenge abgezogene Meditationen zuerst menschenscheu, dann nach und nach ganz wahnsinnig wurden, und endlich von der klösterlichen Gesellschaft in ein einsames Zimmer verwiesen werden mußten, um nicht schädlich zu werden.

Gehen wir in die frühern Jahrhunderte zurück, durchforschen wir die Geschichte der alten Klöster, so werden wir finden, daß die wenigsten Glieder dieser geistlichen Gesellschaften Priester waren, selbst nicht immer der Abt. Nach Verrichtung der vorgeschriebenen Gebete und Gesänge ging die Gesellschaft an Verrichtung der Handarbeit. Sie besorgte den Garten- und Ackerbau, die ganze Oekonomie, die innere und äussere Wirthschaft. In den Klöstern trieb man sogar Handwerke und Künste, als Malerei, Schmelzarbeit, Bildhauerkunst, Skulptur und Baukunst, die manchen Klöstern in Deutschland im Mittelalter einen ausgebreiteten Ruhm verschafften. Den eigentlichen Altardienst, den christlichen Unterricht, so wie die Schulen, besorgten nur wenige Priester. So wechselte denn gesunde Arbeit und Anstrengung mit den Uebungen der Andacht. Der Körper ward zugleich mit den Seelenkräften gestärkt.

Nur die ausgezeichneten Köpfe wurden den Wissenschaften gewidmet. Hatten diese es so weit gebracht, daß sie lesen und schreiben konnten, welches damals im Allgemeinen eine seltene Kunst war, oder daß sie gar die lateinische und griechische Sprache lernten, so mußten sie Klassiker, Geschichten, liturgische Bücher, Chroniken abschreiben, oder gewisse Formeln zur Abschliessung von Kontrakten, Käufen, Verkäufen, Schenkungen, Testamenten u. s. w. abfassen. Durch diese Beschäftigungen wurden die Mönche hauptsächlich nützlich, in einer Zeit, wo die Bücher so selten waren, daß eine heilige Schrift oder ein Klassiker kaum mit Gold aufgewogen werden konnte. Die Handschriften, meistentheils auf Pergament geschrieben, liehen die Klöster einander wechselsweise, oder sie liessen dieselben aus Italien kommen, wo sie auch in den finstersten Zeiten, vorzüglich in Rom, das Licht der Wissenschaften, wenn gleich verdüstert, erhalten hatten. So war es lange.

Nachdem endlich in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein deutscher Bürger in Mainz die Kunst Bücher zu drucken erfand, und durch Vervielfältigung der besten Schriften des Alterthums die Wissenschaften ein Gemeingut der Welt wurden, sank der Industriezweig des Abschreibens in den Klöstern auf Nichts herab, und war ganz entbehrlich. Viele Hände, die sich wenigstens mechanisch beschäftigt hatten, wurden müßig, und mit ihnen meistens auch die Köpfe. Die Weltkinder fingen an, durch Lesen und Selbstbildung den Klöstern in den Einsichten vorzueilen. Der nach und nach aufgehäufte unermeßliche Reichthum dieser geistlichen Stiftungen lockte fast jedes Mitglied, sich den priesterlichen Grad zu erwerben, um frei von mechanischer Handarbeit nur zu singen und zu beten. Denn die körperliche Arbeit überließ man von nun an gern den Laienbrüdern, die um viele Grade tiefer standen.

Auf einmal erschien nach dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Martin Luther, ursprünglich ein sächsischer Mönch, in dem Augustiner-Orden erzogen, ein Mann, dem man die thätigste Selbstbildung nicht absprechen kann. Dieser wagte es, zu beweisen, daß Singen und Beten ohne Studium und ohne Veredlung der Religionswissenschaften, so wie ohne Betreibung der geistigen Kultur nur leere Werkthätigkeit und unfruchtbarer Schall sei. Dies merkten sich die damals neu aufgestandenen Jesuiten. Sie bildeten eigene Klöster unter dem

Namen Kollegien, verbannten das Chorsingen ganz aus ihrer Liturgie, eroberten über die Mönche aller Klassen das Gebiet der philosophischen und theologischen Wissenschaften und der klassischen Literatur. Sie maßten sich fast ausschließlich die Erziehungskunst an, liessen aber schlau genug unter ihren Schülern nur soviel Licht leuchten, als erforderlich war, um mit Beihilfe eines blendenden Halbdunkels sich der Herrschaft über die Geister und die Welt zu bemeistern. Auf der andern Seite verachteten und verleumdeten sie die Mönche, und bei dem großen Einflusse, welchen sie sich in den besten Gesellschaften sowohl als unter der niedern Klasse des Volkes zu verschaffen gewußt hatten, konnten sie es fein einleiten, daß die Mönchsklöster in einen Zustand von Geringschätzung herabfielen, aus dem sie sich nur durch rasche Entschlossenheit und Verwendung ihrer als träge verschrienen Institute zur Thätigkeit hätten emporschwingen können.

Allerdings waren die Lehrmethoden bei den Jesuiten weit besser, als in den klösterlichen Mönchsschulen. Jene konnten für ihre Lehrer eine weit bessere Auswahl treffen. Das ward ihnen leicht, denn viele Söhne wohlhabender und gebildeter Aeltern studierten bei ihnen, besonders in den Hauptstädten. Aus diesen wußten sie die vorzüglichsten Köpfe zu gewinnen, und mit Feinheit in ihren Orden zu locken. Was nun am Schlusse der untern Studien, die wenigstens fünf Jahre dauerten, in den Klassen übrig blieb und geistlich werden wollte, oder auch mußte, daraus rekrutirten sich die Mönchsklöster, um fortbestehen zu können. Ich sage, geistlich werden mußte. Es gab nämlich viele Jünglinge von dürftigen Aeltern, die das Vermögen nicht besaßen, welches zum Betriebe der höhern Wissenschaften, der Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Arzneikunde u. s. w., in der akademischen Laufbahn unumgänglich nothwendig ist. Zum Ambose, zum Pfluge oder zur Schneiderbude des Vaters zurückzukehren, waren sie schon zu alt oder zu unbehilflich. Den Aeltern durften sie mit Müßiggang nicht lästig werden; so wählten sie dann die Mönchsklöster als Zufluchtsorte der Gemächlichkeit, in denen noch Niemand Hungers starb, wenn sie auch den kein Eigenthum besitzenden Mönchsorden angehörten, folglich nur auf Bettelei gestiftet waren; und so wurden diese Klöster ohne menschliche Fortpflanzung eine gens aeterna, in qua nemo nascebatur, wie ein alter Schriftsteller von der ehemaligen Sekte der frommen Essäer sagte, die unter den Israeliten bestand, und so fleißig durch eigener Hände Arbeit die Felder baute.

In die Länge konnte jedoch das System der Jesuiten nicht fortbestehen. Man ward ihrer schädlichen Anmaßungen und ihrer listigen Herrschaft müde. Selbst ihre Lehrmethoden, die sie aus guten Gründen nicht nach dem Bedürfnisse der Zeit veredeln wollten, mußten nothwendig veralten. Wir waren Zeugen und Zeitgenossen ihrer Vernichtung. Sie, die allen Unterricht an sich gerissen hatten, glaubten, sie wären für diesen Zweck unentbehrlich, und meinten, die Welt würde nun in Barbarei und Unwissenheit versinken. Allein einige vortreffliche Erzbischöfe und Bischöfe in Deutschland, besonders der herrliche Kurfürst Emmerich Joseph von Mainz, aus dem Hause Breidenbach von Bürresheim, hatten schon längst den Sturz der

Jesuiten vorausgesehen, und zeitig genug Seminarien gestiftet, in denen Lehrer von allen Fächern ausgebildet wurden. Diese traten nun an die Stelle der Jesuiten mit weit bessern Methoden, und erweiterten und vervielfältigten die Lehrsysteme. In geistreichen Vorträgen lasen sie über die Literatur der deutschen Sprache, über philologische Gegenstände, über Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte; lauter Zweige, die dem jesuitischen Unterrichte fremd waren; endlich gründlich über die römischen Klassiker, in denen ehedem der arme Student nach dem alten Jesuitenplane nur nach sogenannten Phrases mühselig herumfischte.

So verbreitete sich dann nach wenigen Jahren ein ganz anderer Geist in den höhern und mittlern Klassen des Volkes. Man gewann ganz andere Ansichten in menschlichen Dingen von einer Seite, die man bisher ganz irrig betrachtet hatte. Vorzüglich verschwand endlich der Nimbus ganz, welcher so lange und so täuschend mit dem Klosterstande verbrüdert gewesen war. Denn abermals hatten die Mönchsklöster die günstige Epoche, nämlich die Vertreibung der Jesuiten, versäumt, nach welcher es ihnen, denen es an Hilfsquellen nicht fehlen konnte, leicht gewesen wäre, sich zum nützlichen Lehrstande emporzuschwingen und die Achtung der Zeitgenossen zu erwerben. Allein sie überliessen sich der süßen Gewohnheit der hergebrachten Unthätigkeit, und so sanken sie immer mehr. Das war nun eine nothwendige Folge der fortgeschrittenen Ausbildung des Bürgerstandes, so wie der verbesserten Einsichten im Religionsfache vieler würdigen Stadt- und Landpfarrer und Katecheten, die fleißig daran arbeiteten, in verwilderten Gemeinden nicht nur zahme und gutartige, sondern auch wahrhaft fromme und religiöse Menschen zu bilden, die vom ächten Geiste des Christenthums sich an die Lehre ihrer Pfarrkirche und den dort gefeierten Gottesdienst hielten, und nicht mehr, wie sonst, ihre Entsündigung durch dargebrachte Sühnopfer in auswärtigen Wallfahrtskirchen suchten, deren so unzählige bei den Mönchsklöstern zu finden waren.

Dieser Geist pflanzte sich in Deutschland fort, und erhielt sich auch während des langen Druckes, den ein fremder Eroberer mit vielen Lasten begleitet über dasselbe gebracht hatte. Man erlebte, daß nicht nur die Klöster, sondern auch die fetten Stifter aufgehoben wurden, in die sich der Adel mit Ausschluß aller andern Stände eingeschlichen und getheilt hatte, ganz gegen die wohlthätigen Verordnungen der alten Kirchengesetze. Denn diese hatten ausdrücklich bestimmt, daß die Stiftungen erstens zur Bestreitung des Gottesdienstes, zweitens zum Unterhalte des Bischofs und des im Weinberge des Herrn arbeitenden Klerus, d. h. der Seelsorger, und drittens zur Unterstützung der Armen verwendet werden sollten. Nun aber erhielt das arme Volk von diesen Stiftungen nur wenig oder gar nichts. Die Bischöfe stiegen zu fürstlichen Würden, und gaben sich mit weltlichen Regierungsgeschäften ab. Nur wenige verrichteten ihr Amt selbst, sondern sie luden auch bei kräftigem Alter die Sorgen des Pontifikats auf neugeschaffene Unterbischöfe oder Suffraganen. Der Klerus ward in den singenden und in den im eigentlichen Pfarrdienste mühsam sich durcharbeitenden abgetheilt. Auf die fetten Pfründen des singenden Klerus, der den Chor in den Kathedralkirchen zu halten verbunden war, hatten nur die vom

höhern, sogenannten stiftsmäßigen Adel Anspruch. Jeder dieser Herren bezog für die Mühe drei-, vier- bis fünftausend Gulden und noch mehr Einkünfte. Allein auch dieses Singen ward ihnen am Ende lästig. Sie hielten also Chorsänger oder sogenannte Chorvikarien, die sie dieser Mühe überheben mußten. Den spärlichsten Theil an den reichen Kircheneinkünften hatten ie im Schweiße ihres Angesichts bei oft zahlreichen Gemeinden sich abmühenden Seelsorger.

So sah es in Deutschland aus bis zum Jahr 1803, wo nach lange vorhergegangenen Erschütterungen von aussen und von innen das ganze Kloster- und Stiftersystem zusammenbrach. Das Volk, von dem gesunkenen Werthe so vieler veralteten menschlichen Einrichtungen überzeugt, sah dieser Vernichtung ohne Klage zu. Zweihundert Jahre früher hätte man dieselbe als einen Raub an dem Gott geschenkten Eigenthum gehalten, weil man glaubte, man könne Gott, dem doch alle Reiche der Welt gehören, etwas Irdisches schenken oder für seine Heiligen stiften, die nichts mehr bedürfen. Dieses Vorurtheil schwand im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts. Die frommen Leute machen zwar auch noch heutzutage fromme Stiftungen, aber nicht für Singpfründen, sondern für Armen- und Krankenhäuser, für Verbesserung des Schulunterrichts, für Veredlung des Gottesdienstes. So ist mir bekannt, daß in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einer süddeutschen Stadt für ein Bürgerhospital auf einmal sechszigtausend Gulden vermacht wurden. An dem nämlichen Orte gab ein ganz schlichter Mann, der keine Notherben hatte, noch bei Lebzeiten ein Kapital von sechstausend Gulden her, und stiftete eine Anstalt für arme Bürgermädchen. Diese empfangen darin, ausser der christlichen Religionslehre, vollkommenen Unterricht in allen weiblichen Handarbeiten, die eine gute Hausmutter zu besorgen nöthig hat. Durch theilweise Zuschüsse von Wohlthätern stieg nach zwanzig Jahren dies Kapital auf fünfundzwanzigtausend Gulden. Alle drei Jahre werden den Mädchen Preise von verschiedenem Werthe ausgetheilt. Die sich durch Tugend, Fleiß und Geschicklichkeit am meisten Auszeichnenden erhalten ein- bis dreihundert Gulden, die man ihnen auf Zinse anlegt, bis sie sich verehlichen oder großjährig werden. Eine solche Richtung nahm die Wohlthätigkeit, welche eine Tochter des Christenthums ist, und die man sonst nur nach den Mönchsklöstern und den ohnehin reichen Stiftern hinsandte, um des Gebets und der frommen Werke der Kloster- und Stiftsbrüder theilhaftig zu werden.

Nach Aufhebung der Klöster und Stifter wurden die noch lebenden Mitglieder derselben mit Pensionen, wie billig, zur Genüge entschädigt. Die Regierungen, welche die Selbstverwaltung der heimgefallenen Güter nicht vortheilhaft fanden, verkauften dieselben unter sehr billigen Bedingnissen und langen Zahlungsfristen. So kamen dann dieselben aus todten Händen wieder in lebendige des Volkes. Sie nähren jetzt viele Hundert fleißige Familien, und gründen das Glück vieler Tausend emsiger Bürger, wandern von einem Besitzer zum andern, und erhöhen die Einkünfte des Staatsschatzes, weil sie, die zuvor frei waren, nun Abgaben zahlen müssen, folglich durch mehr gleiche Vertheilung der Lasten dasjenige, was der Bürger zuvor allein trug, nun im Gleichgewichte mitzutragen verbunden sind. Sodann sind mit diesen Einkünften seitdem

dort, wo keine eigene Pfarreien waren, oder doch nur ungenügsam von einem benachbarten Geistlichen besorgt werden mußten, neue aufgerichtet und dotirt, Schulen gestiftet, Lehrer besoldet, und alte ehrwürdige, durch Zeit- und Kriegsübel entkräftete gelehrte Anstalten neu belebt und begabt worden.

„Aber“, sagte in einer grossen Gesellschaft neulich ein adelicher Domherr, der noch dreitausend Gulden Pension bezieht und sorgenfrei ein schönes Haus unentgeltlich bewohnt, „diese Güter der geistlichen Singstiftungen waren doch für den Adel gestiftet; wo sollen wir nun die Neffen und Verwandten unserer Familien unterbringen?“ — Da antwortete ein alter erfahrner Mann: „Für den Adel? Nein. Die Geschichte wird Sie des Gegentheils belehren. Und des Singens und Betens willen einmal auch nicht, welches in spätern Jahrhunderten als mechanischer Dienst dem singenden Adel ohnehin so lästig ward, daß die Herren, statt ihrer, Lohnsänger anstellten. Indessen bleibt es Ihren Neffen unverwehrt, soviel zu singen und zu beten, als es ihrer Frommheit beliebig ist; dafür aber zahlt nun weder die Kirche noch der Staat mehr solche ungeheure Summen. Ihre Neffen haben aber noch andere große Vortheile und Auswege, in der Welt sich durchzubringen. Denn erstlich können sie in Hofdienste treten, und haben dann das Recht und die Ehre, als Kammerjunker und Kammerherren bei feierlichen Gelegenheiten hinter dem Fürsten am Tische zu stehen und ihm auf silbernen Tellern die Speisen darzubieten. Sodann steht ihnen die ehrenhafte militärische Laufbahn offen, in welcher sie freilich mit den Bürgerlichen wetteifern müssen, die sich durch Muth, Tapferkeit, Erfahrung in Kriegswissenschaften auszeichnen; dies ist freilich nichts Leichtes, und man muß dabei nicht müde werden. Endlich haben Sie noch das unermeßliche, aber sehr mühsam zu bearbeitende Feld der höhern Wissenschaften zugänglich, in welchem sie sich zur Staatsverwaltung befähigen können. Sie geniessen dann an vielen Höfen noch den grossen Vortheil, auch bei mäßigen Talenten, wenn ihnen nur Ehrlichkeit und guter Wille als Unterlage dient, zu Minister- und Präsidentenstellen zu gelangen, die nur ausnahmweise zuweilen einem Bürgerlichen zu Theil werden, wenn etwa Hungersnoth an Ideen und praktischen Männern eingerissen ist. Zuletzt haben sie noch die angenehme Beschäftigung, ihre väterlichen Familiengüter anbauen zu können. Bei dieser aber muß man wie ein wohlhabender Landmann leben, und nicht den Aufwand eines Fürsten in Pferden, Jagdhunden, Kleidungen und Bedienten machen, wenn man etwas für seine Nachkommenschaft vor sich bringen will. Sie sehen also: Omnes admittit virtus, neminem excludit, wie ein alter Weiser sagte. Und das ist ein großer Trost für unser Jahrhundert. Sie haben also kein Recht, sich zu beklagen.

J.

Die beiden englischen Inseln Jersey und Guernesey, im Mai 1821.

Die folgenden Nachrichten vom gegenwärtigen Zustande der beiden britischen Inseln wurden in der Stadt St. Pierre Port auf Guernesey im Mai dieses Jahres von einem reisenden Deutschen niedergeschrieben. Freunden der Länderkunde werden sie um so willkommener sein, je weniger richtig jene Inseln, selbst in unsern bessern Erdbeschreibungen, dargestellt zu sein pflegen, je weniger man überhaupt bei uns von ihnen Genaueres wußte, und je sichtbarer die Unbefangenheit des Beobachters ist, der seine Bemerkungen an Ort und Stelle sammelte. D. H.

1.

Die Insel Jersey.

Lage. Größe. Bevölkerung. Sprache. Boden. Erzeugnisse. Gefährliche Küste. Hafen. Vertheidigung. Signale. Paketboote. Ansicht der Stadt St. Helier. Abnahme des Handels. Vergrößerung der Stadt. Freundliche Straßen, Kirchen und Kapellen u. s. w.

Die Insel Jersey ist die südlichste und bedeutendste in der Inselgruppe der sogenannten St Michaels-Bucht an der Küste der Normandie, von der sie sechs französische Meilen entfernt ist. Sie liegt 49° 16′ nördlicher Breite und 2° 22′ westlicher Länge von London. Ihre größte Länge von Südost nach Nordwest beträgt zwölf, ihre größte Breite sieben englische Meilen. Die Bevölkerung ist nach der vorjährigen Zählung 25,300 Seelen stark. Die Eingebornen stammen von den Normännern, die gegen Ende des zehnten Jahrhunderts Frankreich und England mit Krieg überzogen und sich auf der französischen Küste und in England festsetzten. Die Normandie ging unter König Johanns Regierung verloren, die Inseln aber blieben als Zubehör der englischen Krone. Die Sprache ist der alte normännische Dialekt, mit vielen englischen und neufranzösischen Wörtern vermischt. In den höhern Zirkeln, unter Kaufleuten und Kleinhändlern bedient man sich meistens der englischen Sprache.

Der Boden besteht größtentheils aus weißlichem und braunem Granit, der mit einer fruchtbaren Erdschichte bedeckt ist. Alle Befestigungen der Insel, Thürme, Hafendämme und viele Häuser sind von diesem Granit erbaut, der ausserdem stark nach England ausgeführt wird. Die zwei bedeutendsten Brüche heißen la Perruque und Montmarteau.

Die Luft ist mäßig und im Allgemeinen sehr gesund. Frost hält selten lange an, und Schnee bleibt nie über drei oder vier Tage liegen; Pflanzen, die in Cornwall und Devonshire nicht fortkommen, gedeihen hier sehr gut. Obstbäume, worunter die besten Aepfel- und Birnensorten, findet man in großer Anzahl. Auch sind Aepfelwein und Butter die einzigen Ausfuhrartikel, am häufigsten nach England. Die Viehzucht ist in besonders gutem Stande. Nach der Gazette de Jersey vom 5 Mai 1821 wurde vor Kurzem ein Ochse geschlachtet, der 2112 Pfund Fleisch und 300 Pfund Fett lieferte. Das ganze Land ist in kleine, durch Hecken

eingezäunte Distrikte eingetheilt, worin gewöhnlich Obstgärten und Wiesen mit einander abwechseln. Im Frühjahr gewähren die blühenden Bäume und die frischen, grünen Wiesen einen erfreulichen Anblick. Die Wege sind, wie in England, auf's sorgfältigste unterhalten. Hin und wieder erblickt man freundliche, in englischem Geschmacke gebaute Landhäuser. Vor einigen Jahren hat man mehrere Hundert Rebhühner aus England hieher versetzt, da solche auf der Insel mangelten. Auch findet man in den hiesigen Gewässern nur wenig Fische, aber desto mehr Austern, besonders in der Nähe der französischen Küste.

Eine merkwürdige Erscheinung sind die vielen Kröten, die oft zu Tausenden Land und Straßen bedecken, besonders nach häufigem Regen- und Nebelwetter, dem die Insel im Spätjahr und Winter ausgesetzt ist. Wegen der vielen um die Insel liegenden Klippen und starken Brandungen ist der Zugang sehr gefährlich. Mit Schaudern sieht man, besonders während der Ebbezeit, Hunderte von Felsen aus dem Meere emporragen. Zur Nachtzeit und bei stürmischem Wetter darf es kein Schiff wagen, sich der Insel zu nähern. Es würde sich augenscheinlich der größten Gefahr blosstellen.

Die Einfahrt in den Hafen wird durch ein starkes Kastell (Fort Elisabeth) beschützt, das auf einem Felsen mitten im Meere liegt und durch eine schmale Landzunge, die jedoch während der Flut bedeckt ist, mit dem Lande zusammenhängt. Gegenüber liegt, nahe über der Stadt, eine zweite kleine Festung (Fort Regent), die ebenfalls den Hafen bestreicht und feindlichen Zutritt verwehrt. Ausserdem stehen rings um die Insel viele der sogenannten Martello Towers und noch zwei kleine Forts (La Tour bei St. Aubin und Fort Montorgueil bei Gorée), nebst mehrern kleinen Batterien und Schanzen, wodurch eine Landung nicht bloß erschwert, sondern fast unmöglich gemacht wird. Vor der Aufführung dieser Werke ist es zwar einmal in den Achtziger Jahren einigen Hundert Franzosen gelungen, an's Land zu kommen und sogar bis in die Stadt vorzudringen; durch die Entschlossenheit eines Kapitäns Pearson wurden sie aber bald wieder zurückgetrieben und der größte Theil zu Gefangenen gemacht. Die Einwohner sind auch keineswegs französisch gesinnt, wie man einigermaßen vermuthen sollte, sondern haben durch die lange Vereinigung mit England viel mehr Vorliebe und Anhänglichkeit für dieses Land. Im Ganzen suchen sie jedoch überall mit Wärme ihre Unabhängigkeit zu behaupten, und ihren alten kleinen Freistaat unverletzt zu erhalten, wovon weiter unten ein Mehreres.

Rings um die Küste sind auf den bedeutendsten Höhen Signalstangen errichtet, die wie Telegraphen mit einander korrespondiren, und durch Aushängung von Kugeln die Annäherung fremder Fahrzeuge oder englischer Paketboote zu erkennen geben. Die letztern werden noch besonders durch eine große weiße Flagge angekündigt, sobald man im Stande ist, sie deutlich zu erkennen.

Aus England kommen wöchentlich zwei Paketboote hierher, die von Weymouth abfahren und auf ihrem Hin- und Herwege in Guernesey anlanden. Ausserdem gehen häufig kleine Kauffahrteischiffe nach Southampton, Plymouth u. s. w. Mit Frankreich ist der Verkehr

lange nicht so stark. In Granville muß man oft acht bis vierzehn Tage warten, bis einige Reisende eintreffen, mit denen man ein Fischerboot miethen kann, wenn man nicht gerade Lust hat, eins für eigene Rechnung für 80 bis 100 Fr. zu nehmen. Die Briefe nach Frankreich gehen auch bloß mit diesen Fahrzeugen ab. Gibt man sie auf die Post, so laufen sie über London, und kosten vierfaches Porto.

Der Anblick der Stadt St. Helier vom Meere aus ist sehr heiter. Fast alle Häuser sind mit rothen Ziegeln gedeckt und bilden nahe am Ende einer schönen Bucht einen kleinen Halbkreis. Die Festung über der Stadt und die ganze Lage der Gegend soll eine große Aehnlichkeit mit Gibraltar besitzen. Der neue Hafen oder Dock ist noch nicht ganz vollendet, wird aber ein tüchtiges Werk und für mehr als hundert Schiffe zugänglich. Er ist aus lauter Granitblöcken zusammengesetzt und durch eine Gesellschaft errichtet, die zu dem Ende 25,000 Pf. Sterl. vorgeschossen hat, und zur Abtragung sich eine kleine Abgabe auf Wein und Branntewein als Hafengeld bezahlen läßt. Die Stadt hat fünfzig eigene Schiffe, wovon die meisten auf den Fischfang nach Terreneuve gehen. Andere fahren nach Brasilien und Westindien.

Im Ganzen hat der Handel von Jersey und Guernesey, der in Kriegszeiten so ausserordentlich blühend war, abgenommen. Sonst war hier ein Stapelplatz von allen französischen und italienischen Produkten, besonders von Weinen, die schon durch die auf den beiden Inseln befindlichen Truppen großen Absatz fanden. Nach der fehlgeschlagenen Expedition gegen Walchern und die Niederlande rechnete man auf beiden Inseln bei zwölftausend Mann, worunter fünf- bis sechstausend Russen und zwei- bis dreitausend Holländer und Deutsche waren, die hier zwei Jahre lang in Saus und Braus lebten. Jetzt ist diese Truppenmasse bis auf vier- oder fünfhundert Mann Engländer reduzirt, wovon die eine Hälfte auf Jersey und die andere auf Guernesey als Garnison liegt. Jeden Morgen um zehn Uhr ist bei Ablösung der Wache auf dem Place royale Feldmusik, die zu dem Regimente gehört, das in Indien war, und sehr brav spielt.

Die Stadt hat ungefähr tausend Häuser, und vergrößert sich in der Gegend des Hafens und an den Aussenenden beträchtlich. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 7500. Die Straßen sind freundlich und mitunter ziemlich breit. Fußwege ziehen sich, wie in England, an beiden Seiten der Straßen hin. Die Stadt hat nur einen großen Platz, Place royale oder Square genannt, der mit großen weißen Granitquadern geplattet ist und den Kaufleuten zum Versammlungsorte dient. An dem einen Ende liegt die Hauptwache, an dem andern steht eine Statue Karls II auf einem sehr unansehnlichen Gestell. Auf der rechten Seite bemerkt man den königlichen Gerichtshof (Cour royale), eine einfache Halle, wo alle Streitigkeiten zwischen den Bewohnern der Insel, alle Kriminalfälle und Angelegenheiten des kleinen Staates öffentlich verhandelt und vor einem Geschwornengerichte von zwölf Richtern entschieden werden. Diese Richter werden auf Lebenszeit gewählt; sie tragen purpurne Mäntel mit schwarz sammtnen Aufschlägen, und sitzen im Hintergrunde der Halle auf erhöhten Bänken. An ihrer Spitze steht der Lieutenant-Baillif als Präsident, mit einem großen vergoldeten Zepter vor sich. Unter ihm

ßen drei Schreiber und Gerichtsdiener, und vor ihm die Advokaten. Der Regierungsadvokat (l'avocat du roi) sitzt zur Rechten. Auf beiden Seiten sind Bänke für die Zuschauer, die durch einen grünseidenen Vorhang, der zwischen vier Säulen herniederwallt, von der Thür getrennt stehen. Der jetzige Regierungsadvokat ist ein Mann von großer Beredsamkeit, aber sehr kränklich. Die Stadt hat sechs Advokaten, worunter sich ein junger Le Briton, aus einer der angesehensten Familien des Landes, auszeichnet. Die Verhandlungen geschehen in französischer Sprache. Der Präsident hat keine Stimme, und zählt bloß dann, wenn er den Ausschlag geben soll. Die Richter werden durch sämmtliche zwölf Kirchspiele des Insellandes gewählt. Bei dem Absterben eines Richters wird von dem Gerichtshofe der Tag ausgeschrieben, an dem die Wahl vor sich gehen soll. Dies geschieht jederzeit auf einen Sonntag in der Kirche, nach vollendetem Gottesdienste, unter Vorsitz des Pfarrers, eines von dem Gerichtshofe abgesandten Richters und eines Schreibers, der die Namen der Stimmenden einträgt. Jeder, der zwanzig Jahre zurückgelegt und deux quartiers (ungefähr zehn Schillinge englisch) bezahlt, hat das Recht, zu stimmen.

Die Feinde aller Volksfreiheit und alles Volksglücks streben auch in dieser kleinen Insel schon seit mehrern Jahren nach Oberherrschaft, und haben auch wirklich schon bei mehrern Wahlen ihren Einfluß geltend zu machen gewußt, indem Männer zu Richtern erwählt wurden, die sich bei allen Gelegenheiten als niedrige Schmeichler der Regierung, und auch bei dem schreiendsten Unrecht einiger hohen Beamten willfährig und nachgiebig bezeigten. Dagegen setzen sich nun mit aller Wärme die ächten und zahlreichen Freunde des Vaterlandes, die mit Schmerz und Unwillen die Bestrebungen sehen, die alten Freiheiten und Gerechtsame dieses glücklichen Freistaates zu untergraben, und daher Alles aufbieten, die ehrwürdigen Stiftungen ihrer Altvordern rein und unbefleckt auf ihre Nachkommen zu übertragen. So ist in dem gegenwärtigen Augenblicke großer Eifer und Thätigkeit sichtbar, bei dem nahen Ableben eines Richters einen wackern Kandidaten an dessen Stelle zu wählen, und so nach und nach den Gerichtshof in seine ursprüngliche Reinheit, Unbescholtenheit und Rechtschaffenheit wieder herzustellen, welches sich bei dem festen und unabhängigen Karakter der Mehrheit der Einwohner mit Zuversicht erwarten läßt.

Ausser dem Gerichtshofe bestehen noch die Landstände (les États), ohne deren Einwilligung keine Abgaben erhoben, und nichts, was auf das Gemeinwohl Bezug hat, unternommen werden kann. Sie sind aus sechsunddreißig Mitgliedern zusammengesetzt, nämlich 1) aus den zwölf Richtern, 2) aus den zwölf Pfarrern der zwölf Kirchspiele, und 3) aus zwölf Conétables, die jedes Kirchspiel aus seinen angesehensten Bewohnern, ebenfalls bei Ausgang der Kirche, auf drei Jahre erwählt. Die Richter und Pfarrer sind jedoch auf Lebenszeit. An der Spitze der Landstände steht auch als Präsident der Lieutenant-Baillif, der die Stände in demselben Gebäude des Gerichtshofes, im ersten Stocke, zusammenberuft. Ihren Sitzungen wohnt der Lieutenant-Gouverneur bei, der keine Stimme hat, aber verhindern kann, daß ein Gesetz durchgeht, worauf

es der Entscheidung des Königs vorgelegt wird. Dieses ist erst ein neuer Zusatz und Eingriff in die alte Verfassung, so wie das Gesetz, die Verhandlungen bei geschlossenen Thüren zu halten, früherhin nicht bestand. Zum Glück hat der wackere Bürgermeister Thomas Duhamel vor einigen Jahren mit großer Festigkeit durchgegriffen, und auf seine eigene Gefahr die Verhandlungen der Landstände durch den Druck bekannt gemacht, welches er auch seit dieser Zeit bei jeder Sitzung fortsetzt.

Für die innere Sicherheit der Stadt wachen ein Bürgermeister, zwei Adjunkte und vierundzwanzig Gerichtsdiener (Officiers). Die ganze Insel ist in sechs Regimenter Landwehr von ungefähr achthundert Mann eingetheilt. Alle Einwohner vom vierzehnten bis zum fünfundsechszigsten Jahre gehören zur Miliz, die bestens uniformirt ist und sich jeden Sommer regelmäßig in den Waffen übt. Im Fall regnerischer Witterung befindet sich in jedem Kirchspiele dicht hinter der Pfarrkirche ein bedeckter Platz, Shade genannt, mit einer Kanone, wo alsdann die Uebungen gehalten werden. Man rechnet die Miliz auf dreitausend Mann und zweitausend Mann Artillerie zur Vertheidigung der Batterien und Thürme. Den Befehl über die Miliz führt der Lieutenant-Gouverneur, der von dem Gouverneur in London ernannt wird. Dieser Gouverneur und der Baillif residiren beständig in England, und werden vom König ernannt. Die beiden Inseln bringen der englischen Regierung durchaus nichts ein, sondern kosten im Gegentheil durch Besoldungen, Garnison u. s. w. bedeutende Summen. Sie sind von allen englischen Abgaben frei, und bloß als Militärpunkte wichtig, da sie an der französischen Küste liegen, und kein Schiff, ohne Großbritaniens Erlaubniß, durch den Kanal fahren kann. Bei heiterm Wetter sind von hier aus die englische und französische Küste deutlich sichtbar.

Jersey hat ein eigenes Wappen, ein einfaches Schild mit drei Leoparden, und eigene Silbermünze, Anderthalb- und Dreischillingsstücke, mit einem Eichenkranze auf der einen Seite und der Umschrift: States of Jersey (Stände von Jersey), auf der andern das Wappen. Als Kupfermünze sind die französischen Sols und die englischen Pence in Umlauf. Gold sieht man wenig. Dagegen kursiren Banknoten von der einheimischen Bank Amiraulx, Le Briton und Komp., und von einer zweiten Bank, die sich seit wenigen Jahren unter dem Namen Kommerzial-Bank gebildet hat. Das hiesige Geld verliert gewöhnlich gegen das englische sechs bis acht Prozent.

Die Stadt St. Helier hat vier Druckereien und drei Zeitungen in französischer Sprache: la Chronique de Jersey, la Gazette de Jersey und le Constitutionel, die bloß Samstags erscheinen und, ausser Auszügen aus englischen Zeitungen, sich gewöhnlich nur mit ihren innern Angelegenheiten beschäftigen. Die beiden erstern sind die beliebtesten und am besten geschriebenen; der Constitutionel gehört zur aristokratischen Partei, und führt gleichsam seinen Namen nur spottweise. — Die Schulen sind im Ganzen auf einem guten Fuße, doch bloß nach dem Bell-schen System eingerichtet, wo die Kinder den größten Theil der Schulzeit stehen müssen. Ein würdiger junger Geistlicher aus Frankreich, P. Emil Frossard, der seit zwei Jahren an

der Kapelle S. Paul angestellt ist, und einer der Ersten war, der die Lancastersche und Bellsche Methode in Frankreich einführte, auch deshalb die goldene Verdienstmedaille erhielt, hat sich auch hier eifrig um Verbesserung der Schulen bemüht, aber leider in dem Dechanten einen Gegner angetroffen, der aus Neid, daß die Kanzelvorträge Frossards mehr besucht wurden, als seine eigenen, und aus Haß gegen die liberal gesinnte Partei, die eine eigene Kapelle errichten ließ, alle Bemühungen desselben vereitelte, und es durch seinen Einfluß sogar dahin brachte, daß Frossard dadurch, daß er nicht in der englischen Kirche ordinirte und bloß als Protestant der reformirten Kirche in einer englischen predigte, vor den Cour royale gefordert wurde, und wahrscheinlich in Kurzem seine Stelle wird niederlegen müssen. Ein sauberes Beispiel von Duldung und Bruderliebe in einem Diener der anglikanischen Kirche! Leider stößt man in England häufig auf ähnliche Fälle.

Die Predigten werden hier des Morgens in englischer und des Abends in französischer Sprache gehalten. Ausser der Pfarrkirche und der schönen Kapelle St. Paul, die vor einigen Jahren, wie oben erwähnt, von einigen der angesehensten Einwohner auf Subskription errichtet wurde, und sechstausend Pf. Sterl. kostet, hat die Stadt noch drei Kapellen der Dissenters und ein kleines Bethaus für Katholiken, deren Zahl jedoch sehr gering ist. Die Hälfte der Insel rechnet man zur anglikanischen Kirche, die andere Hälfte zu den Dissenters, die im Innern der Insel bei zwanzig Kapellen besitzen sollen. Am stärksten verbreitet sich die Sekte der Methodisten, besonders unter der niedern Volksklasse, wozu ihre reisenden Prediger, Kanzelerzählungen und gefälligen Gesänge am meisten beitragen. Herzlich zu wünschen ist es jedoch, daß diese engherzige, lieblose und menschenfeindliche Sekte nicht weiter überhand nehme.

Arme sieht man in Jersey nicht. Je von zwanzig zu zwanzig Familien ist ein Armenpfleger, der in seinem Distrikte sorgfältig über die Dürftigen wacht, und durch monatliche Beiträge der Bürger für ihren Unterhalt und ihre Verpflegung sorgt. Bloß alte und kranke Leute und nothleidende Fremde kommen in das am Ende der Stadt gelegene geräumige Armen- und Krankenhaus. Dicht neben demselben liegt das Gefängniß, ein einfaches, aber starkes Gebäude, von einer hohen Mauer umgeben.

Mehr gegen die Mitte der Stadt hin kommt man zu dem neuen, schönen Markt mit einer vierfachen Reihe von schönen bedeckten Hallen, die für einen Markt fast allzugeschmackvoll sind, und eher glänzende Kaufladen vermuthen lassen, als Niederlagen für Metzger, Fisch- und Gemüshändler. Ein kleines Theater, das nur dann geöffnet wird, wenn einmal eine Truppe aus Cherbourg oder Plymouth herüberkommt, ist sehr unbedeutend und verdient kaum Erwähnung. Dagegen sind im Winter viele Bälle und gesellige Vereine, Konzerte aber selten. Der Umgang mit den alten, angesehenen Familien des Landes ist herzlich und ungezwungen; sie haben das Ernste der Engländer, ohne jedoch in ihr Steifes und Zeremonielles zu fallen.

Die Spaziergänge um die Stadt sind meistens am Ufer hin oder um das Fort Regent herum, mit der weiten Aussicht auf das Meer. Zuweilen macht man auch eine Ausflucht nach

St. Aubin, einem Städtchen, das auf der andern Seite der Bucht liegt, und in Kriegszeiten einen eigenen, ziemlich bedeutenden Handel trieb, jetzt aber wenig mehr verkehrt, da die meisten Kaufleute von dort nach St. Helier gezogen sind. Der dortige Hafen ist neu und schön, und besonders deswegen wichtig, weil die Schiffe hier vor den gefährlichen Südwestwinden vollkommen gesichert liegen. Dicht vor dem Hafen liegt ebenfalls im Meere ein kleines Fort, La Tour genannt, das den Eingang beschützt. Die Umgegend ist sehr romantisch und die schönste der Insel. Auf der entgegengesetzten Küste liegt noch ein zweites Städtchen, oder vielmehr bloß ein großes Dorf, Gorée, mit einem alten Kastell, Montorgueil, das jedoch sehr verfallen und bloß in Kriegszeiten besetzt ist.

Nicht weit von hier bemerkt man noch die Spuren einer alten Römermauer (Caesarswall), die Julius Cäsar gebaut haben soll, obgleich die aufgegrabenen Münzen eine spätere Entstehung vermuthen lassen. Auch findet man hin und wieder auf der Insel sogenannte Druidensteine, die den frühen Aufenthalt derselben auf dieser Insel verkündigen.

2.

Die Insel Guernesey.

Lage. Klima. Pierre-Port. Verfassung. Signalstangen. Doyle's Denkmal. Insel Harm. Insel Sark.

Diese Insel liegt sieben franz. Meilen von Jersey und sechs von Cherbourg, ist sieben engl. Meilen lang und fünf breit, und zählt etwas über zwanzigtausend Einwohner, die gleiche Sprache und Ursprung mit Jersey haben. Auch hier ist die Grundlage der Insel ein weißlicher, mehr aber ein bläulicher Granit, der viel zum Pflastern gebraucht und zu diesem Zwecke auch nach England ausgeführt wird. Nur bricht er sich nicht in so starken Massen, wie der zu Jersey; auch hat das Pflaster den Nachtheil, daß es sich zu leicht abglättet, und bei steilen Straßen für die Pferde sehr gefährlich ist. Die bedeutendsten Granitbrüche sind in dem Kirchspiele Le Valle nahe bei der Stadt. Land und Luft sind wie in Jersey. Die hiesige Butter übertrifft noch jene, und wird als etwas Köstliches nach England ausgeführt. Obstbäume sind weniger als dort.

Eine ganz eigenthümliche Pflanze besitzt Guernesey in seiner Lilie (Guernesey lily), die sonst nirgends, selbst nicht auf Jersey, fortkommt, und bloß in den Gärten gezogen wird. Man hat zwar den Versuch gemacht, die Zwiebel, nachdem sie schon getrieben, zu verpflanzen, und brachte sie auch wirklich in Cherbourg zur Blüthe, aber gleich darauf starb die Pflanze ab. Die Blume gleicht der gewöhnlichen Lilie, und ist von einer schönen dunkelrothen Farbe. Sie sitzt auf einem blätterlosen, ein bis anderthalb Fuß hohen Stengel. Erst nach der Blüthe erscheinen einige Blätter. Die Pflanze blüht im Herbst. Sie kommt, wie man sagt, ursprünglich aus Süden.

Die hiesige Küste ist ebenfalls mit gefährlichen Felsen umgeben, und an schwachen Stellen

durch Batterien und Martello-Thürme (Martello Towers) beschützt. Dicht vor dem Hafen liegt auf einem Felsen im Meere, wie bei St. Helier, eine kleine Festung, Chateau-Cornet, und auf der Küste zur Rechten der Stadt ein starkes Fort (Fort George), worauf in Kriegszeiten zweihundert Kanonen befindlich sind. Etwas weiter, zur Linken, liegt ein zweites Fort-le Valle genannt.

Die Stadt St.-Pierre-Port, englisch St. Peters-Port, hat in der Ferne das Ansehen einer italienischen Stadt, da sie an einen Hügel hinangebaut ist, und viele schöne weiße Häuser auf der Höhe herumliegen. Im Ganzen hat sie aber das Heitere und Freundliche nicht, wie St. Helier, obgleich sie durch die vielen Kaufladen und stärkere Bevölkerung mehr als jene im Innern einer regsamen englischen Stadt ähnlich sieht. Die Straßen sind meistens eng und steil, und viele mit steinernen Treppen versehen. In der untern Stadt trifft man wenige schöne Häuser, dagegen mehr in dem obern Theile, wo die anmuthigsten Gebäude und Gärten mit einander abwechseln.

Der Hafen ist nicht so groß, wie der zu St. Helier (kaum für sechszig Schiffe), hat aber mehr Gewicht durch die stärkere Verbindung mit England und den größern Handel. Der Hafendamm ist stark und breit, zu beiden Seiten mit einer kleinen Mauer eingefaßt, und dient zum Versammlungsorte der Kaufleute. Die Stadt hat siebenzig eigene Schiffe, die meistens nach Brasilien und den spanischen Kolonien fahren, und die Produkte dieser Länder nach Europa bringen, besonders nach Hamburg und Triest. Ausserdem gehen mehrere Schiffe auf den Stockfischfang nach Terreneuve. Sonst wurde von hier aus ein bedeutender Schleichhandel nach England getrieben, der aber gegenwärtig fast ganz aufgehört hat. Bloß von Cherbourg aus dauert dieser gefährliche Verkehr fort. In Kriegszeiten war Guernesey die Niederlage für alle französische Weine und Branntweine, von wo die größten englischen Kaufleute ihre Bedürfnisse zogen. Seitdem aber die Engländer wieder ihre direkten Verbindungen angeknüpft haben, wird fast nichts mehr darin gethan.

Die Stadt St.-Pierre-Port zählt zwölf- bis dreizehntausend Einwohner. Ausser dem kleinen Marktplatze sind keine öffentlichen Plätze vorhanden. Auf ersterm befindet sich eine ziemlich große Halle mit Fleischbänken und Gemüseladen und einem großen Ballzimmer im ersten Stocke. Der Gerichtshof (Cour royale) liegt in dem obern Theile der Stadt in einer ziemlich engen Straße, Manor Street, und ist ein kleines Gebäude mit einer Terrasse und eisernem Gitter auf der Vorderseite. Im untern Geschoße befinden sich mehrere Gerichtsstuben, und im ersten Stocke die Gerichtshalle für die zwölf Richter und den Lieutenant-Baillif als Präsident. Die Bänke für das Publikum erheben sich amphitheatralisch. Die Richter und der Präsident tragen keine rothe Mäntel, wie auf Jersey, sondern zeigen sich in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Sieben Richter sind zur Eröffnung des Hofes erforderlich. Unter dieser Anzahl vertagt er sich. Die Einrichtung des hiesigen Cour royale ist wie auf Jersey, nur mit dem Unterschied, daß der Baillif für Guernesey auch auf der Insel residirt, während der von Jersey in England lebt.

Der gegenwärtige Gouverneur von Guernesey ist Lord Pembroke, der von Jersey Marschall Beresford.

Ausser dem Gerichtshofe bestehen hier zweierlei Arten Landstände, les États d'élection und les États délibératifs. Erstere bestehen aus den zwölf Geschwornenrichtern, aus den zehn Pfarrern der zehn Kirchspiele, aus den zehn Connétables und den sogenannten Douzainiers. Diese letztern sind die angesehensten Personen, die in den verschiedenen Kirchspielen durch Stimmenmehrheit ernannt werden. Jeder, der zu den Staatsausgaben und Armengeldern beiträgt, hat nach dem zwanzigsten Jahre das Recht, für die Douzainiers zu stimmen. In den meisten Kirchspielen werden zwölf Personen gewählt, daher auch ihr Name. In einigen sind jedoch auch vierzehn bis fünfzehn, und in St.-Pierre-Port sogar zwanzig, nach Verhältniß der Volksmenge. Das Amt derselben ist, dafür zu sorgen, daß die Armen- und Staatsgelder in ihren Distrikten richtig eingehen, während die Connétables für die öffentliche Sicherheit wachen. Die États d'élection oder Wahlstände, die, wie oben erwähnt, aus den Richtern, Pfarrern, Konstabeln und sämmtlichen Douzainiers bestehen, treten bei dem Absterben eines Richters zusammen, um unter den verschiedenen Kandidaten, die sich gemeldet, einen andern an dessen Stelle zu wählen. Das Volk hat dabei weiter nichts zu thun, da die Douzainiers als Abgeordnete und Sprecher desselben betrachtet werden.

Die États délibératifs oder eigentlichen Landstände hingegen bestehen bloß aus den zwölf Richtern, den zehn Pfarrern, die durch den Lieutenant-Gouverneur ernannt werden, und den zehn Connétables, die als Deputirte der Douzainiers angesehen werden. Wenn nämlich ein neues Gesetz in Vorschlag ist, so wird dasselbe erst den Douzainiers jedes Kirchspiels vorgelegt, die durch Stimmenmehrheit für die Annahme oder Verwerfung desselben entscheiden und den Connétable als ihren Präsidenten und Stellvertreter mit Ja oder Nein beauftragen. Sind die Stimmen getheilt, so kann der Präsident den Ausschlag geben. Sonst bestanden bloß die États délibératifs; seit 1606 sind aber daneben die Wahlstände oder das Wahlkollegium eingeführt, das Viele für einen Nachtheil, Andere wieder für einen Vortheil des Landes halten. Soviel ist gewiß, daß das Volk dadurch keine direkte Stimme hat, und die Douzainiers mehr dem aristokratischen Einflusse unterworfen sind, welches besonders darin sichtbar wird, daß Guernesey dreimal mehr für Staats- und Armengelder bezahlte, als Jersey, und das sogenannte Quartier sich auf zwanzig Schilling Sterl. belauft, oder fünf Prozent von jährlichen Einkünften, während es in Jersey kaum sechs Schillinge beträgt. Es ist wahr, man macht Jersey den Vorwurf, daß die Landesabgaben nicht gehörig und auf rechtliche Weise vertheilt sind, indem bloß die Güterbesitzer dazu beitragen, und der Kapitalist, der keinen eigenen Grund und Boden hat, frei durchgeht; doch fühlt der Bauer und der niedere Handwerker sicher dort weniger den geringen Beitrag, als hier, wo die Abgabe den dreifachen Werth übersteigt. Guernesey hat eigene Banknoten, die aber von den Landständen ausgehen und den Namen State notes führen.

Für die Armen wird hier ebenfalls bestens gesorgt. Das Armen- und Krankenhaus ist hell

und reinlich, und faßt bei zweihundert und fünfzig Personen. Die untern Schulen sind nach dem Bell'schen System, in hellen, freundlichen Lokalen. Für die Mittelklasse gibt es Privat-Institute oder sogenannte Akademien, die mehr oder weniger schlecht bestellt sind. Die höhern Stände schicken ihre Kinder meistens nach England und Frankreich, wo sie aber auch selten in bessere Hände fallen. In den Volksschulen und Akademien wird jetzt mehr auf die englische als auf die französische Sprache gesehen. Alle Kinder, die man auf den Straßen sieht, sprechen englisch; dagegen trifft man in den untern Ständen und auf dem Lande größtentheils noch die französische Sprache. Kleidung und Bauart ist jedoch auf der ganzen Insel englisch.

Man zählt in der Stadt sieben Kirchen und Kapellen, wovon drei anglikanische, eine Quäker-, zwei Methodisten- und eine Anabaptistenkirche. Wöchentlich erscheinen hier vier Zeitungen, eine in englischer Sprache, the Star, jeden Dienstag, und drei in französischer Sprache jeden Samstag, nämlich l'Indépendent, le Mercure und la Gazette de Guernesey. Sie liefern bloß Auszüge aus den englischen Blättern, und berichten die innern Vorfälle. Die Buchhändler verdienen kaum den Namen, und beschäftigen sich meistens mit dem Verkauf von kleinen Kupferstichen, Zeichnungen u. dgl. Will man irgend ein Buch haben, was nicht gerade zu den Hauptklassikern gehört, so muß man es erst aus London verschreiben.

Einen schönen öffentlichen Spaziergang besitzt die Stadt in dem sogenannten New-Ground, der aus einer großen Wiesenfläche mit hohen Bäumen umpflanzt besteht, und von der Höhe an einigen Punkten eine schöne Aussicht bietet.

Das Innere der Insel ist, wie auf Jersey, ein wahrer Garten; doch bemerkt man hier weniger Obstbäume, dagegen mehr Wiesenland. Auf den Höhen liegen verschiedene Windmühlen, und vier Signalstangen, die ich hier etwas näher in Augenschein nahm. Diese Signalstangen stehen auf einem kleinen Fort, welche in Kriegszeiten durch zwei Kanonen vertheidigt werden. Ein kleines steinernes Wachthaus liegt daneben. Gewöhnlich sind zwei Männer bei jeder Stange, die von fünf zu fünf Minuten mit Fernröhren das Meer beobachten, und jedes sich zeigende Schiff sogleich ankündigen. Sie haben zu dem Ende eine Kiste mit verschiedenfarbigen Flaggen und großen ledernen Kugeln bei sich, nebst einer gedruckten Zeichenerklärung. Die Stange hat zwei Quermaste mit verschiedenen Stricken, die an Rollen auf- und niederlaufen und zur Aufschließung der Flaggen oder Kugeln dienen. Durch die Verschiedenheit der Flaggen und Kugeln wird erstlich die Anzahl der sich zeigenden Schiffe und die Flagge derselben angekündigt, dann ob sie auf die Insel zusteuern oder vorbeifahren, ob es Kriegs- oder Kauffahrteischiffe sind, und von welcher Größe; ferner wenn Schiffe in Noth sind u. s. w.

Nicht weit von St.-Pierre-Port hat man seit Kurzem auf der nördlichen Spitze der Insel ein schönes Monument zu Ehren des Generals Doyle errichtet, der hier fünfzehn Jahre als Lieutenant-Gouverneur gelebt und sich allgemein beliebt gemacht hatte. Das Monument ist aus kleinen graublauen Granitquadern zusammengesetzt, und stellt eine einfache, fünfundachtzig Fuß hohe Säule vor, mit einer Treppe im Innern. Ueber der Thür lieset man die Inschrift Doyle,

und darunter Pub. Grat. (public Gratitude, öffentliche Dankbarkeit). Das schönste Denkmal für den General wäre, aus dieser Säule einen Leuchtthurm zu machen, dessen die Küste ohnehin so sehr benöthigt ist. Die Miliz von Guernesey besteht aus vier Regimentern Infanterie und zwei Regimentern Artillerie, jedes von fünfhundert Mann. Die Dienstzeit ist vom sechszehnten bis zum sechszigsten Jahre.

Unmittelbar dem Hafen von St.-Pierre-Port gegenüber liegen die beiden kleinen Inseln Harm und Sark. Erstere ist bloß drei englische Meilen entfernt und kaum eine Meile breit und lang; sie gehört dem Obersten Lindsay, der sie der Regierung für achttausend Guineen abgekauft, und ein Landhaus und einige Meiereien darauf gebaut hat. Vier englische Meilen weiter und sieben von Guernesey liegt Sark, drei Meilen lang und dritthalb Meilen breit, mit 300 bis 350 Einwohnern, meistens Fischern und Landleuten, die einige Viehzucht und Obstbau treiben, und jeden Samstag einen kleinen Kutter auf den Markt von St.-Pierre-Port senden.

Und so liegen denn hier, von Klippen umgürtet und dem gewaltigen Meere umbrauset, ein paar Eilande, die, obgleich kaum einige Stunden von Frankreichs Küsten entfernt, doch frei von allem politischen Einflusse und drückenden Lasten Jahrhunderte hindurch, unter britischem Schutze, glücklich und zufrieden leben, und zwei kleine Freistaaten bilden, die, besonders was Jersey betrifft, mit Wärme alle Versuche gegen ihre alten Rechtsame zurückweisen, und eine Unabhängigkeit und Vaterlandsliebe offenbaren, die jedem unbefangenen Fremden, der Gelegenheit hatte, das Thun und Treiben dieser Insulaner mit eigenen Augen zu beobachten, mit herzlichem Vergnügen erfüllen. H. M.......r.

Umriß der Pflanzen-Erdkunde *).

1.

Ein gründliches Studium der Thatsachen, welche auf die Vertheilung der Pflanzen über den Erdball Bezug haben, so wie der mehr oder weniger allgemeinen Gesetze, die aus denselben hergeleitet werden können, ist es, was unter dem Namen der botanischen Erdkunde oder der Pflanzen-Geographie verstanden wird. Es konnte sich dieser Zweig des menschlichen Wissens nicht eher entwickeln, bis die Erdkunde sowohl als die Pflanzenkenntniß hinlängliche Fortschritte gemacht hatten, um ihre einzelnen Beobachtungen zu allgemeinen Begriffen auszubilden. Das Studium und selbst die Angabe des Vaterlandes der Pflanzen blieben vormals beinahe überall vernachlässigt. Linnäus hat denselben zuerst eine Stelle in den allgemeinen Pflanzenverzeichnissen angewiesen; er war der Erste, welcher durch Lehre und Vorbild die zweckmäßige Abfassung von Länderfloren dargestellt hat; ihm gebört insbesondere auch das Verdienst,

*) Nach De Candolle Essai élémentaire de géographie botanique. Paris 1821. in-8.

der Erste die Heimath (patria, habitationes) der Pflanzen, das will sagen, die Länder, wo sie wachsen, von den Standörtern (Stationes) derselben, oder den besondern Oertlichkeiten, in denen sie sich zu entwickeln pflegen, gehörig unterschieden zu haben. Linnäus lieferte also die Grundzüge der Pflanzen-Geographie; ihre nähere Ausbildung ist ein Verdienst der Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Aufzählung aller dahin einschlagenden Arbeiten soll hier nicht gegeben werden. Stromeyer gab im Jahr 1800 einen Abriß der neuen Wissenschaft (Comm. syst. hist. veget. geogr. specimen. Gottingae. 8.); Kielmann hat im Jahr 1804 die Alpenvegetation mit neuen Ansichten erörtert (Diss. de vegetatione in region alpinis. Tubingae. 8.). Umfassender, gründlicher und vollständiger haben Alexander von Humboldt und de Candolle in ihren klassischen Werken die botanische Erdkunde ausgebildet, indem sie die Angaben derselben mit den wichtigsten Lehrsätzen der Naturwissenschaften vereinbarten. Von da an wird die neue Wissenschaft durch Männer, welche die Vegetation einzelner Länder genauer erforschten, trefflich benutzt und hinwieder auch erweitert; beides hat Wahlenberg für Lappland, für die Schweiz und für die Karpathen gethan, Robert Brown für Neu-Holland und die afrikanische Landschaft am Congo, Leopold von Buch für die canarischen Inseln u. s. w. Der dänische Naturforscher Schouw hat, von seinen naturwissenschaftlichen Reisen zurückgekehrt, neuerlich einen dem jetzigen Zustande der Kenntnisse angepaßten Umriß für die Bearbeitung der Pflanzengeographie entworfen.

Zur Grundlage der Wissenschaft dient die Kenntniß der Aussendinge, wodurch Leben und Gedeihen der Pflanzen bedingt sind. Es gehören dahin Wärme, Licht, Wasser, die Beschaffenheit des Bodens und der Atmosphäre, deren Ergebnisse zwar einzeln und abgesondert gewürdigt werden können und müssen, die in der That aber meist nur vereinbart auf das Pflanzenleben einwirken.

Die Wärme zunächst bietet einerseits den rein physischen Einfluß dar, welchen sie durch Ausdehnung und Zusammenziehung auf die flüssigen und festen Theile der Pflanzen, wie auf alle Körper überhaupt ausübt, anderseits dann aber eine physiologische Einwirkung auf ihre Lebenskraft. Hinwieder muß der Einfluß der Wärme auf die Flüssigkeiten, welche erst noch in die Pflanze übergehen sollen, von demjenigen auf die schon in ihr vorhandenen unterschieden werden. Bei einer unter den Gefrierpunkt gesunkenen Temperatur mag das zum festen Körper gewordene Wasser nicht in die Pflanzensubstanz übergehen, wodurch die Vegetation unterbrochen wird; bei allzuhoher Temperatur vertrocknet der Boden und liefert weiter keine Pflanzennahrung. Die eine dieser Ursachen der Unfruchtbarkeit findet gegen den Pol und auf den hohen Gebirgen, die andere an sehr heißen Orten statt. Es sind drei verschiedene Gesichtspunkte, die bei Würdigung des Einflusses der Wärme auf die Vertheilung der Pflanzen über den Erdball vorzugsweise beobachtet werden müssen: erstlich die mittlere Temperatur des Jahres, zweitens ihre Extreme oder die höchsten Kälte- und Wärmegrade, und drittens die Wärmevertheilung auf die verschiedenen Monate.

Die mittlere Temperatur des Jahres ist am frühsten und lange Zeit ausschließlich nur beobachtet worden; aber was man daraus auf die Verhältnisse der Vegetation folgern wollte, mußte schon darum unzuverlässig und meist irrig sein, weil die gleiche mittlere Wärme aus ganz verschiedenen Ursachen hervorgehen und unter völlig verschiedenen Umständen statt finden kann. Zuverlässigere, obgleich beschränktere Folgerungen mögen aus den Extremen der Temperatur gezogen werden. Wo ein gewisser Kälte- oder Hitzegrad vorkommt, da werden diejenigen Pflanzen nicht mehr zu finden sein, welche diese Extreme nicht ertragen mögen. Die Kultur kann diese Schranken einigermaßen erweitern, und durch Schutz und Pflege, die sie den Gewächsen angedeihen läßt, oder durch von Zeit zu Zeit erneuerte Pflanzungen, wird es dem Menschen möglich, nutzbare Gewächse über die Grenze hinaus zu kultiviren, auf die sie ohnedies beschränkt blieben, und in Gegenden, deren Winter sie, sich selbst überlassen, nicht ertragen möchten; so verhält sich's mit der Weinrebe, dem Oelbaum u. s. w., und hierauf beruht ein wesentlicher Unterschied zwischen der landwirthschaftlichen und der botanischen Geographie.. Am folgereichsten für beide ist inzwischen die Vertheilung der Wärme auf die monatlichen Jahresabschnitte.

2.

Der Einfluß des Sonnenlichtes auf den Pflanzenwuchs ist nicht minder wichtig, als derjenige der Wärme, und die wichtigsten Erscheinungen des Pflanzenlebens werden durch ihn bestimmt. Die Einsaugung der Pflanzensäfte geschieht unter diesem Einflusse, und ist zur Nachtzeit beinahe völlig unterbrochen; das Nämliche geschieht hinsichtlich der Ausdünstung, die im Dunkeln fast gar nicht, den Tag über hingegen und vorzüglich im Sonnenschein sehr bedeutend statt findet; die Zersetzung der Kohlensäure in der zellichten Substanz der Pflanze, und demnach die Ablagerung des Kohlenstoffs in derselben, die Färbung ihrer Grüntheile, ihr Wachsthum und ihre Entwicklung, werden gutentheils durch das Licht bestimmt; von diesem hängen hinwieder vorzugsweise oder auch ausschließlich die unter dem Namen des Pflanzenschlafs bekannten Erscheinungen ab, und endlich ist die Einsaugung einer verhältnißmäßigen Menge von Sauerstoff an die Abwesenheit des Lichtes bedingt. Diese Wirkungen des Lichtes stellen sich jedoch verschiedentlich und in ungleichem Grade in den verschiedenen Pflanzenarten dar, und hierauf beruht ihr ungleiches Lichtbedürfniß. Zwar ist das Licht im Durchschnitte gleichförmiger über den Erdball verbreitet, als die Wärme; seine Vertheilungsart aber bietet nichts desto minder ebenfalls wichtige Abweichungen dar. In den nahe beim Aequator gelegenen Ländern ist das mehr senkrecht wirkende Licht kräftiger, und seine Einwirkung auf die Pflanzen beinahe ununterbrochen das ganze Jahr hindurch andauernd; nach Maasgabe der Entfernung vom Aequator gegen die Pole hin werden die schiefer einfallenden Lichtstrahlen auch schwächer, und wo die langen Sommertage mit langen Winternächten abwechseln, da mag im ersten Zeitraum, welcher mit der Dauer der Vegetation jener Länder zusammentrifft, die mindere Stärke durch die längere Andauer ganz oder theilweise ersetzt werden. In niedrigen, der Meeresfläche parallel liegenden Ländern müssen die Sonnenstrahlen, um zu den Pflanzen zu

gelangen, eine dichte Atmosphäre durchdringen, die einen Theil ihres Glanzes gleichsam dämpft; je höher hingegen die Berge sind, desto kräftiger ist daselbst in der dünnern Atmosphäre die Wirkung der Lichtstrahlen; so daß in jedem gegebenen Breitegrad diejenigen Pflanzen, welche mehr Licht als Wärme bedürfen, die Berghöhen besetzen, und hingegen die, so mehr Wärme als Licht verlangen, in den Niederungen bleiben. Wer sich mit Kultur der Alpenpflanzen abgab, weiß aus Erfahrung, wie schwer es hält, dies Verhältniß des Standortes nachzuahmen, und ihnen hinlängliches Licht ohne allzuviele Wärme zu verschaffen. In jedem gegebenen Lande aber vertheilen sich die Pflanzen in die Oertlichkeiten, je nach Verhältniß ihres Lichtbedürfnisses oder ihrer Fähigkeit, ohne Nachtheil einen gewissen Grad von Dunkelheit ertragen zu mögen. Wir sehen, daß alle sehr wässerichten Pflanzen, die einer starken Ausdünstung bedürfen; alle Fettpflanzen, die, mit geringen Organen der Ausdünstung versehen, eines kräftigern Reizes für dieselben bedürfen; alle, deren Substanz reich an Kohlenstoff ist, welche harzige und ölige Säfte oder breite grüne Flächen besitzen — vieles Licht bedürfen, und sich daher offene Standorte wählen, während die übrigen, wo jene Verhältnisse nicht vorhanden sind, im Dämmerlicht der Gebüsche, oder im stärkern Schatten der Hecken, Mauern und Wälder, oder vollends, wie gewisse Pilze, im völligen Dunkel der Grotten und Höhlen leben.

Die Unentbehrlichkeit des Wassers für das Pflanzenleben war von jeher bekannt; ebenso das ungleiche Verhältniß dieses Wasserbedürfnisses für die verschiedenen Gewächse, und hinwieder der Einfluß von Licht und Wärme auf Steigerung oder Minderung desselben zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Vegetationsepochen. Das Wasser selbst enthält verschiedentliche Stoffe aufgelöset oder beigemischt, welche hinwieder auch ungleich auf die Pflanzen einwirken. Den Gewächsen, deren Substanz vielen Kohlenstoff heischt, wie die Bäume harten Holzes, ist ein sehr reines und wenige Kohlensäure enthaltendes Waßer zuwider; Pflanzen, die viele stickstoffhaltige Theile in der chemischen Analyse darthun, wie dies bei den Familien der Kreuzpflanzen und der Pilze der Fall ist, lieben vorzugsweise einen Boden, der viel animalische Theile aufgelöset enthält; Gewächse, deren chemische Zerlegung eine bedeutende Menge erdigter Theile darstellt, wie zum Beispiel Kieselerde in den spitzkeimenden Pflanzen, Gips in den Hülsenfrüchten, bedürfen dieser Bestandtheile in dem Boden, wo sie gedeihen sollen, und der Landwirth ertheilt ihm dieselben künstlich, wenn sie mangeln. Beiläufig mag hier auch die Bemerkung stehen, daß eben um ihres kieselerdigen Gehaltes und dem darauf beruhenden kräftigen Widerstand gegen das Waßer, oder der geringern Auflösbarkeit durch dasselbe willen, die spitzkeimenden Pflanzen (Monocotyledonen) unter allen Völkern beinahe zur Bedeckung der Wohnungen gebraucht werden. Die Nordländer bedienen sich dafür aus dem gleichen Grunde des Strohes, aus welchem die Bewohner der Tropenländer die Palmblätter gebrauchen.

Der Einfluß des Bodens auf die Gewächse umfaßt mehrfache Verhältnisse. Zuerst dient er ihnen als Stützpunkt, und er bedarf dazu einer gewissen Festigkeit, so daß, wo diese im beweglichen Sande allzusehr mangelt, oder wo hingegen in hartem Felsen oder zäher Thonerde dieselbe

allzugroß ist und das Eindringen der Wurzeln hindert, — alsdann aus entgegenstehenden Ursachen der Boden unfruchtbar bleibt. Je nach seiner verschiedenen Natur ist weiterhin der Boden für die Erwärmung durch die Sonnenstrahlen mehr oder weniger empfänglich, und die dadurch einigermaßen veränderte Temperatur hat unstreitig auch einigen Einfluß auf die an dem einen oder andern Standort besser gedeihenden Pflanzen. Daß auch die chemischen Bestandtheile des Erdreichs und der ihm unterliegenden Felsarten Einfluß auf die Gewächse haben, läßt sich keineswegs läugnen, ist jedoch in übertriebenem Maase behauptet worden. Hr. de Candolle versichert, durch siebenjährige Reisen in Frankreich zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß ungefähr alle wildwachsenden Pflanzen fast auf jedem mineralogischen Boden angetroffen werden. Einzelne Beobachtungen in einem beschränkten Kreise können leicht zu Behauptungen verleiten, die durch andere auf ausgedehnterm Gebiete widerlegt werden. Wichtiger ist auf jeden Fall der Einfluß, welchen der Boden vermöge seiner physischen Eigenschaften ausübt. Dahin gehört sein hygroskopisches, oder wasserschluckendes und wasserhaltendes Vermögen, wodurch er den Gewächsen, in dem Verhältniß, wie ihnen mehr oder weniger Feuchtigkeit erforderlich ist, besser oder schlechter zusetzt. Aber auch dieses Vermögen wird durch anderweitige Verflechtungen nochmals modifizirt. So hat Kirwan durch seine vergleichende Zerlegung der für den Getreidebau vorzüglich erachteten Erde verschiedener Länder dargethan, daß dieselbe um so mehr Kieselerde enthält, je mehr das Klima regnerisch, und hingegen mehr Thonerde, je weniger regnerisch dasselbe ist, oder mit andern Worten, daß das Erdreich, um für das Gedeihen einer bestimmten Gewächsart tauglich zu sein, in einem trockenen Klima mehr und in einem feuchten minder hygroskopisch sein muß: woraus einleuchtend wird, daß in verschiedenen Ländern die nämlichen Gewächsarten in ungleichartigem Boden wohl gedeihen müssen.

3.

Bei der Würdigung des Einflusses auf die Vegetation erscheint nochmals ihr hygroskopisches Verhältniß, das will sagen, die sichtbar oder unsichtbar in ihr enthaltenen Wasserdünste, vorzüglich beachtenswerth. Aus Kulturversuchen sowohl als aus Beobachtungen der Vertheilung der Pflanzen über die Erde geht hervor, daß bei gleicher Temperatur einige Gewächse in einer mäßig feuchten, andere in einer sehr feuchten und noch andere in einer sehr trockenen Atmosphäre wohl gedeihen. Hierauf beruht eines der Verhältnisse, welche die Kultur im Freien nachzuahmen überall nicht, und diejenige der Gewächshäuser nur unvollkommen zu ersetzen im Stande ist, und wodurch also auch die Verpflanzung der Gewächse aus einem ins andere Land erschwert wird. Durch diesen Umstand mag zum Theil der Unterschied zwischen den Küsten- und Binnenländern, zwischen Berg- und Thalgegenden begründet werden. Die Nebel hindern die Befruchtung der Blumen, und darum allein schon kann manches Gewächs in einem während seiner Blüthezeit meist nebligen Klima nicht wohl gedeihen.

Die Wirkungen der Bewegung der Luft sind zwar in ihren Extremen wohl bekannt, aber noch nicht, wie sie verdienen, im Einzelnen näher geprüft worden. Jedermann weiß, daß durch

allzuheftige Winde Bäume umgeworfen und entwurzelt werden, daß diese Wirkungen um so öfter und leichter eintreten, als der Boden sandiger, die Bäume hochstämmiger, ästiger, ihr Holz brüchiger, die Blätter breiter und die Früchte größer sind. Ein gänzlicher Stillstand der Luft scheint aber ebenfalls den Gewächsen nachtheilig zu sein; mehrere Gärtner hatten schon die Bemerkung gemacht, daß es vortheilhaft sei, in den Gewächshäusern einige Luftbewegung zu unterhalten, und neuerlich hat Hr. Knight dargethan, daß das Wachsthum von Bäumen in einer gegebenen Zeit geringer in stillstehender, als hingegen in vom Winde bewegter Luft ist.

Am schwierigsten dürfte hinsichtlich der Luft die Ausmittelung des Einflusses ihrer Dichtigkeit, oder was auf eins herauskommt, der Einfluß absoluter Höhe auf das Pflanzenwachsthum sein. Es ist derselbe auf jeden Fall sehr zusammengesetzt, und die Höhe kann auf die Pflanzen wirken, weil sie auf die Wärme, auf die Stärke des Sonnenlichts, auf die Feuchtigkeit und Dichtheit der Luft einen sehr unzweideutigen Einfluß hat. Die Wärme der Atmosphäre nimmt im Verhältniß ihrer Höhe ab, und die Thatsachen, welche darthun, daß die geringere Wärme der hohen Berge auf die Vertheilung der Gewächse unmittelbar einwirkt, sind folgende: Das natürliche Wachsthum jeder Pflanze ist um so mehr an eine bestimmte Höhe über der Meeresfläche gebunden und festgehalten, als von Ländern die Rede ist, welche dem Aequator nahe liegen, und hingegen desto unsteter, je mehr sich's um gemäßigte Länder handelt; denn je mehr man sich vom Aequator entfernt, desto mehr Einfluß hat die Lage jedes Orts auf seine Temperatur. In gemäßigten Himmelsstrichen, in Frankreich zum Beispiel, werden die für den Wechsel der Temperatur minder empfindlichen Pflanzen, die unter allen Breitegraden wachsen, auch auf allen Höhen, von der Meeresfläche bis zur Grenze des ewigen Schnees angetroffen. Die gemeine Heide, der Wachholder, die Birke und bei sechshundert Arten in de Candolle's Flora von Frankreich, wachsen ohne Unterschied auf einem mit der Meeresfläche wagerechten Boden und bei neuntausend Fuß über derselben. Wenn Pflanzen, die ihrer Natur nach einen höhern Wärme- und Kältegrad scheuen, unter verschiedenen Breitegraden wachsen, so werden dieselben alsdann auf solchen Höhen angetroffen, deren Wirkung jene der Breite ersetzen kann; so gedeihen Pflanzen der Ebenen des Nordens, auf Berghöhen im Süden. Mit den nutzbaren Pflanzen, die im Großen angebaut werden, verhält es sich eben so; jene, welche unter allen Breitegraden angebaut werden, gedeihen auch auf allen Höhen, wogegen die, welche auf gewisse Breitegrade beschränkt sind, auch verhältnißmäßige Höhen nicht übersteigen. Die Kartoffel, die in den Ebenen gemäßigter Länder überall wohl gedeiht, wird in Chili auf der Höhe von 3600 Meter gepflanzt; der Oelbaum, welcher nirgends vierundvierzig Breitegrade erreicht, steigt auch nicht über vierhundert Meter. Die Erhöhung über der Meeresfläche bringt, hinsichtlich auf die Temperatur der Jahrszeiten, ziemlich analoge Wirkungen mit denen der Entfernung vom Aequator hervor, demnach dann auch der Einfluß auf die Vegetation in beiden Fällen um so ähnlicher erscheint. So wie man in senkrechter Linie aufsteigt, ergibt sich aus der abnehmenden Dichtigkeit der Luft eine verstärkte Wirkung des Sonnenlichts, welche auf der Linie der Ent-

fernungen vom Aequator sich hinwieder auch darstellt, weil die Andauer des Lichts während der Vegetationszeit im Verhältnisse der höhern Breiten zunimmt. So wie man auf den Bergen höher steigt, zeigt die sinkende Bewegung des Hygrometers die sich mindernde Feuchtigkeit der Luft an; die nämliche Erscheinung wird im Fortschreiten vom Aequator nach dem Pole angetroffen. Auf Bergen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, und wo die Pflanzen gewöhnlich mit Eiswasser getränkt werden, bemerkt man, daß solche Arten, die eine große Wärme nicht ertragen mögen, tiefer herabsteigen, als dies unter gleichen Breitegraden da geschieht, wo sie nicht mit Schneewasser getränkt werden. Aus allem Vorstehenden scheint zu folgern, daß der einigermaßen unveränderliche Stand der Pflanzen auf bestimmten Höhen wesentlich von der im Verhältniß der Erhöhung sinkenden Temperatur abhängt. Der einzige, bloß theoretische Gesichtspunkt, demzufolge man glauben könnte, die Dünnheit der Luft äussere eine unmittelbare Wirkung auf das Wachsthum der Pflanzen, beruht auf ihrem Bedürfnisse, eine größere oder kleinere Menge Sauerstoffgas, zur Nachtzeit durch ihre grünen, und bei Tag und Nacht durch ihre farbigen Theile, einzusaugen. Allerdings muß es wohl einen Punkt der Erhöhung geben, wo die allzudünn gewordene Atmosphäre die für dieses Bedürfniß erforderliche Luft den Pflanzen nicht mehr gewährt; allein ehe dies Verhältniß eintritt, sind die Berge überall mit Schnee bedeckt. Und in der That sehen wir solche Pflanzen, die vielen Sauerstoff heischen, mit solchen, die nur wenig bedürfen, gleichmäßig auf Bergen und in den Ebenen wachsen; so daß der Einfluß dieses Verhältnisses, wenn er auch einigermaßen statt finden sollte, doch unter dem vorherrschenden Einflusse von Wärme, Licht und Feuchtigkeit gleichsam wieder verschwindet. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Drucke der Luft, dessen Verminderung die Ausdünstung begünstigen und befördern wird. Die Theorie lehrt dies, aber die Thatsache befriedigend darzustellen und zu würdigen, sind wir im gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft nicht vermögend.

4.

Das bisher Vorgetragene zeigt die Einwirkung äusserer Kräfte auf die Pflanzen, und erklärt, wie aus der eigenthümlichen Struktur jeder Pflanze, in Verbindung mit jener Einwirkung, für jede Gewächsart theils die Möglichkeit des Wachsthums an einem bestimmten Orte, theils das bessere Gedeihen in einer gewissen Oertlichkeit hervorgeht. Diese allgemeinen Angaben lassen sich nun auf die Standörter und Wohnungen der Gewächse anwenden.

Unter Standort (Station) versteht man die besondere Beschaffenheit der Oertlichkeit, worin die einzelnen Pflanzenarten gewöhnlich wachsen, und unter Wohnung (habitation) die allgemeine Angabe des Landes, wo sie frei oder wild wachsen. Der Ausdruck Standort hat wesentlichen Bezug auf Klima und Boden eines gegebenen Ortes; die Wohnung bezieht sich mehr auf geographische und auch wohl geologische Verhältnisse. Der Standort des Salzkrautes ist ein salziger Sumpfboden, derjenige der Wasserranunkel ein stehendes Süßwasser; die Wohnung beider Pflanzen ist Europa; Nordamerika ist die Wohnung des Tulpenbaums. Das Studium der Standörter kann die Topographie, diejenige der Wohnungen die Geographie

Botanik heißen. Wodurch die Standörter der Pflanzen einer Gegend oder eines Landes bestimmt werden, ist so eben angedeutet worden. Ob gleichartige oder ähnliche Verhältnisse auch die Wohnungen der Pflanzen begründen, ist eine schwieriger zu lösende Frage.

Man will hier zuerst bei den Gesetzen der Standörter verweilen. Es können die sämmtlichen Gewächse einer Gegend in einem wechselseitigen Kriegszustande befindlich erachtet werden. Sie besitzen alle ein mehr oder minder wirksames Fortpflanzungs- und Nahrungsvermögen. Jene, welche zuerst einen Bodenraum zufällig einnahmen, streben durch ihr Dasein allein schon, andere Arten davon auszuschliessen; die größern ersticken die kleinern, die länger ausdauernden solche, welche eine kürzere Lebensdauer haben; die fruchtbarern bemächtigen sich nach und nach des Raumes, welchen die minder leicht sich fortpflanzenden Arten einnehmen könnten. In diesem steten wechselseitigen Kampfe bieten sich zwei bemerkenswerthe Erscheinungen dar. Erstlich bedürfen gewisse Pflanzen für ihr Dasein gewisser Verhältnisse; die eine kann nicht da wachsen, wo kein Salzwasser vorhanden ist; die andere da nicht, wo zu gewissen Jahrszeiten die ihr erforderliche Menge von Wasser- oder von Sonnenlicht mangelt; daraus folgt, daß gewisse Pflanzen auf gewissen Standörtern sich nicht entwickeln können, und dies ist eine erste Begründung der Pflanzenvertheilung nach Standörtern. Hernach aber sind die Daseinsbedingnisse der Pflanzen keineswegs genau und streng abgeschnitten, sondern ihre Grenzen haben eine gewisse Ausdehnung. Es liesse sich für jede Pflanzenart der Punkt angeben, welcher hinsichtlich auf Wärme, Licht, Feuchtigkeit u. s. w. ihrer Natur am entsprechendsten ist, und bei dem sie am besten gedeihen muß; von diesem Punkte ausgehend, mag dann aber jede Pflanzenart die Grenzen ihres Wachsthums mehr oder minder ausdehnen. Wo diese Grenzen eng zusammengezogen sind, da nennen wir die Pflanze zart; sie kann nur auf wenigen Standörtern gedeihen, und eben deshalb auch wird theils ihre Verpflanzung in andere Gegenden, theils ihr Anbau schwierig; wir sehen dies bei den Heidekrautarten, beim Fettkraut (Pinguicula) u. s. w. Wo die Grenzen weit auseinander stehen und je ausgedehnter dieselben sind, desto kräftiger erscheinen hinwieder die Pflanzen, und in je verschiedenern Oertlichkeiten dieselben gedeihen, desto leichter wird auch ihre Verpflanzung und ihr Anbau; so verhält sich's mit den meisten Gräsern, den Wegericharten, den Centaureen u. s. w. Zwischen beiden Extremen inne stehen alle Grade von Zartheit und Stärke.

Nach Maasgabe aber, wie die Oertlichkeit, worin sich eine Pflanze entwickelt, ihrer Natur zuwider ist, bleibt dieselbe auch um so schwächer. Das Sandriedgras (Carex arenaria) z. B., welches in sandigem Erdreich sein vollkommenes Wachsthum erreicht und alle seine Nachbarn erstickt, kann hinwieder in einem dichten Boden durch die nämlichen Gewächsarten erstickt werden, welche es selbst auf seinem Lieblingsstandort erstickt hätte. Was in diesem Fall der Boden bewirkt, das kann in andern leicht wahrzunehmenden Fällen durch Temperatur, Licht, Wasser und Atmosphäre bewirkt werden. Es können aber auch die Pflanzen eines und des nämlichen Standorts auf demselben gegen einander Kämpfe bestehen, und dies je nach der Verschiedenheit ihres Alters mit ungleichem Erfolge thun; so werden auf den Sanddünen der

Landes Fichten und Pfriemkraut durcheinander gesäet; das letztere, welches schnell wächst, beherrscht und schützt die jungen Fichten, und wo es allzudicht steht, erstickt es dieselben zuweilen auch; die Fichte, nachdem sie dieser Gefahr entgangen ist, überwächst das Pfriemkraut und erstickt solches endlich hinwieder. Die gleiche Wirkung kann durch Krankheiten oder zufällige Umstände, durch die verschiedene Beschaffenheit der Erdschichten in verschiedenen Tiefen, durch eine Witterung, die der einen Pflanze nachtheiliger als der andern ist, und endlich durch Zuthun des Menschen, veranlaßt werden.

Aus allen diesen bekannten und nur summarisch hier aufgezählten Thatsachen läßt sich der Schluß ziehen, daß von den an einem Orte natürlich ausgesäeten und für denselben tauglichen Pflanzen die, welche daselbst am besten gedeihen, sich auch vorzugsweise des Raumes ausschließlich zu bemächtigen und die schwächern zu verdrängen suchen. Hiermit hängt die Erklärung einer längst bekannten, aber durch Hrn. von Humboldt vollständig gewürdigten Erscheinung zusammen, der zufolge die Individuen der einen Pflanzenarten meist einzeln und zerstreut angetroffen werden, während andere, die darum auch gesellige Pflanzen heißen, meist in gedrängten Reihen und in zahlreichen Haufen vereint vorkommen. So, um Beispiele von Extremen dieser zwei Lebensweisen anzuführen, werden das Cypripedium calceolus und die Orchis hircina fast immer nur vereinzelt angetroffen, während das Heidekraut, die Alpenrose (Rhododendron), die Potamogetons u. s. w. meist in zahlreicher Gesellschaft beisammen leben. Die Ursache hiervon kann verschiedentlich sein. Wo ein gegebenes Erdreich von so eigenthümlicher Beschaffenheit ist, daß es gewissen Arten überaus wohl und den meisten andern schlecht zusagt, da müssen die, welche darin wohl gedeihen, sich seiner zuletzt gänzlich bemächtigen. Darum werden gesellige Pflanzen in jedem Boden von eigenthümlicher Natur angetroffen, so der Elymus arenarius im Sande, die Arten des Sphagnum im Torflande, die Rhododendron an den hohen Abhängen des Alpengebirgs u. s. w. Diese Pflanzen alle sind gesellig, weil sie nur in beschränkten Oertlichkeiten wachsen. Umgekehrt geschieht es, wo ein Boden gleich gut für eine Menge verschiedener Pflanzen tauglich ist, daß diese mit getheilten Kräften sich denselben streitig machen, und alsdann gemischt durcheinander leben. So gedeiht allerlei Unkraut auf unserm Acker- und Gartenland, wenn ihm dasselbe überlassen bleibt; so stellen die Wälder der fruchtbaren Tropenländer ein Gemisch vielartiger Bäume dar, während in den klimatisch minder begünstigten gemäßigten Ländern gewöhnlich eine einzige Art in jeder Waldung vorherrschend erscheint. Endlich finden sich Pflanzen von sehr kräftigem und ausdauerndem Wachsthum, die gewöhnlich eben darum auch meist zerstreut leben, zuweilen jedoch in geselligem Zustande; dieser Fall trifft zum Beispiel ein auf sehr schlechtem Erdreich, wo diese kräftigen Pflanzen leben können, während alle andern darauf zu Grunde gehen; die Mannstreu (Eryngium campestre) wächst in verschiedenen Ländern einzeln und zerstreut, und hingegen nur am sandigen Meerstrande gesellig. Diesen von der Ernährung der Pflanzen herrührenden allgemeinen Ursachen müssen noch solche beigezählt werden, die von ihrer Fortpflanzung abhängen: Gewächse, die sich durch Wurzeln, Sprossen und Ranken fort-

pflanzen; solche, die sich reich besamen, ohne daß ihr Same vom Winde weithin und leicht mag vertragen werden, leben näher beisammen, als andere von übrigens verwandter Organisation, die aber nur wenige oder leicht verfliegende Samen haben.

5.

Die Eintheilung der Standörter der Gewächse scheint dem ersten Anblicke nach einfach, in der That aber ist dieselbe ungemein verwickelt und einer strengen Ausscheidung nicht fähig. Es ist oben gezeigt worden, wie jede der einzelnen äussern auf die Vegetation wirkenden Kräfte verschiedentlich modifizirt werden kann; ein Standort aber ist eine Art Durchschnitts-Ergebniß, das aus der verschiedentlichen und ungleichen Zusammenwirkung jener Kräfte oder Umstände hervorgeht. So ist ein Sumpf, zum Beispiel, von verschiedener Art, je nachdem er Zufluß von Süßwasser oder von Salzwasser erhält, seine Grundlage Thon- oder Sandboden ist, er in der Ebene oder auf einem Berge, in warmem oder kaltem Klima vorkommt. So einleuchtend diese Schwierigkeit ist, so gewährt es dennoch immerhin Vortheile, den allgemeinen Angaben gemäß die Pflanzen nach ihren Standörtern zu unterscheiden, wenn gleich feste Grenzabtheilungen dabei geltend zu machen nicht möglich ist.

Die zuverlässigsten derselben dürften folgende sein:

1. Meerwasser- oder Salzpflanzen, das will sagen solche, die, ohne in salzigem Wasser versenkt zu sein oder auf seiner Oberfläche zu schwimmen, dennoch der Nachbarschaft des Salzwassers bedürfen, um, was für ihre Nahrung erforderlich ist, davon aufzunehmen. Unter ihnen müssen hinwieder solche unterschieden werden, welche wie das Salzkraut (Salicornia) in salzigen Sümpfen leben, und durch ihre Wurzeln und Blätter Salztheile zu absorbiren scheinen; solche, die wie die Roccella fuciformis auf Felsen wohnen, die der Seeluft ausgesetzt sind, und die durch ihre Blätter allein nur einzusaugen scheinen; und endlich Gewächse, die wie das Eryngium campestre zwar kein Salzwasser bedürfen, aber am Meeresstrande leben wie anderswo, weil sie kräftig genug sind, um die Wirkung des Salzes nicht zu scheuen.

2. Die See- oder Meerpflanzen, die vom Salzwasser bedeckt oder auf seiner Fläche schwimmend wachsen. Sie vertheilen sich im Meeresgrunde oder in Salzgewässern, theils nach dem Salzgehalte des Wassers, nach dem gewöhnlichen Verhältnisse seiner Bewegung, nach ihrer entweder steten oder periodischen Versenkung im Wasser, nach dem Grade der Zähigkeit des Bodens und vielleicht auch der Stärke des Lichtes.

3. Die Wasserpflanzen, welche im Süßwasser wohnen, theils gänzlich darin untergetaucht, wie die Konferven, theils auf der Oberfläche schwimmend, wie die Wasserfeder (Stratiotes), theils mit den Wurzeln am Boden haftend und mit den Blättern im Wasser schwebend, wie verschiedene Potamogetons, theils im Boden wurzelnd und auf der Wasserfläche sich ausbreitend, wie die Nympheen, theils endlich sich über dieselbe emporhebend, wie die Alisma plantago. Diese letztere Unterabtheilung ist der folgenden zunächst verwandt.

4. Die Pflanzen der Sümpfe des Süßwassers und sehr feuchter Orte, wobei vorzüglich

zu unterscheiden sind diejenigen des Torflandes, jene der sumpfigen Wiesengründe, die der Flußgestade und endlich die des im Winter überschwemmten, den Sommer durch mehr oder weniger ausgetrockneten Erdreichs.

5. Die Pflanzen der Wiesen und Weiden, wobei unterschieden werden müssen diejenigen, welche durch ihre, sei es natürliche oder künstliche, gesellige Vereinbarung die Hauptmasse bilden, und die, welche mehr oder minder leicht und zahlreich zwischenein wachsen.

6. Die Pflanzen des Kulturlandes. Diese Abtheilung kann als ein ausschließliches Werk des Menschen betrachtet werden. Die Pflanzen, welche auf dem angebauten Lande wachsen, sind solche, die im wilden Zustande ein leichtes und fettes Erdreich lieben; manche derselben sind, den Samen der Kulturpflanzen beigemischt, von einem ins andere Land verpflanzt worden. Obgleich in Feldern, Weinbergen und Gärten öfters die nämlichen angetroffen werden, so zeigt sich doch hinwieder unter ihnen nicht selten auch ein durch eigenthümliche Kultur begründeter Unterschied.

7. Die Felsengewächse, welche durch unmerkliche Uebergänge zu den Pflanzen der Mauern, der Stein- und Felsengründe und des Kiesbodens übergehen, und so wie die Bruchstücke kleiner werden, durch weitere Uebergänge zu den Gewächsen des Sandbodens führen. Die Felsenpflanzen selbst stellen nach der eigenthümlichen Beschaffenheit der Felsarten merkwürdige Verschiedenheiten dar.

8. Die Pflanzen des Sandbodens oder eines sehr leichten Erdreichs, deren Uebersicht ziemlich schwierig ist, weil die Bewohner des sandigen Meeresufers mit den Salzpflanzen, diejenigen des leichten Erdreichs mit jenen des Kulturbodens, und die des groben Sandes mit den Kiespflanzen zusammentreffen.

9. Die Gewächse des unfruchtbaren Landes, sei es um seiner allzustarken Dichtheit willen im Thonboden, oder der durch Trockenheit und Hitze verhärteten Oberfläche wegen, oder um des von Menschen und Thieren stark betretenen Bodens willen; diese Klasse befaßt nur wenige und durch keine eigenthümliche Karaktere bezeichnete Gewächse.

10. Die Schuttpflanzen und die, welche in der Nähe menschlicher Wohnungen wachsen. Die Zahl ihrer Arten ist nicht groß, und die Wahl ihres Standortes scheint bei den einen auf dem Bedürfnisse von salpetersauern Salzen, bei andern vielleicht auf demjenigen von stickstoffhaltiger Nahrung zu beruhen.

11. Die Waldgewächse, worunter die Bäume zu unterscheiden sind, welche durch ihre Vereinbarung den Wald bilden, und die Pflanzen, welche unter dem Schutze der erstern mehr oder minder leicht gedeihen. Die Vertheilung der letztern in den verschiedenen Waldungen wird vorzüglich durch die mehrere oder mindere Dunkelheit bestimmt, welche jede Art ertragen mag, entweder das ganze Jahr hindurch in den Wäldern immergrüner Bäume, oder den ganzen Sommer über in den Laubwäldern.

12. Die Busch- und Heckenpflanzen. Die Sträucher, aus denen diese Abtheilung

besteht, unterscheiden sich von den Waldpflanzen durch mindere Größe und schwächern Schatten; ihre zwischenein wachsenden Pflanzen sind meist Rankengewächse.

13. Die unterirdischen Pflanzen, welche theils in mehr oder minder dunkeln Höhlen, wie die Byssusarten, theils in der Erde selbst wohnen, wie die Trüffel. Diese Gewächse können des Lichtes entbehren, und mehrere davon ertragen auch seine Wirkung nicht. Pflanzen, die in Hohlstämmen alter Bäume wachsen, sind denjenigen, welche in Höhlen vorkommen, sehr ähnlich.

14. Die Bergpflanzen, für deren zahlreiche Klasse ungefähr alle übrigen Standörter als Unterabtheilungen benutzt werden könnten. Gewöhnlich bezeichnet man in Ländern des gemäßigten Erdstrichs als Bergpflanzen diejenigen, welche nur auf Höhen von mehr denn fünfhundert Meter (fünfzehnhundert Fuß) Erhöhung über der Meeresfläche angetroffen werden; diese Grenze ist aber ganz willkührlich. Die wichtigste unter den Bergpflanzen zu machende Abtheilung ist diejenige der Pflanzen des Alpengebirges oder der Berge, deren Gipfel mit ewigem Schnee gedeckt ist, und wo die von diesem herrührende Bewässerung nicht nur ununterbrochen statt findet, sondern auch um so reichlicher und kälter wird, als die Hitze größer ist, und jener Arten, welche auf den im Sommer schneelosen Bergen wachsen, wo die Wässerung demnach zur Zeit, wo sie am nöthigsten wäre, aufhört; die letztern sind, wie leicht zu erachten, stärker und ausdauernder als die erstern, und darum auch leichter zu verpflanzen.

15. Die Schmarotzerpflanzen, worunter man solche versteht, die das Vermögen nicht haben, ihre Nahrung entweder aus dem Boden zu ziehen, oder dieselbe gehörig auszuarbeiten, und die für ihr Fortleben des Saftes anderer Pflanzen bedürfen. Solche Gewächse werden auf allen vorgenannten Standörtern angetroffen, und man unterscheidet bei den Schmarotzergewächsen diejenigen, welche auf der Oberfläche anderer sich einpflanzen, um auf ihre Unkosten zu leben, wie die Mistel und die Flachsseide (Cuscuta), von denen, die sich im Innern lebender Pflanzen entwickeln, alsdann ihre Oberhaut meist durchbrechen und sich damit zu Tage fördern, wie verschiedene kleine Pilze, die Uredo, Aecidium u. s. w.

16. Die After-Schmarotzer oder solche Pflanzen, welche theils auf abgestorbenen, theils auf lebenden Pflanzen wachsen, ohne jedoch den Saft derselben auszusaugen. Diese häufig mit der vorstehenden verwechselte Abtheilung bietet drei beachtenswerthe Unterabtheilungen dar. Die erste steht den ächten Schmarotzern am nächsten, und begreift solche Kryptogamen, deren Keime, vermuthlich während der Vegetationszeit herbeigeführt, sich alsdann entwickeln, wenn die Pflanze oder der Theil derselben, welcher sie enthält, anfängt abzusterben, und die nun von seiner Substanz vor oder nach dem Tode leben; die Nemasporen und verschiedene Sphärien gehören dahin, und es sind dies innerliche After-Schmarotzer. Die zweite begreift theils Kryptogamen, wie die Flechten und Moose, theils Planerogamen, wie die Arten des Epidendron, welche zwar auf lebenden Bäumen wohnen, aber sich nicht von ihrem Safte, sondern entweder von der oberflächlichen Feuchtigkeit der Rinde, oder von derjenigen der Luft

nähren; es sind dies oberflächliche After-Schmarotzer, deren manche auch auf Felsen, abgestorbenen Bäumen oder auf der Erde leben können. Die dritte begreift zufällige After-Schmarotzer, Gewächse, welche zuweilen in hohlen Baumstämmen vorkommen.

In diese sechszehn Klassen läßt sich die Gesammtheit aller bekannten Pflanzen so ziemlich genügend vertheilen, obgleich, wie schon anfangs bemerkt ward, dieselben weder eine streng logische noch eine genau begrenzte Trennung gewähren. Die einen beziehen sich auf den Einfluß des Bodens, der Luft oder des Lichtes, und bei jeder ward ein vorherrschendes Element, mit einsweiliger Beseitigung aller übrigen, der Abtheilung zum Grunde gelegt; wie unlogisch dies nun auch ist, so muß man bei der mannigfachen Zusammenwirkung zahlreicher Kräfte sich damit begnügen.

6.

Der auf die Pflanzen überhaupt hochwichtige Einfluß der Temperatur ist in der Klassifikation der Standörter vernachlässigt worden; derselbe steht hingegen nun oben an, in der ungleich viel mangelhaftern Theorie von den Wohnungen, wovon noch kürzlich die Rede sein soll.

Die Erscheinungen, welche die Vertheilung der Gewächse über die verschiedenen Länder der Erde bietet, gehen zum Theil unstreitig aus dem uns bekannten Einflusse der Temperatur hervor; ein anderer Theil derselben hingegen mag durch keine der vorhandenen Theorien erklärt werden, indem er mit dem Ursprung der organischen Wesen, also mit dem dunkelsten Theile der Philosophie der Natur zusammenhängt.

Alle oder fast alle Gewächse suchen, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, einen bestimmten Raum auf der Erde einzunehmen, und die Ausmittelung der Gesetze, die bei dieser Vertheilung der Vegetabilien obwalten, bildet das Studium der Pflanzenwohnungen. Wofern man, wie sich von selbst versteht, bei den Arten stehen bleibt, so lassen sich die Breiten-, Längen- und Höhengrade, die sie zu übersteigen nicht gewohnt sind, für jede derselben ziemlich genau angeben. Die Sammlung dieser einzelnen Angaben liegt der Wissenschaft zum Grunde, und je vollständiger dieselbe ist, desto eher werden sich allgemeine und strenge Gesetze daraus ableiten lassen. Allein noch kennen wir vermuthlich kaum die Hälfte der auf der Erde wohnenden Gewächsarten, und von denen, welche wir kennen, sind uns hinwieder kaum die Hälfte hinsichtlich ihrer Wohnungen genau bekannt. Es läßt sich also an befriedigende Erklärungen oder Ausmittelung zuverlässiger Gesetze noch gar nicht denken, und es können nur Vermuthungen und solche einstweilige Folgerungen aufgestellt werden, die zum Leitfaden für weitere, genauere und sorgfältigere Forschungen dienen mögen.

Der mächtige und vorherrschende Einfluß der Temperatur offenbart sich, sobald man die Beschaffenheit, Anzahl und Wahl der Pflanzen, die in verschiedenen Ländern und Breiten und auf verschiedenen Höhen wachsen, ins Auge faßt. Und dieser Einfluß stellt sich in noch größerm Umfange dar, wenn man bedenkt, daß die genannten Verhältnisse sich gegenseitig dermaßen ersetzen, daß sie den Individuen der nämlichen Art, auf ihren verschiedenen Standörtern, eine

beinahe gleichartige Temperatur gewähren. Es zeigt sich hier ungefähr das Nämliche, wie bei den Standörtern; daß die zarten Gewächse, welche einer genau bestimmten Temperatur bedürfen (sei es in Bezug auf Grad oder Zeit), nur in einem Lande wohnen, wogegen die kräftigern Arten, welche ungleiche Wärme- und Kältegrade ertragen mögen, in mehrern weit auseinander liegenden Gegenden angetroffen werden. Weil die Temperatur des Wassers mindere Verschiedenheit darbietet, als diejenige der Luft, so sind wahrscheinlich auch die Wasserpflanzen weniger als andere auf bestimmte Länder begrenzt. Die Botaniker glauben dies wirklich bemerkt zu haben, obgleich uns zahlreiche und genügende Beobachtungen darüber noch mangeln.

Die Anzahl der auf einem gegebenen Raum wachsenden Pflanzenarten steigt im Verhältnisse, wie man nach den wärmern Ländern vorrückt, und sie mindert sich gegen die kalten hin. Dies Gesetz oder Verhältniß stellt sich hinwieder auf den Bergen dar, deren Gipfel ungleich ärmer an Pflanzen ist, als ihr Fuß. Freilich treffen da mehrere Ursachen mit der Temperatur zusammen, um ein Ergebniß zu bewirken, welches sich in der Vergleichung der Länder verschiedener Breitegrade einfacher und klarer darstellt. So zählt Hr. von Humboldt nur viertausend Arten im gemäßigten Amerika und dreizehntausend in den Aequinoktialländern dieses Welttheils zwischen den Wendekreisen; fünfzehnhundert im gemäßigten Asien und viertausend fünfhundert in seinen Aequinoktialländern. Es können diese Angaben, bei der ungleichen und mangelhaften Kenntniß der Gegenden, immerhin nur für schwankende Annäherungen gelten. Etwas genauer sind die in andern Beziehungen angestellten Vergleichungen der Pflanzenwelt des Nordens und Südens. Geht man von den gemäßigten Ländern aus, so zeigt sich zufällig: 1. Daß die Zahl der Dicotyledonen (mit zwei Samenlappen keimende Pflanzen) im Verhältniß, wie man sich dem Aequator nähert, wächst, und gegen den Pol hin abnimmt. 2. Daß die Zahl der nackt keimenden Pflanzen (Acotyledones) die umgekehrte Ordnung beobachtet, das will sagen, gegen den Pol zu- und nach dem Aequator hin abnimmt. 3. Daß die spitz keimenden Pflanzen (Monocotyledones), zu denen auch die Farrnkräuter gerechnet werden, in Vergleichung mit den zwei vorgenannten Klassen nur wenig abweichende Verhältnisse darstellen und ungefähr einen sechsten Theil der Flora jedes Landes, so wie der Erde überhaupt, bilden.

Die Zahl der Baumarten findet sich, im Verhältnisse zu den andern Gewächsen, überaus klein in der Nähe des Pols, und sie vermehrt sich hingegen beständig, so wie man dem Aequator näher rückt; weil die meisten Bäume den Dicotyledonen angehören, trifft dies mit dem früher über diese Gesammtklasse Bemerkten zusammen. Um einen Begriff jenes Mißverhältnisses zu geben, wird es hinreichen, zu bemerken, daß in Lappland eilf Bäume und vierundzwanzig über zwei Fuß hohe Sträucher vorkommen; in Frankreich finden sich vierundsiebenzig wildwachsende Baumarten und hundert und fünfundneunzig über zwei Fuß hohe Sträucher. Die Flora von Guiana, einer noch sehr mangelhaft bekannten, aber zwischen den Wendekreisen gelegenen Landschaft, besitzt zweihundert und fünfundzwanzig Baumarten und eine große Menge Sträucher, so daß, wenn das Verhältniß der Bäume zur Gesammtvegetation in Lappland $^{1}/_{100}$ ausmacht,

dasselbe in Frankreich $\frac{1}{30}$ und in Guiana $\frac{1}{5}$ beträgt. Diese Mehrzahl holziger Gewächse in heißen Ländern zeigt sich sogar auch in der Vertheilung der Arten jeder einzelnen Familie über den Erdball. Es wachsen die baumartigen Farrnkräuter nur in den Tropenländern; die Palmen, welche als baumartige Liliengewachse können betrachtet werden, überschreiten diese Zone ebenfalls nur selten; die Malvaceen stellen sich in den Tropenländern als die größten Baumarten dar, und das Gleiche gilt von den Rubiaceen, Composeen u. s. w.

Wenn die Vegetation des gemäßigten Erdstrichs bis dahin als das Mittel zwischen denjenigen der Eiszone und der heißen Zone haltend dargestellt ward, so findet sich hingegen ein Gesichtspunkt, aus dem dieser Erdstrich einen eigenthümlichen Karakter darbietet, indem er das Lieblingsvaterland der einjährigen und zweijährigen Pflanzen ist. So besitzt Lappland, mit Uebergehung der nackt keimenden, nur sechsunddreißig Pflanzenarten, die nur einmal blühen; Guiana hat deren dreiundsiebenzig, und Frankreich hingegen eintausend und dreiundsiebenzig; so daß bei Vergleichung dieser Zahlen mit der Gesammtzahl der Pflanzen der genannten Länder es sich ergibt, daß die einjährigen Pflanzen in Lappland $\frac{1}{30}$, in Guiana $\frac{1}{67}$ und in Frankreich über $\frac{1}{6}$ betragen. Die Extremen der Temperatur bringen hier ähnliche Wirkungen hervor: die zarten Kräuter mögen nur in jenen glücklichen gemäßigten Erdstrichen gedeihen, wo auch der Mensch, welcher in manchen Beziehungen eins der zartesten Naturwesen ist, vorzugsweise sein Gedeihen fand; diese freundlichen Klimate allein nur erfreuen das Auge in jedem Frühling durch das neue Grün, dessen Frischheit den Bewohnern der Polarzone, wie denjenigen, welche unter der brennenden Tropensonne leben, unbekannt bleibt.

Wenn inzwischen die Temperatur als die wichtigste und vorherrschende Bedingung der Pflanzenwohnungen anzusehen ist, so müssen doch hinwieder auch die von den Standörtern hergenommenen Verhältnisse mit in Betracht gezogen werden, indem es einleuchtet, daß, je sandiger ein Land ist, desto mehr Sandpflanzen darin vorkommen u. s. w. Wenn aber auch diesen Ursachen aller mögliche Spielraum eingeräumt wird, so fragt sich's immer noch: mögen alsdann damit auch nur die unzweideutigsten Thatsachen sattsam befriedigend erklärt werden? Man wird dies schwerlich bejahen, wenn man bedenkt, daß gar leicht zwei Standpunkte in den vereinten Staaten und in Europa, oder in Amerika und in den Aequinoktiallanden von Afrika zu finden sind, welche völlig die nämlichen Verhältnisse darstellen, eine gleiche Temperatur, nämlich gleiche Erhöhung, gleichen Boden, gleichen Grad der Feuchtigkeit; daß aber dennoch beinahe oder vielleicht durchaus alle Pflanzen dieser gleichartigen Oertlichkeiten von einander abweichen; und wofern auch ein verwandtes Aussehen oder selbst eine ähnliche Bildung zwischen ihnen angetroffen würden, so sind es doch überhaupt verschiedene Arten, und es müssen also wohl andere Ursachen, als welche gegenwärtig die Standörter bestimmen, auf die Wohnungen Einfluß haben.

Die Floren der großen Festlande sind zum größten Theil von einander völlig abweichend, und nach den freilich sehr mangelhaften Kenntnissen, welche wir davon besitzen, rechnet man

zum Beispiel, daß von der Flora Neu-Hollands $\frac{1}{80}$, und hinwieder $\frac{1}{134}$ von derjenigen der Aequinoktialländer Amerika's, denselben mit Europa gemeinsam sei. Diese so wenigen, auf den verschiedenen Festlanden gleichmäßig vorkommenden Pflanzenarten mögen aber sattsam erklärt werden durch die mancherlei mittels des Wassers, des Windes, der Menschen und der Thiere statt findenden Verbreitungswege ihrer Samen. Die langsame, gleichzeitige, andauernde und unmerkliche Wirkung derselben strebt beständig darnach, die Gewächse in allen Richtungen zu verpflanzen, und diese werden da einheimisch, wo sie für ihr Fortkommen günstige Umstände antreffen. Aus der Verschiedenheit der Länderfloren hingegen wird man auf die Folgerung vom Dasein botanischer Regionen geleitet, worunter solche Landschaften verstanden werden, die, mit Beiseitsetzung der von aussen eingeführten Pflanzen, eine gewisse Zahl ihnen eigenthümlicher Gewächse besitzen, die man in der That Urbewohner (aborigines) nennen könnte. Es vertheilen sich die Pflanzen jeder Landschaft, ihrer Natur gemäß, auf die ihnen zusprechenden Standörter, und sie streben mehr oder weniger kräftig ihre Grenzen zu überschreiten oder sich allenthalben hin auszudehnen; sie werden aber meist auch wieder zurückgehalten, sei es durch die veränderte Temperatur, oder auch nur weil sie auf Gegenden stoßen, die bereits durch die Pflanzen einer andern Landschaft besetzt sind.

7.

Es wäre allzufrüh, jetzt schon genügende Folgerungen aus so mangelhaften Vordersätzen ziehen zu wollen; aber einige Andeutungen darf man sich erlauben, zunächst in der Absicht, die Aufmerksamkeit der Reisendrn auf dasjenige hinzuleiten, was eine gründlichere Kenntniß der vermutheten Regionen herbeiführen kann. Diese botanischen Landschaften dürften etwa folgende sein:

1. Die nördliche Landschaft, welche die nördlichen Endtheile von Asien, Europa und Amerika begreift und in die nachfolgende übergeht.

2. Die europäische Landschaft, welche das ganze mittlere Europa befaßt, die Polargegenden und die Küstenländer des Mittelmeeres ausgenommen; sie dehnt sich ostwärts bis nahe ans Altaigebirg aus.

3. Die siberische Landschaft, welche die großen Ebenen Siberiens und der Tartarei begreift.

4. Die mittelländische Region, die das ganze geographische Becken des Mittelmeers umfaßt; nämlich Afrika diesseits der Wüste Sahara, und von Europa den nördlich durch eine mehr oder weniger zusammenhängende Bergkette geschützten Theil.

5. Die morgenländische Region, welche diesen Namen hinsichtlich des südlichen Europa führt, und die in der Nähe des kaspischen und schwarzen Meeres gelegenen Länder befaßt.

6. Indien mit seinem Archipelagus.

7. China, Cochinchina und Japan.

8. Neu-Holland.

9. Das Vorgebirg der guten Hoffnung oder die Südspitze Afrika's, ausser den Wendekreisen.

10. Abyssinien, Nubien und die noch mangelhaft bekannten Küsten von Mozambique.

11. Die am Congo, Senegal und Niger gelegenen Landschaften, oder die Aequinoktial- und Westtheile Afrika's.

12. Die canarischen Inseln.

13. Die vereinten Staaten von Nordamerika.

14. Die Westküste des gemäßigten nördlichen Amerika's.

15. Die Antillen.

16. Mexiko.

17. Das südliche Amerika zwischen den Wendekreisen.

18. Chili.

19. Das südliche Brasilien und Buenos-Ayres.

20. Die Magellanische Landschaft.

Noch müßten dieser Reihe diejenigen Inseln angeschlossen werden, welche von allen Festlanden hinlänglich entfernt stehen, um eine ihnen eigenthümliche Pflanzenwelt zu enthalten.

Merkwürdige Thatsachen, welche das Studium der Pflanzenwohnungen darbietet, deren Aufzählung hier jedoch zu weitläufig wäre, können auf die Vermuthung führen, daß, so wie die Verhältnisse der Standörter einzig nur auf noch wirklich thätigen Ursachen beruhen, hingegen die Wohnungen zum Theil aus geologischen, gegenwärtig nicht mehr wirksamen Ursachen hervorgegangen sein dürften. Dadurch würde sich's leicht erklären, warum gewisse Pflanzen niemals an solchen Orten wild angetroffen werden, wo sie, sobald man dieselben hinbringt, recht gut gedeihen. Indeß ist diese Vermuthung unstreitig eben so ungewiß und schwankend, wie ungefähr alle Vorstellungen sind, die wir uns vom vormaligen Zustande des Erdballs und von dem Ursprung der organischen Wesen machen mögen.

In ersterer Hinsicht liesse sich, wie einige Naturforscher gethan haben, fragen, ob die höchst gelegenen Theile des Erdballs, weil sie zuerst aus dem Wasser hervorgingen, nicht auch zuerst mit Pflanzen bevölkert werden und gleichsam Mittelpunkte sein mußten, von wo aus die Gewächse sich überall hin verbreiteten? Diese Voraussetzung liesse sich nun zwar mit dem Begriffe der Regionen wohl vereinbaren; wenn man aber theils auf den oben umständlich gewürdigten Unterschied der Temperatur auf Berghöhen und in den Ebenen, theils auf den Umstand Rücksicht nimmt, daß, wie die Erfahrung zeigt, gewisse Bergketten vielmehr als Grenzen, denn als Mittelpunkte der Vegetation erscheinen, so muß die Hypothese auch wieder vieles von ihrem Gewichte verlieren.

Wollte man mit einigen Naturforschern annehmen, es habe das Urgebirg oder der Urboden sich zuerst mit Pflanzen bekleiden, und diese haben der Entwicklung der Thiere, mithin der Bildung des Flöz- oder Secondargebirges vorangehen müssen: so könnte daraus

gefolgert werden, daß die Primitiv-Massen des Erdballs die Mittelpunkte der Regionen wären; allein abgesehen, daß es schwer hält, die Spuren dieser Vertheilung aufzufinden, so ist auch sehr zweifelhaft, daß die jetzt lebenden Pflanzen identisch mit denen seien, welche vor der Bildung des Flözgebirges lebten, und deren Trümmer oder Abdrücke in demselben vorkommen. Die seit Kurzem erst gründlicher behandelte Erforschung dieser letztern Erscheinungen macht allerdings glaubwürdig, daß unsere wirkliche Flora von derjenigen der Vorwelt (der antediluvianischen) verschieden ist, und daß demnach seit der Bildung der Flözgebirge sich eine neue Pflanzenwelt entwickelt hat.

Von diesen bloß geologischen Betrachtungen könnte man noch weiterhin zu solchen übergehen, welche an die ersten Grundlagen, ich möchte sagen, an die Metaphysik der Naturgeschichte hinaufreichen. Die Gesammtlehre der Pflanzengeographie beruht auf der Vorstellung, die man sich von dem Ursprung organischer Wesen und von der Fortdauer der Arten macht. Diese zwei Grundfragen, die vielleicht nie gelöset werden mögen, will man indeß hier keineswegs erörtern, sondern einzig nur auf ihr Verhältniß zum Studium der Vertheilung der Gewächse aufmerksam machen.

Alles Vorstehende ward in Uebereinstimmung mit der Meinung vorgetragen, daß die Arten (species) der organischen Geschöpfe bleibend sind, und daß jedes lebende Geschöpf von einem andern ihm ähnlichen abstammt; es ist gezeigt worden, daß von dieser durch eine Menge unzweideutiger Thatsachen bestätigten Meinung, die auch nur durch Folgerungen aus zweideutigen oder zweifelhaften Thatsachen mag angegriffen werden, es möglich ist, über einen guten Theil der Pflanzengeographie Licht zu verbreiten. Wollte man nun einwenden, es sei die Permanenz der Arten nicht erwiesen, so läßt sich hierauf erwiedern, daß sie dies mit gewissen Beschränkungen doch allerdings sei: denn findet sich's, daß zwei oder drei verwandte Pflanzen, die bis dahin für Arten angesehen wurden, in der That nur Spielarten sind, so kann dies den Begriff der Arten noch nicht erschüttern. Wenn auch die Botaniker in Zulassung der Arten mitunter allzufreigebig gewesen sind, weil sie auf solche Karaktere, die von den in die Augen fallendsten, aber unwesentlichern Theilen, den Vegetationsorganen, hergenommen waren, ein zu großes Gewicht legten, mag alsdann daraus wohl richtig gefolgert werden, daß die gleiche Ungewißheit auch in den Befruchtungsorganen vorhanden sei, und daß es keine bleibenden Arten gebe? Ich denke nicht, und sogar diejenigen auch, welche dazu geneigt schienen, haben nicht darnach gehandelt. Sie müssen vielmehr gutentheils selbst eingestehen, daß wenigstens in den zusammengesetztern Organisationen, wenn einmal die Urbilder der Arten festgesetzt sind, diese ihre Grenzen nicht überschreiten; es zeigt sich dies unwidersprechlich in allen Geschöpfen der zwei organischen Reiche, deren Zergliederung uns sattsam bekannt ist. Womit soll nun aber bewiesen werden, daß es sich anders bei denjenigen Geschöpfen verhalte, welche einfachere oder minder bekannte Organisationen haben? Vor Hedwig konnte man das Dasein bleibender Arten in der Familie der Moose bezweifeln; jetzt muß man sich auf Pilze und Algen beschränken, um

Beispiele anzuführen, die nicht sogleich als irrig zurückgewiesen werden können. Es zeigt aber von einer seltsamen Logik, wenn man aus hinlänglich bekannten Thatsachen keine Schlüsse ziehen, hingegen aber auf mangelhafte und nur wenige Naturkörper befassende Angaben allgemeine Theorien aufführen will.

Die öfters bemerkte Identität kryptogamischer Gewächse in von einander entfernten Ländern schien ein Beweisgrund für ihre Erzeugung durch äussere Elemente zu sein: allein einerseits läßt sich jene Erscheinung durch die beständige Bewegung der Atmosphäre, welche ihre leichten und zarten Samen weithin vertragen kann, erklären, und anderseits dürften vielmehr umgekehrt die Anhänger der selbstthätigen Bildungen (formatio spontanea) in Verlegenheit sein, uns die allgemeine und unzweifelhafte Thatsache zu erklären, der zufolge viele genau gekannte Arten, nur in einer einzigen Landschaft angetroffen werden, und hingegen in andern Gegenden nicht wild vorkommen, wo doch alle Umstände ihnen zusprechen, und sie auch recht gut gedeihen, sobald man sie daselbst aussäet.

Die Spielarten (Varietäten) der Gewächse lassen sich, nach der bisherigen Kenntniß derselben, in zwei Abtheilungen bringen; die einen werden durch Wirkung äusserer Kräfte hervorgebracht, und ändern sich wieder, so wie diese sich ändern; die andern sind Bastarderzeugnisse, welche durch äussere Einwirkungen keine Veränderungen zu erleiden scheinen. Die bleibenden Unterschiede der in verschiedenen Regionen vorkommenden Gewächse scheinen keiner dieser beiden Abtheilungen anzugehören: sie können nicht äussern Einwirkungen zugeschrieben werden, weil andere Einwirkungen dieselben nicht wieder aufheben; sie können nicht für Blendlinge gelten, weil die Bastardbildung oder die Kreuzung der Racen nothwendig eine Annäherung verwandter Geschöpfe voraussetzt. Ich begreife recht gut, und, wenn ich auch die Meinung nicht vollkommen theile, mag ich doch für gewisse Fälle gern zugeben, daß in einem Lande, wo viele Arten verwandter Gattungen beisammen leben, Bastardarten erzeugt werden mögen, und ich fühle, daß dadurch die in gewissen Gegenden überaus zahlreich vorkommenden Arten gewisser Gattungen sich erklären lassen; hinwieder begreife ich aber nicht, wie die nämliche Erklärung bei solchen Arten Anwendung leiden könnte, die in großer Entfernung von einander leben. Wofern die drei bekannten Arten des Lerchenbaums beisammen wachsen würden, so wäre begreiflich, daß eine davon das Erzeugniß der Kreuzung von den zwei andern sein könnte; wie sollte es aber möglich sein, daß die siberische Art, zum Beispiel, ein Blendling der europäischen und der amerikanischen Art wäre? Man kann wohl anders nicht, als in den organischen Wesen solche bleibende Verschiedenheiten anerkennen, die nicht auf irgend einer der gegenwärtig wirksamen Ursachen ihrer Veränderungen beruhen, und diese Verschiedenheiten sind es, welche die Arten bilden; die Vertheilung dieser Arten über den Erdball geschieht zum Theil nach Verhältnissen, die aus den Wirkungen bekannter Gesetze der Physiologie und Physik erklärt werden mögen, zum Theil aber auch nach Verhältnissen, die von der ersten Bildung der Wesen herrühren und die wir nicht kennen.

Hier trifft man auf den Punkt, welcher die Grenze der botanischen Erdkunde zu bilden scheint. Man soll aber nicht vergessen, was zu Anfang dieses Umrisses bemerkt worden ist, daß die noch neue Wissenschaft nur dann erst anfangen konnte, als die Kenntniß der Arten sattsam vorgerückt war, um ihr eine hinlängliche Anzahl zuverlässiger Beobachtungen zu liefern, und daß anderseits wichtig sein muß, ihr Studium auszubilden und ihre Gesetze festzusetzen, ehe durch den stets sich weiter ausdehnenden Handelsverkehr und Reisen, durch Verpflanzungen und Gartenkultur die Regionen vollends unter einander vermengt sein, und mitunter auch wohl die Arten durch neue Zwischenbildungen näher zusammengerückt sein werden. u.

Blätter aus Nizza.

(Im Spätjahr 1820 und Frühjahr 1821)

1.

Schilderung der Gegenden von Frejus und Cannes. — Der Golf von St. Juan, Bonaparte's Landungsplatz. — Das Barthal. — Nizza's landschaftliche Umgebung.

Hat man zwischen Freius und Cannes den Estrelle, das letzte mächtige Vorgebirge der Seealpen, das mit seinen wilden Klippen die westliche Grenze des Golf von Juan bildet, überstiegen, so tritt man in ein Küstenland, durch Klima und Erzeugnisse weder Frankreich noch Italien, durch Sprache und Sitten seiner Bewohner beiden angehörig, durch Kriegsglück und Konvenienz der Höfe bald dem einen und bald dem andern dieser Nachbarländer zugetheilt. Nur der Landstrich von Estrelle bis zum Var ward von jeher als ein Theil der Provence angesehen; aber auch hier bewährt sich nicht der Strom, sondern das Gebirge als die natürliche Grenze, wenn von solcher überhaupt unter Ländern, und nicht unter Völkern nur, die Rede sein darf.

Schon am östlichen Abhange des Estrelle weht eine mildere Luft. Von hier an erreicht der Olivenbaum, im Languedoc beinahe nur ein Gesträuch, in der Provence einer mittelmäßigen Weide ähnlich, die Größe eines hochstämmigen Baumes. Die Pinie, die mit jenem überall die Nähe des mittelländischen Meeres ankündigt, verbreitet in einem weiten Umfange ihre schirmförmige Krone. Die Orange, die Palme sogar gedeiht im Freien, und alle Jahreszeiten erzeugen in ununterbrochenem Wechsel Blüthen und Früchte. Mehr oder weniger gehören diese Vorzüge eines unter gleichem Breitengradeun gewöhnlich milden Klima's des ganzen Küstenlandes zu, das zwischen den Alpen und dem Meere eingeengt und von Bergströmen und vorspringenden Felsenrücken vielfach durchschnitten, sich vom Estrelle bis nach Savona hinzieht.

Die Bewohner von Hieres rühmten sich der gleichen Gunst des Himmels; aber der strenge Winter von 1819—1820 bewies, daß sie sich täuschten. Eine einzige kalte Nacht zerstörte den Reichthum ihrer schönen Küste, indem sie die meisten Olivenbäume und alle Orangen tödtete. Jenseits des Estrelle litten jene gar keine, und diese nur geringere Beschädigungen. Eine reiche Aussicht gewährt, besteigt man die westliche Seite des Vorgebirgs, der Rückblick auf die weite, fruchtbare Ebene, in der Frejus mit den Trümmern seines alten Amphitheaters liegt, auf die Ueberreste der römischen Wasserleitung, die zwischen der Stadt und dem Gebirge in vereinzelten Bogen und Säulen aus Wiesen und Feldern hervorragen, auf das Meer und auf die links

zwischen unzähligen Klippen wie kleine Inseln zerstreuten, angebauten Flecken. Oben und an der Südostseite ist es öde und wild. Ringsum nackte Felsengipfel, hinter welchen hin und wieder die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter der Alpen sich erheben; an den Wänden des Gebirges lange Strecken mit verkrüppeltem Nadelholze bedeckt, dessen Anblick um so unerfreulicher ist, da es meistens noch die Spuren des Brandes an sich trägt. Einsame Hirten pflegen es, der Drohungen des strengen Gesetzes ungeachtet, anzuzünden, um ihren Heerden bessere Weiden zu verschaffen. Hier hausen wilde Katzen, einige verwilderte Menschen und Wölfe, die der Hunger nicht selten furchtbar macht. Vor wenigen Jahren noch sollen einige Gendarmen sammt ihren Pferden die Beute derselben geworden sein. Den unangenehmen Eindruck vollendet der Gedanke an die Unsicherheit der Gegend, die von jeher durch ihre Einsamkeit und durch ihre Lage in der Nähe der Grenzen dem Räubergesindel beider Länder gelegene Schlupfwinkel bot. Nur unvollkommen hat die Wachsamkeit der Regierung dem Uebel steuern können, und noch jetzt werden Kuriere und die Reisenden, die es verlangen, von Gendarmen begleitet, die ausserdem auf der Höhe einen Posten haben, um auf den Weg von Frejus nach Cannes in jeder Richtung Patrouillen auszusenden.

Endlich steigt man in eine sumpfige Niederung hinab, hier le lac genannt. Nur ein unbedeutendes, im Sommer oft ganz verschwindendes Bergwasser durchströmt sie; aber im Herbste und Frühling nach starken Regengüssen verwandelt es sie wirklich in einen See, und versperrt dann, wie noch im April dieses Jahres geschah, auf einige Tage den Weg nach Italien.

Je reizloser die letzte Hälfte des Weges von Frejus war, um so erfreulicher überrascht der Anblick von Cannes mit der langen Reihe freundlicher und — für das südliche Frankreich besonders — ungewöhnlich reinlicher Häuser dicht am Golf von Juan, mit seinen hochstämmigen Pinien und Olivenbäumen und der Aussicht auf die nahe gegenüberliegende Insel St. Margarita, die mit den weissen Mauern ihres Schlosses und ihren Gebüschen eher einer Gartenanlage als einem Staatsgefängnisse ähnlich sieht. Und doch war sie es, und eben ihrer reizenden Umgebungen wegen wohl eins der qualvollsten, ehe die Revolution, die vielgelästerte, deren Wohlthaten mehr oder weniger allen Völkern zu gut kamen, als Willkühr brandmarkte, was man früher als Regierungskunst zu verehren und zu fürchten gewohnt war. Jetzt steht die heimliche Richtstätte des Ministerialdespotismus leer, und die geheimnißvolle Sage von der eisernen Maske knüpft an diese Mauern ein Interesse, das — wohl uns! — nur der Erinnerung angehört.

Lange war der Golf von Juan nur wegen seiner guten Ankerplätze und seines Reichthums an Fischen bekannt; die Ereignisse der neuesten Zeit haben ihm einen welthistorischen Namen gemacht. Auf dem halben Wege von Cannes nach Antibes erblickt man dicht am Meere das Zollhäuschen, bei dem am 20 März 1815 Bonaparte ans Land sprang und dem Wiener Kongresse sein Ende verkündigte. Ein schmaler Fußpfad führt von da zwischen Hecken und Gebüschen zur nahen Heerstraße. Hier, wo sich beide vereinigen, brachte er die erste Nacht

nach seiner Landung, an einem Wachtfeuer unter seinen Begleitern gelagert, zu; gab dem zufällig vorbeiziehenden Prinzen von Monaco Audienz; erfuhr das Fehlschlagen seines Versuches auf Antibes, die Verhaftung seiner Abgeordneten, und daß die Besatzung gegen ihn unter den Waffen stehe, und schlug, unbedenklich das Größere wagend, den Weg in das Herz von Frankreich ein. Seitdem einige spanische Abentheurer an der Spitze einer Handvoll entschlossener Leute gegen die Monarchien Montezuma's und der Incas auszogen, war nie ein ähnliches Beginnen erhört gewesen. Nur der Erfolg des Unternehmens kommt in Größe der Kühnheit desselben gleich, und könnte etwas noch ausserordentlicher erscheinen, als beide, so würde es die Hartnäckigkeit sein, mit der man sich über die Ursachen, die jene herbeiführten und begünstigten, vorsätzlich zu täuschen fortfährt. Die Explosion einiger Ideen wurde den triumphirenden Anhängern der alten Ordnung der Dinge bei dem Besitze aller Staatsgewalt in wenigen Tagen verderblich, wie es die einiger Feuergewehre den hilflosen Amerikanern geworden war. Und anstatt die Kraft, die nur zerstört, indem sie ihre Fesseln sprengt, in einem freiern Wirkungskreise unschädlich sich entwickeln zu lassen oder vielmehr wohlthätig zu benutzen, glaubte man ähnlichen Gefahren zuvorzukommen, indem man dieselben von neuem und stärker als zuvor komprimirt. Wir werfen uns selten unsere Fehler vor, weil wir sie in der Regel für Weisheit zu halten geneigt sind, und eben deswegen machen wir uns keinen Vorwurf so oft und keinen so ehrlich gemeint, als den, in unsern frühern Mißgriffen nicht beharrlich genug gewesen, nicht weit genug gegangen zu sein.

Eine kleine Stunde vor Nizza fährt man auf einer langen Brücke, die halb alt und halb neu ist, weil Frankreich und Sardinien sie, jedes zur Hälfte, zu unterhalten verbunden sind, über den Var, die Grenze der Provence und der Grafschaft Nizza, und seit dem Frieden von 1814 auch wieder die der genannten beiden Königreiche. Von der Veränderlichkeit seines Laufes soll der Var den Namen erhalten haben; er verdient es wenigstens noch jetzt, ihn davon zu erhalten. In einer hier ziemlich breiten Niederung fließt er bald in einem einzigen Bette, bald in mehrere Arme getheilt, und immer neue Kanäle wählend, dem nahen Meere zu; in der schlechten Jahreszeit und nach Regengüssen ein mächtiger, reissender Strom, im Sommer ein unbedeutender Bach zwischen flachen, sumpfigen Ufern, die alsdann ihrer ungesunden Luft wegen bekannt und gefürchtet sind. Hier indessen, wie an der Küste von Languedoc, wo die ausgedehnten, unter dem Namen der Teiche bekannten Ansammlungen stehenden Meerwassers den benachbarten Luftkreis vergiften, scheint es, als ob sich, der großen Sommerwärme ungeachtet, die verderbliche Wirkung der schädlichen Ausdünstungen nicht über ihre allernächsten Umgebungen verbreite. Wie nur die Ufer dieser Teiche, sind nur die des Var mit Fiebern heimgesucht, und eine geringe Ortsveränderung, etwa eine Fahrt nach dem nahen Nizza oder nach dem nicht viel entferntern Montpellier, ist in der Regel auch ohne ärztliche Hilfe zur Herstellung der Kranken hinreichend. Um so merkwürdiger scheint dies vielleicht im ersten Falle, da Nizza um nichts höher gelegen ist, als das Varthal.

Kaum hat man dieses verlassen, so wendet sich die Straße links um das Ende der Hügelreihe, die von hier an in geringer Entfernung von der Küste den Meerbusen einschließt, an welchem Nizza liegt. Ein ewiger Frühling schmückt diese mit Rebengeländen, Gärten, Olivenpflanzungen und einer großen Anzahl zum Theil sehr geschmackvoll gebauter Landhäuser in reicher Abwechselung bedeckten Hügel. Hinter ihnen erhebt sich die Reihe vorspringender, oder Felsenmassen des entferntern Hochgebirges, am höchsten unter ihnen der Monte-Ceo. Im letzten Hintergrunde ragen einzelne Schneegipfel der Seealpen hervor. Nur der Pallion unterbricht das Amphitheater blühender Hügel. In einem breiten Kieselbette fließt er dem Meere zu; veränderlich, wie alle Bergwasser, in Kraft und Richtung seines Laufes, bald so machtlos, daß die dünnen, vielfach getheilten Wasserfäden kaum die Mündung zu erreichen vermögen und sich unter den Kieseln zu verlieren scheinen; bald, und in wenigen Stunden, ein gefährlicher, jeden Widerstand niederreissender Strom. Zwischen seinem linken Ufer und der Küste zieht sich die Stadt bis zu ihrem Hafen hin, der am Fuße der Anhöhen liegt, wo diese sich östlich dem Meere nähern, um auf der andern Seite die schöne, geräumige Bucht von Villafranca zu bilden.

2.

Ursachen des milden Klima's von Nizza. — Hier webender Geist Altroms. — Straßen und Wege. — Ein Plan Napoleons. — Merkwürdige Erscheinungen in der Atmosphäre, im Meere und unter Thieren und Pflanzen.

Nur vom Meere aus, zum Theil auch schon auf der gegenüberliegenden Küste von Antibes, wird die eigenthümliche Lage, welcher dieser Winkel der Erde sein ungewöhnlich mildes und dem Breitengrade gar nicht angemessenes Klima zu verdanken hat, erst recht anschaulich. Hier verschwinden die Hügel und Klippen, die in Nizza den Anblick der Seealpen unmöglich machen; hier erscheinen diese ungeheuern Massen, als thürmten sie sich dicht an der Küste zu einer einzigen, ununterbrochenen hohen Eismauer empor. Auf mehrern Punkten der Schweiz bietet der Anblick der Alpenkette ein wunderbares, ein schönes Schauspiel, ein so erhabenes nirgends. Wer das ungewöhnlich milde Klima kennt, das schon dem unmittelbar am südlichen Abhange der Alpen liegenden italienischen Kantone der Eidsgenossenschaft, eben in Folge dieser eigenthümlichen Lage zu Theil wurde, dem wird bei diesem Anblicke sehr einleuchtend, wie einer beschränkten Küste hinter einem zweiten ähnlichen Alpendamme der nämliche Vortheil in noch weit größerm Maaße werden mußte. Er gehört übrigens keineswegs nur der Gegend von Nizza, sondern, aus dem gleichen Grunde, der ganzen Uferstrecke bis nach Savona hin. Schon die Bucht von Villafranca genießt ein merklich milderes Klima, als das nur durch eine geringe Anhöhe von ihr getrennte Thal von Nizza, und dieses, weder das wärmste noch das schönste von den zahlreichen Thälern jener Küste, ist wohl nur darum das bekannteste und besuchteste von allen, weil es — das zugänglichste ist. In den Gegenden von Albenga, wo eine stundenlange, mit Palmen bedeckte Ebene Rom und halb Italien mit Palmenzweigen zu den Oster-

feierlichkeiten versorgt, von Vintimille, von Oneglia weht eine mildere Luft, blüht eine reichere Natur, als hier; aber die pfadlosen Klippen, hinter welchen sie verborgen liegen, trennen sie von dem übrigen Europa, als wären es Ozeane.

Einst, als die große Nation des Alterthums, die noch in ihrem Sturze des Namens würdig blieb, dessen Anmaßlichkeit eine neuere selbst in ihrem Glücke beurkundete, als das römische Volk diese Gegenden beherrschte, war es anders. Es hatte doch eine großartigere Ansicht von seiner geträumten Bestimmung, der Weltherrschaft. Die Römer drängten sich nicht in selbstgefälligem Dünkel zu den Angelegenheiten jedes Dörfchens, aber die der ganzen bekannten Welt besorgten sie mit einem, aber doch so mäßigen Beamten-Personale, das jetzt zur Verwaltung nur einer Unterabtheilung der kleinsten ihrer ehemaligen Provinzen nicht hinreichen würde. Die Erfindung geheimer Polizeien, von der ihre Tibere nur eine schwache Ahnung hatten, überliessen sie dem Jahrhundert, das sich das aufgeklärte nannte; aber sie machten die Erde bewohnbar durch Wasserleitungen; sie verschönerten sie durch Gebäude, deren Trümmer noch die Schöpfungen aller folgenden Generationen überlebten; und durch zahlreiche Heerstraßen vereinigten sie die Länder, die der Gewalt nur zusammenzuketten gelungen sein würde. Auch die nordwestlichen Küsten der italienischen Halbinsel waren durch solche Werke unter sich und mit den benachbarten Gegenden in Verbindung gesetzt.

Von den Straßen, welche die Alpenkette in allen Richtungen durchschnitten, führte eine durch die cottischen Alpen, eine andere längs der Küste hin durch die Seealpen nach Gallien. Von beiden sind nur noch Spuren übrig. In dem Untergange des römischen Reiches wurden die Länder wieder vereinzelt, als hätte irgend eine mächtige Naturbegebenheit sie in weite Entfernungen auseinander gerückt. Die spätere geistliche Herrschaft Roms bedurfte der Heerstraßen nicht; die Befehle desselben, mächtiger als Kriegsheere, weil sie dafür gehalten wurden, enthielt ein leichtes Blatt, und für den Tribut der Völker fanden über das unwegsame Gebirge Maulesel ihren Pfad. Noch jetzt ist es nicht viel anders. Nizza allein von diesem Theile Italiens steht durch einen Landweg mit dem übrigen Europa in einer leichten, sichern und ununterbrochenen Verbindung; auch das unmittelbar nur mit dem Lande, zu dem es nicht mehr gehört, mit Frankreich. Napoleon, dem vielleicht die Italiener allein von allen Völkern, die er heimsuchte, mehr zu danken als vorzuwerfen haben, hatte den Entschluß gefaßt, durch einige Felsen des Col de Tende einen unterirdischen Weg, der Piemont mit der Graffschaft Nizza verbunden hätte, sprengen, einen andern über die Klippen der Küste hin von Nizza nach Genua führen zu lassen. Dem Erbauer der Straßen über den Mont-Cenis und den Simplon war ein solcher Gedanke erlaubt und die Ausführung desselben zuzutrauen. Schon hatte diese auf beiden Endpunkten des entworfenen Küstenweges, bei Genua und bei Nizza, zu gleicher Zeit begonnen. Schon war die neue Straße in seltener Vollkommenheit, auf dieser Seite bis Mentone, auf der andern bis Savona vollendet, als ihn sein Schicksal ereilte.

Jetzt führt von Nizza nach Turin über den Col de Tende ein Weg, der im Sommer

fahrbar ist, und auf dem vom Ende Oktobers bis zum Mai nur Maulesel sich durch den Schnee Bahn brechen, nach Genua, auf der ganzen Strecke von Montone bis Savona, durch Bergströme und über Felsen, unter himmelhohen Klippen und an Abgründen hin, in deren bodenloser Tiefe die Brandung tobt, ein Fußpfad, der keine andere Größe bezeugt, als die der Natur.

Das herrliche Klima dieser vom Himmel begünstigten Gegend verdient es, sprichwörtlich bekannt zu sein. Dem milden, erfrischenden Herbste folgt eine sogenannte schlechte Jahrszeit, die dem Nordländer ein langer Frühling zu sein scheint, und nur durch einige Stürme und Regengüsse, besonders vom Januar bis zum März, bemerkbar wird. Im hohen Sommer, vom Mai bis zum September, steigt der Thermometer selten über 25° Reaum., und sinkt gewöhnlich des Abends auf 18° zurück. Zugleich pflegt alsdann ein erfrischender Seewind zu wehen, verursacht durch den Druck der obern Luftschicht auf die durch die Strahlen der Sonne mehr erwärmte und verdünnte, die sich unmittelbar über dem Spiegel des mittelländischen Meeres befindet. In den nämlichen Monaten erreicht der Thermometer in dem den Seewinden verschlossenen Piemontesischen die Höhe von 29 bis 30 Graden Reaumur. Dennoch ist die Sommerwärme auch in Nizza nicht selten kaum zu ertragen. Das Abprallen der Sonnenstrahlen von den nahen Felsen, von dem ausgedehnten, steinigen Meerufer und dem alsdann fast ganz trockenen, breiten Kieselbette des Pallion verbreitet in der Luft, ungeachtet ihrer an sich gemäßigten Temperatur, eine Gluth, vor welcher die Nizzarden in den innersten Gemächern ihrer Häuser Schutz suchen und nicht immer finden. Oft ziehen, nach solchen heißen Tagen, beim Einbruche der Nacht die Verschmachtenden in großer Anzahl an den Strand, um sich da zu lagern und bis tief in die Nacht hinein und bis zum Sonnenaufgang an der erfrischenden Seeluft zu erquicken. Wer auch nur einen Winter in Nizza zugebracht hat, kann sich darüber nicht wundern. Schon in dieser rauhern Jahrszeit wirkt die Sonne hier so mächtig, und ich bin geneigt zu glauben, mächtiger als jenseits der Alpen im Sommer. Wo ihre Strahlen hintreffen, da ist es heiß, in welchem Monate es sei. Keine Warnung richten daher die Eingebornen so oft, und keine mit so gutem Grunde an Fremde, als die: den Sonnenschein zu vermeiden. Der plötzliche Uebergang aus diesem in den verhältnißmäßig kalten Schatten hat unfehlbar Erkältung zur Folge. Diese ununterbrochene Wirksamkeit der Sonne im Süden erklärt es wohl, wie der Götzendienst ihrer Anbeter entstehen konnte. Der erste Anschein läßt den Ursprung desselben im Norden vermuthen, wo die Sonne um so erfreulicher sein sollte, je seltener sie sich zeigt; er findet sich aber immer im Süden, und ist allerdings leichter zu erklären in Gegenden, welchen sie, fast ohne Unterbrechung, in Wohlthaten und Schrecken ihre Macht zu erkennen gibt.

Nizza ist der Sammelplatz einer großen Anzahl Kranker und Schwacher aus allen Ländern; es verdiente vielleicht auch in höherm Grade, als bisher der Fall war, die Aufmerksamkeit und den Besuch der Naturforscher. Seine Lage auf einer sehr beschränkten Küste zwischen den Seealpen und dem Meere eignet es vor vielen andern Orten zu Beobachtungen der beiden

großen Werkstätten der Natur, der Luft und des Meeres, und veranlassen ausserordentliche Bewegungen, besonders in der Atmosphäre, die Ausnahmen von dem regelmäßigen Gange der Naturerscheinungen zu sein scheinen, und selbst des Laien Aufmerksamkeit zu fesseln vermögen.

So prallen oft die östlichen Stürme, die aus den Schluchten der ligurischen Felsenküste hervorbrechen, von den im Rücken von Nizza gelegenen Alpen mit einer Heftigkeit zurück, von welcher man sich anderswo schwerlich einen Begriff macht. Vor mehrern Jahren, versicherte ein glaubwürdiger Mann, sei bei einer solchen Gelegenheit ein kleines Fischerfahrzeug in fünf Stunden von der hiesigen Küste bis zur afrikanischen hinübergeschleudert worden. Die Zuhörer konnten sich des Unglaubens nicht erwehren, und können es vielleicht noch jetzt nicht; aber man versicherte wiederholt die Wahrheit des Vorfalles, die, sagte man, durch das einstimmige Zeugniß der Fischer, die eine so unerhörte Reise machten, und von welchen einer sich noch in Nizza befinde, und durch das der Mannschaft eines dänischen Schiffes, welches die Unglücklichen an der Küste von Afrika aufgenommen hatte, ausser Zweifel gesetzt worden sei.

Noch am 7 Februar dieses Jahres zeigten sich Veränderungen in der Atmosphäre, die zu den ungewöhnlichsten gehören. Abends um zehn Uhr stieg an diesem Tage der Barometer in Nizza plötzlich um sieben Grade, so daß er das Doppelte der Höhe, auf der er hier bei dem trockensten und heißesten Wetter zu stehen pflegt, erreichte. Zu gleicher Zeit deutete der Hygrometer, in unerhörtem Gegensatze zu einem solchen Barometerstande, auf Feuchtigkeit. Mehrere Personen behaupteten am folgenden Tage, um die nämliche Zeit einen leichten Erdstoß gespürt zu haben. Es ist ungewiß — denn Andere widersprachen ihnen — ob sie sich täuschten oder richtig wahrnahmen; soviel aber ist gewiß, daß jener ungewöhnliche Barometerstand sechsunddreißig Stunden lang fortdauerte, während heftige Stürme wehten, die sonst ein sehr niedriger Barometerstand zu begleiten pflegt. Eine dicke Luft bedeckte dann das Meer. Kein Tropfen Regen fiel, und am zehnten Februar erst erlangte die Luft ihr gewöhnliches Gleichgewicht.

Einen unerschöpflichen Reichthum an Erzeugnissen bietet das Meer. Herr ...t, von den Naturforschern in Paris und Edinburg gekannt und geachtet, und dem ich — er verdient das Wohlwollen jedes guten Menschen — Glück dazu wünsche, daß man in seinem Vaterlande ihn weder kennt noch lobt; nicht überall sind Einsichten Empfehlungen, und nicht in den Zeiten nur, die Tacitus schildert, auch ohne arge Absicht pessimum inimicorum genus laudantes; — Herr ...t, der ein geschätztes Werk über die Fische des mittelländischen Meeres geschrieben hat, zeigte mir mehrere Arten, die er erst entdeckte, und versicherte, die Zahl der noch zu entdeckenden sei schrankenlos, weil durch die Vermischungen verschiedener Arten immer neue entständen. Viele von diesen pflanzen sich freilich unter sich selbst nicht fort, aber andere Vermischungen mit denen, von welchen sie abstammen, oder ähnlichen Gattungen, gäben immer neuen ihre Entstehung.

Scheint nicht die Natur selbst, indem sie in dieser Richtung wirkt und ihr großes Schöpfungswerk noch täglich fortsetzt, dem Menschen eine neue Bahn zur Ausbreitung seiner Herrschaft über die Erde anzudeuten? Einer, wenn nicht der ersten, doch gewiß der unentbehrlichsten Schritte zu dieser Herrschaft, und mit ihr zur Kultur, war die Zähmung der Hausthiere; doch scheint der Mensch auf seinem Wege in dieser Richtung nur die ersten Schritte, und nach einem langen Stillstande sogar Rückschritte gemacht zu haben. Vielleicht die beschränktern Ansichten späterer Regierungen, die sich, überall von dem Interesse der bevorrechteten Wenigen befangen und geleitet, schon lange von den Völkern mehr oder weniger trennten, und in ihrem Willen jedem reinmenschlichen Zwecke als wesenloser, auch wohl als gefährlicher Phantasterei auswichen; vielleicht auch die größern Fortschritte in den mechanischen Wissenschaften mögen solchen Stillstand erklären. Denn die Anstalten und Versuche, die zu ähnlichen Zwecken nothwendig sind, würden einen Aufwand und Anstrengungen erfordern, deren der Einzelne nicht fähig ist, und die Mechanik scheint dem Menschen in den Maschinen wohlfeilere und seinen Absichten genauer zusagende Diener zu versprechen. Die Alten verstanden es, Löwen und Hirsche zu zähmen, und die Abrichtung des Elephanten war unter ihnen eine allgemeiner bekannte und weiter gediehenste Kunst, als sie es jetzt ist. Die Bewohner der Luft verstanden sie zu beobachten und sich zu unterwerfen, und selbst den Fischen lehrten sie die menschliche Stimme kennen und ihr gehorchen. Was unter ihnen ein nützliches Eigenthum der Völker war, ist unter uns das seltene und unfruchtbare Erwerbsmittel einiger wenigen Gaukler geworden.

Die Veredlung der Arten durch Verpflanzung und Mischungen steht mit der Unterwerfung der wilden Natur im genauesten Zusammenhange. Nur im Pflanzenreiche wissen wir uns einiger Fortschritte dieser Art zu rühmen; denn auch der Liebhaberei des Privatmannes gelingen sie, und ohne übermäßigen Kostenaufwand. Weiter zu gehen hat selbst der glückliche Erfolg angestellter Versuche die Menschen nicht vermocht. In den ligurischen Gebirgen erzieht der Landmann, uraltem Brauche folgend, durch die Vermischung des Stiers mit der Eselin ein sehr nützliches Lastthier, Jumare genannt, das mit der Stärke des Stieres die Leichtigkeit und Lenksamkeit des Esels vereinigt Einem Naturforscher in Turin gelang die Vermischung des Zebra mit dem Esel. Ein neues Thier entstand, an Farbe, Gelenkigkeit und Feuer dem Zebra, an Geduld und Unermüdlichkeit dem Esel gleich Die Verbreitung eines solchen Thieres würde den Gebirgsgegenden des südlichen Europa's unermeßlichen Gewinn bringen; der, den seine Entstehung der Welt gebracht hat, besteht in dem ausgestopften Exemplare, das in der Naturaliensammlung von Turin zu sehen ist.

Auf die große Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt läßt sich von einem Klima, das an Milde dem von Neapel gleichkommt, und der Nähe eines der höchsten Gebirge der Erde, schliessen. Hier wohnen, könnte man sagen, Alpenkräuter und tropische Gewächse nachbarlich zusammen. Orangen mit ihren reifenden Früchten bringen den Winter ohne Schaden im Freien zu. In Florenz und noch in Rom müssen sie sorgfältig gegen die Kälte geschützt werden, und erst

bei Fondi, auf dem Wege zwischen Rom und Neapel, findet sich die nämliche Erscheinung wieder. In einem Winkel der Bucht von Villafranka gedeiht, von hohen Felsenwänden geschützt, wie auf den Südspitzen einiger der pythiusischen und balearischen Inseln der Fall ist, eine völlig afrikanische Vegetation. Im Schatten hoher Palmen wächst hier unser Gartenkohl wild. Den Kaffee- und den Zimmtbaum hat Herr ...t in Nizza zu erziehen versucht. Mit beiden gelang es ihm. Ich gedachte der Vortheile, welche die Kultur dieser und anderer exotischen Gewächse dem Lande bringen könne. „Was erwarten Sie“, antwortete er mir, „von einem Volke, bei dem die verständigere und richtigere Behandlung des Weinstocks noch nicht einmal Eingang zu gewinnen vermag?“ — Eine Bewandtniß wie mit dem Weine mag es mit einem andern Stapelartikel dieser Gegenden, dem Oele, haben. Das von Aix in der Provence ist nur darum das vorzüglichste und überall am gesuchtesten, weil man da die Früchte sorgfältig sortirt, ehe man sie in die Mühle schickt. Der Olivenbaum ist der gewöhnliche, und ein milderer Himmel begünstigt an der italienischen Küste sein Gedeihen.

Endlich bietet die Küste von Nizza dem Geologen zu Entdeckungen und Betrachtungen den reichsten Stoff. Warme Quellen und sehr merkwürdige Höhlen und Felsenformationen befinden sich im Ueberflusse in ihrer Nähe, und verdienen die Aufmerksamkeit, die manche weniger bedeutende, aber dem wissenschaftlichen Forscher zugänglichere Gegenden gefesselt haben. Das Interesse, das diese Felsen erregen, ist um so lebhafter, da sie die mächtigen Zeugen einer verhältnißmäßig neuern, großen Naturbegebenheit sind, die, wie der Geschichte der Erde, so der unsers Geschlechts, unmittelbar angehören dürfte.

Diese Küste war einst das Hochgebirge, das die ausgedehnten Länder begrenzte, die jetzt den Boden des mittelländischen Meeres ausmachen; Länder, deren rauhere, dem Wellenandrange unerreichbar gebliebene Höhen die Gärten unserer Zone sind. Die Sagen der Völker bezeugen überall ihr einstmaliges Dasein, die Natur beurkundet es. Daß sie bewohnbar waren, kann nicht bezweifelt werden; daß sie bewohnt wurden, ist schon darum mehr als wahrscheinlich. Wie viele Wissenschaften, wie viele Entdeckungen mögen den Bewohnern der mächtigen Staaten, die dieses Gebirge einfaßte, bekannt gewesen und mit ihnen untergegangen sein, um von den Enkeln wilder Stämme, die auf ihren Bergen hauseten, nach Jahrtausenden noch einmal gefunden zu werden! Wie manche Menschensatzung mögen sie bewundert haben, die ihre Staatsgefängnisse und ihre Scheiterhaufen vor dem allgemeinen Verderben nicht zu schützen vermochten, und für deren Verewigung mit gleichem Eifer und mit gleichem Erfolge zu arbeiten die Reihe an uns gekommen ist! Sie wünschten wohl auch dem Weltall Glück zu ihrem Dasein und zu ihrer Weisheit, die, in besonderm Auftrage der Vorsehung, für die Erhaltung der menschlichen Gesellschaft zu sorgen den Willen und die Macht hatte. Aber über ihren unsterblichen Werken jagt jetzt der Hai seine Beute Auf den Trümmern der Denkmäler, die sie für die Ewigkeit errichteten, bauen Medusen ihr festeres Korallenhaus. Und das ewige Wesen, das der gute Mensch ahnend anbetet, und der beschränkte zu begreifen und zu vertheidigen meint,

lebt in seinen mächtigen Werken fort, weder ärmer durch ihren Untergang, noch reicher durch unsern Stolz.

3.

Form der Stadt Nizza. — Die Einwohner; die Fremden. — Gewerbfleiß; Handel. — Bettelgewerb und dessen Ursachen.

Die Stadt Nizza ist in einem Halbkreise um den Fuß eines am Meere schroff emporsteigenden Felsens gebaut, auf dessen Gipfel die jetzt größtentheils geschleifte Zitadelle liegt, und der sie in zwei ungleiche Hälften theilt, die auf der Landseite durch den ehemaligen Wall, auf der Seeseite durch einen in den Felsen gesprengten Weg zusammenhängen. Oestlich liegt die neuere Stadt mit dem Hafen, westlich, am Ufer des Paillon, die ältere. Wenn Smollet diese mit ihren engen, schlechtgepflasterten Straßen als den häßlichsten, schmutzigsten und stinkendsten Ort, der ihm vorgekommen, beschreibt, so sah er diesmal wenigstens wohl nicht durch die gefärbte Brille, die dem armen Hypochondristen so oft zum Vorwurfe gemacht worden ist. Mit Ausnahme etwa des Corso, der dazu gehörigen Straße und des daran stoßenden Platzes S. Dominico, ist eine solche Beschreibung noch heute passend. Jene, die neuere Stadt, bestehend aus dem im fast regelmäßigen Achteck sich darstellenden Victorsplatze mit seinen Arkaden und den wenigen von ihm ausgehenden Straßen, hat ganz das kasernenartige Ansehen, das allen durch die Regierungen des vorigen Jahrhunderts auf dem europäischen Kontinente veranlaßten oder begünstigten Städteanlagen eigenthümlich ist. Beide werden nur selten von den Fremden bewohnt. Mit Recht ziehen diese den Aufenthalt in den zahlreichen nahen Landhäusern, und besonders in der auf dem rechten Ufer des Paillon, an der nach Antibes führenden Straße gelegenen Vorstadt de la croix de marbre, dem in der Stadt vor.

Unterschiede man die Völkerschaften noch, wie von einigen Alten geschehen ist, nach ihren Hauptnahrungsmitteln, so würden die Bewohner Nizza's, gleich den meisten Südfranzosen, zu den Stockfisch- und Knoblauch-Essenden gezählt werden müssen, was zu ihrer Annehmlichkeit eben nicht beiträgt. Seit der Verwüstung des Orients ist der hohe Norden die Vorrathkammer Italiens geworden, und die Fastengebote der römischen Kirche haben sie zur unentbehrlichen gemacht. Uebrigens sind die Nizzarden — die, beiläufig bemerkt, die Endsylbe ihres Namens so wenig mögen, als die Savoyarden die des ihrigen, und sich lieber Niçois nennen hören, wie jene Savoisiens — also die Niçois sind ein weit gutmüthigeres Völkchen, als ihre Nachbarn in Frankreich, wo die brutalité provençale zum Sprichworte geworden ist, aber auch ein noch unwissenderes und ärmeres. Ich spreche von den Bewohnern der Küste; denn die Gebirge sind gänzlich von ihnen verschieden, scheinen sogar ganz andern Ursprungs zu sein, und ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich auch nur von der Masse des Volkes spreche. Hier, wie überall in Europa, sind die Stände und sogar die Individuen des nämlichen Landes, ja der nämlichen Stadt, wesentlicher von einander verschieden, als in andern Welttheilen die Völker-

schaften. Ueberall scheinen die Kenntnißreichen und Gebildeten Landsleute zu sein, und gern bemerke ich nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Reisenden, daß es solcher in Nizza verhältnißmäßig eine größere Anzahl gibt, als in vielen bedeutendern Städten Italiens. Möge nun die Nähe Frankreichs und die dreißigjährige Verbindung mit demselben, oder der Zufluß der Fremden dazu beigetragen haben.

Der Wohlstand Nizza's hält nur mit dem einiger andern Gegenden Italiens eine zu seinem Vortheile ausfallende Vergleichung aus. Der Himmel allein und die Fremden sind es, die ihn begünstigen. Diese pflegen sich vom Oktober bis zum April so zahlreich hier einzufinden, daß sie in der That als die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Nizzarden angesehen werden müssen. Sie vergrößern die Konsumtion in einem weit größern Verhältnisse, als dem, in welchem ihre Anzahl zu der der Einwohner steht, da sie, meistens zu den Wohlhabendsten ihres nordischen Vaterlandes gehörig, von der ängstlichen Sparsamkeit der Südländer nichts wissen. Sie beschäftigen Arbeiter aller Art, und die Häuserbesitzer ziehen von ihnen in jenen Monaten beträchtliche Zinsen für das ganze Jahr. Ihre Anzahl scheint sich mit jedem Winter zu vermehren, und in noch größerm Maaße würde dies der Fall sein, scheuten nicht ihrer Viele den halsbrechenden Zug über den Col de Tende oder den weiten Umweg durch Frankreich. Für den Winter 1820 bis 1821 hatten sich allein einhundert und dreiundzwanzig fremde, meistens englische Familien in Nizza niedergelassen, die Menge einzelner sich auf längere Zeit hier aufhaltender Reisender ungerechnet. Dennoch, und obgleich die Geneigtheit zu fordern auf der einen Seite nicht geringer sein mag, als die Leichtigkeit des Bewilligens auf der andern, sind die Preise im Ganzen mäßig. Den Fremden ziehen übrigens nur das Klima und die gesellschaftliche Annehmlichkeit, die er in einer zahlreichen Versammlung anderer Fremden findet, nach Nizza. Besondere Hilfsmittel für Kranke gibt es, ausser der größern Leichtigkeit, sich auch in den Privathäusern gewärmte Seebäder zu verschaffen, hier nicht. Den Gebrauch des natürlichen Seebades, dessen Möglichkeit auch in der wärmern Jahrszeit Fremde hierherziehen oder wenigstens den Aufenthalt vieler derselben verlängern würde, erschwert ein steiniges und fast überall jäh in die Tiefe sinkendes Ufer. Anstalten aber, die diesem Mangel abhelfen, und wie sie im Norden so häufig getroffen werden, sind ganz unbekannt.

Die Erzeugnisse des Bodens werden nur unvollkommen benutzt. Ein sehr angenehmer rother Wein, nach der ihn hervorbringenden westlichen Hügelreihe Belette genannt, und der des Versuches, ihn zu verführen, würdiger sein möchte, als der provençalische, mit dem man diesen Versuch ebenfalls lange für vergeblich gehalten und seit einigen Jahren mit Erfolg angestellt hat, wird kaum zur Konsumtion hinreichend angebaut, und würde noch besser sein, wüßte man ihn verständiger zu behandeln. Nizza scheint durch die Trennung vom Nachbarstaate auch der bessern Grundsätze Chaptals über die Behandlung des Weins, die im südlichen Frankreich täglich mehr Eingang gewinnen, verlustig gegangen zu sein. Daß sich die Nizzarden in Ansehung des Oeles einer ähnlichen Vernachlässigung schuldig machen dürften, ist schon bemerkt. Zu

begreifen wäre ausserdem nicht, wie das Provencer Oel seinen bessern Ruf und seinen höhern Preis fortdauernd zu behaupten im Stande sein sollte. Dennoch ist der Olivenbaum dasjenige Erzeugniß ihres Bodens, dem sie die größte Sorgfalt und die meiste Arbeit widmen, und das beide am reichlichsten belohnt.

Der Ertrag eines ausgewachsenen Olivenstammes soll sich in guten Jahren auf einen Louis-d'or belaufen. Wo aber der Boden den Olivenbäumen nicht mehr zusagt, oder nicht zu Weinbergen und Orangengärten hat benutzt werden können, da ist er schlecht oder gar nicht angebaut. Getreide bringt er nicht hinlänglich zur Konsumtion der Bevölkerung hervor. Es muß eingeführt werden. Von den Orangen werden hauptsächlich die Schalen verschifft, zum Gebrauche — fremder Destillatoren. Im Handel mit den Früchten würde Nizza wohl niemals gegen die Konkurrenz von Sizilien, Malta, Majorca und schon der nahen Küste von Monaco, die sämmtlich bessere liefern, aufkommen können. Der überschwengliche Reichthum an Blumen und wohlriechenden Kräutern, den die nächsten Umgebungen freiwillig hervorbringen, und den eine geringe Sorgfalt verzehnfachen würde, diente bis jetzt hauptsächlich, die Gesellschaftssäle der Fremden zu schmücken. Das nahe Graffé in der Provence ist in wenigen Jahrzehenden durch den Handel mit Parfümerien, mit denen es Europa und die Kolonien versorgt, zu einem blühenden Orte geworden. Nizza, mit den Vortheilen eines mildern Klima's und seines Hafens, bezieht einen Theil der seinigen von daher.

Der Produktenhandel von Nizza beschränkt sich beinahe ausschließlich auf Oel, den Stapelartikel des Landes. Er, so wie das nicht unbeträchtliche Wechselgeschäft, das vorzüglich der Anwesenheit so vieler Fremden seinen Ursprung verdankt, und die Einfuhr der zur Konsumtion nöthigen Produkte des Auslandes, befindet sich in den Händen weniger Großhändler. Das Uebrige ist Krämerei, die in auswärtigen Fabriken ihren meisten Vorrath, unter den Fremden ihre meisten Abnehmer findet. Die eigene Schiffahrt wird, seltene Ausnahmen abgerechnet, mit Feluken und Tartanen nur an den Küsten getrieben. Die entferntere besorgt das Ausland.

Seitdem eine französische Douanenlinie sich am Var hinzieht, und die Engländer auf diesem Punkte der Küste, wie auf jedem, wo es ihnen möglich ist, ihre Manufakturwaaren im Uebermaaße verschleudern, ist auch einiger Schleichhandel im Gange. Er ist beträchtlich genug, um der Sittlichkeit der Grenzbewohner Eintrag zu thun, aber zu unbeträchtlich, um in einem reichen Gewinne für diesen sehr wesentlichen Nachtheil auch nur einen scheinbaren Ersatz zu bieten. Zum Spekulations- oder auch nur zum Kommissionshandel, der oft einträglicher ist, als jener, fehlt es nicht gerade an Kapitalien und eben so wenig an Gelegenheit; denn sogar das Hinderniß, das die schlechten Straßen der leichtern Verbindung mit dem produktenreichen Binnenlande und seinen Konsumenten entgegensetzen, dürfte durch die bequeme Lage vortrefflicher Hafen fast im Mittelpunkte der nördlichen Küste des mittelländischen Meeres zum Theil aufgewogen werden, — wohl aber an Spielraum und an Vertrauen. Jenen beengt die große

Anzahl der bestehenden Handelsvorschriften; dieses zerstört die schlechte Beschaffenheit der Schuldengesetze. Wehe dem Unglücklichen, der hier in eine Fallitsache geräth! Der Vortheil der obrigkeitlichen Verwalter der Massen steht im umgekehrten Verhältnisse zur Schnelligkeit ihrer Auseinandersetzung und Vertheilung, und es ist daher sehr begreiflich, daß sie in der Regel eher zu Ende gehen, als der Konkursprozeß, der über sie geführt werden muß.

Die Mißhelligkeiten, die vor einiger Zeit zwischen Amerika und Frankreich über gewisse Hafenabgaben statt hatten, schienen den Bewohnern der hiesigen Küste nützlich werden zu wollen. Die amerikanischen Schiffer, um den Forderungen der französischen Regierung zu entgehen, brachten ihre Ladungen nach Villafranca, von wo sie auf Feluken nach Marseille und andern Hafen Frankreichs gesandt wurden. Bald bewährte sich indessen auch hier im Kleinen die Eintracht der Großen als der Geringern Unglück. Die Streitigkeit zwischen Amerika und Frankreich wurde ausgeglichen, und der dem Dritten vortheilhafte Zwischenverkehr eingestellt.

Habe ich nur noch der Fischerei, und besonders der Thunfischerei, Erwähnung gethan, die eine große Anzahl armer Leute beschäftigt und nährt, so werde ich so ziemlich alle hauptsächlichen Erwerbsquellen der Nizzarden aufgezählt haben; es sei denn, daß man in allen Theilen Italiens noch die Bettelei — wie in denjenigen Staaten der Halbinsel, wo mit Räubern, die man anderswo hängt, Verträge abgeschlossen, und die sich zur Ruhe begebenden wie anderswo emeritirte Staatsdiener versorgt werden, rücksichtlich des Straßenraubes ohne alle Ironie geschehen darf — zu den Zweigen der Nationalindustrie rechnen wollte. In beiden Fällen dürfte die Ansicht um so passender erscheinen, da diese Beschäftigungen hauptsächlich auf Kosten der Fremden bestehen, und wohl die einzigen sein möchten, die eine dem Lande, wie es jetzt eben ist, vortheilhafte Bilanz ergeben. Die Bettelei in Nizza darf um so weniger mit Stillschweigen übergangen werden, da sie einen regelmäßigen Gang angenommen hat, und namentlich so bestimmte Wanderungen im Lande veranlaßt, als es die der westphälischen Landleute zu den Aerntearbeiten in Holland nur sein können.

Im Herbste macht sich in einem weiten Umkreise um Nizza Alles auf, was nicht arbeiten kann oder will, und zieht am Bettelstabe zur Stadt, wo unterdessen die fremden Ankömmlinge sich zu versammeln anfangen. Wehe unter diesen demjenigen, dessen körperliches Wohlsein auch durch moralische Eindrücke bestimmt wird! Er ist in Gefahr, den Zweck seiner Reise verfehlt zu haben. Neben dem Erhabenen und Reizenden, das die Natur bildet, erblickt er den Menschen in den widerlichsten Formen seiner Herabwürdigung. Verkrüppelungen und Krankheiten aller Art werden in ihrer ekelhaftesten Gestalt mit aller Ostentation des Elends vor ihm zur Schau gelegt. Wohin er geht, begleitet ihn ein Gefolge von Bettlern. Er darf nicht stehen bleiben, um mit einem Bekannten zu sprechen; sie umringen ihn. Er tritt in ein Haus, in einen Laden; sie belagern die Thür, und gestattet ihm nicht ein zweiter Ausgang auf einer andern Seite die Flucht, so ist er in Gefahr, sich durchschlagen zu müssen. Für ihn gibt es keinen einsamen Spaziergang. Er findet das Elend überall, oder überall verfolgt es ihn.

Ich habe acht- bis neunjährige Kinder, völlig nackt, an ziemlich kühlen Februar-Abenden heulend und vor Frost zitternd auf den Straßen der Vorstadt liegen gesehen. — Die alten Herren dieses Landes ernährten wenigstens ihre Sklaven.

Was ich von den Erwerbsquellen der Nizzarden gesagt, besteht mehr in Andeutungen der Mittel, welchen sie unter andern Umständen ihren Wohlstand würden verdanken können, — als in einer Aufzählung derjenigen, welchen sie einen solchen etwa wirklich verdankten. Mit einer Erwähnung der herrschenden Bettelei habe ich fortfahren müssen. Erwarten Sie aber nicht, daß ich in diesen Bemerkungen noch länger dem Ideengange der meisten Reisenden folge, und mit einer Klage über die Trägheit des Volkes, die wahre Erbsünde desselben und Ursache alles Uebels, den Beschluß mache; um dem Leser die angenehme Nutzanwendung zu überlassen, wie weit besser doch sein Volk sei, als dieses. Dies arme Volk ist elend genug, auch wenn es sein Unglück nicht als seine Schuld trägt.

Soll in dem den Südländern so oft gemachten Vorwurfe der Trägheit unter letzterer eine ihrer körperlichen oder geistigen Natur, oder beiden zugehörige Beschaffenheit angedeutet werden: so ist der Vorwurf eben so ungegründet als allgemein verbreitet. Die Geschichte beweiset es; denn sie zeigt uns diese nämlichen Länder durch den Fleiß einer zahlreichen Bevölkerung in einen blühenden Zustand versetzt. Der Augenschein lehrt es; wer die mühselige Feldarbeit des Südländers an seinen Abgründen und Felsenhöhen kennt, der muß bekennen, daß nur Gewohnheit sie erträglich machen kann, und daß eben deswegen der fleißigste nordische Landmann sie unerträglich finden würde. Handwerker aus diesem Lande, die besonders in Folge der neuern, alle Völker durcheinander werfenden Ereignisse im Norden sich ansiedelten, sind ihrer Thätigkeit wegen bekannt. Diejenigen von ihnen, die aus dem Norden, wo Beispiel und Belohnung sie die Arbeit liebgewinnen liessen, in ihr Vaterland zurückkehrten, sind es hier aus demselben Grunde noch mehr. Die emsigsten Gesellen, gehörten sie dem fleißigen Deutschlande an, sind ihrer rastlosen Betriebsamkeit nicht gewachsen. Dem Unternehmungsgeiste der Südlander verdanken wir, was uns aus dem Schiffbruche der Zivilisation des Alterthums gerettet wurde. Beispiele des nämlichen Geistes finden sich noch jetzt selten, und in dem kleinem Nizza gibt es Mehrere, die als mittellose Jünglinge ihr Vaterland verliessen, um nach Jahren mit Reichthümern zurückzukehren, die sie ihrer Thätigkeit in fremden Welttheilen zu verdanken haben. Die so oft bemerkte Unthätigkeit im Süden besteht nicht darin, daß Jeder nur wenig arbeitet, — darin vielmehr besteht sie, daß Wenige sehr viel, und die Meisten gar nichts thun. — Soll aber Trägheit im Zusammenhange jenes Vorwurfs nicht eine natürliche Beschaffenheit, sondern einen moralischen Mangel, einen Fehler bedeuten: so ist der Vorwurf ein schielender, weil dann noch zu beantworten bleibt, wem der Fehler beizumessen sei. Zwischen dem Nichtthun und Nichtwollen läßt sich, wie zwischen dem Willen und der That, nur insofern ein die Zurechnung erklärender und rechtfertigender Zusammenhang voraussetzen, als beide frei sind. Er läßt sich voraussetzen, wo die Verwaltung der gesell-

schaftlichen Ordnung sich als eine Geschäftsführung darstellt; er ist unstatthaft, wo diese zu der Gesellschaft in dem Verhältnisse einer vormundschaftlichen Gewalt zu dem willenlosen Mündel besteht. Wo die Verwaltung dem Landmann was er säen und ärnten, dem Fabrikanten was er bearbeiten, dem Handelsmann was er kaufen und verkaufen, und Jedem was er verbrauchen, — wo sie dem Verstande was er beobachten, der Vernunft was sie für wahr halten, und dem Magen was er verdauen soll, vorschreibt — insofern sie überhaupt diese natürlichen Funktionen durch ihre Bestätigung anerkennt, — kurz, wo sie durch eine Anzahl von Gesetzen und Beamten Alles selbst thun will, da muß sie sich gefallen lassen, daß die Verwalteten sehr geneigt sind, nichts zu thun. Nicht gerade, weil sie ihnen die Mühe, etwas zu thun, erspart; oft nur, weil sie ihnen dieselbe verleidet. Von einer allgemeinen Leitung läßt sich eine eben so allgemeine Verantwortlichkeit unmöglich trennen. In einem solchen Staate entscheidet die Summe des Guten und des Bösen, die Zahl der Glücklichen und der Unglücklichen über den Werth oder den Unwerth der Regierung, und — über sonst nichts. Alles Gute kommt auf ihre Rechnung, alles Böse auch, und dem Volke gebührt im bessern und im schlimmern Falle Theilnahme und Mitleid, wie sie dem wohlgehaltenen oder dem gemißhandelten Thiere auch wird.

4.

Besuch im Kloster Cimié — Das Cemenelium der Vorwelt — St Pont. — Neue Ruinen. — Die Greise auf Chateauvieux — Die Barbets.

An einem heitern Februarmorgen, der dem schönsten Tage des Juni bei uns Ehre gemacht haben würde, erstiegen wir, mein Freund K—, ein englischer Arzt, Herr ...t und ich, die Hügel, auf dessen Gipfel das Kloster Cimié liegt. Reizend durch die mannigfaltigen Aussichten, die man von hier aus, nördlich auf das Felsenlabyrinth der Seealpen, südlich auf die reichen Umgebungen von Nizza und das weite Meer mit allen seinen blühenden Ufern, von dem mächtigen Estrelle an bis zum Leuchtthurme von Villafranca, genießt; merkwürdiger noch durch die Erinnerungen, die sich an diese Gegend knüpfen.

Störend und ermüdend sind auf dem Wege die hohen Mauern, mit welchen hier, wie fast überall im Süden, Gärten und Aecker eingefaßt sind. Nur zum Theil verdanken sie der Nothwendigkeit ihre Entstehung, denn der sanfte Hügelabhang läßt hier z. B. das Hinabstürzen der fruchtbaren Erdschicht nicht fürchten, und man würde sie gern entbehren, da ihre Erhaltung den Eigenthümern im Durchschnitte den fünften Theil des reinen Werthes ihrer jährlichen Aernte kostet. Seit fünfzig Jahren sind sie allgemein geworden, weil mangelhafte Einrichtungen den Diebstahl überhand nehmen liessen, und nur den mit Einbruch verbundenen ernstlich verfolgen.

Wir traten in die Kirche des Klosters, aus dem uns ein eintöniger, schwermüthiger Gesang entgegentönte. Mit brennenden Kerzen in den Händen standen die Klosterbrüder um die Leiche

eines alten Geistlichen und feierten ihm ein Todtenamt. Der neunzigjährige Greis hatte sich aus dem Dorfe, wo er Pfarrer gewesen war, in das Kloster bringen lassen, als er des Todes Nahen fühlte, und war in der vergangenen Nacht hier gestorben. Landleute aus der Nachbarschaft drängten sich hinzu, um zum letztenmal die wohlbekannten Züge der Leiche zu betrachten, die nach italienischer Sitte mit enthülltem Gesichte zur Erde bestattet wurde. Die Wände der Klostergänge waren mit Darstellungen — meistens in schlechten Holzschnitten — aller der Martern bedeckt, mit welchen der triumphirende Fanatismus eines frühern Zeitalters die Heiligen des spätern verfolgte. Ohne einigen Kunstwerth erreichen diese Holzschnitte ihren Zweck durch rohe, zurückstoßende Wahrheit. Mit gepreßtem Herzen verliessen wir die dumpfen Mauern, um die freie Natur zu suchen, die der Mensch flieht und beleidigt, weil er ihrer nicht werth ist; und noch in der Vorhalle erinnerte uns eine offen gelassene Blende in der Mauer an das furchtbare, an das jetzt noch furchtbare In pace!

Auf dem Hügel, dessen üppige Vegetation gegenwärtig ein Wald von Olivenbäumen beschattet, stand einst das alte Cemenelium. Eine Stadt war sie, die schon die ersten bis hierher vordringenden Römer fanden. Wahrscheinlich war sie von pelasgischen Ankömmlingen, in Verbindung mit Eingebornen, im grauesten Alterthum erbaut. An die alte Mauer, die einst zu einem Dianentempel gehört haben soll, lehnt sich jetzt die Hütte eines Landmanns. Große Trümmer, zum Theil mit Inschriften bedeckt, liegen zerstreut umher. Einige ansehnliche Ueberreste des Amphitheaters haben der Zerstörung und der Zeit getrotzt. Der sehr kenntliche Umfang der Arena zeigt, daß es dem von Nimes oder nur von Frejus an Größe bei weitem nicht gleichkam. Noch findet man oft bei dem Umgraben des Bodens alte Münzen, Ringe u. dgl. Die Münzen aus Constantins Zeiten werden häufig gefunden. Seltener und gesuchter sind die mit den Anfangsbuchstaben ANTIP: — Antipolis, das alte Antibes — auf der einen, und einer geflügelten Viktoria auf der Kehrseite.

Cemenelium war bis in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein blühender Ort. Damals hatte das Christenthum, die große Revolution der alten Welt, auch in den ligurischen Bergen bedeutende Fortschritte gemacht. Pontius, der Präfekt von Cemenelium, bekannte sich zur neuen Lehre. Munizipalität und Besatzung erhob sich gegen ihn, ihm die Wahl lassend zwischen Tod und Anbetung der alten Götter. Pontius blieb seiner Ueberzeugung treu, und auf dem Hügelabhange zwischen dem Kloster Cimié und dem Paillon, da wo jetzt das Kloster St. Pont steht, ward er enthauptet. Sein Kopf rollte hinunter in den Paillon — noch erkennt der fromme Glaube Blutspuren an dem Hügel —; vier leuchtende Kerzen erhoben sich aus den Wellen und umgaben ihn, und er schwamm den Strom hinab und über das Meer nach Marseille. Nur den Rumpf des Märtirers bewahrt das Kloster St. Pont.

So die Legende. Die Geschichte weiß, daß Christenverfolgungen die erste Veranlassung zu dem Verfalle von Cemenelium gaben. Hier galt die alte, strengere Lehre des Heidenthums; in dem nahen Nicäa (Nizza), seit fünf Jahrhunderten vor der christlichen Zeitrechnung eine unbe-

deutende Faktorei und Fischerstation der Massilier, die duldsamere des phönizisch-griechischen Dianendienstes, wie sie auch in Marseille herrschend war. Die in Cemenelium verfolgten Christen flohen nach Nizza. St Bassus, der erste Bischof des Ortes, war einer von ihnen. Hundert Jahre später verheerten die nach Gallien ziehenden Westgothen das geschwächte Cemenelium; und noch hatte es sich von diesem Schlage nicht erholt, als die Longobarden es gänzlich zerstörten. Was dem Schwerte entrann, rettete sich nach Nizza. So ging Cemenelium unter, und so wurde der Wohlstand der benachbarten Stadt gegründet.

Unter den Trümmern der Vergangenheit steht eine neuere Ruine, das schöne Landhaus der Grafen von F—, seit vierzig Jahren verödet. Der Eigenthümer lebt, nach dem Verluste des alten Familienreichthums, in Genua, und hat weder Kräfte, das schöne Besitzthum zu benutzen, noch die Freiheit, es zu veräussern. Es ist ein Majorat. In den geräumigen Zimmern steht alterthümliches Hausgeräth. Der untere Stock dient dem Vieh des nahen Pächters zum Obdache. In einem der Gemächer fanden wir, der Neugier und der Zerstörung preisgegeben, die Ueberbleibsel einer Büchersammlung und Papiere aller Art. Rechnungen, Dokumente, Briefe, oft vertrauten Inhalts, einst das werthe Besitzthum lebensfroher Menschen, die hier weilten und die für die Ewigkeit zu sorgen und zu schaffen meinten. Jetzt stehen Haus und Gegend im Rufe der Unheimlichkeit. Noch erzählt man sich von dem Schicksale dreier Jünglinge, die in keckem Uebermuthe die Gewölbe unter dem Gebäude zu durchspähen unternahmen, und nie wiederkehrten. Die Franziskaner von Cimié rühmen sich, ärgerm Unfuge der Geisterwelt durch ihre Bußübungen und Beschwörungen zu begegnen.

Unter den Ruinen des Amphitheaters begegnete uns eine schwermüthige Dame, die man nach Nizza gesandt hatte, um ihr Gelegenheit zu Zerstreuungen zu geben. Dieser Platz wenigstens war nicht geschickt, ihre Schwermuth zu heilen. Die stille Trauer, die Spuren vergangener Jugendblüthe in den sanften Zügen der Unglücklichen liessen sie uns wie eine Angehörige der Vorwelt erscheinen, die auf dem Schauplatze ihrer Hoffnungen und ihrer Freuden die Vergangenheit suchte, um die Zerstörung zu finden.

Hinter dem hohen Monte-Cao entdeckt man auf dem Gipfel eines nackten Felsens eine ziemlich große Ortschaft, deren unwirthbare Lage uns auffiel. Sie heißt Chateauvieux, und wird von drei Greisen bewohnt. Vor etwa dreißig Jahren noch war es ein hübscher Flecken, voll Leben und Gewerbe. Die Einwohner stiegen im Sommer von ihrem Felsen hinab in das Thal, in dem ihre Aecker lagen, und kehrten nach gethaner Arbeit zur Höhe zurück. Seit dreißig Jahren haben sie sich im Thal niedergelassen. Nur sieben alte Männer wollten die Stätte nicht verlassen, auf der sie jung gewesen waren. Sie blieben droben. Ihre Angehörigen versorgten sie mit Lebensbedürfnissen. Jetzt sind sie ausgestorben bis auf drei.

Diese Art Wohnsitze zu wählen ist uralt unter den Bewohnern der Seealpen. Zuerst gegen die Seeräuber der alten Welt, dann gegen der Römer Herrschsucht, suchten sie Schutz auf den Felsen. Unversöhnlichere Feinde hatte Rom nirgends. Mit Hannibal schlossen sie einen

Bund, und als nach dem Untergange Karthago's Cajus Grachus mit den römischen Legionen in diese Berge drang, die Gegend mit Feuer und Schwerd verheerte und zweiundzwanzigtausend Gefangene hinrichten ließ, war nur augenblickliche Stille, nicht dauernde Unterwerfung, des Sieges Preis. Jeder schwächere Römerhaufe blieb die Beute der ungebändigten und unversöhnlichen Bergbewohner, und mit Mühe und Vorsicht wanden sich die Legionen auf ihren Märschen nach Gallien und Spanien durch die Engpässe der Seealpen.

Das Volk blieb sich gleich, nachdem andere Feinde an die Stelle der Römer getreten waren. Es blieb zu seiner Vertheidigung gegen das Feudalwesen der Barbaren und die Räuberzüge der Sarazenen der alten Sitte treu, Freiheit in der Wildniß suchend. Nur langsam gelang es den Markgrafen von Montferrat und später den Grafen von Savoien, im Bunde mit der Geistlichkeit, sie unter Zusicherungen und Betheurungen ungekränkter Freiheit herabzulocken von ihren Bergen. Die Bethörten fanden in den Thälern Nahrung und Ketten. Aber die Barbets, so nannte sie die neuere Zeit, blieben in unsicherer Unterwerfung, und wurden aus Kriegern Räuber. Den Franzosen noch soll die Besetzung ihrer Wohnplätze in den Jahren von 1792 bis 1796 an hundert- und fünfzigtausend ihrer Soldaten gekostet haben, ohne daß auch nur ein einziges, bedeutendes Gefecht vorgefallen wäre. Die Angriffe waren Ueberfälle, die Gefechte Zweikämpfe, die Siege Meuchelmorde. Erst als Buonaparte die Alpenkette durchbrochen und sich zum Herrn der Lombardei gemacht hatte, schufen das System der Gemeinde-Verantwortlichkeit und zahlreicher kleiner Besatzungen, die Anlegung neuer Straßen, eine Nationalgarde der Vermögenden, die dem Frevel der Aermern wehrten, weil sie ihn büßen mußten, und strenge Beispiele einige Ruhe. Sie fängt an sich zu verlieren, seitdem der Despotismus nicht mehr mit der Zivilisation im Bunde steht. Die vernachläßigten Straßen sind wieder unsicher geworden.

Die Wildheit dieser Menschen bezeichnet auch ihren Glauben In diesen Bergen gehört das zwölfte Jahrhundert noch der Gegenwart. In Roccabruna, einem Flecken unweit Mentone, wird jährlich einmal die Passionsgeschichte dargestellt, mit einer Wahrheit, die es einem Einzigen unmöglich macht, die Rolle des Heilandes durchzuführen. Fünf Miethlinge wechseln ab, um sich binden, geisseln, mit dem Kreuze beladen und kreuzigen zu lassen. In S. Remo thut jährlich an einem gewissen Tage die Madonna zahlreiche Wunder. An dreißigtausend Wallfahrer versammeln sich aus der Nähe und der Ferne. Mehrere Tage vergehen unter Bußübungen und Gebeten. Jetzt naht der ängstlich erwartete Augenblick. Gesellschaften von Büßenden tragen, von einer zahlreichen Priesterschaft und dem unzählbaren Volke begleitet, Kranke und Krüppel auf Tragbahren mehrmals um das wunderthätige Bild. Die Hymnen verhallen unter dem Gewinsel der Leidenden, unter den leidenschaftlichen Ausbrüchen der Andacht ihrer Angehörigen. Der Wunsch wird zum Geschrei, das Gebet zum Geheule. Jetzt erscheint der Augenblick des Wunders, und mit ihm tritt Todtenstille ein — bis das Wunder gethan ist, und nun mit aller der Wildheit, mit der die Hilfe gesucht wurde, die Dankbarkeit sich äussert. Geldstücke, goldne

Ringe, Ohrgehänge, Ketten werden dem Altare zugeworfen. Die Freude ist Wuth. Und wer nur mit einem Blicke zu zweifeln wagte, den würde unvermeidlicher Tod treffen.

Einmal habe ich eine solche Szene angesehen. Vor Entsetzen sträubte sich mein Haar! — Ich aber gedachte an Mirabeau's Wort: „Gebt mir ein dummes Thier, und ich will euch bald ein wildes daraus machen!" das die Gräuel aller Zeiten erklärt, und an den tausendjährigen Unstern dieses armen Volkes, das nur in der Wildheit seine Freiheit, und seine Ruhe nur in der tiefsten Entwürdigung finden durfte. Und es ward mir klarer als jemals, daß es einträchtigere Nachbarn auf der Welt nicht gibt, als das dumme Thier und das wilde in der menschlichen Brust.

5.

Die neuen Besitzer alter Namen. — Unterschied des englischen Adels vom übrigen in Europa.

So reichen Stoff für ihre Liebhaberei werden die Bewunderer der historischen Namen anderswo schwerlich finden, als in der Grafschaft Nizza. Jede Klippe, jedes Kloster, jede Ruine — und ihrer gibt es eine zahllose Menge — trägt hier einen wohlklingenden, volltönenden Namen, den schon das Mittelalter kannte, und jeder ist das Erbtheil einer zahlreichen Familie, die es sich angelegen sein läßt, diese Namen, die der Schrecken der unwissenden Väter waren, für die Verehrung einsichtvollerer Enkel zu bewahren. Ja, man darf mit arithmetischer Gewißheit bemerken, daß die ehrfurchtvolle Freude, welche diese an ihnen finden, hier nothwendig gerade doppelt so groß sein muß, als überall anderswo; denn jeder besteht zwiefach, in beiden Sprachen nämlich, wie z. B. Villanova und Villeneuve, ohne daß man eben behaupten könnte, daß er in der einen nur als Uebersetzung aus der andern entstanden wäre.

Diese Gegenden gehörten lange zur Provence. Die Aehnlichkeit der Volksdialekte beurkundet noch gegenwärtig diese Verbindung. Jahrhunderte hindurch blieben sie alsdann in einer zweifelhaften Stellung zwischen Italien und Frankreich, dem letztern besonders seit Karls des Achten italienischem Zuge näher zugewandt. Erst nachdem Heinrich der Dritte das letzte Besitzthum der französischen Krone in Piemont dem Grafen von Savoien, gleichsam als ein Gastgeschenk für die gute Aufnahme, die er bei ihm auf seiner Flucht von dem polnischen zum französischen Throne gefunden, überlassen, — erst seit Heinrichs des Vierten Zeiten und seitdem das savoyische Haus, durch das Uebergewicht seiner Besitzungen jenseits der Alpen, eine italienische Macht geworden, hörte die engere Verbindung mit Frankreich auf, und ward die mit Italien vorherrschend und bleibend. Immer aber waren die Sprachen beider Länder unter den Wohlhabendern gleich sehr bekannt und gebräuchlich. Die Familiennamen entstanden gleichzeitig in beiden; in beiden original, und als solche noch jetzt angesehen und angewandt.

Ihren Verehrern ist indessen Vorsicht zu empfehlen. Die Besitzer mehrerer dieser ehrwürdigen Namen haben es in ihrem Leben mit keiner andern Geschichte, als der des königl. sardinischen Fiskus zu thun gehabt, der während des verflossenen Jahrhunderts, und besonders der

dem Revolutionskriege vorhergehenden Dezennien, in Veräusserungen von Titeln und Adelsbriefen eine ergiebige Quelle von Einkünften fand. Man hatte die Auswahl um ein Billiges. Und jene Vorsicht ist um so nothwendiger, da gerade die neuen Besitzer der alten Namen sich selten durch die Anspruchlosigkeit auszeichnen, die sonst oft eine Eigenthümlichkeit und immer eine Zierde der Jugend ist; da sie vielmehr den ganzen Stolz, der alle frühere Geschlechter der alten Familien mit dem wesentlichsten Adelserfordernisse versah, in ihrer ersten Generation zu vereinigen scheinen, als wollten sie dadurch an Kraft ihres Adels ersetzen, was ihnen an Dauer desselben abgeht, und jene auf dem später angetretenen Wege einholen, um dann gleichen Schritt mit ihnen zu halten. Dieses Hinabsehen auf ihren Mitbürger — ich wollte sagen, auf den Bürger —, als eine geringere Gattung, unterscheidet sich dadurch wesentlich von einer ähnlichen im Oriente herrschenden Ansicht, daß es sich auf die Person beschränkt und keineswegs auf das erstreckt, was ihr angehört. Die Sachen sind nicht unrein. Man kann die Gattung — die espèce — herzlich verachten, und doch hinreichende Gründe haben, ihre Kassen und Küchen nach Gebühr zu schätzen

„C'est un homme de rien," sagte eine Dame, deren Vater noch mancher Rizzarde gesehen hatte, wie er hinter dem Zähltische seines Kramladens in Scheidemünzen die Dukaten erwarb und zusammensparte, mit welchen sein Schwiegersohn den Grafentitel bezahlte; „c'est un homme de rien," sagte sie von Jemanden, und das Wort ist zur Ehre unserer Sprache unübersetzbar. „Wir dulden ihn aber in unserer Gesellschaft," fuhr sie fort, „weil er sich während der Revolution gut betragen hat." Er war nämlich emigrirt, und nach einer Reihe von Jahren mit einem im Auslande erworbenen beträchtlichen Vermögen und einem vortrefflichen Koche in sein Vaterland zurückgekehrt. Mehr als eine fremde Familie fand hier Gelegenheit, mit einer Art von Schrecken die in ihrer Heimath unerhörte Zudringlichkeit zu bewundern, mit welcher Personen aus jener erhabenen Klasse, die sich durch Zumuthungen und Empfehlungen von Freunden und Bekannten, bis zum Koch und Kammerdiener hinab, den Zutritt zu ihren Gesellschaftssälen zu verschaffen bemüht waren.

Freilich ist die Stellung des Adels, der übrigen Bevölkerung gegenüber, fast überall die nämliche; überall durch die innige, nur bald verstecktere, bald offener zur Schau getragene Meinung, einer bessern Gattung anzugehören, bestimmt. Freilich sind die Ausnahmen von dieser allgemeinern Sinnesart unter dem Adel überall selten, so selten, als es überlegene Geisteskräfte überhaupt sind, und als große Resultate der Erziehung und des Unterrichts es da sein müssen, wo sie nicht den ganzen Werth des Menschen ausmachen, sondern einen durch die Geburt schon erlangten selbstständigen Vorzug nur verzieren sollen Freilich endlich wird dem Zurückstoßenden, dem Erbitternden, das in dieser Sinnesart liegt, durch die höfliche Vertraulichkeit, die ihr entweder häufiger zur Entschuldigung und zur Maske dienen soll, nichts benommen; denn die Brutalität der Unwissenheit ist ärgerlich oder belustigend, je nachdem man gestimmt ist, die vornehme Herablassung auch der Verständigen aber ist immer beleidigend; dennoch muß man

jene wunderliche Stellung einer unbedeutenden Minorität der Bevölkerung in Frankreich oder in Italien beobachtet haben, um die ganze Bösartigkeit dieses Gährungsstoffes kennen zu lernen, der in den Bewegungen der europäischen Völker von einer mächtigern Wirksamkeit gewesen ist und es noch ist, als man bisher hat bemerken oder gestehen wollen *).

Mancherlei mag dazu beitragen, anderswo die Täuschung in dieser Hinsicht zu unterhalten. In Großbritannien sind die Titel des Feudalwesens mit der Ausübung einer wichtigen, politischen Funktion, oder, wie in Schottland und Irland, mit der nächsten Anwartschaft darauf verbunden. Sie sind weder von dem Zufalle der Geburt allein abhängig, noch auch von demselben unzertrennlich. Immer aber haben sie eine Bedeutung auch ausser dem Reiche der Einbildung, und dies allein reicht hin, sie wesentlich von denen auf dem europäischen Festlande zu unterscheiden, wo man im Widerspruche mit sich selbst die Pairie einführte und die Titel unabhängig von ihr fortbestehen ließ. Ein Verfahren, das jene ihres Ansehens beraubte, ohne diesen ihre Gehässigkeit zu nehmen, und den Zwiespalt im Volke, den es aufheben sollte, vervielfachte. In England, wo sich der Titel niemals ohne die politische Gewalt oder die nahe Anwartschaft darauf findet, überhebt diese den Besitzer desselben der Nothwendigkeit, seine Bedeutung in einer eingebildeten Verschiedenheit der menschlichen Naturen, und in einer, der eigenen Eitelkeit auf Kosten des Selbstgefühls aller Uebrigen wohlthuenden Trennung von dem Volke zu suchen. Jedes Kind, das nicht das älteste ist, knüpft den englischen Pair an seine Nation; jeder tugendhafte und talentvolle Bürger, dem der König einen Sitz im Oberhause anwies, diese an die Pairie. So bleiben die Gleichheit des Anspruches und, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Einheit der Nationalität unverletzt.

Ich mache mich verständlich, indem ich daran erinnere, daß anderswo — wie schon der Begriff von Mißheirathen es darthut — der Standesgeist ein engeres Band knüpft, als das gemeinschaftliche Vaterland; daß ein deutscher und ein französischer Edelmann in einem nähern Verhältnisse zu einander stehen, als jeder von ihnen zu einem Bauern seines Vaterlandes; daß

*) Ein Artikel aus Paris in der Allgemeinen Zeitung vom 16 Juni bestätigt diese Meinung. Der Verfasser desselben, der offenbar kein Literator ist, beklagt sich bei Gelegenheit der Verschwörung vom 12 August über den Mangel an Herablassung, den er dem alten französischen Adel zur Last legt, und dem er jenes wie jedes andere Zeichen des öffentlichen Mißvergnügens zuschreibe, den englischen Adel zum Muster aufstellend, der, wie er glaubt, nur seiner Herablassung wegen nicht verhaßt sei. Er irrt. Kein Adel in Europa ist weniger familiär und herablassend im Umgange mit andern Ständen, als der englische. Auch bedarf er dessen nicht, um populär zu sein. Dazu machen ihn seine Verhältnisse und seine Stellung im Staate. „Eure Höflichkeiten“, würde man dem sich herablassenden alten Adel in Frankreich antworten, „sind uns gerade so zuwider, als Ihr selbst. Eure Herablassung ist immer eine Beleidigung; um so kränkender, da sie von unserm Verstande die Huldigung verlangt, die die Brutalität nur von unserer Unterwerfung erwartet; um so lästiger, je weniger man sich ihrer füglich erwehren kann. Der neue Adel ist um nichts geliebter oder angesehener, als der alte. Er ist nur weniger gehaßt, weil dieser auch auf ihn herabsieht, und weil er eben so neu als es die Wahrheit ist, daß er dem Volke angehört.“

Spätere Anm. d. Verf.

hingegen von einem Lord und einem Pachter in England keineswegs das Nämliche gilt, da bei beiden vielmehr die gemeinschaftliche Eigenschaft des Engländerseins die erste und umfassendere ist. Und daß unter jenen Voraussetzungen alle Vortheile des Reichthums, alle äussern Vorzüge des Ranges und eine denselben mit ängstlicher Strenge überall auszeichnenden Etikette auf der einen Seite sehr füglich ohne Uebermuth statt haben, auf der andern ohne Eifersucht ertragen werden mögen, beweiset das Beispiel Englands, dessen Edelleute, d. h. Pairs, verglichen mit ihren Titelgenossen auf dem Festlande, auch in jeder von diesen Rücksichten, wie einst der Senat von Rom, eine Versammlung von Königen genannt werden darf.

So ist es noch jetzt, obgleich die mit dieser Lage der Dinge verbundenen Vortheile in England täglich geringer werden. Daß Jakob der Erste den Baronetstitel erfand und mit verschwenderischer Hand austheilte, that der Eitelkeit der Begünstigten wohl, ohne das Selbstgefühl der Nation zu kränken, mit der jene schon durch die gemeinschaftliche Repräsentation im Unterhause auf das engste vereinigt blieben. Aber es war ein Keim des Verderbens, wenn auch ein unentwickelter. Die Vereinigungen von Schottland und Irland im Laufe des verflossenen Jahrhunderts vermehrten das Uebel, indem sie die Verbindung des Titels mit einer dem Volke wohlthätigen und darum von ihm geachteten politischen Funktion, wenn nicht aufhoben, doch in vielen Fällen suspendirten. Aehnliche Wirkungen hat in den neuesten Zeiten die Vermehrung der Zeichen des Bath-Ordens gehabt, die weder mit den Sitten, noch auch mit der Denkungsart, deren die englische Freiheit zu ihrer Erhaltung bedarf, zusammenstimmt, und daher nur auf Kosten ihrer Bestand haben mag. Die ausgebreitetere Bekanntschaft endlich mit dem Festlande und dessen Höfen scheint die Gefahren verwirklichen zu wollen, die man seit einem Jahrhunderte von dem Beispiele des Hofes von Hannover und den Erinnerungen an denselben mehr fürchtete, als wahrnahm. Die britische Verfassung, die Blüthe der europäischen Zivilisation, deren reifende Saat in einen andern Welttheil gefallen ist, geht wahrscheinlich auch in dieser Richtung dem Schicksale aller menschlichen Schöpfungen, ihrem Untergange, entgegen. Noch aber sind ihre Grundsätze in den Herzen oder doch in dem Gedächtnisse der meisten Engländer zu lebendig, als daß diese von politischen Erscheinungen auf dem festen Lande, die, wie der Adel, mit denen in ihrem Vaterlande nur den Namen gemein haben, sich einen richtigen Begriff zu machen fähig sein sollten.

Einen neuern Beweis dafür liefert ein geistvoller Mitarbeiter an dem Edinburger Review in einer Abhandlung über die gegenwärtige Lage Frankreichs, in der er das Eigenthümliche der Stimmung des französischen Volkes in der herrschenden Vorliebe desselben für die politische Gleichheit und nur für diese erkennt; einer Vorliebe, die es jede auch nur scheinbare Beeinträchtigung der Lieblingsidee eifersüchtig beargwöhnen und schmerzlich empfinden läßt, und die in ihrer übermächtigen Alleinherrschaft allen Sinn für die Aufrechthaltung politischer, oder nur persönlicher Freiheit zu ersticken scheint. Die Bemerkung ist treffend. Wenn aber der Beobachter aus ihr die gänzliche Abwesenheit jenes Sinnes für die Güter, die dem Leben Werth

und Würde geben, die Unfähigkeit der französischen Nation, sich dieselben anzueignen, und ihre Neigung, sich den allesverschlingenden Despotismus eines Einzelnen gefallen zu lassen, folgert: so hält er offenbar die Verschiedenheit der politischen Gewalten, deren Gleichgewicht die sicherste Bürgschaft der allgemeinen Freiheit ausmacht, und die Ungleichheit der mit ihnen verbundenen gesellschaftlichen Verhältnisse für diejenige, die den Gegenstand eines so unauslöschlichen und jede andere Rücksicht überwiegenden Hasses ausmacht, während es sich doch um etwas ganz Anderes handelt, um ein Privilegium des Blutes nämlich, um eine angeborne Ungleichheit des Anspruches, die einige Familien als ihr Erbtheil sich anmaßen, und die, wenn nicht der Staat in seinen Gesetzen, doch die Mehrheit seiner Verwalter anerkennt. Diese Wahrheit erklärt drei Viertheile von den Räthseln der französischen Revolution und alle Widersprüche, welche sich die Parteien in dieser zu Schulden kommen liessen. Sie erklärt, wie diejenigen, die für das Königthum eiferten, ihren unglücklichen Fürsten verlassen konnten, als er die Aristokratie zu verlassen schien, und wie die Republikaner, indem sie, um nur jener verhaßten Ungleichheit entscheidend vorzubauen, alle politischen Gewalten durcheinander warfen, die Vorläufer und Gründer des Militärdespotismus werden mußten. Sie zeigt, wie beide Parteien von der Leidenschaftlichkeit, mit der sie nur das Eine, was ihnen zu behaupten oder zu verrichten noth thut, ins Auge fassen und verfolgen, zu Resultaten hingerissen werden, die weit über das Ziel beider hinaus liegen und den Absichten beider fremd sind: jene zu einer Republik, aber einer venezianischen, diese in die Arme einer Monarchie, und zwar einer türkischen.

Deutschland, seit Jahrhunderten der Resonanzboden fremder Töne, zeigte das nämliche Bild der Trennung im Volke, zeigt es aber in weichern Umrissen, in mattern Farben, seitdem sie nicht mehr in Domkapiteln und Armeen, wie bisher, ihren eigenthümlichen Wirkungskreis findet. Eine gewisse Gutmüthigkeit, die ein allgemeiner Zug des Volkskarakters ist, hat hier im gesellschaftlichen Umgange die Ausbrüche des Standesgeistes auf der einen Seite mildern, auf der andern weniger bemerken lassen. Nirgends ist die Versöhnung leichter, als hier. Nirgends würde ihre Störung unverzeihlicher sein.

In Rußland endlich hat — aus andern Gründen freilich — die letzte, bittere Frucht des Feudalwesens so wenig zur Reife gelangen mögen, als in England. In diesem verwandelte es sich in eine dem Volke wohlthätige Gewalt. In jenem konnte es sich niemals zu einiger Stärke erheben, weil die Herrschaft der Fremden, zuerst der Tartaren, dann der Polen, mit unparteiischem Drucke alle Stände traf und alle im gemeinschaftlichen Unglücke vereinigte. Das ist es, was dem Despotismus, sogar dem fremden, in Vergleichung mit dem Feudalwesen noch Vorzüglichkeit gewährt, daß er wenigstens den bessern Seiten ein freies Feld überläßt, während dieser den Boden mit Abtheilungen und Trümmern bedeckt, deren Wegräumung den Völkern oft ebensoviel kostet, als ihre Entstehung. Als das Haus Romanow den Thron bestieg, fand es keine Nebenbuhler seiner Macht in denen, die sich die ersten Diener desselben zu nennen

pflegen Zwar regte sich der böse Geist; aber Feodor Alexiewicz dachte groß genug, nicht der erste Edelmann, nein, der Fürst seines Volkes sein zu wollen. Er ließ sich die Familienarchive seiner Bojaren bringen, um die Zänkereien über ihrer Geschlechter höhern oder geringern Adel zu schlichten, und er schlichtete sie, indem er die unheilschwangern Papiere in die Flammen warf. Sein Halbbruder Peter der Erste war der Erbe auch seiner Gesinnungen. Er selbst verdankte der Natur zuviel, als daß er in der Wahl seiner Gehilfen bei dem Werke seines Volkes etwas Anderes als sie hätte zu Rathe ziehen, durch Geschlechtregister und Taufscheine sich hätte leiten und beschränken lassen sollen. Den Lefort, den Münnich, den Ostermann gab er den Wirkungskreis, dem sie gewachsen waren, und den ihr Vaterland ihnen versagte, weil es — nicht an talentvollern, aber an vornehmern Söhnen einen Ueberfluß hatte. Und um sein Reich, soviel an ihm lag, für alle Zukunft vor einer widernatürlichen Verarmung an geistiger Habe zu bewahren, setzte er dem Geburtsadel, der nur die Ansprüche, aber nicht das Talent zu monopolisiren vermag, einen Verdienstadel entgegen, den der Monarch für alle dem Staate geleisteten Dienste, ohne Rücksicht auf die Geburt und in bestimmten Abstufungen verleiht, die den einzigen Maasstab für Auszeichnungen wie für Belohnungen abgeben.

Es ist nothwendig, die erbitternde Zwietracht der Stände, die, wie die neuesten Verhandlungen des norwegischen Storthings beweisen, bis in den hohen Norden, und wo man es am wenigsten erwarten sollte, die Gemüther auf das tiefste aufregt; es ist nothwendig, sie zu kennen und — eine freundliche Täuschung aufgebend — sich zu gestehen, daß sie in den südlichen Staaten Europa's in ihrer ganzen Bösartigkeit da ist, um sich eine deutliche Vorstellung von den Bewegungen zu machen, welche diese Gegenden seit dreißig Jahren zerreissen. Es ist beruhigend sogar, die Gewalt dieses Gährungsstoffes in ihrer ganzen Verderblichkeit anzuerkennen, weil daraus die Ueberzeugung folgt, daß andere Völker, bei welchen er sich nicht findet, und zwar in eben dem Maase, als er sich bei ihnen nicht findet, vor ähnlichen Bewegungen sicher sind. Nicht ältere und jüngere Brüder sind es, die der Standesgeist, wie er nach Frankreich zurückgebracht und in Italien wiedererwacht ist, feindselig trennt. Die beleidigende Vergleichung hat schon in der Ständeversammlung von 1614 der französische Adel mit Hohn zurückgewiesen. Es sind zwei verschiedene Völker, die sich eifersüchtig bewachen. Es ist der Weiße, der dem Neger, der Bramine, der dem Paria gegenübersteht. Das ist die Sache, wie oft und wie bitter man sich auch über die Nennung des gehässigen Namens Kaste beschwert haben mag. Wie sie in ihrer gegenwärtigen Gestaltung entstanden, diese Trennung unter den europäischen Völkern, dürfte — Mably hat es gezeigt — leichter aufzuweisen sein, als man gewöhnlich glaubt, da das höhere Alterthum ihr mehr zum Vorwande, als zum Ursprung gedient.

Daß sie in Frankreich die tiefsten Wurzeln geschlagen, ist begreiflich, da es ihr Vaterland ist. Herrschaft und Beispiel der fränkischen Monarchie breiteten sie in Europa aus, und wie mächtig sie in den frühesten Zeiten in Italien war, beweisen merkwürdige Thatsachen. Schon

im dreizehnten Jahrhundert, so erzählt Sismondi, mußten die Aeltesten von Pistoia Kaufleute und Bürger sein, und ausgeschlossen waren von der Regierung für immer die alten Edelleute und diejenigen, die der Staat zur Strafe für ihre Verbrechen adelte. In dem Adelsbuche von Bologna, Padua, Brescia, Pisa und andern Städten befanden sich ebenfalls die Namen nicht allein der adelichen Familien, sondern auch derjenigen bürgerlichen, die gleich ihnen in ihrem Uebermuthe sich über das Gesetz hatten erheben wollen. Das Mittel bezeichnet mehr den Parteihaß und die Verzweiflung der Zeit, als ihre Weisheit. Möge der unsrigen die Entdeckung eines sanftern vorbehalten sein; möge sie die Parteien versöhnen lernen, die jene nur zu beruhigen wußte, indem sie sie unterdrückte. Bis jetzt indessen mahnen diese Parteien, die nichts mit einander gemein haben, als den Wohnort, an die Versöhnungsversuche der Züricher, die ehemals entzweite Eheleute in einen engen Thurm sperrten, mit Einem Bette, Einem Tische, Einem Stuhle, Einem Messer; Alles einfach, nur die Herzen waren getheilt. Es ist, als habe man mit feindlichen Brüdern denselben Versuch angestellt; die aber ringen um das Messer.

6.

Schmerzen aus der Staatsverwandlung von 1814 in Italien. — Der Chevalier de Salucés. — Wirkungen des piemontesischen Aufstandes in Nizza. — Verkündung der spanischen Verfassung in Nizza. — Ankunft des Königs Viktor Emanuel in Nizza.

Napoleons Schicksal ließ die Frage unentschieden: ob er dem Hasse der Völker unterlegen, weil er ihre Anhänglichkeit an das Alte beleidigt, oder weil er ihren Erwartungen von dem Neuen nicht entsprochen. Dieses schienen die Versprechungen vorauszusetzen, mit welchen seine Gegner Anhänger warben, und deren Bedeutung ein Eigenthum der Geschichte geblieben ist; jenes die Grundsätze, die bei der Verwaltung der wiedereroberten Länder befolgt wurden. Nizza theilte mit dem übrigen Königreiche seit dem Jahre 1814 Gutes und Böses, das aus einer durch solche Ansichten geleiteten Administration hervorgehen mochte. Daß die Arbeiten an den grossen, öffentlichen Anlagen, welche die vorige Regierung unternommen hatte, an den Heerstraßen namentlich, eingestellt wurden und blieben, liesse sich durch ihre, zu den Kräften eines kleinern Staates in keinem Verhältnisse stehende, Kostspieligkeit erklären und entschuldigen. Von der Vernachlässigung der öffentlichen Unterrichtsanstalten, deren Nizza vor dem Jahre 1814 in seinem Lycäum eine vorzügliche besaß, gilt das Nämliche nicht; denn diese wurden durch eben so theure und wohl noch reicher dotirte Seminarien ersetzt, die nur Priester erziehen, deren Menge so wenig zu den irdischen Kräften, als zu den geistlichen Bedürfnissen des Landes im Verhältnisse steht. Die französischen Zivilgesetze, die, welches auch ihre Mängel sein mögen, vor allen andern Legislationen den wesentlichen Vorzug haben, daß sie gegenwärtiger Zeit und Sprache angehören, waren eine Wohlthat des Landes gewesen; sie wurden eine neue Plage desselben, da man sie bei der Wiedereinführung der alten

Landesgesetze in vielen Fällen neben den römischen als ein zweites subsidiarisches Recht bestehen ließ. Nur Napoleons Abgabendruck blieb der nämliche, wo er nicht schwerer wurde, und der einzige Trost, der ihn erträglich hatte scheinen lassen, verschwand; der Gedanke, daß er, wie mancher andere, aus der übermächtigen Willkühr des Mannes, und nicht aus dem Wesen seiner Institutionen hervorgehe.

Mehr als alle Beeinträchtigungen des bürgerlichen Wohlstandes mochten indessen die Kränkungen der bürgerlichen Ehre im Gefolge der Ausbrüche und Anmaßungen des neubelebten Standesgeistes dazu beitragen, unter der Mittelklasse einen stummen, aber darum desto tiefern Unmuth zu verbreiten. Welche Vorsätze und welche Erwartungen die zahlreiche Klasse derjenigen hege, die in der Revolution ihrer Rechte beraubt zu sein glaubten, weil sie im Kampfe um ihre Vorrechte die Schwächern gewesen waren, ergab sich gleich bei dem ersten Einrücken der fremden Truppen. Die Grundstücke derjenigen, die in frühern Zeiten Nationalgüter, sei es auch aus der zweiten oder dritten Hand, an sich gebracht, wurden mit so übermäßigen Einquartierungslasten belegt, daß ihre Parteilichkeit die fremden Offiziere zuerst empörte und zu Schutzengeln derjenigen machte, deren Strafengel sie in der Meinung ihrer Verfolger hätten sein sollen. Bald folgte dem Wunsche, Jenen den Besitz der Nationalgüter zu verleiden, der, sich selbst durch ihren Besitz zu entschädigen, und bald war die Regierung, in der sie nur die Geschäftsführerin ihrer Ansprüche und ihrer Rache zu erblicken schienen, der Gegenstand ihrer lauten Klagen und Vorwürfe. Sie schalten sie undankbar und kleinmüthig, weil sie nicht in ihre blinde Leidenschaftlichkeit einzugehen vermochte. Hier wie in Frankreich stellte die Natur der Sachen der verlangten Wiedereinsetzung in den vorigen Stand ein unüberwindliches Hinderniß entgegen, und hier wie da erschienen die in ihrer Erwartung Getäuschten, ihre Prätensionen in eben dem Maaße, in welchem es ihnen sie thätig geltend zu machen an Gelegenheit gebrach, in Worten und Benehmen zur Schau zu tragen bemüht. Ein unkluges Verfahren, weil es die Abneigung ihrer Gegner vermehrte, ohne den Kräften derselben Abbruch zu thun; ein Verfahren, das nicht einmal in der Verzeihlichkeit des Schmerzes über vereitelte Hoffnungen Entschuldigung finden konnte, da gerade die verdienst- und geistvollsten Mitglieder des bevorrechteten Standes niemals für ihren Verlust, wie groß er auch gewesen sein mochte, in einem solchen Benehmen Ersatz oder Trost zu suchen sich einfallen ließen.

Nur in Nizza, schon am 4 Februar 1793 mit der französischen Republik vereinigt, gaben die Nationalgüter hauptsächliche Veranlassung zu solchen Erscheinungen; die übrigen Provinzen des Königreichs mit Ausnahme Savoiens waren den ersten Schrecken und Schicksalen der Revolution fremd geblieben, und gerade in Nizza hatte die Regierung einen Stellvertreter, der als Vermittler die Ansprüche der einen Partei herabzustimmen, die Besorgnisse der andern zu zerstreuen am wenigsten geschickt war. Der Graf d'Osasque, ein Greis, den Eindrücken und Ansichten seiner Jugend um so inniger zugethan, je mehr er für sie gelitten haben mochte, bot der Regierung in seinem leidenschaftlichen Hasse gegen Alles, was seit dreißig Jahren geschehen

und entstanden war, eine sichere Bürgschaft für seine Treue; eine desto geringere für seine Fähigkeit oder nur seine Neigung, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Mit Schmähungen überhäufte er die unglücklichen Landeskinder, die, aus französischen Diensten entlassen, erhaltener Vorschrift gemäß, sich bei ihm meldeten. Landstreicher und Räuber nannte er sie, weil sie sich einer Gewalt gefügt hatten, vor der die mächtigsten Fürsten Europa's sich hatten beugen müssen. Die Meisten von ihnen schreckte der rauhe Empfang nach Frankreich zurück, dessen südliche Provinzen voll von sardinischen Unterthanen sind, die zu den fleißigsten und gewiß zu den ruhigsten Bürgern ihres neuen Vaterlandes gehören. Jede mißbräuchliche Anmaßung schien ihre Wiedergeburt feiern zu dürfen.

Das Beispiel einer solchen lieferten zu jener Zeit die Offiziere der Garnison, die sich zu einem von Fremden ihren Freunden gegebenen Ball drängten, vorgebend, ihnen stehe nach zehn Uhr Abends der Zutritt zu jeder Gesellschaft frei. Man war gezwungen, die Musik fortzuschicken, um die ungebetenen Gäste los zu werden. Freilich bestrafte der Gouverneur die Unverschämtheit, als man sich bei ihm beklagte; aber daß sie gewagt werden konnte, bezeichnete die Zeit. Noch erinnert man sich der Beispiele von Leuten, die eingekerkert wurden, weil sie vor einem, ihnen vielleicht unbekannten, vorübergehenden Edelmanne aufzustehen und den Hut zu ziehen für überflüssig gehalten oder vergessen hatten. Und daß mißfällige Gesinnungen wie Verbrechen bestraft wurden, beweiset die Verbannung des Chefs eines der ersten der damaligen Handlungshäuser Nizza's, der für sein Vermögen und seinen Fleiß einen neuen Wirkungskreis in Marseille fand, und dessen Entfernung vielleicht noch immer, aber von den armen Leuten, die er an seinem vorigen Wohnorte in Thätigkeit setzte, abgebüßt wird.

Nizza dürfte von allen italienischen Städten diejenige sein, die durch die Auflösung des französischen Kaiserthums am meisten gewonnen hat. Napoleons Kriege, in welchen nur Wechsel, nie Unterbrechung statt fand, insbesondere seine unveränderliche Feindseligkeit gegen England, hatten den Fremden, nicht weniger als früher der Kampf der Republik mit innern und äussern Feinden gethan hatte, den Zugang zu dieser schönen Küste und mit ihm den Bewohnern derselben eine reiche Quelle des Erwerbs verschlossen. Nach fünfundzwanzig langen Jahren fanden sich wieder Reisende, zumal Engländer, die wandelnden Goldminen des Südens, und mit jedem Jahre zahlreicher ein. Aber weder der Gewinn, den sie brachten, noch die Genugthuung, die in dem Gefühle wiedererlangter Nationalität gefunden werden mußte, hatten das Aufgeben der bösen Saat verhindern mögen, und hätten sich die piemontesischen Unruhen nur um Ein Jahr früher ereignet, es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Zwietracht der Partein, welche von ihnen auch die stärkere gewesen sein möchte, sich gewaltthätiger geäussert haben dürfte, als im Jahre 1821 geschehen ist. Daß es nicht geschehen ist, hat die Provinz dem Chevalier de Saluces, seit dem August 1820 ihr Befehlshaber, zu danken.

Es ist, als habe sich der König damals durch seine Ernennung eine ruhige Zufluchtstätte für die Zeit bereiten wollen, in welcher ihm seine Grundsätze, auf dem Throne zu bleiben, die

Umstände, das Land zu verlassen, nicht erlaubten. Der Chevalier de Saluces, durch seinen Rang den Vornehmsten, durch seinen Verstand den Bessern jedes Standes gleich, besaß, was ihm die Achtung und das Vertrauen aller Parteien gewinnen mußte, und Selbstständigkeit genug, um sich von keiner hinreissen zu lassen. Seine Jugend war in die Zeit der neuern Ordnung der Dinge gefallen, und dadurch schon vor den Fesseln des Standesgeistes in seinen frühern, unauslöschlichen Eindrücken bewahrt, hatte er dem Vaterlande auch während ihrer dienen zu dürfen geglaubt. Die zuvorkommende Höflichkeit selbst, mit der er den Fremden entgegenkam, und die anderswo nur eine gesellschaftliche Tugend gewesen sein würde, war auf diesem Standpunkte eine patriotische, und erwarb ihm Ansprüche auf die Dankbarkeit auch der Einwohner, deren Wohlstand mit dem Wohlsein der Fremden in engem Zusammenhange steht. Könnte es überhaupt persönlichen Eigenschaften gelingen, Parteiungen zu versöhnen, die in den Sachen den Grund zu ihrer Zwietracht fanden, der Chevalier de Saluces würde sich ein solches Verdienst um die Bevölkerung von Nizza erworben haben. In den sechs Monaten seiner Verwaltung war es ihm wenigstens gelungen, die feindseligen Gefühle, die er nicht, und am wenigsten in so kurzer Zeit, vertilgen konnte, abzustumpfen. Die Masse der Einwohner befand sich in jener, in Europa leider nur zu allgemeinen und der Willkühr wie der Gesetzlosigkeit gleich vortheilhaften Stimmung, in der man weder sich um den Untergang der bisherigen Ordnung zu grämen, noch für den Bestand einer neuen etwas zu thun sehr geneigt, und desto aufgelegter ist, sich vom Strome treiben zu lassen, er komme woher er wolle.

So war es, als die Berathungen zu Laibach entscheidendere Maasregeln zur Folge hatten, und das österreichische Heer über den Po zu setzen begann. Von jetzt an brachte jeder Tag, brachte jede Stunde neue Gerüchte, die alle mit demselben Eifer verbreitet und mit derselben Leichtigkeit geglaubt und vergessen wurden. Bald erzählte man sich von einer Seuche unter den Pferden der österreichischen Kavallerie, die einen Rückzug nach den Grenzen nothwendig gemacht; bald von der mit dem Ausbruche des Krieges auch schon erfolgten Beendigung desselben, indem — so versicherten glaubwürdige Personen und vom ersten Range — schon im Februar das neapolitanische Heer sich bei der Annäherung der Deutschen für den König und gegen die Konstitution erklärt. Ein Aufstand in Bologna sollte einer Heeresabtheilung der Oesterreicher den Untergang gebracht; die Adresse einer grossen Anzahl ihrer besonders italienischen Offiziere, in der dieselben wohl gegen neapolitanische Rebellen, nicht aber gegen das neapolitanische Volk fechten zu wollen bestimmt geäussert, ihren Feldherrn dem Feinde gegenüber in die mißlichste Lage versetzt haben. Schlachten wurden täglich in entgegengesetztem Sinne verloren und gewonnen, Proklamationen aus allen Gegenden mit Eifer gelesen und kommentirt. Die Ereignisse einer Zeit lassen uns ihr Schicksal, die herrschenden Gerüchte ihre Stimmung erkennen, und diese verdienen also in einem Bilde derselben allerdings auch ihren Platz. Wesenlos an sich, bezeichnen sie doch etwas sehr Wirkliches. Sie sind die fata morgana unserer Gesinnungen, die Abspiegelungen unserer Hoffnungen und unserer Wünsche, die den unbestimmten Nach-

richten von etwas Geschehenem, dessen Beschaffenheit doch unbekannt bleibt, Farbe und Umriß geben.

Am 7 März gelangte die Nachricht von der Verhaftung des Fürsten Cisterna, von der Entdeckung eines revolutionären Briefwechsels in dem doppelten Boden seines Reisewagens, von den durch sie veranlaßten Entdeckungen und Verhaftungen in Turin nach Nizza; und von jetzt an hörten die lebhaftern Mittheilungen politischer Nachrichten und Meinungen plötzlich auf, und eine tiefe, beängstigende Stille trat an ihren Platz, das Herannahen des Ungewitters verkündigend, dessen Dasein bisher nur aus der Ferne bekannt geworden war. Nur leise, nur unbeobachtet theilten sich Freunde und vertrautere Bekannte wichtige Vermuthungen und unbedeutende Nachrichten mit. Der Studentenunfug, der sich im Januar in Turin zugetragen hatte, gewann jetzt eine Bedeutung, die er bisher in der Meinung nicht gehabt hatte. Es verglich ihn Jemand, vielleicht nicht unpassend, mit dem kleinen Luftball, den Aeronauten, ehe sie ihre Luftfahrt antreten, in die Höhe zu lassen pflegen, um die Richtung des Windes zu erspähen. Darüber waren Alle einig, daß große, wahrscheinlich allgemeine Bewegungen in Italien bevorständen, und daß eigenthümliche Ursachen, mit gewöhnlichem Aufruhr wenig gemein habend, ihnen zum Grunde liegen müßten. Der Fürst Cisterna, der reichste Gutsbesitzer in Piemont, mit den meisten angesehenen Familien des Königreichs verwandt oder verschwägert, der Schwiegersohn des einflußreichsten Ministers, des Grafen von St. Marsan, und Andere, die man als ihre Mitschuldigen nannte, besaßen schon Alles, was Ehrgeiz und Sinnlichkeit des Wunsches und des Wagnisses werth halten mochten, und mehr als sie jemals im Bunde mit den Widersachern des Privilegiums, die sie doch bei jeder beabsichtigten Staatsumwälzung als ihre natürlichen Verbündeten aufsuchen und ansehen mußten, erwarten durften. Was sie auch bewegen mochte, Gründe gemeiner Art waren es in keinem Sinne: weder die Verzweiflung der Dürftigkeit, noch die Hoffnungslosigkeit des Ehrgeizes bei der bestehenden Ordnung der Dinge. Auf der andern Seite lag es am Tage, daß solche Männer nicht allein stehen konnten. Der Verein mußte zahlreich und ausgebreitet sein, der ihnen Vertrauen genug einflößte, um sich an seine Spitze zu stellen; und es war vorauszusehen, daß ihre Anhänger zur Rettung der Häupter, zu ihrer eigenen, eine Unternehmung wagen würden, sei es auch eine übereilte. So waren die Gerüchte und Meinungen.

Die Bestätigung der zweiten Hälfte dieser allgemeinen Vermuthung brachte der 13 März mit der Nachricht von dem Aufstande der Garnison in Alessandria. Eine Abtheilung derselben war auf der Straße nach Turin ausgerückt, aber in einer kleinen Entfernung stehen geblieben. Je nachdem sie wünschten oder fürchteten, schlossen Einige daraus, der Plan sei fehlgeschlagen; Andere, man habe nur der Nachricht von einer gleichzeitigen Bewegung in der Hauptstadt entgegengehen oder das Signal zu einer solchen geben wollen. Die Konstitution war ausgerufen, die italienischen Nationalfarben, roth, blau und schwarz, waren aufgepflanzt worden. So machte man also aus den allgemeinern Zwecken des Aufstandes gleich im Anfange kein Geheim-

sich; und daß sie, in dem ruhigen Nizza sogar, Anhänger, sei es früher geworbene oder ihnen ohne Verabredung erst jetzt zufallende, besaßen, ergab sich schon am folgenden Morgen aus den Aufrufen, die man während der Nacht an einige Kirchenthüren geheftet und in den Straßen ausgestreut hatte, und die, an die Wichtigkeit des Augenblickes und die Schmach des gemeinschaftlichen Vaterlandes erinnernd, jenen zu benutzen und diese zu vertilgen aufforderten. Man unterdrückte sie; man wagte es kaum, ihrer zu erwähnen; aber der nämliche Morgen brachte aus Turin sprechendere Beweise von der Gefahr der Regierung und von ihrer Hilflosigkeit; die Nachricht nämlich von dem Tumulte vor dem Schlosse, und daß die Zitadelle in den Händen der Insurgenten sei, und — den königlichen Befehl, der dem Militär eine Solderhöhung zusicherte. Es ist möglich, daß die letztere schon früher beschlossen gewesen; aber in diesem Augenblicke bekannt gemacht, enthielt sie das Geständniß der Regierung, sich keiner andern Stärke bewußt zu sein, als der des Heeres, und verrieth sie diesem das Geheimniß seiner Uebermacht. Als Aufmunterung zum Mißbrauche derselben konnte sie überall, als Belohnung erprobter Treue zur Zeit noch nirgends angesehen werden.

Bisher wußte man nur, daß die Hauptstadt in großer Bewegung sei; die Resultate waren unbekannt geblieben, da die Berichte aus Turin abgesendet waren, ehe der Monarch dem zahlreich vor dem Schlosse versammelten Volke seinen Willen kund gethan. Die französische, hieß es, sogar die englische Verfassung habe er einzuführen versprochen, und dankbar sei die Zusage angenommen; der glücklichere Fall in der Meinung Vieler, weil er allein zur Erhaltung des Friedens in der nördlichen Halbinsel noch einige Hoffnung legte. Nachmittags wurden die Abdikation des Königs und die Regentschaft des Prinzen von Carignan allgemein bekannt, wenn gleich nicht von der Obrigkeit bekannt gemacht. Gleichzeitig erhielt diese die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des erstern und seiner Familie; der spanische Konsul den Auftrag, mit dem Berichte von dem wichtigen Ereignisse nach Madrid zu eilen; der preussische den, seine Funktionen bei der neuen Regierung einzustellen, indem der Gesandte Turin zu verlassen im Begriff stehe. Wenige Stunden später reisete der Chevalier de Saluces ab, auf dem Wege nach Turin. Einiges Militär schlug denselben Weg ein, und Pferde wurden requirirt, um den königlichen Equipagen bis Sospello entgegengeschickt zu werden. Zahlreiche Gruppen standen auf dem Corso und dem nahen Platze versammelt; aber überall war große Stille. Man sah sich mit fragenden Blicken an. Jeder schien begierig, fremde Nachrichten und Meinungen zu erfahren, Keiner die seinigen mitzutheilen geneigt.

Am folgenden Tage die nämliche Spannung. Das Militär, das sich sonst täglich auf den öffentlichen Plätzen in den Waffen übte, blieb in den Kasernen. Die Arbeiten an einer neuen Brücke über den Pallion, bei welchen eine beträchtliche Anzahl Galeerensklaven angestellt war, fanden nicht statt. Die Obrigkeit schien Unordnungen für möglich zu halten, und die Theilnahme der Verbrecher an etwanigem Tumulte verhüten zu wollen. Es war die Stille eines Sonntages, ohne seine Ruhe und ohne seine Festlichkeit.

Auch gab es nicht geringen Stoff zu Betrachtungen und Besorgnissen mancher Art. Das Schicksal des savoyischen Hauses, über welchem, seitdem ihm nach dem Tode des letzten Stuart alle Prätensionen dieser unglücklichen Familie zugefallen, auch ihr Unstern zu walten schien, — dieses Hauses, in dem es seit Kurzem der Thronentsagungen so viele gegeben hatte, als der Regierungswechsel, und in dessen Haupte so viele Prätensionen, die, um gültig zu sein, nur einem Mächtigern zu gehören brauchten, von der auf den großbritannischen Thron bis zu den auf die Königreiche Cypern und Jerusalem hinab, hinter den Seealpen ihre letzte Zufluchtsstätte finden sollten; — die Lage der Stadt, mit einem unwissenden und bettelhaften Pöbel in ihrem Innern, einer Bevölkerung von Halbwilden in den nahen Gebirgen, einer Garnison, aus einem Regimente savoyischer Gardejäger und einem Garderegiment Sarden bestehend, zwischen welchen ein tiefgewurzelter Nationalhaß bestand, der anderswo schon zu blutigen Ausbrüchen gekommen war und mit Recht besorgen ließ, daß er feindliche Erklärungen für entgegengesetzte Parteien veranlassen werde, sollten diese auch nicht in den Meinungen schon ihren Grund finden; — die bevorstehende Gegenwart des alten Hofes, die an sich auch ohne Beabsichtigung den Parteigeist nähren und entflammen konnte; — die Nachbarschaft Frankreichs endlich, wo die Ansicht von den ihm gebührenden natürlichen Grenzen bis zu den Alpen schon lange aus einer Kabinetsmaxime zu einer Ueberzeugung der allgemeinen National-Eitelkeit geworden war, und dessen Einmischung in diese Unruhen, in welchem Sinne sie auch erfolgen mochte, den Grenzprovinzen immer drückend und verderblich werden konnte. Hieß es doch schon, als der spanische Konsul, der nach Madrid gereiset war, bei dem Pferdewechsel in Antibes den Umstehenden die Botschaft, die er bringe, mitgetheilt, hätten Soldaten und Bürger mit lautem Jubel ihre Freude bezeugt, und wären von jenen Viele dem Hafen zugeeilt, um sich auf zwei daselbst befindlichen neapolitanischen Fahrzeugen, als Streiter für die Sache der Konstitution, einzuschiffen. Und war die Rede auch übertrieben, so blieb doch soviel gewiß, daß die Garnison in Antibes während der Anwesenheit jener Fahrzeuge in ihren Kasernen konsignirt war, und daraus ersichtlich, daß man ähnliche Theilnahme für möglich halte und — befürchte.

Beinahe achtundvierzig Stunden dauerte diese sonderbare und beunruhigende Ungewißheit. Das Aufhören der alten Regierung war bekannt, und dennoch die Autorität irgend einer neuen noch nicht anerkannt. Endlich am 16 Morgens ward den versammelten Truppen und dem zahlreich zuströmenden Volke an mehrern Stellen zu gleicher Zeit die Proklamation vorgelesen, in welcher der Prinz von Carignan des vorigen Königs Thronentsagung, seine eigene Regentschaft in Abwesenheit des neuen Monarchen, und die Annahme der spanischen Konstitution, unter den von König und Volksrepräsentation etwa zu treffenden Abänderungen, zur öffentlichen Kenntniß brachte. Die Soldaten blieben stumm, wie sie es gestern bei Bekanntmachung der ihnen zugesicherten Solderhöhung geblieben waren. Nur einige savoyische Jäger stimmten in das Viva ein, welches das Volk dem Regenten und der Konstitution brachte, umarmten die Leute, die ihnen dreifarbige Kokarden reichten, und steckten diese an. Bald zogen mehrere

Haufen junger, meistens wohlgekleideter Männer mit dreifarbigen Fahnen unter Trommelschlag durch die Straßen der Stadt, um ihre Fahnen tanzend und mit Jubel die Konstitution verkündigend. Das Volk folgte ihnen, die laute Freude theilend, nach, und aus den Fenstern wehten ihnen die nämlichen Farben, tönte ihnen der nämliche Ruf entgegen. Nach einigen Stunden löseten geringere Leute, nicht wenige von ihnen in Lumpen gehüllt, die Ermüdeten in ihren Triumphzügen ab. War es ein Bild, dieser Wechsel, das uns zeigte, in welche Hände die Herrschaft der blossen Gewalt früher oder später unvermeidlich fällt?

Einem dieser Haufen, der durch die Vorstadt de la croix de marbre zog, wurde die Ehre eines sehr unerwarteten Beifalls. Die Marquise Bute, ihre Tochter, Lord Colchester und ein anderer junger Engländer standen mit dreifarbigen Bändern geschmückt an einem Fenster, vor welchem derselbe den Tanz um die Fahne begann. Sie stimmten in den Freudenruf des Volkes, und Lord Colchester kam mit seinem Freunde hinab, um sich, die Kokarde am Hute, auf's Pferd zu werfen und an der Spitze des Zuges der Stadt zuzujagen. Man verdachte ihnen sehr, was sie gethan, vielleicht zu sehr. Engländer pflegen nicht selten die Freiheit für ein Gemeingut anzusehen. Ein verzeihlicheres Mißverständniß, da sie dabei an die ihres Vaterlandes denken. Sie sind in diesem an solche Szenen gewöhnt, in welchen sich weit häufiger der Patriotismus, als der Parteigeist ausspricht, und sie haben — bis zu den neuesten Zeiten wenigstens — bei solchen Gelegenheiten das Volk nicht gefürchtet, weil sie wußten, daß das Volk die Gesetze ehre; die Gesetze, die, so lange die Höhern ihnen nicht ihre Willkühr unterschieben, selten in Gefahr sind, von den Geringern mit dieser verwechselt zu werden.

Aber wem etwa noch die Zusammensetzung reiner Demokratien aus den Elementen der seit Jahrhunderten väterlich bevormundeten europäischen Kultur möglich geschienen, dem wäre zu wünschen gewesen, daß er diesen Tag in Nizza erlebte. Hätte er nicht etwa auch geglaubt, eben in ihrer Barbarei müßten die Völker zur Freiheit geführt werden, wie man Blinden den Staar im Dunkeln sticht: — was ihn hier umgab, hätte ihn aus seinem Traume wecken müssen. Das Wort Konstitution sogar war den Meisten der guten Leute, die ihren Triumph feierten, so unbekannt, als es die Sache sein mochte. Wenigstens nahmen sie es mit beiden nicht sehr genau. Sie brachten der Konskription, der Kontribution und noch manchen andern gleich vortrefflichen Dingen, deren Benennungen mit dem Losungsworte des Tages einen ähnlichen Klang hatten, ihr Lebehoch. Einer der jubelnden Gruppen fiel einmal gar nichts der Art ein, und sie verstummte plötzlich. Die Schreier sahen sich fragend an, als wollte jeder von dem andern erfahren, wovon denn eigentlich die Rede sei, bis aus dem dritten Stockwerke des benachbarten Hauses eine theilnehmende Seele den Aufhorchenden vernehmlich genug zuflüsterte, worüber sie sich eigentlich zu freuen hätten. Mancher Dinge gedachten sie hingegen, die ihnen verständlicher sein mochten, wenn gleich sie nicht dahin gehörten und Niemand sie daran erinnerte. Man hörte die Marseillaise singen und das Ça ira. Manche andere Aeusserungen waren eben so bezeichnend und belustigender. Während hier eine alte Frau beruhigend versicherte:

„das habe Alles gar nichts zu bedeuten; der König (sie sprach von dem, der dem Throne entsagt hatte) — der König sei gut. Der Papst habe ihm ja die Krone aufgesetzt, der Papst müsse sie ihm wieder nehmen. Das sei zu begreifen!“ — bemerkte eine Milchverkäuferin, die ihre Waare mit stolzem Anstande zu Markte trug: „Jetzt sei Alles umgekehrt, und — nicht etwa ein Prinz nicht mehr als ihr Vater, nein — ihr Vater gerade so viel als ein Prinz, und sie vollkommen eine Prinzessin.“ — Bedeutsam auch war es, daß der Ruf: „Tod den Oesterreichern!“ nicht selten erschallte, und daß eben so oft, als wollte man die anwesenden Fremden beruhigen, andern Völkern, Engländern, Russen u. s. w. ein Lebehoch gebracht wurde.

Uebrigens verging der Tag ohne größere Unordnung. Nur von einer einzigen und auch nichts weniger als lebensgefährlichen Mißhandlung hörte man. Sie war einem Adelichen widerfahren, der, als eine dreifarbige Fahne vorbeigetragen wurde, statt den Hut zu ziehen, die Leute, die ihn dazu aufforderten, Schelme und Spitzbuben nannte. Abends war die Stadt erleuchtet, meistens wohl freiwillig. Hin und wieder mochte auch der Zwang, wenn auch nicht eines Befehls, wirken. Die Nacht verging ruhig, obgleich noch spät in den Straßen das Volk und zum Theil berauscht herumschwärmte, und keine andern Patrouillen zu sehen waren, als die unbewaffneten einiger Bürger, die sich freiwillig zum Schutze der öffentlichen Ordnung vereinigt hatten. Aller Gefahr einer Störung dieser Ruhe begegnete am folgenden Tage der stellvertretende Gouverneur, der zu einem Feste, das unter freiem Himmel auf der Terrasse am Corso gefeiert, und zu dem die Soldaten der beiden Garderegimenter zugezogen werden sollten, seine Zustimmung verweigerte und mit Verhaftung Jeden zu bestrafen drohte, der unter die Truppen Geld oder Wein auszutheilen wagen würde.

Eine Proklamation, das Werk eines unter dem Namen des Advokaten von Mailand in Italien bekannten Rechtsgelehrten, das bisher im Manuskripte hier und auch wohl weiter verbreitet gewesen war, und jetzt — man antizipirte die Gültigkeit des die Preßfreiheit sanktionnirenden Artikels der Konstitution, als einer Abänderung unfähig — öffentlich gedruckt und vertheilt wurde, dürfte merkwürdig sein, weil sie gerade dasjenige Gefühl ansprach, das den eigentlichen moralischen Hebel bei allen neuern politischen Bewegungen in Italien abgegeben haben mag, und weil sie zunächst denen der Nord-Italiener Bestand und Richtung zu geben bestimmt schien.

„Italiener,“ hieß es in diesem Aufrufe, „siegreich nähert sich die Meinung Euerm Vaterlande, und keine menschliche Gewalt vermag von nun an sie in ihrem majestätischen Gange aufzuhalten. Italiener aller Länder, zeigt Euch reif für den unvermeidlichen Wechsel in der Ordnung der Dinge. Erhebt Euch würdig, die Morgenröthe Eurer Wiedergeburt zu begrüßen. Sorget, daß sie Euch nicht unvorbereitet überrasche. Lange genug habt Ihr geschlafen — den schweren Schlaf der Knechtschaft; erwachet und nehmet Euern alten Platz in der Reihe der Nationen ein. Eins sei Euer Wunsch, Eins Euer Rath, Eins Euer Wille, wie Italien Eins sein soll mit seinen heiligen Gesetzen. Opfert auf dem Altare des Vaterlandes jede Munizipal-

Eifersucht. Venezianer, Genueser, Brescianer, Veroneser, Mailänder, Piemonteser — Ihr Alle seid Italiener. Werft jeden Groll von Euch; in Euern Herzen glühe kein anderer Haß, als der gegen den Fremden."

„Keine neue Form der bürgerlichen Gesellschaft, keine bessere politische Institution kann in Italien Wurzel fassen, so lange es befleckt ist von der Gegenwart der Barbaren. Furchtsam und arglistig streben sie schon lange, ihre Stellung zu sichern, ihre Herrschaft über Euch zu befestigen. Bald prüfend, bald drohend, Bestechung und Zwietracht säend, wollen sie Euch trennen und die Getrennten unterjochen. Für Euch scheinen sie zu fürchten, und sie fürchten für sich selbst. Für Eure Ruhe geben sie zu wachen vor; aber die Ruhe, die sie wollen, ist die der Wüste, und wie reissende Thiere brüllen sie über Euch, ihre Beute, und über Eure Kinder. Jeden Vorwand werden sie ergreifen, Euch in einen Krieg zu stürzen, einen Krieg von Italienern gegen Italiener. Euern Königen werden sie ihren Arm bieten, sie auf den Thronen zu erhalten, die sie im Geheimen untergraben. Verhüte Gott ein so schmachvolles Verbrechen! Schimpf und Fluch über die italienischen Fahnen, die auf dem Schlachtfelde neben denen der Barbaren erscheinen; ewige Schmach über die italienischen Bajonete, die gegen italienische Herzen gerichtet werden könnten."

„Seid denn bereit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; rüstet Euch in offener Feindschaft gegen Eure unversöhnlichen Feinde aufzustehen und den schönen Boden Italiens von ihrem schmählichen Aussatze zu reinigen. Welche köstlichere That gibt es vor Gott, als die, das Vaterland von fremdem Joche zu befreien? Für solch ein hohes Beginnen ruhen glorreich zu den Füßen des Ewigen die Gideon, die Eleazar, die Maccabäer. Der Himmel selbst hat die Gelegenheit zu Euerm Heile angeordnet. Ihr Alle bekennet die Grundsätze der Einheit Eurer heiligen Religion, einer durch Gesetze gemäßigten Monarchie, einer verständigen Freiheit, eines einzigen politischen und bürgerlichen Bandes unter Euch; unter Euch, die Ihr dieselbe Sprache redet, dieselben Leidenschaften, dieselben Gefühle im Herzen traget, die Ihr Ein Geschlecht seid, Ein Blut. Und kein Hinderniß kann dem großen Werke entgegentreten, waltet nur die alte italienische Klugheit in Euerm Rathe. Sie wird Euch leiten auf der neuen Bahn, sie wird Euch die Klippen der Gesetzlosigkeit vermeiden lehren und Europa zeigen, daß der Genius Italiens jedem hohen Zwecke gewachsen ist, ohne ihn durch die Schimpflichkeit der Mittel zu entehren."

„Diesem Brandmale zu entgehen, habt Ihr nur Einen Weg, den, auf einem einzigen Haupte jeden Willen, jede Meinung, jede Eurer Hoffnungen zu versammeln. Und dieses Haupt wird Euch nicht fehlen. Wendet Eure Blicke auf jenes kriegerische Land, das, in den Waffen erfahren und geübt, seit Jahrhunderten jedes Geschlecht der Fremden bekämpft. Günstigere und wahrhaftere Zeichen leuchten Euch nirgends."

„Auf jenem Throne herrscht ein König, dessen wahres Vaterland Italien ist, ein König mit großmüthigem und arglosem Herzen, der, umgeben von tapfern Kriegern, sobald er will,

als der Retter Italiens auftreten kann. Es erhebt sich neben ihm ein fürstlicher Jüngling, auch Er der Eure und Eure zärtliche Sorge. Er kennt Italien und er liebt es um seiner Leiden willen, und Italien kennt und liebt ihn für die fromme Theilnahme, die ihn beseelt."

„Das seien Eure Befreier, Italiener des Nordens, das Eure treuen Begleiter in den Gefahren, die Ihr zu bestehen habt. Unter ihren Fahnen wird jede Eurer Unternehmungen vor Gott und den Mächten der Erde geheiligt erscheinen. Welche Thore würden sich vor ihnen verschliessen können? Welcher Italiener würde sich weigern können, ihnen zu folgen? Mit welcher Liebe würden sie nicht empfangen werden in allen Euern Provinzen, mit welchem Nachedurste, mit welcher hartnäckigen Treue, mit welcher frommen Begeisterung, mit welchen Thränen!"

„Einen Landesfürsten an Eurer Spitze, wird es für Euch das Werk eines Augenblicks sein, die rühmlichen und verstümmelten Ueberbleibsel der italienischen Armee, der zerstreuten, ja, aber nicht der erniedrigten noch der entkräfteten, zu sammeln, und die Stellung anzunehmen, die Eurer Größe würdig ist und die den Enkeln der Weltüberwinder gebührt." —

Man weiß, es war dies alles Colofoniumblitz und Papierdonner

Das Erste, was nach Verkündigung der Konstitution aus Turin, und nur zwei Tage später, anlangte, war der Befehl, die alte sardinische Nationalfarbe, dunkelblau, beizubehalten und bis auf Weiteres keine andere zu dulden. Die drei Farben verschwanden so schnell, als sie erschienen waren, aber mit ihnen sichtbar jede öffentliche Theilnahme an den fernern Ereignissen. Sei es nun, daß das Volk dieser Theilnahme nur fähig war, so lange ein sinnliches Zeichen seine Einbildungskraft in Bewegung setzte, und nach dem Verschwinden desselben überhaupt nicht weiter begriff, wovon eigentlich die Rede sei; oder daß eine mächtige Partei, die bisher thätig gewesen, sich mißtrauisch, vielleicht auch gleichgültig zurückzog, sobald sie entdeckte, daß man nicht offen und unbedingt in ihrem Sinne handeln wolle. Soviel ist gewiß, daß Haß gegen die Fremden und Einheit Italiens das Einzige waren, was eine große und Alles vereinigende Bewegung, vielleicht dauernde Begeisterung bewirken zu können schien, und zwar bei sehr Vielen, weil sie diese Einheit als die unentbehrliche Bedingung einer bessern gesellschaftlichen Ordnung ansahen; bei Allen, weil jener Haß ein lang ererbtes Eigenthum des seit Jahrhunderten vielfach gedemüthigten Nationalstolzes geworden ist. Die Annahme der spanischen Konstitution selbst war offenbar die bloße Form, in der sich dieses Gefühl und dieser Zweck ankündigten. Den Meisten nur dem Namen nach bekannt, war sie zum Vereinigungszeichen gewählt, weil sie am deutlichsten die Grundsätze der Gleichheit des Anspruches, der National-Einheit aussprach, um welche es den Italienern zu thun gewesen sein würde, auch wenn sie nicht in ihr gestanden hätten; weil sie, dem Süden und gleichsam einem verwandten Volke angehörig, mit geringerer Verläugnung des Selbstgefühls entlehnt werden konnte; weil endlich darauf ankam, ein Vereinigungszeichen, es sei welches es wolle, für alle Völker Italiens aufzustellen; das Zeichen aber, das von Einem gewählt war, mußte somit nothwendig für alle Andern gelten, die für den nämlichen Zweck sich erheben wollten. Die Konstitution der

Cortes wurde in Piemont ausgerufen, weil sie in Neapel angenommen war. Man würde eben so unbedenklich die baierische oder die norwegische proklamirt haben, wäre eine von diesen daselbst zur Losung gewählt worden.

In Piemont so wenig als in Neapel hatten die Häupter den eigentlichen, geheimern Sinn dieser Losung eingestanden; aber dort konnten, bei der Unvermeidlichkeit des schon begonnenen Krieges, nicht wie hier, der Wunsch und die Hoffnung, den Frieden zu erhalten, Gründe zu einem solchen Verfahren abgeben; und man ging weiter, indem man sich gegen diesen Sinn durch die Verbannung eines allgemein verständlichen und in demselben allgemein verstandenen Zeichens zu erklären schien. Ein bloßes Provinzial-Interesse war nicht einmal in Piemont das Volk zu begeistern, geschweige denn in dem übrigen Italien Anhänger zu werben fähig; und daß etwa nur die Umstände eine vorläufige Verstellung rathsam gemacht, Wenigen zu wissen, noch Wenigern zu begreifen möglich. Die provisorische Junta von Turin, den allgemeinern Zweck verläugnend, setzte sich, verweigerte der neue König seine Bestätigung des Geschehenen, der Gefahr aus, bei längerm Beharren in ihrem Unternehmen in einen verderblichen Widerspruch mit sich selbst zu gerathen. Der Fall war um so wahrscheinlicher, da der Monarch, ausser dem Bereiche der Volksbewegung, in den ersten Augenblicken für keinen andern Eindruck so empfänglich sein mußte, als den des Unwillens über die Schmälerung der ihm zugefallenen Gewalt. In wenigen Tagen geschah, was man erwarten konnte, und Santa Rosa's Versuche, die Sache Piemonts wieder zu einer italienischen zu machen, kamen zu spät. Der Zeitpunkt des Ausbruches der Revolution war offenbar von den Umständen übereilt, nicht planmäßig bestimmt gewesen. Man war zu weit gegangen, oder man ging nicht weit genug.

Am 20 März, Abends um eilf Uhr, traf der König Viktor Emanuel mit seinem Gefolge in Nizza ein. Die tiefste Stille herrschte bei seiner Ankunft; auch in den folgenden Tagen ließ nur die Menge bunter Livreen die Anwesenheit eines Hofes bemerken. Endlich kamen Befehle zu Errichtung einer Nationalgarde, von sechs Bataillonen zu achthundert Mann jedes, und eines Korps Freiwilliger. Jene war ein tief gefühltes Bedürfniß, am tiefsten gefühlt von denen, die das Treiben des Volkes am 16 und 17 beobachtet und dabei sich der Marseiller vom Jahr 1793 zu erinnern Gelegenheit gehabt hatten.

Die Prinzessin von Carignan langte am 23 in Nizza an, um bald darauf ihre Reise nach Marseille fortzusetzen. Diese Reise und die bald darauf sich verbreitende Nachricht von den aus Modena erlassenen Erklärungen des Königs Karl Felix, der zu allen vorläufig in seinem Namen und unter Voraussetzung seiner Genehmigung getroffenen Einrichtungen seine Zustimmung verweigerte, liessen von dem Vertrauen, das der Regent selbst zu der von ihm aufgenommenen Sache der Konstitution hege, nicht viel erwarten. Mit Recht; denn zwei Tage später wußte man schon von seiner Flucht oder Reise nach Novara. Es hieß, er sei einige Stunden wirklich verhaftet gewesen; ob in Turin oder nachdem er die Hauptstadt verlassen, blieb ungewiß. Der genauere Zusammenhang dieser Szenen wird nicht unbekannt bleiben, wenn es über-

haupt der Geschichte an nähern Aufklärungen über eine Handlungsweise liegen kann, deren Beweggründe so deutlich am Tage liegen.

Am 26 trafen die Nachrichten von der zweiten, gewaltsamen Proklamation der Konstitution in Genua ein. An dem nämlichen Tage wurden noch einige Proklamationen der provisorischen Junta in Nizza bekannt gemacht. Abends vorher war das Jägerregiment ausmarschirt, um in Eilmärschen nach Turin zu ziehen. Am 27 früh stattete der Minister Graf St. Marsan, der in Laibach gewesen war, dem Könige einen Besuch ab, und von jetzt an war die Rückkehr zur alten Ordnung hier entschieden. Man erzählte sich, die Truppen in Novara hätten sich gegen die Konstitution erklärt und würden gegen Turin ziehen, welches letztere indessen bekanntlich nicht geschah, und die Proklamationen und Befehle der provisorischen Junta waren nur noch in den Zeitungen zu lesen.

Der spanische Konsul, welcher am 7 April über Turin zurückgekehrt war, wurde nach einem nur vierzehnstündigen Aufenthalte, auf demselben Wege, auf welchem er vor drei Wochen im Triumphe mit der Nachricht von der Revolution in Turin nach Madrid geeilt war, durch Gendarmen über die Grenze gebracht. Den Grund erfuhr man nicht. Er habe, hieß es, über die Begebenheiten in Piemont sich einige Tage früher, als sie sich ereigneten, geäussert. Es müßten in diesem Falle seine Aeusserungen besonders strafbar oder wenigstens verdächtig gewesen sein; denn die Besorgnisse vor solchen Ereignissen und mit ihnen die Aeusserungen darüber an sich waren, seitdem die Verhaftung des Fürsten Cisterna bekannt geworden, ziemlich allgemein.

Am 11 April ward der Sieg von Vercelli durch eine öffentliche Bekanntmachung den Einwohnern von Nizza verkündigt. Piemontesische Truppen hatten, mit einem österreichischen Korps vereinigt, die Piemontesen geschlagen. Die ersten Opfer des Bürgerzwistes waren gefallen. Man sprach von vier- bis fünftausend. Ein Tedeum und hundert und ein Kanonenschuß von der Festung bezeichneten die Feier des schönen Tages. Abends ward die Stadt erleuchtet und Ihren Majestäten eine Musik gebracht. Sie zeigten sich mit huldreichen Geberden dem jubelnden Volke. Es war dasselbe, das vor drei Wochen um die dreifarbige Fahne tanzte.

Am 13 ward der General Schifflenga, von Turin kommend, bei dem Könige zur Audienz gelassen. Er war bei dem Prinzen von Carignan, aber Sr. Majestät treu geblieben.

Von jetzt an die Reaktion. Viele traf die Rache; weit Mehrere ihr Schrecken, mit dem Bewußtsein, sie fürchten zu müssen. Am 17 wurden zwei Häupter des Aufstandes, ein Gendarmerieoffizier Sala und Graf Palma, der die Zitadelle von Alessandria besetzt hatte, in Ketten eingebracht. Sie hatten sich in Genua eingeschifft und vor dem Sturme Rettung im Hafen von Monaco gesucht. Dort erwartete sie unvermeidlicheres Verderben unter ihren Landsleuten. Die Frauen, Kinder und Schwiegerältern der Unglücklichen waren in Nizza, und flehten unter heißen Thränen um ihre Rettung Ihr Jammer mußte fruchtlos sein, war einmal der folgenschwere Grundsatz der Unversöhnlichkeit unter den Parteien angenommen. Einen der Gefangenen faßte, wie öffentliche Blätter später anzeigten, der Wahnsinn in seinem Kerker; wohl der

Wahnsinn der Hoffnungslosigkeit, sonst auch Verzweiflung genannt, von dem der siegenden Partei zu wünschen ist, daß er nicht ansteckend sein möge.

7.

Bemerkungen über die herrschenden Stimmungen — und die neuesten Aufstände in Italien.

Es hat Jemand Italien mit einem schlummernden Löwen verglichen. Lebten nur Neapolitaner in dem schönen Lande, man würde in Versuchung gerathen, es für einen ausgestopften zu halten. Wer vermöchte den Eindruck der Nachrichten aus Neapel zu schildern, die in diesen verhängnißvollen Tagen wie der herzzerreissende Spaß eines Shakespearschen Drama's neben des erstern Schicksal hintraten!

Sie sind erfinderisch gewesen in der Schande, die Unglücklichen. Anderswo begnügte sich die Feigheit, davonzulaufen; sie aber liefen, um ihre Waffen zu verbergen, und liefen noch einmal — ihren Ueberwindern entgegen, um ihnen die Hände zu küssen. Um ihnen die Hände zu küssen; das muß buchstäblich so verstanden werden. Augenzeugen haben das Unglaubliche erzählt. Sie sahen, wie das in die Hauptstadt kommende Landvolk sich mit demüthiger Schmeichelei zu den Knien der österreichischen Soldaten drängte; wie hier ein ungarischer Grenadier unwillig seine Faust in die Lippen stieß, die sie küssen wollten; wie da ein Tiroler Jäger mit komischer Würde die seinige der angebotenen Huldigung gnädig entgegenstreckte. Angeberei, die in den bösesten Zeiten des römischen Despotismus ein Geschäft der Höflinge geblieben war, die Angeberei ist hier des Volkes Sache. Wie sie sich drängen mit gegenseitigen Anschuldigungen zu den Tribunalen der Fremden! — „Du bist ein Bote der Carbonari gewesen!" und „du ihr Späher!" und „du ein Carbonaro selbst!" — Wie sie mit ängstlicher Genauigkeit für die Vollständigkeit des Verzeichnisses aller Fremden sorgen, die — sei es auch ein strafbares Gefühl, doch ein Gefühl, das sie nicht strafbar finden durften, in ihre Reihen führte, um ihr Blut für sie zu vergiessen. Nein! das Vaterland der Policinelle war nicht bestimmt, das der Freiheit zu werden. So bösartig war ihre Schmach, daß sie ansteckend wurde. Sie hat den Sieg um seinen Ruhm gebracht, wie das Unglück um seinen Trost.

Die Zeichen gibt der Himmel, ihre Auslegung überläßt er dem Menschen. Und wer wollte aus dem Unfuge eines tollen Pöbels auf das Glück der Italiener in ihren bisherigen Verfassungen, wer auf die künftige Festigkeit dieser alten Formen, wer endlich gar auf den Karakter der Nation zu schliessen wagen? Die Monarchen Rußlands, Oesterreichs, Preussens haben es nicht gethan; denn sie luden edelsinnig die italienischen Fürsten ein, ihren Völkern Institutionen zu geben, die den Einsichten und den Bedürfnissen der Zeit entsprechen; und selbst dem Wunsche nach Einheit kommen die Vorbereitungen zu einer nähern Verbindung unter den Staaten der Halbinsel, sein Dasein und seine Bedeutsamkeit anerkennend, entgegen.

Eins aber vor Allem beurkunden die Ereignisse der letzten Tage: das schreiende Mißverhält-

niß zwischen der Bildung und dem Streben eines Theiles der Bevölkerung, und der Rohheit des andern. Es ist überall bemerkbar, aber nirgends vielleicht so auffallend, als in Italien, und man hat nur einen Blick zu werfen auf die Literatur der Italiener in den letzten zwanzig Jahren, auf die Fortschritte, die sie in den exakten Wissenschaften, mathematischen und physikalischen, und in den nützlichen Kenntnissen, Ackerbau, Gewerbkunde u. s. w., gethan haben, und dann auf die Rolle, die die Menge, immer die nämliche Menge, während des Aufstandes und während der Reaktion gespielt hat, um sich davon zu überzeugen! Wäre diesem Volke die Wohlthat einer Charte geworden, wie Ludwig der Achtzehnte dem seinigen gewährt, es dürfte sie dankbarer angenommen, treuer bewahrt und mit reinerm Eifer alle Stände ihrer Wohlthaten würdig und theilhaftig zu machen gestrebt haben, als bei seinen Nachbarn geschehen ist, die ihm an jener Tiefe des Karakters, in der die Begeisterung für eine Idee Raum findet, nicht gleich kommen, und die in der Politik Materialisten sind, wie in der Philosophie. In allgemeinerer Einsicht würde solche Rohheit der Herzen wie der Geister untergehen; neben einander vermögen sie nicht zu bestehen, und ihr Kampf, der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß ist es, der Europa bewegt, und von der Menge droht allen Parteien die eigentliche Gefahr.

Vergebens gedenken alle Schriftsteller in ihren Schilderungen von dem Entstehen der französischen Revolution des Entsetzen erregenden Anblicks jener zahllosen Haufen, die in dem Aufzuge des Elendes und des Lasters bettelnd und stehlend den Boden des Königreichs bedeckten, und in welchen die irrende Begeisterung und die kaltblütig berechnende Bosheit um geringen Sold gleich bereitwillige Helfer fanden. Vergebens sah Europa diese Menge, Volk genannt, täglich mit gleichem Jubel um den Karren tanzen, auf dem ihre Herren des vorigen Jahres und ihre Götzen des gestrigen Tages einer nach dem andern zum Blutgerüste geschleppt wurden, und mit gleicher Kaltblütigkeit in den Reihen der Septemberhelden und der Jesuskompagnien den Mord ausführen, den die Leidenschaft dieser oder jener Partei gepredigt hatte. Vergebens sieht Europa sie noch heute in Spanien Priester im Gefängnisse morden und in Italien den Hinrichtungen der Demagogen zujauchzen. Vergebens! Immer noch appelliren, die um Recht und Vorrecht in Europa kämpfen, wechselweise an diese Menge! Nicht dem mächtigsten Fürsten sind während der längsten Regierung so viele Schmeicheleien gesagt worden, als ihr seit dreißig Jahren! Auf den Thronen wie auf den Rednerbühnen wurde ihr Weihrauch gestreut. Und die Günstlinge des Glückes, welchen er selbst zum Uebermaaße geopfert wurde, nahten sich am demüthigsten dem vielköpfigen Ungeheuer, und legten zu seinen Füßen den Tribut der Huldigungen, die ihre Kreaturen ihnen dargebracht hatten. Robespierre wie Napoleon waren nur seine geschicktesten Höflinge, und neun Zehntheile der spätern Proklamationen aller Art beweisen, daß dies Geschlecht nicht ausgestorben. Immer war es die großmüthige Nation, die große Nation, das gute Volk, das treue Volk, das tugendhafte Volk, das verständige Volk. Es ist nichts von dem allen, sondern überall nur das brutale Volk, weil es überall das unwissende ist.

Es gibt in dem westlichen Europa keine Nationen mehr, es gibt nur Parteien. Alle aber, wie vielfach ihre Eigenthümlichkeiten zu sein scheinen, zerfallen zuletzt in zwei große Abtheilungen, die allein der Unterscheidung werth sind, weil von ihrem Schicksale das der Zukunft abhängt. Es will die eine die Menschen unterrichten, um sie der Ordnung fähig und der Freiheit werth zu machen. Es will die andere Finsterniß, weil nur in ihr die Knechtschaft gedeiht. Siegt jene, so wird die Nachwelt, statt so Vieler, welchen die Tagesgeschichte Unsterblichkeit verbürgt, Lancaster und Pestalozzi die Revolutionshelden des achtzehnten Jahrhunderts nennen, und die bürgerliche Ordnung wird bestehen, wenn auch nicht diese oder jene mißbräuchliche Form derselben. Siegen ihre Gegner, so werden sie die Freiheit unterdrücken, aber nicht die Anarchie. Wo in dem großen Kampfe immer nur die Gewalt zur Entscheidung gerufen wird, da fällt früher oder später, aber unfehlbar, die Herrschaft in die Hände derer, bei welcher zuletzt alle Gewalt ist, in die der Menge, sie heiße nun Volk oder Heer. Die aber wird die Pressen zerbrechen, wie die Thronen, und von Ludwig Haller so wenig wissen wollen, als von Jean Jacques Rousseau; an Spence's Worte glauben und mit einem agrarischen Gesetze die neue Aera ihrer Gesellschaft unter den Trümmern der europäischen Zivilisation beginnen.

Eine Rettung gab es, das Band des Vertrauens zwischen allen Mächtigen und allen Guten. Aber der Argwohn steht zwischen ihnen. Die es ehrlich meinten, wurden schon lange von dem bösen Willen der einen Partei gemißbraucht, von dem der andern gelästert; und den Fürsten wußten sich die Anhänger des Privilegiums als die ihrigen zu empfehlen. Als ob die nothwendigen Bürgschaften der gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe nicht etwas Besseres wären, als Privilegien!

Zu Ephesus, so erzählt der heilige Augustin, sei der Lieblingsjünger des Heilandes, Johannes, begraben; doch sei er nicht todt, er schlafe nur bis zur Wiederkehr des Herrn, und noch erkenne das Auge der Gläubigen die den Bewegungen des athmenden Körpers entsprechenden Erhebungen des Grabes. So die Freiheit in Europa. Sie schläft nur, und die Bewegungen ihres Grabhügels sind es, die uns erschrecken und die wir eifersüchtig bewachen.

Als aber die tugendhafte Menge in Spanien Proscriptionen forderte, in Neapel dem Henker seiner Götzen zujubelte, im Süden Frankreichs sich von Missionaren (denselben Priestern vielleicht, die es vor noch nicht dreißig Jahren wie wilde Thiere jagte), die Häupter der herrschenden Partei, als die Erwählten im Himmel wie auf Erden, verkündigen hörte, kam nach Europa die Botschaft von dem, was in Brasilien geschehen. So ist denn jetzt fast ganz Amerika unabhängig; unabhängig von unserm Geize, von unsern Leidenschaften und unsern Thorheiten.

Mit uns ist nichts verloren. Die Völker gehören den Ländern an, aber das Geschlecht gehört der ganzen Erde, und ein abgestorbener Zweig tödtet den Stamm nicht. War die Dämmerung, die uns den Morgen zu verkündigen schien, Abenddämmerung? Ist der Tag über

unsere Häupter hingezogen, und der Morgenstern, den Viele erwarteten, ist er aufgegangen als Abendstern im Westen?

Das jonische Inselmeer. Ali Pascha's Selbstbekenntnisse und eines britischen Seefahrers Zeugnisse über ihn.

(In einem Schreiben des Schiffkapitäns Wilhelm Heinrich Smyth, von der britischen Marine, welcher sich seit einigen Jahren, mit astronomischen, geographischen und hydrographischen Aufträgen seiner Regierung, für die Bestimmung von Ortslagen, so wie für die Aufnahme von Küsten-, Rheden- und Hafenrissen u. s. w. im Mittelmeer befindet, an den Freiherrn von Zach. *)

Am Bord der britischen Corvette, die Aid, im Hafen von Genua, am 21 August 1820.

Ich habe so eben die Aufnahme der jonischen Inseln vollendet, welche so mangelhaft bekannt waren, daß ich Ihnen ein langes Verzeichniß solcher zum Gouvernement von Ithaka gehörender kleiner Eilande mittheilen will, deren Dasein den Erdbeschreibern bisher völlig unbekannt war, und von denen meist auch selbst der jonische Senat keine Kenntniß hatte. Dazu kommen eine Menge Einzelnheiten hinsichtlich der übrigen Inseln, ihrer Klippen, Untiefen, Hafen u. s. w., von denen bisher nicht die mindeste Kunde vorhanden war **).

Ich habe meine Arbeiten auf die diesen Inseln gegenüberliegende Küste Griechenlands ausgedehnt, die uns in allen Beziehungen wichtig ist, und ich habe dort, wie meine hydrographischen Karten ***) dieser Gewässer zeigen werden, vortreffliche Hafen entdeckt, die wir bis dahin nicht einmal den Namen nach kannten. Die unbekannten Eilande sind folgende: 1. Arendi, ist angebaut, wird von Schäfern bewohnt und enthält sehr gute Weiden für Schafe und Ziegen, die dort in bedeutender Anzahl gezogen werden. 2. Atoko, hat einiges gutes und baubares Land, so wie einige Weiden für Schafe und Ziegen. 3. Calamo, ist bewohnt und zum Theil angebaut, mit Oelbäumen und etwas Weinreben. Die Weiden sind mittelmäßig. Die Insel hat Wasser und einen Hafen auf der Ostseite, welcher Geroglimiona heißt. 4. Castus, ist bewohnt und angebaut, hat Viehweiden, Olivenbäume und Wasser. 5. Tarachinico, liegt

*) Correspondance astronomique, vierten Bandes zweites Heft.

**) So auffallend und fast unglaublich diese Entdeckung von vierundzwanzig unbekannten Inseln im Mittelmeere sein mag, so ist dieselbe doch sehr zuverlässig. Der Präsident des jonischen Senats, Hr. Baron Theodoki, hat eingestanden, daß ihr Dasein bis dahin unbekannt geblieben war, und der britische Oberbefehlshaber, Sir Thomas Maitland, rief, als er davon hörte, sogleich aus: „O, da haben wir die Raubnester, worin der heimliche Schleichhandel getrieben wird, dessen Wirkungen überall sichtbar, die Wege aber unbekannt sind!“ Es erinnert dies an den berühmte Archipel von neunundneunzig Eilanden in den javanischen Meeren, welcher jetzt der Archipel Bo-niasima heißt, dessen Dasein so lange völlig unbekannt geblieben war, und dessen Eilande auch auf den neuesten Karten theils gar nicht, theils namenlos vorkommen.

***) Bis diese Karten erscheinen werden, ist der Kapitän Smyth gegenwärtig mit der Herausgabe eines Atlas von neunundzwanzig sizilianischen Karten, Planen und Ansichten beschäftigt, der mannigfach wichtig sein und durch Anordnung der brittischen Admiralität unter dem Titel besorgt wird: The Hydrography of Sicily, interspersed with antiquarian and other notices. By Capitain *W. H. Smyth*, R. N. K. S. F. under direction from the Lord commissioners of the Admiralty.

nordwestlich von Cassus und ist unbedeutend. 6. Mangelaria, ostwärts von Cassus und ebenfalls unbedeutend. 7. Fermeccula, wird von einem schmalen Kanal durchschnitten, und ist unbedeutend. 8. Provatuchi, hat einige Einwohner und Olivenbäume. 9. Claronissi, ein ganz unbedeutendes kleines Eiland. 10. Tofia, hat einige Einwohner und ist zum Theil angebaut. 11. Lambrino, ist zur Hälfte angebaut und zur Hälfte mit Gebüsch bewachsen. 12. Dragonara, enthält Olivenbäume und Viehweiden, auch auf der Nordwestseite einen kleinen Hafen. 13. Calogero; 14. Filipo; 15. Pistro; 16. Sacalonissi; alle vier unbedeutend. 17. Provati, mit einigen Einwohnern, ist zum Theil angebaut. Die Nähe des Eilands von Carlonissi bildet mit ihm einen Hafen. 18. Carlonissi, unbedeutend. 19. Pondico, mit einigen Einwohnern und etwas angebautem Land; das übrige ist Viehweide. 20. Modi, aus drei Abtheilungen bestehend, wovon zwei unbedeutend sind und die letzte Viehweide gewährt. 21. Aromana, zum Theil bewohnt und angebaut, zum Theil Viehweide. 22. Macri, hat einige Einwohner und Anbau, und besitzt Wasser. 23. Claronissi, steht ganz nahe bei Macri, und ist unbedeutend. 24. Oxia, hat bebautes Land und Viehweiden; ein Priester und einige Einwohner von Ithaka halten sich da auf.

Als wir bei meinem letzten Besuche auf den berühmten Zwingherrn Ali Pascha von Janina zu reden kamen, mit dem ich öftern Umgang hatte und den ich in der Nähe beobachten konnte, fragten Sie mich, wie es ihm wohl in dem Kriege ergehen möchte, worin er mit der Pforte steht. Ich habe das Land vor Kurzem erst verlassen, und ich kann Sie versichern, daß daselbst nicht nur von diesem Kriege nicht gesprochen wird, sondern daß man auch überall nichts davon wahrnimmt. Während alle Zeitungen und auch die englischen Tagblätter damit angefüllt sind, herrscht im Lande selbst die größte und völligste Ruhe. Unsere Zeitungsschreiber haben eine sehr mangelhafte Kenntniß von diesen Landschaften, so wie von der Staatskunst ihrer Häuptlinge; und von den Ränken, Verhältnissen und Verbindungen, die zwischen diesen Pascha's, diesen Vezieren und der hohen Pforte oder ihren Ministern besteht, haben sie vollends gar keinen Begriff. Sie beurtheilen diese Angelegenheiten aus abendländischem Standpunkt, während ein morgenländischer dazu erforderlich wäre; dieser allein richtige mangelt ihnen, und es hält schwer, denselben in kurzen Worten anzugeben; man müßte darüber ein Buch schreiben. Meines Dafürhaltens wird Ali Pascha sich aus dem vielleicht nur verstellten Kampfe (lutte peut-être simulée) unversehrt herausziehen. Um Ihnen inzwischen von diesem seltsamen Manne einen Begriff zu geben, will ich versuchen, ein Bild des berüchtigten Gewaltshabers von Albanien zu entwerfen, welcher in der That durch seine ausserordentlichen Talente eben so merkwürdig ist, wie durch seine unerhörten Grausamkeiten. Wer von dem wilden Ungeheuer erzählen gehört hat, der stellt sich ihn als einen Wüthrich vor, dessen Züge unmenschliche Strenge, Blutdurst und den unruhigen Geist eines verheerenden Eroberers ausdrückt. Aber man irrt sich, denn von allem diesem ist nichts vorhanden. Wer den Vezier *) zum erstenmal erblickt, ist über die Maaßen

*) Ali Pascha bekleidet die Vezierswürde bei der hohen Pforte. Er führt diesen Titel gern und ist stolz darauf; er empfing denselben, nachdem der Großherr vergeblich seinen Kopf verlangt, ihn aber dafür zu mächtig

erstaunt und betroffen, einen kleinen untersetzten Mann zu sehen, der eine ruhige und friedliche Haltung, blaue sehr zärtliche Augen, einen ehrwürdigen weißen Bart, der ihm bis zum Gürtel reicht, und eine einnehmende Gesichtsbildung hat, welche Freundlichkeit und Sanftmuth in solchem Grade verräth, daß Lavater selbst wohl bei ihrem Anblick ausgerufen hätte: „Schauet in diesem Gesichte hier den Ausdruck der Menschenfreundlichkeit und des personifizirten Wohlwollens!“

Ich gestehe, daß ich im höchsten Grade überrascht war, als ich den merkwürdigen Mann zum erstenmal zu Gesicht bekam; ich habe ihn mit der größten Theilnahme betrachtet, und mit vorzüglicher Aufmerksamkeit seine Gesichtszüge damals beobachtet, als er den Parganioten für ihre Olivenwälder und Gärten eine sehr bedeutende Summe auszahlte. Für einen Türken war dies eine nicht geringe Anstrengung; allein ich versichere Sie, daß auch nicht das kleinste Zeichen, nicht die mindeste Spur von dem, was nothwendig im Innern seines Gemüthes vorgehen mußte, auf seiner ruhigen und heitern Stirne zu bemerken war. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß der größte und vollkommenste Heuchler, den jemals die Erde getragen hat, mir gegenüber saß, und daß die Natur, um alle physiognomischen Träume zu Schanden zu machen, auf diesem anscheinend ehrwürdigen Gesichte die seltsamsten Widersprüche und Täuschungen zu vereinbaren, sich den Spaß machte. Demungeachtet ist dieser Mann, von so einnehmender Bildung, von so sanften, höflichen und freundlichen Manieren, von der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit für seine Gäste *), eben auch der Würgengel aller Einwohner von Gardiki, der blutige Eroberer von Albanien, und die bloße Erzählung der Grausamkeiten, die er alltäglich verübt, müßte selbst die Zwingherren des Alterthums, deren Unthaten die Geschichte aufbewahrt hat, schaudern machen. Man kann wohl sagen, es seien die Gräuel eines Nero, Domitian, Attila, und noch anderer Scheusale der Menschheit mehr, in ihm vereinigt und neu auferstanden.

Bei allem dem aber sind sein Staatsblick, sein Scharfsinn, seine Menschen- und Geschäftskenntniß so ausgezeichnet und überwiegend, daß er durch eigene Kraft allein nur vermocht hat, eine Menge kleiner Staaten, deren Häuptlinge unter einander beständige und grausame Kriege führten, zu überwinden und in eine große Herrschaft zu vereinbaren, die er mit bewunderns- werther Einsicht, Gewandheit und Kraft führt. Das vormals der größten Verwirrung und einer völligen Gesetzlosigkeit preisgegebene Land steht jetzt unter einer höchst regelmäßigen Verwaltung und Polizei. Vor funfzig Jahren konnte gar nicht daran gedacht werden, dasselbe zu

---

befunden hatte. Als im Jahr 1787 der Krieg zwischen Oesterreich und Rußland ausgebrochen war, söhnte er sich mit der Pforte aus; er theilte seinen Raub mit den Ministern, versprach den Großvezier in diesem Kriege zu unterstützen, was er auch wirklich mit vielem Muth, Einsicht und kriegerischem Talente gethan hat.

*) Auf diese Gastfreundschaft darf man jedoch nicht stark vertrauen! Als die Franzosen im Jahr 1798 die jonischen Inseln besetzt hielten, und die Pforte um des Feldzuges nach Aegypten willen Frankreich den Krieg erklärt hatte, bot Ali sogleich Bonaparten seine Dienste gegen die Pforte an, und verhieß, einen kräftigen Schlag zu thun. Nachdem aber die russisch-türkische Flotte gegen die Inseln anrückte, ließ Ali den General Roze zu sich bitten, um einen Vertheidigungsplan zu verabreden. Der französische General, im Vertrauen auf Ali's Freundschaft, erschien alsbald, ward aber auch sogleich gefangen gesetzt und gefoltert, um die Geheimnisse der Franzosen zu offenbaren; später ward er unter sicherer Bedeckung nach Konstantinopel geführt, wo er kurz nachher verstorben ist. So verhält sich's mit der Gewaltsherren Gastfreundschaft!

bereisen: Räubereien und Mißhandlungen machten jede Verbindung unmöglich; jetzt hingegen mag man es eben so sicher und frei durchreisen und darin verweilen, wie im zivilisirtesten Staate von Europa, indem nur der Vezier allein dort ungestraft Verbrechen begehen darf.

Was die Religion betrifft, so glaubt Ali an die Vorbestimmung; nebenbei ist er höchst abergläubig und von allerlei Vorurtheilen und seltsamen Meinungen befangen. Sein religiöser Glaube ist hingegen nicht sehr fest, und daß er als Moslemin ein starker Geist ist, hat er bewiesen, als er sein Portrait malen ließ: das Bild stellt ihn mit einem Papier in der Hand vor, worauf er in neugriechischer Sprache einen kleinen Aufsatz schreiben ließ, den ich Ihnen in der Urschrift mitzutheilen das Vergnügen haben kann, wie er ihn selbst verfertigt und diktirt hat, in einer so bündigen, klaren und originellen Schreibart, die ihn auch wirklich in treffenden und wahrhaften Zügen darstellt.

Mit einem Wort: es vereint dieser unerschrockene Krieger, dieser verhaßte Zwingherr, dieser staatskluge Gesetzgeber, dieser Uebertreter aller göttlichen und menschlichen Gesetze, dieser unersättliche Räuber und schelmische Heuchler, dieser freigebige und gastfreundliche Wirth, mit dem Inbegriff aller Verkehrtheit des Herzens sehr ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes. Es läßt sich eine seltsamere Mischung gar nicht denken. Man kann ihn den Ulysses unserer Zeit nennen, und man muß in ihm einen der ausserordentlichsten Karaktere des Jahrhunderts erkennen.

Uebersetzung der in neugriechischer Sprache verfaßten Schrift, welche Ali Pascha auf seinem (für den König von England verfertigten) Bildniß in der Hand hält.

„Ich bin in der albanischen Landschaft Tepeleni geboren, von edler Herkunft und der Sohn eines Pascha. Mein Vater sowohl als meine Vorfahren haben dieser Gegend und ihren Bewohnern Dienste erwiesen und Hilfe geleistet. Beim Tode meines Vaters war ich sechs Jahre alt. Da traten Freunde und Feinde und Alle, denen mein Vater Wohlthaten erwiesen hatte, vereinigt gegen mich auf; wie grimmige Löwen wollten sie mich erwürgen. Aber der Allmächtige, welcher mich zu langem Leben und zu einem glorreichen Dasein bestimmt hatte, entriß mich ihren Klauen und schützte mich vor allem Unglück. Er hat mir nicht nur seinen Arm geliehen, sondern mich auch in den Stand gesetzt, durch kühne Kriegszüge manche meiner Feinde zu überwinden und zu vertilgen, obgleich ich damals noch an vielen Dingen Mangel litt. Dadurch habe ich mich, dem Willen Gottes gemäß, zu solchem Ruhme emporgeschwungen, daß mein Herr und König mir große Ehren und ausnehmend reiche Schätze zugetheilt hat. Meine Nachbarn, die Franken, meinten, ich würde meinem König nicht gehorsam sein; allein sie täuschten sich, und ich bin seiner großen Macht jederzeit gehorsam und unterthänig gewesen. Nachdem ich die höchste Stufe der Ehren und des Reichthums erstiegen hatte, bestand ich den Kampf gegen alle meine Feinde, von denen ich die einen überwunden und mit Feuer und Schwerd verfolgt, die andern auf andere Weise bestraft habe. Ich habe ganz Albanien unterjocht und über andere Landschaften mehr, deren einige von Franken bewohnt sind, die Herrschaft errungen. Ich habe die Bösewichter und Mörder vertilgt und ausgerottet. Die Gerechten habe ich zu Ehren gezogen, die Niedrigen habe ich erhöht, die Armen bereichert und die Reichen gedemüthigt. Wenn gleich mit unermeßlichen Reichthümern und Ehren überhäuft, war ich doch nie zufrieden und vergnügt, und nie hatte ich ihrer genug. Ich bin auf die Welt gekommen, habe ihre Herrlichkeit gesehen und bin verschwunden. Reichthümer und Ehre sind bei mir vorübergegangen. Ich habe deutlich erkannt, daß Alles auf dieser Welt eitel und thöricht ist. Eitelkeit der Eitelkeiten!“ *)

*) Es darf nicht unbemerkt gelassen werden, daß diese Schrift nicht etwa von einem gefallenen Machthaber herrührt, der in Vergessenheit und Mangel gerathen ist, und jetzt philosophische Trostgründe für den unfreiwilligen Verlust der Erdengüter sucht. Ali befand sich damals mit voller Herrschermacht ausgerüstet. Auch sind es keine Reminiscenzen oder im Gedächtnisse behaltene Denksprüche von Weisen des Alterthums, sondern originelle Gedanken eines durch die Natur und nicht durch Bücher gebildeten Menschen, denn Ali Pascha kann weder lesen noch schreiben!

Ueber stellvertretende Verfassungen und Geschwornen-Gerichte.

(Veranlaßt durch des Ritters Mézard Ansichten über einige der wichtigsten politischen Gegenstände und Institutionen.)

„Es scheint,“ so schreibt der Verfasser der nachfolgenden Abhandlung, ein achtungswürdiger deutscher Staatsbeamter, an den Herausgeber: „es scheint, daß der Gegenstand und die von mir gewählte Behandlungsart sich mehr für ein kritisches Blatt, als für Ihre Zeitschrift eigne; allein es scheint auch nur so. Eine umständliche Widerlegung des Mezardschen Werkes wollte ich nicht schreiben; dazu dauert mich meine Zeit, und ich würde nichts für die Wissenschaft und nichts für die Welt nutzen. Gleichwohl thut es noth, die Ihnen vielleicht unglaubliche, aber nicht minder wirklich vorhandene Gefährlichkeit der darin maskirten Projekte aufzudecken. Auch habe ich einige Ideen am Schlusse der Abhandlung aufzustellen gewagt, die ich freilich gern geprüft und, wenn sie wahr sind, ausgeführt wünschte. Kritische Journale kommen gewöhnlich nur in die Hände der Gelehrten; da, wo ich wirken möchte, werden selbige gar nicht, wohl aber Ihre Ueberlieferungen gelesen.“

Herr Mézard sucht in einer zu Ende vorigen Jahres erschienenen Schrift *) darzuthun, daß das System der repräsentativen Verfassungen im heutigen Sinne des Wortes und mit den damit verknüpften Institutionen (der volksthümlichen Wahlfreiheit, der Verantwortlichkeit der Minister, der geregelten Preßfreiheit und insonderheit der Strafrechtspflege durch eine Jury) dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft keineswegs entspreche. In großen Staaten hält er die Form absoluter Monarchien für die tauglichste, doch will er, daß die Regierung von einem aus den höchsten Staatsbeamten und von denselben erwählten Staatsrathe berathen, und durch große, aus ständigen Gliedern, nach dem Muster der ehemaligen Parlamente, unabhängig organisirte Gerichtshöfe beschränkt werde. Dies ist die Tendenz jener Schrift, in der man große Ideen, lichtvolle und umfassende Entwicklungen und strenge Konsequenz vermißt und die darum auch selbst in Frankreich, sogar bei der ultraroyalistischen Partei, wenig Aufmerksamkeit erregt hat. Allein die gute Ansicht eines würdigen höhern Beamten verschaffte ihr bei einer der liberalsten Regierungen Deutschlands, auf die nicht bloß ihr Volk, sondern auch die benachbarten Staaten hoffnungsvoll die Augen richten, in einem vielleicht entscheidenden Zeitpunkte die Ehre einer vorläufigen, nicht unwichtigen Theilnahme, die andere Verhältnisse zufälligerweise noch mehr zu begünstigen scheinen.

Herr Mézard bekleidet nämlich seit vierzig Jahren bedeutende Staatsdienste im richter-

*) Du principe conservateur, ou de la liberté considérée sous le rapport de la justice et du jury, par M. le chevalier Mézard, ancien procureur-général près la cour criminelle de Vaucluse, actuellement premier président de la cour royale d'Ajaccio, Paris, chez Béchet aîné. 1820. in-8.

lichen Sache; er muß also wohl auch einen reichen Schatz eigener Erfahrungen gesammelt haben, und sein Ausspruch über die Gebrechen des Geschwornen-Instituts ein großes Gewicht in die Wagschale legen. Die Schrift zeugt ausserdem von seinen Talenten, von vielseitigen Kenntnissen und von Belesenheit; Eigenschaften, die bei alten Justizbeamten nicht immer gefunden werden. Sein Vortrag und seine Sprache sind verführerisch, und er besitzt in hohem Grade die gefährliche Gabe, wahre und halbwahre Grundsätze in einander zu verflechten, Trugschlüsse mit Gewandtheit an richtige Folgerungen zu reihen und jene zu verstecken. Endlich finden seine Ansichten auch noch durch eine Mäßigung in seinen Urtheilen, die der politischen Partei, zu der er gehört, so selten ist, gefälligen Eingang. Alles dieses und mehr Anderes läßt befürchten, daß das Werk des Herrn Mézard den Fortschritten der politischen Zivilisation nachtheiliger werden möchte, als sonst gelehrte Schriften dieser Art bewirken; und eben darum gehört es nicht mehr bloß der wissenschaftlichen Kritik an, sondern auch, und vorzüglicher noch, der Geschichte unserer Zeit. Diese Rücksichten haben mich bestimmt, den Inhalt und den Geist jenes Werkes zusammengedrängt, doch sehr getreu und soviel möglich mit den eigenen Worten des Verfassers, darzustellen.

Der Verfasser beginnt mit der Entwicklung des Ursprungs der Staaten aus einem (stillschweigenden) Vertrage nach der ältern Theorie, und des daraus abgeleiteten Begriffs der Freiheit. „Der jedem Menschen inliegende Trieb zur Selbsterhaltung und die Unsicherheit der Personen und des Eigenthums vor der gesellschaftlichen Verbindung hat letztere hervorgebracht, und dadurch zugleich ihren (einzigen) Zweck bestimmt, der mit dem Begriff von Freiheit zusammenfällt, und auch den des Gemeinwohls festsetzt. Also bezeichnen diese Worte überall nur eine und die nämliche Sache, den „ruhigen und gesicherten Genuß seiner Person und seines Eigenthums.“

„Allein in der Folge vergaß man den Zweck des gesellschaftlichen Vereins, und daraus entstanden die Irrthümer über den Begriff der Freiheit. Bald suchte man letztere in der Befugniß, die Könige und Obrigkeiten zu ernennen, — und dies führte zu dem Einfall, daß Jeder ohne Unterschied zu allen öffentlichen Aemtern gelangen dürfe; — bald verfiel man auf ein gewisses Souverainetätsrecht, das man nicht zu definiren wußte, und welches das Gespenst von Gleichheit zur Welt gebar. Indessen ist jede Verfassungsform mit der Freiheit verträglich; die monarchische ist für einen großen Staat die geeignetste; eine republikanische würde Anarchie und den Despotismus Vieler herbeiführen.

„Wenn man aber sagt, daß ein großer Staat eines . • [illegible] bedürfe, so versteht sich dies nur von einem König, der es auch in der That ist, der nämlich alle zum Regieren erforderliche Gewalt besitzt. Nicht der Mann, sondern die Sache selbst, die Einheit des Handelns ist nöthig. Der König steht Allen gegenüber; er muß gegen die Beschwerden und Mißvergnügen, gegen Eigennutz und Ehrgeiz, gegen die Laster, gegen die Irrthümer und selbst gegen gutgemeinten Eifer streiten: welche innere Kraft wird nicht erfordert, um so viele Elemente des Widerstandes bekämpfen zu können!

„Ein zweiter Irrthum über den Begriff der Freiheit liegt in der Vorstellung, die man sich von der Volksvertretung macht. Die Befugniß, die man dem Volke beilegt, seine Repräsentanten zu ernennen und an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, hat demselben noch nie Gewinn gebracht. Die einzige Frage ist: ob die Volkswahl gute Gesetzgeber gebe, ob diese gute Gesetze machen, und ob letztere auch pünktlich vollzogen werden? — — In der That beweiset die geschichtliche Erfahrung, daß die Volksrepräsentanten nicht immer gute Gesetze geben, und daß die Völker öfters durch die von ihnen selbst gegebenen Gesetze tirannisirt wurden: sie waren also weder frei noch glücklich. Wäre die Freiheit von dem Rechte, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, abhängig, so würde die Minorität, die gegen die von der Majorität durchgesetzten Gesetze stimmte, nicht frei sein, so müßten die Minderjährigen und das ganze weibliche Geschlecht den Heloten gleichgeachtet werden. — Auch ist es irrig, einen Unterschied zwischen politischer und bürgerlicher Freiheit anzunehmen. Gibt es denn zwei verschiedene Freiheiten, eine für einzelne, und eine andere für alle Glieder des Staats? Was ist das für ein Staat, der frei wäre, und dessen Bürger nicht frei wären? Wenn die politische Freiheit nicht auch mit der bürgerlichen begleitet ist, wozu soll denn jene — und wenn die letztere ohne die politische Freiheit besteht, was soll diese noch nützen? — Freilich versteht man unter der politischen Freiheit „eine gute Vertheilung der Gewalten“; aber „die Gewalten frei nennen“ heißt die schützende Macht mit der geschützten Sache, die Form mit der Hauptsache verwechseln. Wenn die Gewalten nicht die bürgerliche Freiheit zur Wirkung haben, so sind sie ein leeres Gerüste; haben sie aber in der That diese Wirkung, so sind sie Ursachen, und die Freiheit ist die Wirkung. Es gibt folglich nur Eine Freiheit, nur ein Gemeindewohl: die Unverletzlichkeit der Personen und des Eigenthums; alles Uebrige ist nur deren Gewährschaft.“

Das Resultat, welches Herr Mézard aus diesen Betrachtungen zieht, ist nun dieses: daß die Freiheit nicht in der Theilnahme an der höchsten Staatsgewalt, sondern in dem Schutze bestehe, den man von ihr erhält. „Darum können selbst unter einem gesetzlichen Despotismus die Unterthanen frei sein,“ — — und in China sieht man alle Elemente desselben mit allen Früchten der Freiheit, eine absolute Regierung mit schützenden Gesetzen, kein Gleichgewicht unter den verschiedenen Gewalten, und dennoch die vollkommenste Harmonie. Wer möchte sagen wollen, daß die Chinesen Sklaven sind, wenn sie nur das Gesetz zu fürchten haben, wenn sie seit Jahrhunderten alle die Vortheile geniessen, die das Gesetz ihnen sichert?

Herr Mézard, so großes Vertrauen er auch in die Regierungen setzt, daß sie niemals Mißbrauch ihrer Gewalt machen würden, gibt jedoch die Möglichkeit und damit die Nothwendigkeit von Gewährschaften zu: allein die Verantwortlichkeit der Minister, die Preßfreiheit, die Volksvertretung und das Institut der Jury findet er hierzu durchaus nicht geeignet.

„Die Verantwortlichkeit der Minister ist gegen die Natur der Dinge; denn wie

können sie für die Befehle verantwortlich sein, die sie von dem erhalten, der ja das Recht hat, sie zu geben? Beleidigt diese Verantwortlichkeit nicht den ersten Grundsatz der Gerechtigkeit, der da will, daß, wie die Strafen, so auch die Fehler bloß persönlich sein sollen? Sieht man nicht, daß sie nur dahin führt, die königliche Gewalt zu isoliren, indem letztere nur auf das Recht beschränkt wird, ihre Agenten zu ernennen? — Ausser dem, daß ein gutes Gesetz über diesen Gegenstand unmöglich sei, sieht Herr Mézard bloß in derjenigen Organisation der richterlichen Gewalt, wovon weiter unten die Rede sein wird, das einzige und wirksamste Mittel gegen die Willkühr der Regierung."

Die Gründe gegen die Preßfreiheit nimmt der Verfasser, wie gewöhnlich, aus der Gefahr des Mißbrauchs. „Durch sie werde ja die Ehre der Bürger nicht geschützt, sondern gefährdet; die bösen Beamten würden dadurch nicht im Saume gehalten, sondern die guten ihres Muthes beraubt; die öffentliche Ruhe werde dadurch nicht erhalten, sondern gestört; die Regierung nicht dadurch befestigt, sondern geschwächt, und die öffentliche Meinung nicht aufgeklärt, sondern irre geführt. Die Regierung muß also die Gewalt erhalten, dem Uebel vorkommen zu können, wenn Strafen nicht genügen."

Schon vorhin war von dem Irrthum die Rede, den Herr Mézard in der Vorstellung, daß die Volksvertretung ein Bestandtheil der Freiheit sei, zu finden glaubte. Nunmehr sucht er zu beweisen, daß sie ein Hirngespinnst sei und der Sicherheit der Personen und des Eigenthums ganz und gar keine Gewährschaft gebe. Sie ist ein Hirngespinnst, „weil man unmöglich sagen könne, daß eine Nation von mehrern Millionen durch eine Anzahl von drei- bis vierhundert Personen vertreten werde, die ihrerseits nur etwa von dem dreihundertsten Theile der Volksmenge, und sogar noch ohne dazu von den übrigen Gliedern des Staats beauftragt zu sein, ernannt wurden, und weil man das unmöglich eine Repräsentation nennen könne, wenn nur unter dem tausendsten Theile der Bürger die Abgeordneten zu wählen gestattet sei. Und weit entfernt, daß durch die Volksvertretung die Freiheit Gewährschaft erhalte, sind vielmehr mit diesem System schreckliche Folgen verknüpft", mit denen der Verfasser den Regierungen Angst, und zugleich für die Errichtung einer mächtigen Aristokratie Geschmack einzuflößen sich bemüht. „Durch die Befugniß, Repräsentanten zu ernennen, glaubt das Volk sich zu gefährlichen Ansprüchen ermächtigt; es sieht sie als das Wesentliche der öffentlichen Freiheit an, deren Beschränkung ihm mißfällt, und die es aufzuheben sucht. Das Volk glaubt sogar, daß die Repräsentanten seinen Mandatarien, und als solche auch den ihnen ertheilten Aufträgen, Genüge zu leisten gehalten wären. Dadurch wird die öffentliche Meinung eine furchtbare Macht, und kann dahin ausarten, daß es keine Regierung, keine Gesetze, kein Recht, keine Freiheit mehr gibt, u. s. w." Bald darauf zeigt der Verfasser noch andere Unbequemlichkeiten des repräsentativen Systems. „Man will nun die ganze politische Oekonomie nach diesem System modeln. Die Verwalteten würden, heißt es, von den Verwaltern, die ganze Gesellschaft durch die Jury, die Heeresmacht durch Soldaten repräsentirt. — — — So erscheinen nun die

Beamten nur als Bevollmächtigte des Volkes, und werden von ihm geleitet; die öffentliche Meinung wird ihre Richtschnur; die Preßfreiheit darf keine Beschränkung erhalten; die Bittsteller werden ermächtigt, sich zusammenzurotten, um ihre Wünsche vortragen zu können. Von da bis zu einem pflichtmäßig gewordenen Aufruhr, und von diesem zur Auflösung der Gesellschaft ist nur noch ein Schritt.

„Damit entstehen nun auch die irrigsten Begriffe über die Wahlart. Wäre man nicht von der Idee einer Repräsentation eingenommen, so würde man einsehen, daß die Fähigkeit zu wählen eben so wenig ein Recht ist, als die Fähigkeit, die uns zu einem öffentlichen Amte geeignet macht, und daß sie eine Gewalt, das heißt, ein vom Gesetze zum Wohl Aller ertheilter Auftrag ist. Um gute Gesetze machen zu können, muß es gute Gesetzgeber geben; weil aber die Eigenschaften, die ein Gesetzgeber haben muß, selten sind, so muß man sie nehmen, wo man sie findet; und weil man die ersten Beamten des Staats als solche voraussetzen darf, die mehr als die übrigen Bürger unterrichtet und für die Beibehaltung der bestehenden Ordnung der Dinge geneigt sind, so sollten sie geborne Glieder des Nationalraths sein, aus welchen durch stufenweise Wahlen und successive Ausscheidungen die Quintessenz gezogen werden müsse."

Die Unmöglichkeit einer wahren Volksvertretung und der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft führe zu dem Resultate, „daß es zum Genusse der Freiheit weiter nichts bedürfe, als gute Gesetze, und Beamten, die sie befolgen." Wer diese Gesetze gegeben haben möge, ist gleichviel; ihn geht ihre Vollziehung nichts mehr an; eben so wenig kommt es darauf an, wer die Beamten ernannt haben möge, weil sie, sobald sie ernannt worden, nur noch vom Gesetze abhängig sind; von einer Volksvertretung findet sich hier auch nicht die entfernteste Spur." — Herr Mézard eilt nun mit starken Schritten zum Ziele. „In monarchischen Staaten ist der König der einzige Repräsentant seines Volkes. Er ist es, der verwaltet und regiert, und in dessen Namen Recht gesprochen wird; weil er aber nicht Alles selbst thun kann, so muß er Mandatarien ernennen, und diese sind folglich seine Repräsentanten."

Nach diesen und andern Bemerkungen läßt sich der Schlußsatz leicht errathen. „Ich wollte beweisen, daß die Freiheit nicht darin besteht, von einem Andern repräsentirt zu werden oder selbst Repräsentant zu sein, sondern gute Gesetze zu haben, die alle Interessen schützen und die pünktlichst befolgt werden. Wenn man dazu eine gesetzgebende Versammlung nöthig findet, so verwerfe ich nicht nur dieses Mittel nicht, sondern ich fordere es sogar aus allen Kräften, überzeugt, daß der Monarch durch vereinigte achtbare und unterrichtete Männer besser berathen ist, als durch seine Höflinge und Minister. Aber ich fordere und gestatte dies nur unter der Bedingung, daß man bei Festsetzung des Wahlsystems darauf Rücksicht nehme, Wahlmänner zu erhalten, die die Erfordernisse kennen, die dem Gesetzgeber

nöthig sind, und solche Erwählte, die diese Erforderuisse besitzen, und die das Schifflein der Gesetzgebung in das Land der Wirklichkeit zu führen wissen."

Die sogenannte gesetzgebende Versammlung soll diesemnach nur ein berathender Körper, ein Staatsrath sein, dessen Glieder aus den höchsten Staatsdienern, nicht durch Wahl des Volks, sondern durch die der nämlichen Beamten mittelst succefsiver Reduktion ernannt werden; eine bis jetzt unerhörte Beamten-Aristokratie, ganz ähnlich der Adels-Aristokratie des ehemaligen Venedigs. Was würde ein solcher Staatsrath in dem gegenwärtigen Zeitpunkte in Frankreich nicht alles seinem unbeschränkten König anrathen! Und dieser Staatsrath hätte sich bloß mit der Gesetzgebung im eigentlichen Sinne zu befassen; die ganze Besteurung würde also der Regierung überlassen bleiben, und das Petitionsrecht und die Bewachung der Staatsbeamten aus der Reihe nützlicher Vorkehrungen gegen die Willkühr gestrichen werden.

Nun gelangt der Verfasser zu der Kritik des Geschwornen-Instituts, der er vier Bücher widmet, das er aber bloß in Beziehung auf die Strafrechtspflege betrachtet. Die Gründe für dieses Institut und die Wesenheiten desselben hat er aber nicht vorgetragen, und diese müssen vorausgeschickt werden, um die Ansichten des Herrn M. würdigen zu können.

Das Wesentliche der Strafrechtspflege durch Geschworne reduzirt sich auf die Trennung der Magistratur von dem Richteramte und auf die Vertretung der Gesellschaft im letztern durch eine bedeutende Anzahl selbstständiger, unmittelbar vom Gesetze ernannter und vorübergehend berufener Männer, um über die Schuldhaftigkeit oder Nichtschuld eines Angeklagten zu entscheiden.

Die Nothwendigkeit der Sonderung der Staatsgewalten führt zur Trennung der Magistratur von dem Richteramte; wäre die richterliche Gewalt mit der gesetzgebenden, oder mit der vollziehenden, oder gar mit beiden in einer (physischen oder moralischen) Person vereinigt, so würde es von ihr abhängen, Jeden, den sie wollte, zu einem Schuldigen zu machen, oder den Schuldigen der gesetzlich bestimmten Strafe zu entziehen. Eben dieses würde erfolgen können, wenn sie von der einen jener beiden Gewalten unmittelbar oder auch nur mittelbarer Weise abhängig wäre. Wenn auch in bürgerlichen Streitigkeiten, selbst bei Privatverbrechen, die Regierungen kein Interesse haben, den Schuldlosen verurtheilen oder den Schuldigen freisprechen zu machen, so ist dies doch weder allgemein, noch weniger bei Staatsverbrechen und Preßvergehen gegründet.

Dieses wäre der staatsrechtliche Standpunkt, von dem aus die Geschwornenanstalt betrachtet werden muß, und der zugleich die Momente der Organisation derselben angibt.

Die vollziehende Gewalt hat zwei wesentlich verschiedene, gleichwohl unzertrennliche Attributionen, Verwaltung und Realisirung der Gesetze: in Beziehung auf die Strafrechtspflege wird jene von den Agenten der gerichtlichen Polizei, letztere von einer abgesonderten Autorität, der Magistratur, ausgeübt.

Die gesetzgebende Gewalt bezeichnet einerseits die Thathandlungen, durch welche die allgemeine und individuelle Sicherheit der Personen und ihrer Rechte aufgehoben oder bedroht wird, und bestimmt anderseits die rechtlichen Wirkungen, die Strafen, die solche Handlungen nach Verhältniß der einzelnen Momente der Schuldhaftigkeit ganz oder theilweise begleiten sollen.

Die richterliche Gewalt steht zwischen den beiden andern in der Mitte: sie entscheidet zuerst, ob die faktischen, und sodann auch, ob die rechtlichen Momente, die das Gesetz als Bedingung der Strafanwendung vorgeschrieben hat, in dem gegebenen Falle vollständig oder zum Theil vorliegen, erwiesen sind und die Schuldhaftigkeit begründen. Die richterliche Gewalt hat diesemnach zwei Zweige: die Beurtheilung und Entscheidung der Thatfragen, und die Beurtheilung und Entscheidung der Rechtsfragen; beide können in dem nämlichen Körper vereinigt, sie können auch in zwei Körper getrennt sein.

Die Vereinigung der beiden Zweige der richterlichen Gewalt hat den Vortheil der Einfachheit, und ist überall unschädlich, insofern die Glieder von den beiden übrigen Gewalten unabhängig sind, und zugleich taugliche Subjekte erkieset werden können; die Trennung ist aber unerläßlich, wenn sonst die Unabhängigkeit gefährdet werden würde. Dieser Gegenstand kann indessen bloß von der Erfahrung erledigt werden, und sie spricht sich darüber also aus: „Wenn die vollziehende Gewalt die Glieder des Richteramts aussucht und ernennt, so wählt sie nur solche, die ihrem Interesse ergeben sind; können letztere auch gar noch von jener Begünstigung oder Nachtheile erhalten, dann ist vollends die Unabhängigkeit nur ein leerer Name. Die den Richtern zugetheilten, wenn auch sehr bedeutenden Besoldungen, ihre Ernennung auf Lebenszeit und die gesetzliche Gewährschaft, ihres Amtes, ihrer Besoldung und ihrer Ehre nur wegen Vergehungen und auf richterliche Urtheile verlustig werden zu können, sichern zwar den Gerechten gegen Kabale, geben ihm eine Stütze gegen die Intrigue; allein der Eigennutz, der Ehrgeiz und die Geistes- und Herzensschwächen können dadurch nicht unterdrückt, der feile und ungerechte Richter kann dadurch nicht zum gerechten und tugendhaften Mann gestempelt werden. In der That bestätigt die Geschichte aller Völker und aller Zeiten mit blutigen Buchstaben die allzuschreckliche Wahrheit dieser Lehre. Aber woher kommt dann dieses Mißgeschick? „Die von der Regierung ernannten Richter“, sagt Montesquieu sehr wahr, „glauben sich durch ihre Befehle, durch ein dunkles Staatsinteresse, durch die Wahl, die man in ihnen gemacht hat, sogar durch die Furcht sich gerechtfertigt, dem Willen der Regierung folgsam zu sein. Unter Heinrich dem Achten von England ließ man die Pairs, gegen welche die Regierung Anklagen erhoben hatte, durch Kommissarien, aus der nämlichen Pairskammer ausgesucht und berufen, richten, und auf diese Weise wurden Alle, die man wollte, zum Tode verurtheilt.“ Wie sehr die Regierungen darauf sehen, geneigte und gefällige Richter auszuwählen, lehrt das Beispiel Englands. „Das Ministerium“, sagt Herr Cottu, „bleibt unerschütterlich dabei stehen, nur solche Männer zu Richtern der drei stehenden Gerichtshöfe

auszuwählen, die im System der Regierung sind; keine andere Rücksicht vermag es, sie von dieser Maxime abgehen zu machen." Eben dieses scheint Phillips bewogen zu haben, den richterlichen Behörden den Vorwurf zu machen, „daß sie durch Interesse und Ehrgeiz geleitet würden, die Gunst des Hofes zu suchen und zu — verdienen." Die Auswahl und Ernennung der Glieder der richterlichen Gewalt durch die vollziehende untergräbt also die Unabhängigkeit der erstern, sowohl der Erfahrung und der Geschichte, als auch dem Prinzip nach.

Eben so wenig, und bei weitem noch viel weniger, ist aber das Volk fähig, seinen Richter zu wählen und zu ernennen, welches ich als einen von den Gegnern der Geschwornenanstalt anerkannten Grund- und Erfahrungssatz zum Voraus setzen darf. Mithin bleibt nichts übrig, als einzig dem Gesetze die Auswahl und Ernennung der Glieder der richterlichen Gewalt zu überlassen. Unmöglich kann dies anders, als durch Trennung der beiden Zweige dieser Gewalt, bewirkt werden. Die Magistratur, bloß auf die Entscheidung der Rechtsfragen beschränkt, verliert ihren gefährlichen Einfluß, und sie kann also von der vollziehenden Gewalt abhängig bleiben; aber das Richteramt über die Schuld oder Nichtschuld muß den vom Gesetze berufenen Geschwornen anvertraut werden.

Die Geschwornen dürfen folglich nur Richter der That sein; die Aufsuchung der Verbrechen und Verfolgung des Uebelthäters (ein Gegenstand der Polizei), die Instruktion des Prozesses und jede Anwendung des Gesetzes (Attributionen der Magistratur) gehören nicht vor ihr Forum.

Die Geschwornen müssen zweitens aus bestimmten Klassen des Volks gezogen, und dürfen nicht von der vollziehenden (oder gesetzgebenden) Gewalt oder ihren Agenten erwählt werden.

Um auch jeden indirekten Einfluß derselben zu verhüten, ist es drittens wesentlich nöthig, die Geschwornen aus solchen Klassen zu nehmen, die schon für sich selbstständig sind, und also mit der (vollziehenden oder gesetzgebenden) Gewalt in keinem Verhältnisse der Abhängigkeit stehen. Endlich, und um für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe Gewährschaft zu haben, dürfen nur solche Individuen Gliedern des Geschwornengerichts werden, die ein eigenes Interesse haben, daß der wirkliche Verbrecher auch bestraft, der Schuldlose aber nicht das Opfer des Beamten- und Regierungsdespotismus, des Fanatismus oder des Parteigeistes werde. In allen diesen Rücksichten sind die Gebildeten aus der Mittelklasse des Volks, die Notabeln, die geeignetsten.

Andere Vorsorgen, wie die, die ärmern Klassen auszuschliessen, eine hinreichende Zahl Geschworner zur Bildung des Gerichts zusammenzuberufen, die Ausübung ihres Berufs nur vorübergehend, und den Parteien ein weites Rekusationsrecht zu gestatten, haben auch zugleich, und noch vorzüglicher, auf richtige und unparteiische Rechtspflege den wichtigsten Einfluß.

Wenn aber die Geschwornen nicht auch die Fähigkeit haben könnten, nach Wahrheit

und Recht über die Schuldhaftigkeit oder die Nichtschuld des Angeklagten zu entscheiden, dann müßte allerdings dieses Institut, wären auch sonst seine Wirkungen noch so wohlthätig, als untauglich verworfen werden. Dies macht es nöthig, selbiges auch zweitens aus dem strafrechtlichen Standpunkte zu betrachten, um so mehr, als alle Angriffe der Gegner, und so auch des Herrn Mézard, gerade darauf, wenigstens öffentlich, gerichtet sind: und um darüber gründlich absprechen zu können, muß man untersuchen, welche Eigenschaften zu einem guten Geschwornen erfordert werden. Diese Untersuchung kann sich nur auf die intellektuellen Fähigkeiten beziehen, weil die moralischen Eigenschaften bei ihnen, wie bei den Magistraten, vorausgesetzt werden müssen.

Da die Geschwornen bloß über die Schuldhaftigkeit zu erkennen haben, so bedürfen sie für's Erste durchaus keiner gelehrten, namentlich keiner positiv-juristischen Kenntnisse. Der Begriff der Schuldhaftigkeit ist rein faktisch: man spricht dadurch aus, daß eine gewisse Handlung (die entweder bereits als strafbar unterstellt und von der Magistratur als solche erkannt ist, oder von derselben noch erst rechtlich beurtheilt wird) von einer bestimmten Person, und daß sie von derselben mit freiem Willen, sei es in böslicher Absicht, sei es aus Fahrlässigkeit, Muthwillen u. s. w., verübt wurde. Die Bedingungen, an deren Vorhandensein die Strafbarkeit gebunden ist, werden von der Magistratur nach dem Gesetze, und also in rechtlicher Hinsicht beurtheilt; aber den Geschwornen steht es allein zu, über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Thatsachen zu erkennen, die das Gesetz zur Strafanwendung fordert. Nun können uns aber weder das corpus juris, noch Carpzov, noch Böhmer, noch Quistorp, noch irgend eine positive Gesetzgebung belehren, ob in dem vorliegenden Falle ein Mensch getödtet, von wem die Tödtung, und ob sie absichtlich oder bloß aus Unachtsamkeit, Zufall u. s. w. verübt wurde. Eben so wenig können Gesetze und Gelehrte bestimmen, ob der Tödter sein Leben oder seine Gesundheit oder sein Vermögen nur durch die Tödtung des Angreifers retten konnte, wenn sie uns gleich sagen können, welche Thatsachen erforderlich sind, um den erfolgten Tod als die unmittelbare Folge der Handlung des Andern betrachten zu dürfen, oder um die rechtliche Nothwehr zu begründen. Hingegen wird zur Beurtheilung und Entscheidung der Schuldhaftigkeit, nebst einem praktischen Verstande, auch noch wesentlich hinreichende Erfahrung im Geschäftsleben, Kenntniß der Lebens- und Handlungsweise, der Denkungsart, der Schlauheiten, der Stumpfheit, der Laster und Unarten, besonders der gemeinen Klassen des Volkes, von denen die meisten Verbrechen verübt werden, erfordert; Eigenschaften, die, wie wir, wenn wir aufrichtig sein wollen, mit vielen der erfahrensten Kriminalisten Frankreichs und Deutschlands gestehen müssen, unter den Notabeln des Volkes, aus denen die Geschwornen genommen werden müssen, nicht nur allgemeiner, sondern auch in höherm Grade gefunden werden, als in der Klasse der Gelehrten. Wollte man im Gegentheil annehmen, daß nur den Rechtsgelehrten die Gabe verliehen sei, die Schuldhaftigkeit richtig beurtheilen zu können, so müßte

man auch behaupten, daß Newton, der kein Jurist war, und Shakespeare, der nicht einmal Latein verstand, und eine Menge der talent- und geistvollsten Gelehrten, weniger geeignet gewesen wären, darüber zu erkennen, als ein juristischer Handwerker, deren es doch auch hin und wieder in der Magistratur geben wird; so müßten, wie Herr von Aretin, der mehr als Rechtsgelehrter ist, in der baierischen Ständeversammlung, und vor ihm die erfahrnen Glieder der ehemaligen königl. preussischen Immediat-Justizkommmission zu Köln, sagten: „auch nur Juristen gestraft werden dürfen.“

Zweitens ist auch darum die Rechtsgelahrtheit zur Entscheidung der Schuldhaftigkeit nicht erforderlich, weil die für stehende, aus ständigen und gelehrten Gliedern besetzten, Gerichte vielleicht weniger entbehrliche gesetzliche Beweistheorie in Kriminalsachen nicht nur ohne allen Nutzen, sondern auch trügerisch, inkonsequent und höchst gefährlich ist. Sie ist trügerisch, wie alle positive und unwandelbare Grundsätze im Gebiete der historischen Erkenntniß in einzelnen Fällen (und darauf kommt es in der Strafrechtspflege eben an) trügen. Sie ist inkonsequent, weil der Verbrecher alle Beweise gegen ihn zu zerstören sucht, und der Schuldlose sich nicht mit Gegenbeweisen versehen konnte. Sie ist höchst gefährlich, weil sie einerseits wegen unvollständigen gesetzlichen Beweises die zahllosen Absolutionen ab instantia veranlaßt, anderseits die poenae arbitrariae, als Surrogate der moralischen Ueberzeugung, heiligt, oder gar, weil der Richter nun einmal an das gebunden ist, was das Gesetz für wahr gehalten haben will, ungerechte Verdammungsurtheile zur Wirkung haben kann; Resultate, die hier nicht durchgeführt werden können, auch selbst von Herrn Mézard nicht einmal bestritten wurden.

Dagegen fallen mit der Einrichtung der Jury die noch lange nicht genug gerügten Gebrechen der stehenden, aus ständigen Gliedern besetzten Gerichte völlig weg, und es treten an ihre Stelle Vorkehrungen ein, die eine gerechte Ausübung der Kriminaljustiz zu garantiren erforderlich und geeignet sind. Die vorübergehende Funktion der Geschwornen, die seltene Einberufung der nämlichen Männer zum Richterstuhl, und der wichtige Umstand, daß sie keinen eigenen, abgesonderten Stand bilden, lassen jenen Kastengeist gar nicht aufkommen, der in stehenden Gerichtshöfen so schreckliche Wirkungen hervorbringt. Das Herkommliche, öfters bis ins Abentheuerliche, bisweilen ins Empörende übergehend, der politische und religiöse Fanatismus, worüber die Geschichte der Menschheit in allen Staaten zahllose und schreckliche Belege bis auf diesen Augenblick liefert, und eine oft gutgemeinte, gleichwohl aber nicht minder menschenfeindliche Härte finden in Geschwornengerichten, die immer aus andern Gliedern erneuert werden, und von denen der Geist der Zeit und die Fortschritte mit denselben sich nicht feindselig trennen, keine Altäre; in ihnen hätten sich, wie Englands Geschichte lehrt, die anderwärts Jahrhunderte über gewütheten Hexenprozesse und die albern-schreckliche Tortur nimmermehr dauernd einnisten können.

Sodann macht die bedeutende Anzahl der einberufen werdenden Geschwornen einerseits die Bestechungen und Kabalen kaum möglich, und gestattet anderseits die Einführung eines

weiten Rekusationsrechts; ein unerläßliches und wirksames Mittel, den Angeklagten gegen Verfolgungsgeist, gegen Intriguen und höhere Gewalt, gegen persönliche Leidenschaften und Unfähigkeit seiner Richter zu schützen, und ein Vortheil, den niemals die stehenden Gerichte, troz aller Vervielfältigung der Instanzen und des ohnehin nur kärglich möglichen und kaum jemals anwendbaren Rekusationsrechts, gewähren können. Endlich sichert auch die in der Mittelklasse des Volkes beinahe ausschließlich wohnende Aufklärung, von Aftergelehrsamkeit, Mystizismus und Ueberbildung minder verpfuscht, und jene religiöse Sittlichkeit, die sich gleichweit von den höhern Ständen wie von den niedrigsten Volksklassen entfernt, — diese Eigenthümlichkeiten des Mittelstandes sichern mehr als alle Gesetze richtige, vorurtheilsfreie und gerechte Aussprüche über Schuld oder Nichtschuld.

Ausser diesen Vorzügen des Geschwornen-Instituts kommen auch drittens die politischen Vortheile, die damit verknüpft sind, in Betrachtung; und sie sind vielleicht noch größer, als die, welche aus den beiden vorherigen Gesichtspunkten fliessen. Der Einfluß der Rechtspflege durch Geschworne auf die intellektuelle und moralische Bildung der untern Klassen des Volks, für welche ohnehin sonst wenig geschieht, auf Erweckung der Vaterlandsliebe, bewirkt durch die Ueberzeugung gesicherter Freiheit der Personen, auf Erhaltung des Vertrauens des Volkes an seine Regierung, das schon ein einziges, auch nur irrig geglaubtes ungerechtes Urtheil eines landesherrlichen Gerichts zu schwächen geeignet ist, und auf Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung im Staate, besser als durch Bajonette bewacht, — dieser wohlthätige Einfluß der Jury kann hier nicht ausgeführt werden. Selbst Herr von Vinck, obgleich der Justizverfassung seines Vaterlandes, wie natürlich, mehr zugethan, als dem Institute der Jury, und der würdige Gegner desselben, Herr von Feuerbach, erkennen wenigstens doch seinen politischen Werth an.

Die hier angedeuteten wesentlichen Momente der Organisation des Geschwornen-Instituts sind nun freilich mancherlei Formen der Ausführung fähig. Indessen darf man die erstere ja nicht mit den leztern verwechseln; ein einziger Mißgriff des Gesetzgebers kann hier die ganze Natur und das Wesen der Jury verfälschen, ohne ihr darum ihren eigenthümlichen Werth zu rauben. Und doch ist dieser Unterschied zwischen den Wesenheiten der Juryanstalt und der Art und Weise ihrer Anwendung, selbst dem Verfahren vor der Jury, so häufig ausser Acht gelassen, auch von Herrn M. übersehen werden.

Man hätte wohl erwarten dürfen, daß Herr M., ehe er von den Gebrechen dieses Instituts spricht, wenigstens doch die Grundlagen desselben und die Gründe, die zu seinen Gunsten sprechen, entwickelt hätte. Gleichwohl beschränkt er sich statt derselben darauf, einige abgebrochene Stellen aus Voltaire, Montesquieu, Bergasse und Duport, die kein vernünftiger Mensch als Belege zur Unterstützung des Systems träumen wird, und kein Vertheidiger desselben jemals dazu benutzte, im vierten Buche als diejenigen zu bezeichnen, „die die Grundsätze, die zu Gunsten der Jury angerufen werden, darlegen sollen." Allein Voltaire's Exklamation

gegen „die Sklaverei, sich von Andern richten lassen zu müssen," hat gar nichts mit der Jury gemein; Montesquieu spricht zwar von der englischen Justizverfassung durch Jury sehr günstig, doch ohne den Gegenstand auszuführen; Bergasse sagt sogar kein Wort darüber, und war nie ein Vertheidiger der Jury, und Duport enthüllte bloß die schändliche Art und Weise, mit der in den Parlamenten von den Präsidenten die Stimmen der Votirenden gesammelt wurden, und wodurch es oft geschehen sein soll, daß durch die Verbindung der Rechts- mit der Thatfrage die Minorität gegen die Majorität zum Nachtheile des Angeschuldigten entschieden habe. Freilich, wenn dies „die Grundsätze des Systems der Jury angreifen" heißt, wie Herr M. sagt, dann war sein Angriff und sein Sieg im nämlichen Augenblicke ohne Mühe entschieden.

Schon im vorhergehenden dritten Buche führt er „die Grundsätze, die dieses System verwerfen machen", und im fünften und sechsten Buche die einzelnen Gebrechen ordnungslos und oft nur im Vorbeigehen an. Sie konzentriren sich sämmtlich in dem Vorwurfe der Unfähigkeit der Geschwornen, über die Schuld oder die Nichtschuld des eines Verbrechens Bezüchtigten nach Wahrheit und mit voller Gerechtigkeit entscheiden zu können; und diese Unfähigkeit sucht er auf mancherlei Weise darzuthun, die ich nun im Zusammenhange darzustellen mich bemühe.

Der erste Grund, wodurch die Unfähigkeit der Geschwornen dargethan werden soll, ist auf die dem Zufall überlassene Auswahl der Geschwornen unter gemeinen Leuten ohne juristische Kenntnisse und Erfahrung und ohne Bildung gestützt. „Wenn, statt einer sorgfältigen Wahl unter der geringen Anzahl tugendhafter und in der Rechtswissenschaft erfahrner, gelehrt gebildeter, geprüfter, durch Nacheifer angefachter, durch die öffentliche Meinung in Schranken gehaltener, und durch die Achtung ihrer Mitbürger angefeuerter Männer, — wenn statt solcher die Richter durch das Loos (?) aus einer Menge gezogen würden; wenn sie nur Leute von gemeinen Eigenschaften (sujets médiocres) und aus allen Klassen genommen wären, auf denen nicht einmal eine moralische Verantwortlichkeit (?) ruht; wenn solche Leute ein in Eile (?) und vorübergehend errichtetes, augenblicklich aufgelösetes und wieder erneuertes Gericht bilden, die in die kurze Laufbahn ihrer Amtsverrichtungen, statt der Erfahrung und statt Kenntnisse, nur zweideutige Gesinnungen (?) und das Verlangen bringen, recht bald wieder nach Hause zu eilen: welches Vertrauen könnte man in solche Urtheile setzen? — — Je nun! das sind ja gerade die Gleichen (der Angeklagten), die Geschwornen, die Organe des Gesetzes, aber freilich keine — Richter! — — Und dennoch haben diese Leute dadurch, daß sie über die Schuld oder Nichtschuld erkennen, in der That das Richteramt in Händen, eine Gewalt, die die Völker ihren Oberhäuptern und nur darum übertragen haben, um solche selbst auszuüben, oder an solche abzutreten, die durch ihre Tugenden und Kenntnisse höher stehen, als der Rest der Nation." In der Folge kommt Herr M. mehrmals wieder auf diese Unfähigkeit gemeiner Leute, anderwärts „Neulinge" (hommes nou-

veaux) genannt, zurück. Die neue Ordnung der Dinge habe allerdings gute Abänderungen in der Rechtspflege, besonders das öffentliche Verfahren in Kriminalsachen, hervorgebracht; „warum aber", fragt er, „warum mußte der Neuerungsschwindel sich so weit erstrecken, um uns in Dingen, von denen unser Dasein abhängt, Privatleute zu Richtern zu geben, die ohne Zweifel ehrliche Leute, aber die Ersten sind, die es eingestehen, daß man, um ein Gewerbe zu treiben, es vorerst erlernt haben müsse?" Das Gesetz, sagte er schon früher, gab dem Assisenpräsidenten den Auftrag, „den Geschwornen die Klippen, die sie vermeiden sollen (?), und ihre Pflichten zu zeigen; — wenn man aber einem Blinden den Auftrag gibt, einen bestimmten Weg zu durchlaufen, dann muß man ihm zwar einen Wegweiser geben, der ihn führt; wäre es aber nicht besser, dem den Auftrag zu geben, der ihn auch erfüllen kann?"

Der Satz, daß die Richter der That juristische Kenntnisse und Erfahrung im Urtheilen haben müßten, führte den Herrn M. zu der Behauptung: „daß bei vielen Fragen, die denselben vorgelegt werden, die faktische mit der Rechtsfrage vermischt sei. Denn um zu entscheiden, ob ein Mensch der Verfälschung, der Erpressung, des Bankerots, der Verleumdung, des einfachen, vorbedachten, provozirten oder zur natürlichen Vertheidigung verübten Todtschlags schuldig sei, genügt es nicht der Thatsachen und des Urhebers vergewissert zu sein, sondern man muß auch wissen, ob diese Thatsachen die Schuldhaftigkeit begründen, das heißt, ob sie die gesetzlichen Karaktere der Kriminalität bei sich führen, woraus eine Rechtsfrage wird, die nicht immer leicht zu beantworten ist."

Dieser zweite Grund für die Unfähigkeit der Geschwornen ist in Frankreich längst veraltet; und ich kann mich daher aus zweifachem Grunde der Zurechtweisung nicht enthalten. Was soll man von einem französischen alten Parlamentsrath, Generalprokurator und jetzigen ersten Präsidenten halten, der es noch immer zu behaupten wagt, daß die Geschwornen über die gesetzlichen Karaktere eines Verbrechens oder der Einrede zu erkennen hätten? Gesetzt, es wäre also, so könnte allenfalls, wenn man je die Geschwornen als eitel ungebildete Männer voraussetzen will, das Gesetz, das sie aus Richtern der That in Magistrate umschaffte, nicht aber das Institut, das nur Richter der That in ihnen erkennt, getadelt werden. Aber sogar das französische Gesetz, das Herr M. so oft in Anwendung bringen mußte, kennt er weder nach seinem Geiste, noch auch selbst nach seinen Worten. Und dieser harte Vorwurf führt die höchstmöglichste Evidenz bei sich. Das Gesetz will nur, daß die Geschwornen darüber sich berathen und auch nur darüber entscheiden sollen: ob die Thatsachen, die dem Angeklagten zu Lasten gelegt werden, erwiesen sind, ob es der Angeklagte war, der diese That verübte, und ob er derselben schuldig sei, das heißt, ob sie ihm als absichtliche und freie That zugerechnet werden müssen. Niemals darf aber den Geschwornen die Frage vorgelegt werden, ob der Angeklagte der Verfälschung, der Erpressung u. s. w. schuldig sei, wie Herr M. angibt; sondern sie muß sich auf bloße Thatsachen beschränken, die das ihm zu Lasten gelegte

Verbrechen bilden, wie z. B. ob der Angeklagte schuldig sei, die Ziffern eines Wechsels verändert zu haben, und zwar in der Absicht, um eine andere Summe, als die, welche ursprünglich in den Wechsel geschrieben war, widerrechtlich zu erhalten; und diese Fragen sind nicht einmal nöthig, weil der Schlußsatz des Anklageakts die Thatsachen, die das Verbrechen konstituiren, enthalten und der Jury zum Ausspruch vorgelegt werden muß. Eben so wenig darf die Jury entscheiden, ob sich der Angeklagte, als er den Andern tödtete, in gesetzlicher Nothwehr befand; sondern ihr wird die Thatsache zur Beantwortung vorgelegt, die der Angeklagte, um daraus diese Einrede abzuleiten, vorschützte; und nur das Assisengericht, die gelehrten Richter, haben zu erkennen, ob die von den Geschwornen anerkannten Thatsachen diejenigen Karaktere enthalten, die die Nothwehr begründen. Das Nämliche gilt auch von den übrigen Beispielen, die Herr M. anführt; und die Geschwornen haben so wenig über die Strafbarkeit einer Thathandlung zu erkennen, daß das Gesetz sogar ausdrücklich das Assisengerecht anweiset, die Absolution des Angeklagten auszusprechen, wenn die Thatsache, deren er schuldig erklärt wurde, kein Verbrechen und kein Vergehen bildet. Kein französischer, in den Gesetzen seines Vaterlandes erfahrner Richter kann, ohne zu erröthen, die Behauptung des Herrn M. vertheidigen; selbst der Laie, der die Art. 231, 241, 339, 340, 342, 345, 346, 364 und 365 des Gesetzbuches über das peinliche Verfahren lieset, würde ihm, ich muß es geradezu sagen, seine grasse Unwissenheit entgegensetzen.

Herr M. geht nun drittens zu den moralischen Eigenschaften über, die der Kriminalrichter besitzen muß, und die ich nicht erst anzuführen nöthig habe; den Beweis, daß die Geschwornen sie nicht besitzen, beginnt und führt er mit einer bloßen Deklamation, die unbeantwortet bleiben mag: „Diese hohen Eigenschaften werden von unabhängigen, unabsetzbaren, geübten Magistraten, die von ihren Pflichten durchdrungen, und die durch ihre Stellen (!!) über alle persönliche Rücksichten erhaben sind, abgestritten, und einem Haufen Privatpersonen zugetraut, die, allem Irrthume, aller Furcht zugänglich, für ihre Grundsätze keine Gewähr leisten, noch gegen die Rache der Ungeheuer, über die sie zu richten haben, Gewährschaft erhalten können.“

Anderwärts macht Herr M. auf den Zunftgeist aufmerksam, der bei den Geschwornen der Gerechtigkeit so große Gefahren drohe, und den man als den vierten Grund betrachten muß, mit dem er die Untauglichkeit der Jury zu beweisen sucht. „Man hat den Angeklagten versprochen, daß sie von ihres Gleichen gerichtet werden sollten; aber hat man dann auch dies Versprechen gehalten, wenn der Taglöhner von einem Eigenthümer, ein Handwerker durch einen Fabrikanten, ein Mann aus dem Bürgerstande von einem Manne aus dem Adel, ein Geistlicher vielleicht gar durch einen Schauspieler gerichtet wird?“ Man sollte allerdings zweifeln, daß Herr M. sich eine solche unerhörte Vorstellung von dem Prinzip der Gleichheit zwischen dem Angeklagten und seinen Richtern machen

konnte; doch ist es, wie sich aus den folgenden Beispielen ergibt, kaum anders. „Ich sah einen Menschen freisprechen, der aus einem Hinterhalte einen Obstdieb tödtete, und den er auf den Baum steigen ließ, um ja seinen Zweck nicht zu verfehlen; er wurde freigesprochen, weil der Eigenthumsgeist in der Jury vorherrschend war. Eben so wurde ein Kaufmann aus dem Adelstande, der des betrügerischen Bankerots offenbar schuldig, und auch einstimmig von den Geschwornen verurtheilt worden war, nach erfolgter Kassation des Urtheils vor eine zweite Jury gebracht, und hier von seinen wirklichen Gleichen unschuldig erklärt, weil sie die Idee nicht ertragen konnten, daß ein Mann ihrer Kaste entehrt werde. Hingegen der gelehrte Richter gehört zu keinem Stande; er ist über sie alle erhaben, beneidet keinen und fürchtet keinen. (Man sieht aus allen diesen Stellen, daß Herr M. sich in jedem Richter einen Xenokrates denkt, den kein Ordensband, kein pekuniäres Interesse, keine Furcht und keine Phryne aus dem Geleise der Tugend und der Wahrheit abzulenken vermöge.)

Diese Ansichten des Herrn M. über die absolute Unfähigkeit der Geschwornen zum Richteramte unterstützt er in der Folge noch mit dem Mißtrauen des Gesetzes gegen sie, das hier seinen Platz findet, und das ich als den fünften Grund betrachten will. „Die Vorsichten des (französischen) Gesetzes, um den Irrthum, die Gunst, die Parteilichkeit und Ränke aus den Berathungen der Geschwornen zu verbannen, beweisen das Mißtrauen, welches das Gesetz selbst in sie setzet." Einige dieser Vorsichtsmaasregeln, wie die der späten, dem Angeklagten gemacht werdenden Mittheilung der Namen der Geschwornen und der Zeugen, und die Vorkehrung gegen Kommunikation der Geschwornen mit allen andern Personen bis zum Urtheil, sind sehr weise, ohne daß daraus die Untauglichkeit der Juryanstalt gefolgert werden kann, so wenig Jemand in andern Vorkehrungen aller europäischen Gesetzgebungen zum nämlichen Zwecke einen Beweis gegen die Vortheile der stehenden Gerichte suchen dürfte. Aber nur jene Vorsichtsmaasregeln haben diesen Zweck; alle übrigen sind vielmehr eine absichtliche Verfälschung des Instituts. Bekanntlich wollte Napoleon *) die Jury nicht, und er konnte sie nicht wollen; um sich auch noch die Strafrechtspflege in seine Hände zu spielen, veränderte er die ganze Natur des Instituts, von dem er nur den Namen beibehielt, gerade so, wie der Nationalkonvent im Juni 1794 die Glieder des Revolutionsgerichts ernannte und ihnen den Namen „Geschworne" gab, nur daß Napoleon seine Absichten künstlich versteckte. Er machte die Geschwornen in der That zu seinen Kommissarien, indem er durch seine Präfekten für jede Assise sechszig Personen aus den sieben (eigentlich acht) Klassen aussuchen, und durch seinen Assisenpräsidenten daraus sechsunddreißig zu Geschwornen ernennen ließ, und sie sogar noch seinen besoldeten Richtern dadurch unterwarf, daß letztere über die Schuldhaftigkeit mit den Geschwornen und nach Stimmenmehrheit erkennen, wenn jene erstere bloß mit

*) Sitzung der Deputirtenkammer zu Paris vom 9 Mai 1811.

sieben Stimmen gegen fünf das Schuldig ausgesprochen hatten; alsdann konnte aber schon die Mehrheit einer einzigen Stimme den Angeklagten zum Blutgerüste führen *).

Herr M. beschuldigt sechstens die Geschwornen, einerseits, daß sie nicht nur mit größerer Härte, als man den ständigen Richtern vorwerfen könne, gegen die Angeklagten urtheilen, sondern auch, daß wenigstens in verwickelten Fällen die letztern nur allzusehr Gefahr laufen, ungerechterweise für schuldig erklärt zu werden; anderseits hinwieder macht er ihnen den Vorwurf, daß sie die wirklichen Verbrecher nur allzuleicht freisprechen. Bekanntlich war dieser letztere Vorwurf derjenige, den man bisher mit großem Lärmen den Geschwornen, und vor allen der englischen Jury (und dieser mit Recht), machte; auch Herr M. ist so weit entfernt, ihre Milde zu läugnen, daß er sogar in einem eigenen Kapitel die längst anerkannten Nachtheile davon auseinandersetzt, und mit Beispielen belegt. Diesen Kontrast sucht er abermals aus der den Geschwornen fehlenden Erfahrung, Einsichten und Rechtskenntnissen, und faktisch aus einzelnen Fällen eigener Erfahrung zu erläutern. Gerade umgekehrt hatte man bisher den ständigen Richtern eine unwillkührliche Neigung zu liebloser Härte zu Lasten gelegt (obgleich diese Schwäche der Menschheit sonst nicht leicht im Gefolge

---

*) Man hat auch anderwärts die Ansichten des Herrn M. getheilt, und in der den Geschwornen fehlenden Rechtswissenschaft und Erfahrung, in den berüchtigten Spezialgerichten, die aus fünf besoldeten Richtern und drei Offizieren zusammengesetzt waren und über die wichtigsten Verbrechen in erster und letzter Instanz zu erkennen hatten, so wie in der Aufhebung der Jury gleich nach den Ereignissen des Jahres 1814 in den von den alliirten Mächten wiedereroberten Niederlanden, Italien, und selbst im Großherzogthum Berg (wo jedoch auf die allgemeinen Stimmen des Volks der König von Preussen bald wieder die ehemalige Jury von neuem einsetzte), ebenfalls Beweise gegen die Tauglichkeit des Instituts zu finden geglaubt. (S. die Verhandlungen des baierischen Reichsraths vom 2 Juli 1819, in Nro. 130 der Beilagen zur allgemeinen Zeitung.) Es ist hier nicht der Ort, darauf weiter zu antworten; doch erlaube ich mir einige Bemerkungen, die vielleicht statt aller Demonstration den Knoten lösen. Wenn in dem unglücklichen Parga, als es noch unter englischem Schutze stand, die Jury eingeführt gewesen, und von den Türken in der Folge, als ihnen England diese Stadt überließ, auch wieder aufgehoben worden wäre: wer in aller Welt würde daraus die Vorzüge der türkischen Rechtspflege gegen die Jury ableiten wollen? In den Niederlanden fordert man bekanntlich dieses Institut wieder laut zurück; in Spanien ist sie gesetzlich eingeführt; in Neapel war sie vom Parlamente ebenfalls beschlossen, und selbst in Frankreich mußte man den Volksstimmen nachgeben, und noch am 26 Mai 1819 die Preßvergehen der Kognition der Jury übertragen. Den baierischen Standesherren ist nach der Konstitution (Beilage IV, § 8) das Vorrecht ertheilt worden, „nur von Ebenbürtigen oder Richtern ihres Standes gerichtet zu werden.“ Gewiß sind letztere doch auch eine Jury, weil die Standesherren weder allezeit die Rechte studieren, noch auch die Rechtswissenschaft mit auf die Welt bringen. Eben so bilden die Militärgerichte eine aus den korrespondirenden Graden dieses Standes zusammengesetzte Jury, sogar noch mit dem Rechte, über die Größe der Strafe zu erkennen; und doch sind Soldaten und Offiziere nicht minder „des Rechtes unerfahrne Männer“. Warum sollen denn die Notabeln aus den Mittelklassen des Volkes, die purissima pars civitatis, weniger fähig sein, über die Schuldhaftigkeit ihres Gleichen richtig erkennen zu können?

wissenschaftlicher Ausbildung angetroffen wird), und sie dadurch zu erklären gesucht, daß, wie schon Cicero sagt, selbst bei den edelsten Männern, wenn sie immer mit Verbrechen und ihrer Bestrafung zu thun haben, die Gefühle und das Mitleiden allmälig abgestumpft werden. Der Kopfabschneider Carpzov bestätigt diesen Vorwurf durch seine bekannte Prahlerei, und der dem Herrn M. wohl nicht unbekannte französische Kanzler Poyet mußte, nach dem Urtheile der Nemesis, seine barbarischen Grundsätze, die er gegen den schuldlosen Chabot in Anwendung brachte, späterhin mit seinem Kopfe büßen. Es gibt Beispiele, daß ständige Richter in den Anklagekammern der Gerichtshöfe (die deemalen an die Stelle der frühern Anklagsgeschwornen getreten sind), die Frau des Angeklagten, die man dem Gesetze gemäß nicht als Zeuge vorführen darf, ohne die mindeste Anzeige der Mitschuld, und schon zum Voraus ihrer Freisprechung gewiß, dennoch als Mitschuldige in Anklagestand setzten, um dadurch das Gesetz zu umgehen, und sie dem Angeklagten gegenüberstellen und ihre Aussagen erhalten zu können; und doch waren diese ständigen Richter in der That edle Männer, so grausam auch ihre gute Absicht bleibt. Welche englische Grand-Jury würde diese Härte rechtfertigen? Welchen Eindruck würde eine solche Anklage einer von den Richtern selbst anerkannt schuldlosen Gattin in England machen? — Bourguignon führt viele Beispiele unmenschlicher Härte der ehemaligen Parlamente aus der neuern Geschichte an, die noch jetzt in Frankreich Entsetzen hervorbringen; und jedes Blatt der frühern Geschichte Frankreichs und Englands ist damit angefüllt. — Doch wir wollen Herrn M. hören. „Ich sah bisweilen“, sagt er, „schwache Beweise gegen die Angeklagten so großen Eindruck auf die Geschwornen machen, daß sie beinahe (!!) für vollwichtige (??) Beweise wären angenommen worden. — Ich sah Schuldige von Geschwornen viel härter behandelt, als jemals die (ständigen) Richter gesprochen haben würden.“ (Dies Letztere ist in der That sehr glaublich. Eines Theils sind die Geschwornen nicht an den juristischen Beweis gebunden, der ihnen untersagt hätte, den Verbrecher aller der Umstände überwiesen zu erklären, die die Strafbarkeit erhöhten, und die aus der Verhandlung hervorgingen. Andern Theils liegen bisweilen Gründe besonderer Art vor. Die französischen Kriegs- und Gripp-Kommissäre und Konsorten, auch in Deutschland sattsam bekannt, hatten, wenn sie je einmal vor Gericht gestellt werden sollten, die Geschwornen wie den bösen Feind, die Militär- und Spezialgerichte nicht im Geringsten gefürchtet. Diese und andere Thatsachen erläutern nnd rechtfeetigen den letzten Punkt wohl mehr als hinreichend.) „Ich sah die von der einfachen Stimmenmehrheit der Geschwornen ausgesprochenen Erklärungen der Schuldhaftigkeit des Angeklagten von den (ständigen) Richtern der Assisengerichte einstimmig verwerfen.“ (Wer sagt uns aber und wollte es beweisen, daß die gelehrten Richter richtiger und gerechter urtheilten? Denn das ist ja gerade die Frage. Aber es ist auch sehr gewiß, daß sich dieses Ergebniß nur äusserst selten zuträgt, und alsdann löset sich dieses Räthsel aus dem, was ich vorhin sagte und sogleich weiter sagen weede, von selbst.)

Herr M. gibt uns nun einige, doch nur wenige, aus einem Urtheile des Kassations-

hofes, der ja bekanntlich gar nicht einmal das Faktum berücksichtigen darf (!), aus Urtheilen der Assisengerichte (?) und aus französischen Ultrazeitungsblättern (!!) ausgezogene Beispiele zum Besten, aus denen er den Beweis zu liefern glaubt, daß die Geschwornen ungerechte Aussprüche der Schuldhaftigkeit gemacht hätten. Ich bin weit entfernt, sie, die Menschen sind, für unfehlbar zu halten; und warum sollten in einem Staate von dreißig Millionen Seelen, während dreißig Jahren, während eines Gesetzes, das jeden Bürger ohne Ausnahme und ohne allen Unterschied für fähig erklärte, Geschworner sein zu können, und während einer blutigen Revolution, die alle Banden aufgelöset hatte, und wo noch bis diese Stunde die Parteien sich feindselig einander gegenüber stehen, — warum sollten nicht auch ein halbes Dutzend ungerechter Verdammungsurtheile von den Geschwornen ausgegangen sein können? Indessen will ich aufrichtiger sein, als Herr M. Ja, es sind von den Geschwornen in Frankreich (in den deutschen Provinzen aber durchaus nicht) mehrere, vielleicht viele Justizmorde verübt worden; und mehr noch gab es widerrechtliche Freisprechungen. Das Gesetz, welches den Präfekten, den völlig abhängigen Agenten der Regierung, die Auswahl der Geschwornen, und den Assisenpräsidenten die weitere Aussichtung überträgt, und das die Geschwornen zu Kommissarien der Regierung stempelt, hat im Sinne der vielbesprochenen geheimen Regierung (gouvernement occulte) und der im Jahr 1815 und jetzt wieder herrschenden Partei schrecklich gewirkt. Wer sich über diese Gräuel genauer belehren will, mag einsweilen, bis einmal wieder das Verborgene offenbar werden wird oder wieder bekannt gemacht werden darf, des in dieser Sache gewiß unverdächtigsten Zeugen, des Herrn Justizministers de Serre, in der geheimen Sitzung der Deputirtenkammer vom 23 März 1819 gehaltenen Reden über die Szenen und Justizmorde zu Nismes, Marseille, Bordeaux, Avignon und im Fualdès'schen Prozesse, des Herrn Bérenger Justice criminelle en France, des Herrn Requetenmeisters Le Graverend Observations sur le Jury en France, die Minerve française bis zum Jahre 1820, und die während dieses und des laufenden Jahres in den Assisengerichten zu Paris über Staats-, Petarden- und Preßvergehen statt gehabten Verhandlungen nachlesen. Wie so mancher wird erstaunen, wenn er einst hören wird, wie Aufwiegler angestellt und freigesprochen wurden; wie man, zum Schein, gedungene Schriftsteller verfolgte; wie der schon oben erwähnte Herr Bergasse, wegen einer verbrecherischen Schrift zu Gunsten der Emigrirten und gegen die Rechtlichkeit der Veräusserung der Güter der Geistlichkeit, vor die Geschwornen geführt, aber auf die vertheidigende Anklage des General-Advokaten Marchangy freigesprochen, und worauf Letzterer sogleich mit dem Kreuze der Ehrenlegion belohnt wurde. Und gleichwohl bieten diese ausgearteten, verfälschten Geschwornen noch immer die einzige Sicherheit gegen Fanatismus und Parteiwuth dar. Wenn je ein allgemeines Murren über parteiische Rechtspflege gegründet war, so ist es das, welches in Frankreich seit mehrern Jahren und bis auf diese Stunde (Juni 1821) laut geführt wird; und wenn je etwas die Einführung einer eigentlichen, aber freilich keiner französischen, Jury nothig macht,

so sind es Thatsachen, wie die angeführten, und andere, die ich nicht anführe, die aber Jedermann kennt. — Von des Herrn M. Beispielen verdient indessen wenigstens eins eine Rüge. Er macht den Geschwornen nämlich auch noch den Vorwurf, einen Angeklagten auf nachher falsch erkannte Zeugenaussagen verurtheilt zu haben!!! Endlich bringt er noch eine Vergleichung zwischen einer Anzahl verdammender und freisprechender Aussprüche von Geschwornengerichten und verdammender und freisprechender Urtheile der Spezialgerichte bei, und schämt sich nicht, daraus die inkonsequente Folge zu ziehen, daß „die Geschwornen strenger sind, als die (gelehrten) Richter"; als wenn es auch erwiesen wäre, daß die verdammenden Aussprüche der Geschwornen ungerecht, und die freisprechenden Urtheile der Spezialgerichte darum auch gerecht gewesen, und letztere ausser aller Kritik wären; als wenn man nicht den Zweck, die Tendenz und die Rechtspflege der unter dem Namen der Prevotalgerichte beibehaltenen Napoleonischen Spezialgerichte kenne, und als wenn man vergessen hätte, daß gerade jenes Zweckes, jener Tendenz und jener schrecklichen Rechtspflege wegen, der König es seiner Zeit der Klugheit gemäß hielt, in der Charte die Spezialgerichte namentlich aufzuheben, und daß die in der berühmten Sitzung der Deputirtenkammer des Jahrs 1815 eingeschmuggelten Prevotalgerichte auf das allgemeine und laute Schreien des Volks im Jahr 1819 wirklich wieder aufgehoben werden mußten.)

Um die Strenge der Geschwornen und die Milde der gelehrten Richter zu erklären, gründet er sich nun auch auf den Satz: „daß die dem Angeklagten günstigen Stimmen rücksichtlich der Schuldhaftigkeit nicht denen beigezählt werden, die rücksichtlich der Rechtsfrage gegeben werden könnten, wie dieses in stehenden Gerichten eintrete." Der Verfasser unterstellt vorerst ein stehendes Gericht von zwölf Gliedern, das die Rechts- mit der Thatfrage zu entscheiden habe; daß sechs derselben den Angeklagten zwar der ihm zu Lasten gelegten That nicht überwiesen, jedoch die That an sich selbst allerdings für strafbar erklärt hätten, die andern sechs aber gerade umgekehrter Meinung gewesen wären. „In dieser Voraussetzung würden nun alle Richter die Schuldlosigkeit des Angeklagten aussprechen. Wäre hingegen (wie bei der Juryanstalt) die Rechtsfrage andern Richtern, als denen, die über die That zu erkennen haben, übertragen: so entstünde jetzt schon eine Theilung der Meinungen (?). Hätten sich nun bei solchen getrennten Richterstühlen zwei Stimmen mehr gegen den Angeklagten erhoben, die eine über die That, die andere über die Rechtsfrage: so würde der Angeklagte durch sieben Stimmen gegen fünf verurtheilt worden sein, während in einem, die beiden Zweige des richterlichen Amts vereinigenden Gerichte der Angeklagte mit zehn Stimmen gegen zwei freigesprochen worden wäre." (Dem Herrn M. fiel es also nicht einmal auf, daß die Wahrheit und Gerechtigkeit offenbar gewinnen, wenn die Thatfrage vor der Rechtsfrage entschieden wird, wie das der gesunde Menschenverstand fordert, es möge übrigens diese Trennung durch zwei Richterstühle oder durch die Abstimmung in einem Kollegium, das über beide Fragen zu erkennen hat, bewirkt werden. In dem angegebenen Bei-

spiele hätten sieben Richter gegen fünf die dem Angeklagten zu Lasten gelegte Thathandlung für erwiesen, und denselben in dieser Beziehung für schuldig, — und eben so viele Richter hätten nun auch die Thathandlung für verpönt erklärt: er müßte also nach dem Willen des Gesetzes durch eine Majorität von zwei Stimmen verurtheilt werden, und die Freisprechung durch zehn Stimmen wäre eine Rechtsverletzung gegen den eigenen Willen der Mehrheit der votirenden Richter, offenbar nur das Werk der Ueberraschung. Allein Herr M. vergaß auch noch, daß die Jury gar nicht über die Rechtsfrage zu erkennen hat; das ganze Beispiel hinkt also in seiner Grundlage; in der That hatten ja sieben Stimmen die Thatfrage gegen den Angeklagten entschieden, und die Rechtsfrage kam gar nicht zur Sprache und nicht in Betrachtung. Man sieht übrigens, daß des unglücklichen Duport Aufdeckung geheimer Intriguen gar nicht so grundlos ist, als uns Herr M. glauben machen will.)

Dieses sind nun die Gebrechen, die nach Herrn M. dem Institute der Jury an sich selbst ankleben sollen. In dem sechsten und siebenten Buche versucht er nun auch durch die Organisation der französischen Jury zu zeigen, daß die Fehler derselben nicht dem Gesetze, sondern der Natur der Dinge zugerechnet werden müßten, in dem vorhergehenden fünften Buche aber durch geschichtliche Darstellung der Strafrechtspflege in England, bei den Athenienſern, bei den Römern und den deutschen Völkerstämmen dieses Resultat mit der Erfahrung zu belegen. Diese Behandlungsart verdient allen Beifall; die Geschichte der Rechtspflege bei den gebildetsten Nationen der Vorzeit macht einen großen, höchst wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit, der Behandlung eines Herder oder eines Heeren würdig, leider bis jetzt noch eine verachtete Waise! Die Kenntniß der Rechtsverfassung anderer Völker lehrt sodann die Einseitigkeit der Urtheile vermeiden, die Natur des Richteramts genauer erforschen, und zugleich die Irrthümer einsehen, die auf der einen Seite die abstrakten Theorien, und auf der andern die Gewohnheit begleiten. Benutzen wir doch die Erfahrung anderer Völker! Oder wäre die Geschichte etwas Anderes, als die Darstellung früherer Erfahrungen? — Wehe dem Gesetzgeber, der es wagen wollte, eine Rechtsverfassung einzuführen, ohne vorerst die der weisesten Nationen aller Zeiten erforscht und geprüft zu haben! Herr M. unternahm es, diesen noch immer ungebahnten Weg zu betreten; aber leider fehlt ihm der höhere und tiefere Blick in die politische und in die Rechtsgeschichte und die Kraft, von dem Materiellen das Geistige zu sondern und von der Oberfläche in die Tiefe zu steigen.

Zuerst von der englischen Jury.

„Die Ursachen, die in England die Geschwornenanstalt in manchen Rücksichten billigen machen, fallen in Frankreich (also noch mehr in Deutschland) weg; dort gibt es keine große Gerichtshöfe, und die zwölf vom König ernannt werdenden Richter sind niemals unabsetzbar erklärt worden; das Volk sah in ihnen nur königliche Kommissarien, und keine unabhängigen Richter." (Dies ist ein Irrthum; schon unter Wilhelm III wurden sie auf so lange, als sie sich keines Vergehens schuldig machten, ernannt, und konnten nur auf An-

klage und Urtheil vom Parlamente abgesetzt werden, oder durch den Tod des Monarchen ihr Amt verlieren; aber auch dieses Letztere ist sogar unter der Regierung des vorigen Königs aufgehoben worden, und es gibt dermalen in ganz Europa kein Staat, in dem die Richter solche Unabhängigkeit besitzen, wie die Glieder des stehenden Gerichtshofes in England) „Diese Abhängigkeit und die schrecklichen Rückerinnerungen an die Rechtspflege der Sternkammer, an den Mißbrauch der Gewalt und an die vielen Handlungen des Despotismus verursachten, daß das Volk lieber einige Nachtheile übernehmen wollte, um andere, die es mehr fürchtete, zu verhüten. Die Engländer entschlossen sich also, ihre Rechtspflege schwach und ungewiß zu lassen, aus Furcht, daß sie sonst unterdrückend werden möchte, und lieber einen Theil ihrer Freiheit aufopfern, um das, was sie politische Freiheit nennen, gesichert zu erhalten.“ (Wie würden Hume und andere Geschichtschreiber Englands über des Herrn Ritters M. Entwicklung des Ursprungs der Jury erstaunen! Diese Einrichtung verliert sich ins graue Alterthum, bestand aber, ihren Wesenheiten nach, schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, so wie sie heute organisirt ist, und erhielt nur durch die viel später errichtete Sternkammer, durch das hohe heilige Gericht, und durch die häufigen, zum Theil vom Parlamente bestraften Gewaltstreiche der Präsidenten der Assisen-Anfechtungen, die nicht wenig zur unglücklichen Katastrophe Karls des Ersten und, weil auch damals die Erfahrung nicht klug machte, zur Entfernung Jakobs und zur Begründung der zweiten Revolution beitrugen Was würden Chattam, Burke, Fox, Pitt, Romilly, Erskine, Barrows und de Lolme über jene Tirade des Herrn M. sagen, sie, die gerade in diesem Institute „die Schutzmauer der bürgerlichen Freiheit und der persönlichen Sicherheit“ sehen? Was Blackstone und Philipps, die eben darum, und nur darum, „den für einen Hochverräther erklärt wissen wollen, der es nur wage, die mindeste Abänderung an jener Einrichtung in Vorschlag zu bringen?“ Hören wir nunmehr die Gebrechen, die Herr M der englischen Jury beilegt.) „Wenn die Engländer ein volles Vertrauen in ihre Geschwornen setzten, warum fordern sie jene Uebereinstimmung aller Glieder der Jury in ihren Erklärungen, die — so sehr die Straflosigkeit begünstigen?“ „Hätten sie dann einen Rekurs gegen die Erklärung der Geschwornen gestattet?“ (In der That findet ja auch keiner gegen den Ausspruch der Jury, als solchen, statt, sondern das Gesetz gestattet nur in bestimmten Fällen die Kassation derselben, und, wenn diese eine neue Entscheidung der Thatfrage zur Folge hat, tritt ein neues Verfahren vor der Jury ein. Jene bestimmten Fälle sind: wenn sich eine Parteilichkeit durch bestimmte pflichtwidrige Handlungen, besonders eine Bestechung erweisen läßt, oder wenn eine wesentliche, auf die Erklärung einwirkende Form, z. B. unterlassene Beeidigung, vernachläßigt wurde, oder wenn ein gesetzwidriger Anklageakt eine irrige Erklärung hatte veranlassen können, oder wenn die Erklärung mit der Anklage nicht in Verbindung stand, und darum der Angeklagte eines Verbrechens anderer Gattung schuldig erklärt worden wäre. Und gesetzt sogar, daß auf solche

Erklärungen der Geschwornen, die nach der Ansicht der Kings-Bench irrig wären, allgemein einen Rekurs begründeten: was bewiese dies gegen die Aussprüche der Jury mehr, als was die zahllosen Rechtsmittel gegen die Urtheile gelehrter Richter beweisen würden?) „In England wächst die Anzahl der Verbrechen von Jahr zu Jahr, — — die öffentliche Sicherheit ist völlig verschwunden, — — man muß oft zu Ausnahmsgesetzen Zuflucht nehmen.“ (Fragt aber die Staatsmänner in England, den Gemeinderath zu London, Herrn Favell und Andere, über die Ursache dieser allerdings sehr wahren Thatsache, und sie werden euch die „alten barbarischen Strafgesetze, die ungeheure Anzahl der Armen, die zehntausend Kinder in dem einzigen London, die nur durch Diebstahl leben,“ u. s. w. angeben. Wohl mag es Einige geben, die die allzugroße Milde und die Nothwendigkeit der Uebereinstimmung aller Geschwornen (die in Schottland nicht einmal erfordert wird) tadeln; aber kein Engländer, er sei Tory oder Whig, wird jemals die Rechtspflege durch Geschworne in Kriminalsachen anklagen.) Herr Liancourt erzählt, daß die Präsidenten der Assisen den Geschwornen ihre eigenen Ansichten vortragen, wohl gar ihnen angeben, wie sie ihre Aussprüche abfassen und abgeben sollen, weil — — ohne diese Vorsicht die Geschwornen meistens sehr verlegen sein würden.“ (Indessen wird dies von Blackstone, Phillips und selbst von Herrn Cottu mit Worten und Urkunden widersprochen, und bewiese übrigens auch nur die Pflichtverletzung der Präsidenten, von der ich kurz vorher gesprochen habe, und die früher von der Jury nicht selten mit Abscheu behandelt wurde. Besser hätte Herr M. die Beispiele davon bei dem Pariser Assisengerichte des Jahrs 1820 gefunden.) „Blackstone und Herr Cottu führen Beispiele an, wo unschuldige Menschen von den Geschwornen für schuldig erklärt wurden.“ (Sehr möglich; denn auch in England gibt es, wie in Frankreich, erkaufte Aufwiegler und erkaufte Zeugen. Aber gegen ein einziges solcher Opfer der Geschwornen liefert uns die Geschichte Englands hunderte, die von königlichen Richtern und selbst von der Pairskammer, — und die Geschichte Frankreichs und anderer Staaten tausende, die von ständigen, besoldeten und von der höchsten Gewalt ausgesuchten, sogenannten unabhängigen Richtern verurtheilt wurden. Ich dächte, daß Herr M. zur Ehre des französischen Richterstandes darüber den Schleier hätte werfen sollen; die Annalen der Rechtspflege seit Franz dem Ersten, besonders aber seit Richelieu, erstarren von dem Blute der Unschuldigen, welche die Parlamente und besonders die aus ihnen auserwählten Kommissarien theils aus Fanatismus, theils aus Befehl der Regierung oder der Maitressen, theils auf ihre bloßen Winke, theils aus Stupidität geschlachtet haben.) — Damit beschließt nun Herr M. die Kritik der englischen Jury; denn ich übergehe diejenigen Bemerkungen, die entweder sich bloß auf Zivilsachen beziehen, oder die Jury gar nichts angehen.

Herr M. (so wie auch einige Vertheidiger der Jury) findet in der Organisation der athenienischen Rechtspflege große Aehnlichkeiten mit unsern Geschwornengerichten. Er bemerkt vorerst mit Recht, daß die Einrichtungen eines Freistaats in monarchischen Ver-

fassungen nicht immer anwendbar sind; bringt nachher Beispiele und Zeugnisse bei, die von ungerechten Urtheilen jener Gerichte aus den spätern Zeiten, und seit der Ausartung der Solonschen Einrichtung, zeugen, und preiset endlich die Organisation des Areopags, als einer stehenden richterlichen Magistratur, die bei allen Völkern Griechenlands und der damals zivilisirten Welt der größten Verehrung, und bei allen großen Männern der Nachwelt des höchsten Lobes genoß.

Aber Herr M. verkennt die Eigenthümlichkeiten jener atheniensischen Dikasterien. Die Richter in selbigen waren nicht Notabeln des Volks, und vom Gesetze bezeichnet; sie machten in den spätern Zeiten, von denen ja Herr M. spricht, nicht den zehnten, sondern wohl den vierten Theil aller Bürger aus, wurden durch das Loos aus allen Klassen des Volkes ohne Unterschied, und zwar auf ein ganzes Jahr, zu einem der zehn Gerichtshöfe gezogen; konnten nach Ablauf desselben abermals und so immer weiter die nämlichen Amtsverrichtungen bekleiden; hatten zugleich, als Bürger, Antheil an der Gesetzgebung und der vollziehenden Gewalt; sprachen auf den Richterstühlen nicht bloß über die Schuldhaftigkeit, sondern auch öfters als Magistrate und als Gesetzgeber über die Anwendung und die Größe der Strafe, und alsdann nach Willkühr. Sie konnten endlich nicht rekusirt werden, ungeachtet seit Klisthenes gerade nur der niedere Pöbel am meisten zu Gericht saß, weil er den größten Theil des Volks ausmachte, und seit Perikles sogar in dem Richteramte, wie von einem Gewerbe, seinen Unterhalt fand. Die Dikasterien waren also eine Art Volksgerichte, obgleich auf einen kleinern Theil des Volks beschränkt, als zu Rom und in der ersten Periode der gesellschaftlichen Vereinigung unter den Germanen, und in einer andern Form, aber durchaus keine Jury. Die Nachtheile dieser Rechtspflege haben ihren Sitz bloß in der demokratischen Staatsverfassung; Solon selbst (obgleich seine Organisation nicht alle die Gebrechen hatte, die sie in der Folge erhielt) hatte sie, freilich zu spät, erkannt, und Xenophon, Aristoteles und Thucidides hatten sie in der Folge noch besser eingesehen. Was also den Volksgerichten zu Lasten liegt (ob es gleich bei weitem so arg nicht ist, als Herr M. meint; denn selbst die aus Neidsucht und Aberglauben erfolgte Verurtheilung des Sokrates von dem Heliastengericht steht der aus Stupidität und Fanatismus erzeugten Verdammung des Jean Calas von einem Parlamente des achtzehnten Jahrhunderts unendlich weit nach!), das alles trifft die Jury nicht.

Ganz anders ist es mit dem Areopag beschaffen; seine Organisation bleibt das höchste Ideal eines Kassations- und Strafgerichts. Herr M. hat aber den Geist seiner Verfassung abermals nicht begriffen. Freilich bildete er ein stehendes Gericht; aber seine wichtigsten Funktionen, die ihm vorzüglich seinen Ruhm erwarben, gehörten ja nicht einmal der Rechtspflege an. Seine Glieder waren zwar auf Lebenszeit ernannt, und hatten über die Rechts- und Thatfrage, über Schuldhaftigkeit und Strafanwendung zugleich zu erkennen, und auch in dieser Hinsicht war der Areopag unsern stehenden Gerichtshöfen ähnlich; aber auch

nicht weiter. Denn seine Glieder waren nicht besoldet, wurden von keiner andern Staatsgewalt, sondern bloß durch das Gesetz ernannt, und immer aus den jährlich abgehenden Archonten aufgefrischt und unterhalten. Diese Archonten waren aber keine Glieder eines ständigen Kollegiums, und gehörten keinem Stande ausschließlich an; sie wurden alljährlich von dem Volke zu diesen Stellen erwählt, während des Jahres ihres Amts streng beobachtet, wegen der geringsten Sittenverletzung unerbittlich ihrer ebenfalls unbesoldeten Stellen entsetzt, und auch noch nach Ablauf ihrer Funktionen zur Rechenschaft gezogen; sie konnten nicht in den Areopag kommen, ohne sich darüber und über die untadelhafteste Aufführung auch in ihrem Privatleben gerechtfertigt zu haben. Die einmal ernannten Areopagiten konnten nun zu keinem andern Amte mehr gewählt werden, ob sie gleich auch als Richter in den Dikasterien, wenn sie das Loos traf, Sitz und Stimmen hatten. Sie waren von allem Anspruch auf Volksgunst (und diese war das, was bei uns die Gunst der Regierung ist, was uns größere Besoldung, höhern Rang, Versorgung unserer Familie u. s. w. geben kann) so sehr ausgeschlossen, daß keinem von ihnen die Bürgerkrone (unsere Orden und Titel) zuerkannt werden durfte, die dann doch dem Senate und selbst verdienten Privatpersonen vom Volke zu Theil zu werden pflegte; mit einem Worte, alle Mittel und Wege zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Selbstsucht waren ihnen entzogen; ihr höchstes Ziel war erreicht, jede andere Laufbahn geschlossen. Dagegen übte der Areopag über jedes seiner Glieder die strengste Aufsicht aus, und stieß den Unwürdigen, und selbst den bloßen Gefühllosen, ohne alle Rücksicht aus seiner Mitte.

Diese Einrichtungen gaben dem Areopag eine wirkliche, nicht eingebildete und trügerische, Unabhängigkeit, die in unsern Staaten, trotz der belobten Unabsetzbarkeit, nur scheinbar ist, weil sie bloß durch die individuellen Tugenden der einzelnen Richter und der Regierungen Realität erhalten kann. Sitten und Gesetz machten den Areopagiten allenthalben, wo sie erschienen, und in allen ihren Privathandlungen einen stoischen Lebenswandel und ein ernstes Betragen zur Pflicht, und gaben ihnen dagegen einen Anspruch auf tiefe Verehrung, ohne daß es dazu eigener Gesetze „über beleidigte Amtsehre“ bedurft hätte. Sodann konnte in dem Areopag jener unglücksschwangere Kastengeist nicht leicht Wurzel fassen, ob es gleich wahr ist, daß auch ihm seine stete Beschäftigung mit den Kapitalverbrechen bisweilen eine Strenge, selbst eine Hartherzigkeit sogar gegen Kinder einimpfte. Die stete, allmälige Erneuerung desselben mittelst des jährlichen Zuwachses von sechs oder neun ausgezeichneten Männern bewirkte endlich auch noch einen andern, nicht genug beachteten Vortheil, nämlich den, daß der Areopag zugleich die Erfahrung und die Vortheile dauernder Anwendung anerkannter heilsamen Maximen mit den Fortschritten des Geistes der Zeit vereinigte. Diesemnach sind die Resultate, die Herr M. aus der Organisation der Dikasterien gegen die Jury, und aus der Einrichtnng des Areopags für die stehenden Gerichte ziehen wollte, durchaus irrig.

Eben so kurzsichtige Ansichten hat Herr M. von der Organisation der römischen Kriminalkommission (quaestiones perpetuae). Zwar irrt er sich nicht darin, daß sie der unserer Jury ähnlich war; ich vermuthe vielmehr, daß jene römische Einrichtung der englischen Jury zum Vorbilde diente. Wenn auch diese Vermuthung, die Mancher für gewagt finden möchte, ungegründet sein sollte, so würde doch die große Uebereinstimmung der Organisation der römischen mit der englischen Jury, sogar rücksichtlich des Verfahrens, beweisen, daß die Wesenheiten derselben der Natur der Sache angemessen sind, und dem gesunden Verstande zusagen; ja, die Ausbildung, die die Rechtswissenschaft bei den Römern zur Zeit der Einführung der quaestiones perpetuae erhalten hatte, muß schon ein sehr günstiges Vorurtheil für ihren Werth erwecken. Aber Herr M. vergißt, den innern Geist und die Eigenschaften derselben uns in ihrem wahren Lichte zu zeigen; er übertreibt die Gebrechen, die in der Anwendung statt hatten, und irrt sich über die Ursachen davon. Es ist also nöthig, jenes, soviel es hier möglich ist, zu ergänzen, und diese zu entwickeln.

Für jede Verbrechensart (quaestio) waren durch besondere Gesetze eine eigene Organisation des Gerichts und ein eigenes Verfahren vorgeschrieben, jedoch die Klassen, aus denen die Geschwornen (mit Recht *judices* genannt) genommen werden mußten, und die Art und Weise ihrer Auswahl, um daraus die Kommissionen zu bilden, allgemein bestimmt. Anfänglich durften die Geschwornen nur aus der Kaste der Senatoren genommen werden, späterhin nur aus der Klasse der Ritter; jene war ein stolzer, herrschsüchtiger Geburts-, diese ein aufgeblähter, schmutziger Reichthumsadel. In der Folge wurde diese Einrichtung auf verschiedene Art abgeändert: bald nahm man die Geschwornen aus beiden Klassen vereint, bald wieder aus einer derselben ausschließlich; bald kam noch eine dritte Klasse, die der Finanzbeamten (trib. aerarii), oder gar die Unteroffiziere einer berüchtigten Legion hinzu. Die Auswahl der Geschwornen aus diesen Klassen war einem der beiden Prätoren für die Ziviljustiz, dem städtischen oder dem der Fremden, niemals aber dem, der eine der Kommissionen präsidirte (quaesitor), übertragen; und alle diese Magistrate wurden in den Komitien, wo folglich die gebildetsten und reichsten Männer das entschiedene Uebergewicht hatten, vom gesammten Volke ernannt. Jene mußten schon zu Anfang ihres jährlichen Amts diejenigen Glieder, die zu den Kommissionen genommen werden sollten, aus den gesetzlich bestimmten Klassen auswählen, und beschwören, diese Wahl nach bestem Wissen und Gewissen gemacht zu haben. Die also erwählten Glieder (judic. selecti) wurden in eine oder mehrere Listen eingetragen; und aus ihnen wurden nachgehends diejenigen ausgezogen, die für jeden einzelnen Prozeß die Jury bildeten. Die Gesammtzahl der auserwählten Geschwornen (jud. sel.) war immer sehr groß; die Anzahl derjenigen aber, die in jedem einzelnen Prozesse das Gericht, die Jury, ausmachten, sehr verschieden, wohl niemals weniger als zweiunddreißig (wie bei dem Prozesse des Opp. bei Cicero pro Cluentio c. 27), gewöhnlicher etliche und fünfzig (wie nach der L. Servilia Glaucia, der L. Licinia de Amb.),

bisweilen jedoch bedeutender (Cic. ad Att. IV, 16; ad Quint. fr. III, 4; ad fam. VIII, 8, und Plutarch in vita Pomp.). Nur in einem, oder wenigstens nur in wenigen Fällen wurden die ganzen Klassen („ex omni populo"; Cic. pro Planc. 17) aufgerufen. In der Regel — denn darin fand nach Zeit und Verbrechensart abermals einige Verschiedenheit statt — stand beiden Parteien, dem Kläger und Angeklagten, ein sehr weites Rekusationsrecht zu, und wo dieses nicht gestattet oder beschränkt war, sollte die große Menge der Urtheiler Gewährschaft gegen Parteilichkeit geben. Das Rekusationsrecht wurde bei dem Aufrufe des Namens jedes der auserwählten Geschwornen, der durch das Loos aus der Urne gezogen wurde (sortitio), ausgeübt, und diese Auszeichnung durch das Loos und die Rekusationen wurden so lange fortgesetzt, bis die jeder Partei gestattete Anzahl derselben (rejectio) erschöpft war (Asconius in Verr. II). Die einzelnen Strafgesetze karakterisirten jedes Verbrechen, von dem sie handelten, nicht durch allgemeine Begriffe, sondern durch Angabe bestimmter, mit böslicher Absicht oder bloßer Verschuldung begleiteter Thathandlungen, die es konstruirten; und der Ankläger mußte nun gerade eine solche vom Gesetze bestimmte und karakterisirte Thathandlung gegen den Angeklagten artikuliren. Hierdurch war es den Geschwornen leicht, ihr „schuldig" (condemno), oder „nicht schuldig" (absolvo), oder „nicht erwiesen" (non liquet) auszusprechen, weil man damals den juristischen Beweis, die Geburt neuerer und sogar sehr finsterer Zeit, in Kriminalsachen ganz und gar nicht kannte. Eben so wenig fiel es einem der weisen Männer, die noch bis heute unsere Gesetzgeber bilden, auch nur im Traume bei, daß zur Beurtheilung der Schuldhaftigkeit juristische Kenntnisse erforderlich wären, und daß sie nicht zur faktischen Frage gehörte. War die Erklärung der Geschwornen gegen den Angeklagten, so sprach der präsidirende Magistrat, nicht als Richter, sondern kraft des Imperiums, die gesetzlich vorgeschriebene Strafe aus. Wäre der Angeklagte des ihm zu Lasten gelegten spezifisch bestimmten Verbrechens oder mehrerer derselben, die kumulirt werden durften (Cicero pro Milone) nicht schuldig erklärt worden, so konnte allerdings derselbe wegen eines Verbrechens anderer Art von neuem verfolgt werden. — Nach dieser Voransschickung sind die Vorwürfe, die Herr M. dieser Einrichtung und damit dem Geschworneninstitut macht, leicht zu beurtheilen.

Er gesteht zwar die Einfachheit derselben ein, behauptet aber, daß dadurch andere große Nachtheile entstanden wären, insonderheit eben die Art des Verfahrens, von der ich gerade sprach, „daß Jemand mehrmals wegen der nämlichen Thatsache vor Gericht gezogen werden konnte." — — „Die jährliche Ernennung der Prätoren hatte das Ungemach, daß die Parteien, je nachdem sie wußten, daß der Prätor ihnen günstig oder abhold war, Alles aufboten, um den Prozeß unter seinem Vorsitze oder unter seinem Nachfolger aburtheilen zu machen." — — „So lange die Geschwornen aus der Ordnung der Senatoren genommen wurden, konnte die Sache, besonders im Anfange noch, wo jedes Glied des Senats würdig war, einen Römer zu richten, allenfalls gehen. Allein da sich die Sitten unter C. Gracchus verschlimmert hatten, entdeckten sich die Gebrechen der Institution; und

dieser Demagoge, der, um die Gewalt des Senats zu schwächen, einige Züge von Schwäche und Bestechung, die man den Senatoren vorwarf, geltend machte, brachte das Richteramt auf die Ordnung der Ritter. Dies war ein großer Fehler; denn wenn die Senatoren bestechlich gewesen sind, so mußten es die Ritter, die von einer geringern Ordnung waren, und denen man wegen der Erhebung (Pachtung) der öffentlichen Gefälle keine große Uneigennützigkeit zutrauen konnte, noch mehr sein. Man wollte in der Folge zu den Senatoren in Vermischung mit den Rittern zurückkommen; man ließ sogar Unteroffiziere und Schatzbeamte zum Richteramte zu, wogegen sich der Erste der Redner mit Stärke erhob; allein je mehr man veränderte, je mehr erkannte man das Bedürfniß einer Abänderung; statt das Uebel zu verbessern, machte man es nur schlimmer, und statt die Wählbarkeit zu beschränken, dehnte man sie aus und erniedrigte sie. — Vielmehr hätte man die Auswahl durch das Loos, diesen blinden Richter über das Verdienst und den Werth der Personen, abschaffen, und jene zahlreiche und abwechselnde Magistratur abdanken, — man hätte an ihrer Stelle einen Gerichtshof von wenigen ausgesuchten Gliedern, nach vorgängiger sorgfältiger und strenger Prüfung, einsetzen sollen. Allein Rom wußte den Atheniensern nur ihre schlechten Einrichtungen nachzuahmen; es nahm ihre Richter des Zufalls auf, und wollte ihren Areopag nicht."

Herr M. geht nun in die Erzählung von vielen Schändlichkeiten ein, die er den römischen Geschwornen vorwirft, von den Mitteln, die man ohne Erfolg dagegen in Anwendung brachte, und von den schrecklichen Wirkungen, die damit begleitet waren. Das Bild ist treffend und wahr; doch darf man nicht vergessen, daß diese Ergebnisse seit den bürgerlichen Kriegen der demagogischen und aristokratischen Ungeheuer, Marius und Sulla, während der beiden Triumvirate und der Proscriptionswuth, und bis zum gänzlichen Umsturze der Verfassung statt hatten; in einer Epoche, wo nur noch unter dem niedrigsten Pöbel eine Spur von Menschlichkeit gefunden wurde, und selbst kein Areopag hätte helfen können.

Aber den legislativen Fehler der römischen Kriminalkommissionen übersieht Herr M. Die Senatoren waren schon nicht in den ersten Zeiten, am wenigsten freilich in der Folge, diejenigen, denen man hätte das Richteramt übertragen sollen; erstlich darum, weil sie einen privilegirten Stand, eine Kaste bildeten, und weil die Geburtsaristokratie keine Gewährschaft gibt für Rechtlichkeit und Einsichten; zweitens darum, weil die Senatoren mit der Reichthumsaristokratie der Ritter und dem ganzen übrigen Volke in stetem Streite auf Tod und Leben lagen, und also der unbändigste aristokratische Parteigeist gegen diese und für die Kollegen des Geburtsadels thätig sein mußte; endlich darum, weil den Senatoren auch zugleich der größte und wichtigste Theil der vollziehenden, selbst der gesetzgebenden Gewalt zustand, die Vereinigung derselben mit der richterlichen aber nothwendig den Despotismus herbeiführen muß. — Wie richtig diese Gründe sind, beweiset die Geschichte unwiderleglich; schon gleich anfänglich bis zum Zeitpunkt, wo Gracchus mit großem Rechte den Senatoren das

Richteramt entzog, fanden alle diese Gebrechen statt, und es waren nicht bloß einige Züge von Schwäche und Bestechung, die er den Senatoren vorwerfen konnte: es waren die schmutzigsten Laster, Geiz, Wollust, Haß, Parteigeist, Verachtung des gemeinen Bürgers, unerträglicher Beamtendespotismus mit feiger Grausamkeit und Kabale gepaart, und aristokratischer Dünkel. Cicero (besonders in Verr. I, 1, 13 und 16, und III, 96, und anderwärts), Appian und Vellejus, und vor Allem die politische Geschichte Roms, bezeugen es. — Dagegen hat Herr M. Recht, wenn er tadelt, daß in der Folge den Rittern das Richteramt übertragen worden war; aber nicht darum, weil sie einer geringern Ordnung angehörten, sondern weil sie ebenfalls eine noch gefährlichere Aristokratie bildeten, und sowohl mit den Senatoren als mit allen den unglücklichen Einwohnern der Provinzen, in denen diese Blutsauger gehauset hatten, und mit denjenigen Prätoren, die sich ihren Räubereien entgegensetzten, in blutigen Kämpfen lagen. Eben darum werfen ihnen die Schriftsteller jener Zeit die nämlichen Schandthaten vor, wie den Senatoren. Besser soll die Justiz verwaltet worden sein, als beide Klassen noch mit der dritten, den Finanzbeamten, gemeinschaftlich das Richteramt in Händen hatten (wie man aus einigen Stellen des Asconius Pœd. in seinen Bemerkungen zu Cicero's Reden schliessen möchte); aber sie würde grausam geworden sein, als in der Folge auch noch Unteroffiziere u. s. w. die Richterstühle besetzen sollten, wenn diese Einrichtung auch nur kurze Zeit bestanden hätte, das glücklicherweise nicht erfolgte. Dieses bedarf keines Kommentars, besonders wenn man den Zweck dieser Verfälschung des Instituts durch Antonius und Augustus ins Auge faßt. — Nicht also in der erweiterten Wählbarkeit der Geschwornen, nicht in ihrer Ausziehung durch das Loos (das ja nur zur Ausübung des Refusationsrechts diente), nicht in der jährlichen Erneuerung der Quäsitoren und nicht in der Umständlichkeit des Richteramts lag das Gebrechen der Kriminaljustizverfassung, sondern einzig und allein in der fehlerhaften Festsetzung der Klassen, aus denen die Geschwornen genommen werden mußten; darin, daß sie nicht aus den Notabeln der mittlern Stände des Volks gezogen wurden, in denen auch schon damals Cicero jene Aufklärung, jene praktische und richtige Urtheilskraft und jene Reinheit der Sitten fand, die von der Ueberbildung und der Sittenlosigkeit der höhern Stände und von der Rohheit der untern Klassen des Volkes gleichweit entfernt waren. Alle übrigen Einrichtungen, und namentlich die, daß die Auswahl der Geschwornen von dem einen der Prätoren für die Ziviljustiz, und von keinem der Quäsitoren geschah; daß diese Auswähler von keiner der höhern Staatsgewalten abhängig waren, sondern von dem gesammten Volke in den Komitien ernannt wurden; daß die Auswahl der zu Geschwornen fähigen Personen nicht für jede Sitzung des Gerichts, sondern schon zu Anfang des Jahrs zum Voraus statt fand; daß die Gesammtheit der ausgesuchten Geschwornen bedeutend groß, und daß den Parteien ein weites Refusationsrecht gestattet war, — diese Einrichtungen haben niemals den Tadel der damaligen großen Männer nach sich gezogen, und ihnen muß der Beifall, den Cicero öfters diesem

Institute sollt, zugerechnet werden. Der Vorwurf, den Herr M. den römischen Gesetzgebern in dieser Hinsicht machte, ist auch sonst völlig unpassend. Sie hatten keineswegs die athenienſiſchen Dikasterien nachgeahmt, mit denen die quaestiones perpetuae gar nichts gemein haben, und die den Patriziern nicht behagen konnten, weil sie demokratisch waren; der Areopag aber wurde darum nicht zum Muster genommen, weil er eine wirkliche Volksrepräsentation im Richteramte bildete, die jedem Aristokraten eine Wunde ins Herz schneidet, und weil die anfänglich bloß den Senatoren überlassene richterliche Gewalt alle ihre Wünsche besser befriedigte, als der Areopag hätte gewähren können. Ausserdem hatten die Römer schon dreihundert Jahre früher, als die quaestiones perpetuae eingeführt wurden, die Gesetzgebung Griechenlands erforschen und prüfen lassen, und es waren sogar Patrizier, denen Herr M. so hold ist, „die würdig waren, einen Römer zu richten," die zu diesem Zwecke ernannt wurden.

Eben so wenig, oder vielmehr noch weniger, kennt Herr M. die Justizverfassung der alten Germanen, und namentlich der Franken vor der Ausbildung des Feudalsystems. Anfänglich hatten alle germanische Völkerstämme in den Gauversammlungen über Kapitalverbrechen Volksgerichte gehalten. Diejenigen Völkerstämme, die entweder ihre Wohnsitze verändert hatten, oder durch geographische Verhältnisse oder durch die Fortschritte der Kultur veranlaßt, diese lästige Justizverfassung eingehen liessen, erhielten Schöffengerichte. Diese Anstalt, von der schon Tacitus in der berühmten Stelle (Germ. 12) spricht, man möge selbige kritisiren, verbessern und auslegen, wie man wolle, findet sich in spätern Zeiten allgemein bei allen deutschen Völkerstämmen in Anwendung; besonders ist in dieser Hinsicht die alte schwedische Geschichte, das Legisterium und Christophs Gesetzbuch von 1442 wichtig; Quellen, die bisher zu wenig oder gar nicht benutzt werden. Freilich waren die Schöffen keine Geschworne, wie wir sie nun wollen; aber immerhin liegen in der Organisation dieser Art der Rechtspflege doch die ersten Grundzüge des Instituts der Jury; und sie verdient darum, und weil sie dem damaligen Stande der Kultur und den politischen und geographischen Verhältnissen der deutschen Völkerstämme noch angemessen war, unsere Aufmerksamkeit. Die Schöffen, sie mögen diesen Namen ausschließlich führen, oder nach dem Vorbilde der Römer judices, oder judices deputati, oder geschworne Richter, oder Remden, oder Rachinburgen (Herr von Savigny wird mir erlauben, aus den historischen Monumenten jener Zeit und namentlich auch aus denen, die er gesammelt hat, ganz andere Resultate zu ziehen, als er) — späterhin Scabinen — heißen, waren allesammt ein Ausschuß von Notabeln *), in den Generalversammlungen des Gaues aus den Freien des Volks und unmittelbar von ihnen unter dem Vorsitze des Fürsten oder seines Stellvertreters oder der höchsten Obrigkeit der Provinz, nicht auf Lebenszeit, sondern vorübergehend bis zur nächsten Versammlung erwählt. Hierin lag das Gute der Schöffen-

*) Im Append. form. Marc. c. 6 heißen sie viri venerabiles.

anstalt. Allein die Anzahl der erwählten Schöffen war nicht sehr bedeutend, wodurch die Intrigue und die Bestechungen leichter Eingang finden, weil, wie Machiavell sagt, Wenige mit Wenigem leicht gewonnen werden (denn troß der hochberühmten deutschen Treue waren unsere Altvordern zur Zeit, als die christliche Religion eingeführt wurde, allen Lastern ergeben); den Parteien stand kein Rekusationsrecht zu (wenigstens findet sich darin in den Gesetzbüchern nichts vor, und in Schweden wurde es erst von Birger Jarl im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, und noch immer sehr beschränkt, eingeführt); die Schöffen hatten zugleich über die Rechtsfrage wie über die Schuldhaftigkeit zu erkennen; und die Grafen, die ohnehin die ganze gerichtliche Polizei mit großer Gewalt in Händen hatten, in den Schöffengerichten bei Kapitalsachen den Vorsitz führten und ohne Zweifel den Vortrag machten, mußten nothwendig hierdurch und durch ihren Rang einen großen Einfluß auf die Urtheile der Schöffen ausüben. In diesen Einrichtungen, ursprünglich sachdienlich und der damaligen Stufe der Zivilisation der germanischen Völkerstämme völlig entsprechend, verbunden mit der Beibehaltung der vielen sogenannten persönlichen Rechte, liegen jedoch die Keime der nachfolgenden Ausartung dieses Instituts. Zwar steuerte Karls fester Sinn und starke Hand den Nachtheilen, die sich bereits damals schon zu äussern anfingen, und die ihn zu Abänderungen verleiteten, die unter der Regierung kräftiger Männer heilsam sein können, aber unter seinen schwachen Nachfolgern verderblich wurden. Nach Auflösung der Gauverfassung im eilften Jahrhundert fiel die Wahl der Schöffen weg; und da hierdurch dem Volke das Recht der Repräsentation im Richteramte ein- für allemal entzogen war, so führte dies die schmählichste Sklaverei herbei. In den Städten waren die Scabinen ständige Richter, und gewöhnlich das Amt derselben ein erbliches Vorrecht der Patrizier geworden (welches zu unzähligen Revolutionen Veranlassung gab), oder wurden späterhin von dem Landesherrn abhängig. (Beispiel bei Hontheim in der Hist. Trev. diplom. T. II. S. 29, Note 6 u. S. 256.) Auf dem Lande war jeder Lehnsherr oder Ritter ein Despot, und späterhin entstanden neben den königlichen (kaiserlichen) Vogteigerichten die landesherrlichen und Patrimonialgerichte, aus ständigen, von den Herrn des Landes ernannten Richtern besetzt, oder auch nur einzelne Gerichtshalter; wir kennen ihre Rechtspflege aus der Geschichte Tells und des Landvogts Geßler. Was diese Einrichtungen bis auf Rudolph von Habsburg in Deutschland und bis auf Ludwig den Heiligen in Frankreich noch einigermaßen weniger grausam machte, war das Recht, oder vielmehr die erste Obliegenheit und noch mehr das eigene Interesse der Könige, in den Fürstengerichten mit den Vornehmen des Adels und der Geistlichkeit, als ihren Schöffen, umgeben und berathen, über alle Personen und über alle Gegenstände ohne Ausnahme Recht zu sprechen. Aber ganz andere Beschaffenheit hat es mit den Feudalgerichten, in denen die Vasallen der Krone mit ihren Untervasallen, als ihres Gleichen, nur über Lehnssachen oder über Streitigkeiten unter ihnen selbst aburtheilten, späterhin durch Einführung der fremden Rechte von den Rechtsgelehrten verdrängt wurden,

und in Frankreich in stehende Parlamente übergingen. — Alles dies ist dem Herrn M. eine terra incognita; und also kann auch die Folgerung, die er aus seinen konfusen Prämissen zieht, gegen die Geschwornengerichte, von denen er keine Spur findet, nicht treffen. Daß ich dem Herrn M. kein Unrecht thue, mögen seine eigenen Worte beweisen. „Cäsar sagt, daß die Germanen während des Friedens keinen gemeinen Magistrat hätten, sondern die Fürsten der regionum et paganorum unter den ihrigen, inter suos, die Rechtspflege übten. Die Fürsten, sagt Tacitus, berathen über geringfügige Gegenstände, aber alle über die wichtigen. Anderwärts spricht er von Urtheilen, die von Anführern der Soldaten und durch Männer, die man für die trefflichsten und weisesten kannte, gegeben wurden. — In diesen vier Zeilen kann man den Ursprung der Feudalität, der Patrimonialgerichte und, wenn man will, einer repräsentativen Verfassung finden; aber es ist schwer, darin auch nur den Schatten einer Rechtspflege zu gewahren, die von Richtern, vorübergehend aus der Masse des Volks gezogen, ausgeübt worden wäre.“ Nun deklamirt Herr M. gegen die Gottesurtheile und die Eideshelfer, springt plötzlich auf die Feudalgerichte, die curia parium der Franken, über, und versichert, daß unsere Altvordern nicht immer von ihres Gleichen gerichtet worden wären, weil man aus den alten Formeln wisse, daß bisweilen auch bürgerliche Personen (vilains) mit Herren des Adels gekämpft hätten, um dadurch und durch andere Stellen zu beweisen, daß diese Gleichheit sich nur von den Richtern unter sich und ihrem Oberhaupte (pares inter se) verstehe, nicht aber rücksichtlich der Parteien. — Was er von den Vorwürfen sagt, die man den Feudalgerichten zu machen pflegt, gehört nicht hieher.

„Bisher“, sagt der Verfasser, „habe ich die leere Theorie der Vertheidiger des Geschwornen-Instituts durch Vernunftgründe angegriffen; nun will ich auch darthun, daß die Nachtheile desselben, die man in der Anwendung bemerkte, in der Sache selbst und gar nicht in den angewendeten Mitteln liege.“ Und mit diesem Entschlusse beginnt er im sechsten Buche die Kritik der französischen Jury. Einige Gegenstände derselben habe ich indessen schon vorhin an den gehörigen Orten angeführt.

Von den Präfekten, behauptet Herr M. mit Recht, könne man keine Auswahl tauglicher Geschwornen erwarten, ob er gleich nicht glauben will, daß bisweilen solche in gefährlicher Absicht, im Interesse der Aristokratie und aus Parteigeist, sondern nur, daß sie ohne Vorsicht, bloß in den Bureaux, gemacht würden; gleichwohl werden wir ihn zuletzt auf diesem Wege wiederfinden. Auch streitet er mit gleichem Rechte gegen die den Assisenpräsidenten überlassene Reduktion der von den Präfekten in Vorschlag gebrachten Geschwornen. Und nun die Folgerung? — „Es bliebe diesemnach kein anderes Mittel übrig, als das Loos zur Hilfe zu nehmen; und da dieses noch viel gefährlicher sei, so ergäbe sich von selbst, daß die ganze Anstalt an sich selbst nichts tauge.“ — Das Rekusationsgericht hält Herr M. für ein schwaches Mittel, unglückliche Wahlen zu ver-

bessern, „weil die Angeklagten die Geschwornen nicht kennen, und die Staatsbehörde (öffentliche Ankläger) nicht gern Gebrauch davon mache.“ — — — Die Vorsicht, die Geschwornen während der Ausübung ihres Berufs gegen fremde Einwirkungen der Parteien oder anderer Interessenten zu schützen, hindere nicht, „ihnen Billets und Nachrichten zuzubringen“; und Herr M. führt, um ja die Möglichkeit der Intrigue glauben zu machen, ein Beispiel an, wodurch die Geschwornen irre geführt und zu einem falschen Ausspruche verleitet wurden. — — Nunmehr belehrt er uns aus eigener Erfahrung, daß die Geschwornen allerdings bei ihren Aussprüchen die Härte der nach dem Gesetze auf die That gesetzten Strafe berücksichtigen, und „um die Strenge des Gesetzes zu umgehen, bisweilen schon Mißgriffe gemacht hätten.“ (Man sieht, daß die Ursache dieser Mißgriffe in der längst gerügten strengen Strafgesetzgebung liegt, die man also nur menschlicher zu machen braucht, um das Uebel, wenn es eins sein sollte, was ich sehr bestreiten möchte, zu verhüten.) Schon einigemal war von der Verfügung die Rede, daß bei einfacher Stimmenmehrheit der Geschwornen (sieben gegen fünf) zum Nachtheil des Angeklagten, die gelehrten Richter des Assisengerichts mitstimmen müssen, und daß nunmehr schon eine einzige Stimme entscheidend ist. Mit Recht tadelt der Verfasser das Gesetz darüber; aber er tadelt es nur aus dem letztern Grunde, und nicht die Hauptsache, daß nämlich die gelehrten Richter Antheil an der Thatfrage nehmen, wodurch die Juryanstalt in ihrem Prinzip, die Trennung beider Zweige des Richteramts, verfälscht ist. Alle übrigen Bemerkungen haben weder Einfluß auf den Gegenstand, noch auch den allergeringsten Werth, und mögen übergangen werden.

Endlich stellt das letzte Buch die Resultate der von Herrn M. bisher entwickelten Ansichten zusammen, und entdeckt uns seine Vorschläge zu einer Reform der bestehenden Rechtsverfassung, vorzüglich in Beziehung auf die Strafrechtspflege.

Wir haben ihn alle politische Institutionen aus dem Ursprunge der gesellschaftlichen Verbindung (und diesen aus einem Faktum) und ihrem ersten Zwecke ableiten gesehen, den er einzig in die Sicherstellung der Personen und des Eigenthums setzt. Wären auch seine Folgerungen wahr und richtig, so würden sie doch nicht genügen, weil er den Zweck der Staatsverbindung nur auf einen einzelnen Zweig beschränkt, und die umfassendere Bestimmung des menschlichen Daseins auf Erden, die in der bürgerlichen Gesellschaft erreicht werden soll, völlig ausser Acht läßt. Die Vorstellung, daß durch den ersten gesellschaftlichen Verein alle Gewalt in die Hände eines Oberhaupts gelegt worden sei, führte ihn in die engen Wege der absoluten Monarchien; und die physische Unmöglichkeit, daß alle lebenden menschlichen Geschöpfe eines gegebenen Staats zur Organisirung der Staatsverfassung und zur Auswahl der Volksrepräsentanten mitwirken können, läßt ihn auf die Unstatthaftigkeit der Volkssouverainetät und des repräsentativen Systems schliessen, ohne auch nur sich daran zu erinnern, daß ja eben diese Hindernisse schon bei der ersten Vereinigung der Familienväter und der ersten Auswahl eines Oberhauptes ebenfalls vorgelegen hätten.

Dagegen sind nun freilich die Sicherstellung und der Schutz der bürgerlichen Freiheit die einzigen Zwecke der richterlichen Gewalt; sie hat keine andere Attributionen, und insonderheit sind ihr die Einmischung in die Rechte und Pflichten der vollziehenden und der gesetzgebenden Gewalten untersagt. Gleichwohl vergißt Herr M. diese von ihm selbst anerkannte Wahrheit so sehr, daß sein erster (obgleich nur hingeworfener) Vorschlag zu einer Organisation des Richteramts auf die Wiedereinführung großer Gerichtshöfe nach dem Vorbilde der ehemaligen Parlamente, wie sie vor der Epoche ihrer Schmach durch die Verkäuflichkeit aller Richterstellen bestanden hatten, gerichtet ist; und daß er, wie wir sogleich sehen werden, ihnen Vorrechte eingeräumt wissen will, die nur den beiden übrigen Gewalten zustehen. Auch das Prinzip der absoluten Monarchien, wonach die Richter von der höchsten Staatsgewalt ernannt werden müßten, unterwirft er nun dennoch einer Beschränkung, die es völlig aufhebt. Er will nämlich, daß die Gerichtshöfe dem König bei Erledigung einer Richterstelle drei Kandidaten durch Kugelung (nicht durch Abstimmung) bezeichnen sollen, von denen er einen zu ernennen gehalten sein soll. Mit vollem Rechte verwirft er die bis jetzt eingeführte Methode, wonach nur die Präsidenten und Generalprokuratoren die Kandidaten vorschlagen, weil sie nur ihre Kreaturen zu begünstigen pflegten und das Verdienst ausser Acht liessen. Sodann dringt er darauf, dem Gerichtshofe ein bestimmtes Veto gegen königliche Ordonnanzen und Gesetze beizulegen und eine größere Gewalt zu geben, als jetzt die Gerichte besitzen. Ohne vor der Hand noch die nähern Bestimmungen dieser Vorrechte zu bezeichnen (die sich freilich von selbst geben und nach und nach gewiß ausbilden würden!), stellt er einsweilen nur „die Sicherstellung der bürgerlichen Freiheit“ als den Gesichtspunkt auf, von welchem man dabei ausgehen müsse. Herr M. gesteht ein, daß hierdurch eine Art von Beamten-Aristokratie gegründet werden würde, und daß die Söhne oder Verwandten der Gerichtsglieder allerdings vor Andern begünstigt werden möchten; doch findet er darin keinen Nachtheil, vielmehr das sicherste und wohlthätigste Mittel, die Willkühr der Minister weit besser als durch ihre Verantwortlichkeit und die Volksrepräsentation zu beschränken. Die königliche Gewalt werde dadurch keineswegs beeinträchtigt, weil solche Ordonnanzen und Gesetze, deren Vollziehung von den Gerichtshöfen versagt werden möchten, ohnehin als erschlichen und gegen den Willen des Königs erlassen angesehen werden müßten; auch die vorigen Könige hätten öfters befohlen, daß solche erschlichene Verordnungen nicht vollzogen werden sollten. Noch weniger könne durch eine solche mächtige Magistratur die Verfassung mit einem Umsturze bedroht werden, und die Geschichte zeige davon kein Beispiel.“ — Man muß erstaunen, wenn man diesen Vorschlag mit dem großen Ruhme, den der Areopag genoß, unterstützt, und dieses ehrwürdige Kollegium als das Muster davon angegeben findet.

Der zweite Vorschlag hat zum Zweck, die Forderungen einer guten Strafrechtspflege mit der Konstitution, die die Jury beibehalten wissen will, in Einklang zu bringen. „Es ist ohne Zweifel ein Unglück, daß die Charte diese Bewilligung machte, die in den

konstitutionellen Grundlagen, welche der König in der frühern Erklärung festsetzte, weggelassen war, und in der Folge zu Ergänzung unserer Grundgesetze nöthig erachtet wurde. Die Charte behält zwar freilich die Jury bei; aber sie erlaubt solche Abänderungen, die eine lange Erfahrung nöthig finden möchte; sie spricht also nicht von bloßen Modifikationen. — Lassen wir also die Thatfrage von der Entscheidung der Rechtsfrage abgesondert; aber statt die Richter der That aus allen Klassen zu nehmen, statt sie auf das Ungefähr auszuwählen und bloß zu vorübergehenden Amtsverrichtungen zu berufen, müssen sie, wie in Schweden, auf Lebenszeit ernannt und besoldet werden." — — — Zu diesem Ende sollen die Geschwornen aus den königlichen (Appellations-) Gerichten genommen, aus ihnen eine eigene Kammer (ein besonderer Senat) gebildet, und wie die übrigen jährlich erneuert werden. Sie könnten in der Anzahl von sechs oder acht richten; im Falle der Gleichheit der Stimmen wäre der Angeklagte frei, und wenn seine Schuldhaftigkeit bloß mit einfacher Stimmenmehrheit erkannt würde, könnten die Richter der That mit den rechtsprechenden Richtern vereinigt werden, jedoch so, daß die Vereinigung der Stimmen mit der der Personen verbunden (das heißt, die Mehrheit nach der Gesammtzahl der Votirenden berechnet) würde, — und zur Verurtheilung zwei Stimmen mehr erfordert würden."

Auf den Fall dieser Vorschlag nicht gebilligt werden sollte, gibt er einen dritten an. Man müsse nämlich die Anklagsjury (durch das Napoleonische Gesetzbuch aufgehoben) wieder einführen, und dagegen die Urtheilsgeschwornen (die jetzt nur noch allein bestehen) aufheben. — „Die Anklage fordere nicht den nämlichen Grad der Geschicklichkeit, als die Erklärung der Schuldhaftigkeit" (ein Satz, den er weiter auszuführen sucht, und das ich übergehen kann; bei Einführung der Napoleonischen Gesetzgebung wurde gerade das Gegentheil sehr lebhaft und zum Theil aus Gründen, die man freilich nicht für die wahren halten möchte, behauptet); „zu Anklaggeschwornen dürfe man bloß Eigenthümer, Kaufleute der ersten Klasse, Gelehrte und öffentliche Beamten nehmen; die Hälfte derselben müßte von dem Unterpräfekten und die andere Hälfte von dem Präsidenten der Gerichte ausgesucht; jedes Jahr sollten die Listen erneuert, und für jeden Prozeß in Gegenwart des Bürgermeisters und des Publikums acht Geschworne durch's Loos ausgezogen werden, die über die Anklage zu erkennen hätten." Uebrigens soll die Verwerfung der Anklage nicht unwiderruflich sein, sondern so oft neue Beweise gegen den Bezüchtigten entdeckt werden, die Anklage auch wieder neuerdings statt haben können. (Diese Ansicht unterstützt Herr M. noch mit einer ähnlichen, die der Justizminister gegen das Ende des Jahrs X — unter Napoleon — geäussert hatte.)

Ich kann mich einer umständlichen Kritik dieser abentheuerlichen Vorschläge enthalten; Zweck und Mittel sprechen von selbst. Der erste Vorschlag, die Wiedereinführung der Parlamente, wie sie vor Franz dem Ersten bestanden hatten, würde die königliche Gewalt in den nämlichen Zustand der Schwäche zurückführen, in der sie in den Zeiten der Feudalanarchie

schmachtete, und den Monarchen ausser Stand setzte, seinem Volke nützlich zu sein. Zwar wäre es nicht, wie ehemals, der höhere Adel, der die königliche Macht lähmte; wohl aber eine weit gefährlichere Aristokratie, die der Beamten, die dann doch abermals nur aus dem Adel genommen werden würden. Und welche Rechtspflege liesse sich von Leuten erwarten, die der abgeschmackteste Nepotismus auf die Richterstühle setzte! Gerade eine solche Rechtsverfassung wäre der jetzt wieder herrschenden Partei erwünscht; welche Laufbahn großen Einflusses würde sie sich dadurch eröffnen, ohne des Verdienstes zu bedürfen. Vergeblich waren die Bemühungen des Herrn M., die wichtigen moralischen und intellektuellen Eigenschaften zu beschreiben, die man in den Richtern suchen müsse, und die er so leicht und so allgemein zu finden versichert; eine solche Organisation des Richteramts, wie diese, müßte nothwendig Talente, Kenntnisse und jede Art von Verdienst daraus verbannen.

Der zweite Vorschlag geht dahin, den König zu einem Meineide zu verführen, und die beschworne Charte in der wichtigsten Stelle abermals zu verfälschen. Nur die äussere, völlig unbedeutende Form würde verändert; die heutigen Appellationsgerichte wären die Kriminalgerichte, nur in zwei Sektionen getheilt, die eine für die Entscheidung der Thatfrage; die andere für die Anwendung des Gesetzes. Und welche Garantie könnte diese Einrichtung geben für parteilose, gerechte und richtige Strafrechtspflege? Die beiden Zweige der richterlichen Gewalt müssen darum geschieden sein, weil man die Entscheidung der Thatfrage keinen von der Regierung ernannten, und folglich abhängigen Richtern anvertrauen darf; weil die Rechtsgelehrten in der großen Regel auch nicht einmal die erforderlichen Eigenschaften dazu besitzen; weil die ständigen und besoldeten Richter weder in bedeutender Anzahl vorhanden sein können, noch auch das unerläßliche weite und unbeschränkte Rekusationsrecht gestatten, und endlich weil die rechtsprechenden Richter, in dem heutigen Zustande der Gesetzgebung, Rechtsgelehrte sein müssen, die nur von der Regierung ausgesucht und ernannt werden können, hingegen die Richter der That in den mittlern Volksklassen in hinreichender Anzahl und mit allen erforderlichen Eigenschaften ausgestattet zu finden sind.

Der dritte Vorschlag würde alle Gebrechen der ständigen Gerichte mit denen der heutigen französischen Jury vereinigen. Zwischen einem Bezüchtigten und einem Uebelthäter ist ein unendlicher Unterschied; jener muß so oft in Anklagestand gesetzt werden, als bedeutende Verdachtgründe vorhanden sind; die meisten würden also von den Anklagsgeschwornen angeklagt, vor Gericht gestellt, und nun — von königlichen Richtern definitiv gerichtet werden! Und noch nicht genug damit. Selbst die Verwerfung der Anklage könnte die Bezüchtigten nicht retten; letztere könnten nach dem Belieben der Agenten der Regierung immer wieder vor die Anklagegeschwornen gestellt werden, bis sich solche finden, die in ihre Ansichten und Zwecke eingehen. Aber dieses würde nicht schwer zu erhalten sein, weil die Anklaggeschwornen abermals wieder Kommissarien der Regierung sind. Denn Herr M. will namentlich auch die öffentlichen Beamten dazu berufen haben, von deren Abstimmung man doch wohl schon ziemlich gewiß

sein kann; er läßt zweitens die Geschwornen von den Unterpräfekten und den Präsidenten der Gerichte erwählen, wie jetzt die Urtheilsgeschwornen von den Präfekten und den Assisenpräsidenten ausgesucht werden; eine Einrichtung, die Herr M. vorher selbst als ein Gebrechen der französischen Gesetzgebung bezeichnet hatte. Die geringe Anzahl der Geschwornen öffnet der Bestechung und allen Intriguen Thür und Thore, und die Ziehung derselben durch's Loos gibt keine Währschaft für die intellektuellen und moralischen Eigenschaften. Und zu diesen Gebrechen kommt noch sogar ein neues, das selbst die französische Jury nicht hat, der Abgang eines unbeschränkten und weiten Rekusationsrechts. Man sieht, daß die bestehende Strafrechtsjustiz bei allen ihren wesentlichen Mängeln dennoch unendliche Vorzüge vor der hat, die Herr M. in Vorschlag bringt.

Die Frage kann nicht mehr die sein: ob das Volk repräsentirt werden müsse; denn der Staat ist kein Abstraktum, sondern eine faktisch-gesellschaftliche Verbindung des Volks, das in ihm lebt, und das (mit Ausnahme der Despotie auf der einen, und auf der umgekehrten Seite der kleinen Demokratien, in denen jeder Familienvater unmittelbar an der Verwaltung der Gemeinde Theil nimmt) nothwendig, der Natur der Dinge gemäß, von bestimmten (moralischen oder physischen) Personen, als seinen Mandatarien, vertreten werden muß. In diesem Sinne ist die Volkssouverainetät keineswegs ein Traumbild, und in dem nämlichen Sinne waren und sind alle ältere und neuere Regierungsverfassungen, selbst die absolute Monarchie, Modifikationen des Repräsentativsystems. Aber das Problem ist: auf welche Art und Weise die Volksrepräsentation organisirt sein muß, um dem höhern Zwecke der Natur zu entsprechen? Ist es wohlgethan, alle Zweige der Staatsverwaltung in einer einzelnen Person (dem Monarchen) zu konzentriren, oder die verschiedenen Zweige zu trennen und sie von verschiedenen Autoritäten verwalten zu lassen? Ist es klug gethan, diese Repräsentanten des Volks auf Lebenszeit, oder vorübergehend mit Erbfolgerecht oder durch Wahl, aus ständigen Körperschaften oder aus der Gesammtheit der Staatsbürger, aus bestimmten Klassen oder ohne allen Unterschied, ernennen zu lassen? Welches ist die vorzüglichere Form der Wahlen oder der unmittelbaren Ernennung? — Diese Fragen wurden von jedem Volke der Vorzeit bis auf diesen Tag und selbst in den verschiedenen Perioden jeder gesellschaftlichen Verbindung auf unendlich verschiedene Weise gelöset; aber auch nicht eine einzige der bisher bekannt gewordenen Regierungsverfassungen vermochte die Erwartung ihrer Urheber und der Freunde der Menschheit zu befriedigen; sie alle unterlagen mehr oder minder gewaltsamen Zerrüttungen bald früher, bald später, und ohne daß die kürzere oder längere Dauer auf ihre absolute Untauglichkeit oder Vorzüge sicher schliessen lassen darf. Welchen Einfluß hatte aber jede derselben auf die Ausbildung, das Wohl und das Weh der Menschheit, und worin lag die Ursache des verfehlten Zweckes, ihrer Dauer oder ihres schnellern Unterganges? Es scheint, daß wir nur auf diesem Wege zur Entdeckung allgemein gültiger Grundsätze der möglichst besten Regierungs-

verfassung für jedes Volk und für jede Periode seiner Zivilisation gelangen können. — Allenthalben begann die gesellschaftliche Vereinigung mit unbestimmter Verbindung mehrerer Familienväter, und mit einer Wahlmonarchie; der traurige intellecktuelle und moralische Zustand der Verbündeten und ihre wenigen Bedürfnisse, mit einem Worte, ihre Wildheit, konnte gar nicht einmal die Vorstellung einer Absteckung der Grenzen dieser dem erwählten Oberhaupte übertragenen Gewalt erzeugen. Mit der allmäligen Ausbildung des Volksstammes entwickelte und erweiterte sich der Begriff einer Regierung; und nun entstanden Beschränkungen oder Ausdehnungen der Gewalt und Absonderung ihrer verschiedenen Zweige, die dieser ungeachtet gleichwohl entweder einer bestimmten Kaste übertragen wurden, wie bei den Aegyptiern und andern Urvölkern, oder gegenseitig beschränkt werden sollten, um unter ihnen jenes berühmte Gleichgewicht zu erhalten, das der höchste Gesichtspunkt aller ältern Gesetzgeber war, wie bei den Griechen und Römern, und nach ihnen bei den meisten Völkern bis auf die neuern Zeiten. Von nun an beginnt ein neues, obgleich abermals in seinen Grundlagen wie in seinen Modifikationen unendlich verschiedenes System der Regierungsverfassungen: man legte das Prinzip der Theilung bald allen Staatsgewalten, bald nur einigen derselben zu Grunde, und verband damit die Maxime der Repräsentation durch erbliche Uebertragung der vereinten oder getrennten Gewalt, oder durch Geburt, oder durch Wahl der Repräsentanten. Auch schon jetzt haben sich bei jeder dieser Verfassungsformen sehr große Nachtheile entdecken lassen. Die englische Verfassung, indem sie jedem Bürger ohne allen Unterschied, wie in dem demokratischen Athen, aber nur bestimmter Distrikte, Städte und Ortschaften, ein Stimmrecht gibt, und dagegen bedeutende Gemeinheiten von der Repräsentation völlig ausschließt, und weil sie die totale Erneuerung der Repräsentation nach sieben Jahren gestattet, scheint kaum gerettet werden zu können; sie muß nothwendig entweder in Anarchie oder in eine absolute Monarchie übergehen. Umgekehrt läßt Frankreich durch die aristokratische Wahlform der Repräsentanten und das bloß dem Monarchen zustehende Initiative bei der ersten günstigen Gelegenheit einen Umsturz fürchten, weil in der That das Volk nicht repräsentirt ist. Die spanische Konstitution scheint dem entgegengesetzten Fehler zu unterliegen; und so ist jede der heute bestehenden Staatsformen hier früher, dort später, aber mit Gewißheit vorauszusehenden Umwälzungen bedroht, die keine fremden Bajonette und keine despotischen Beschränkungen der Preßfreiheit, wohl aber eine väterliche, gerechte, weise und dem Geiste der Zeit entsprechende Verwaltung in allen Zweigen des Staatshaushalts verhüten können.

Nur eine der mancherlei Grundformen der Staatsverfassung, besonders der größern Staaten, hat die allgemeine Beistimmung aller gebildeten Menschen- und Vaterlandsfreunde erhalten; die erbliche Monarchie mit der unbeschränktesten vollziehenden Gewalt und mit der Mitwirkung an der Gesetzgebung bekleidet, aber völlig von dem eigentlichen Richteramte getrennt; dagegen ist eine der mancherlei möglichen Modifikationen der Repräsentation des Volkes bei der Gesetzgebung und Besteuerung

bis jetzt wenig oder gar nicht beachtet worden, ob sie gleich bei andern Zweigen der Verwaltung von dem zivilisirtesten Volke der Erde mit dem glücklichsten Erfolge ausgeführt worden war, und schon darum der höchsten Aufmerksamkeit würdig scheint: die Ernennung der Repräsentanten auf Lebenszeit und die alljährliche Ergänzung durch eine gewisse Anzahl neuer Magistrate, sämmtlich aus den untern Verwaltungen, deren Glieder unmittelbar vom Volke ernannt waren, und durch die Auswahl des gesetzgebenden Körpers selbst, mit einem Worte, eine Repräsentation nach dem Typus des Solonschen Areopags.

Die Gebrechen der Organisation der richterlichen Gewalt durch unsere ständigen Gerichte haben seit einem halben Jahrhundert die Aufmerksamkeit vieler guten Köpfe erregt; und doch ist vielleicht keine der politischen Institutionen so sehr einer Revision bedürftig, vielleicht noch keine weniger bearbeitet worden, als die des Richteramts. Man hat aus dem heutigen Zustande der verkünstelten, chaotischen, häufig ärmlich-kleinlicher und pedantischer Zivil- und Kriminalgesetzgebung die Schlußfolge ziehen wollen, daß das Richteramt einem besondern Stande anvertraut werden müsse, dessen Glieder nur durch ein langes Studium und durch eine lange Erfahrung fähig werden könnten, sie gründlich kennen und richtig anwenden zu lernen; man hat sich sodann auch auf die Erfahrung berufen, daß wenigstens in Deutschland die Justiz allenthalben von einsichtvollen, gerechten, festen und sogar gesetzlich unabhängigen Männern verwaltet werde, und daß daher jede Abänderung der bestehenden Organisation unserer ständigen Gerichtshöfe und Richter, wäre sie auch theoretisch begründet, doch wenigstens praktisch zwecklos und, wie jeder Wechsel lange bestandener Einrichtungen, mit großen Nachtheilen verknüpft sei. — Gleichwohl ist es leicht, darzuthun, daß unsere Rechtsverfassung, auch da, wo die Rechtspflege mit aller Parteilosigkeit verwaltet wird, dennoch einer Reform bedarf.

Denn die Gebrechen der bestehenden Zivil- und Kriminalgesetzgebung beweisen nur, daß auch diese eine Umschaffung, eine Vereinfachung und Zurückführung auf die unwandelbaren Grundsätze des Rechts fordern, nicht aber die aus jenem Zustande abgeleitete Folge. Denn wie sollte die Erkenntniß dessen, was jeder Mensch, was jeder Bürger zu thun berechtigt, was ihm zu thun geboten und zu unterlassen verboten, die jedem Menschen auf gleiche Weise nöthig ist, um weder Unrecht zu thun, noch der Gefahr einer Bestrafung zu unterliegen, wie sollte diese Erkenntniß nur das ausschließliche Erbgut einzelner Gelehrten, und dem gemeinen Verstande unzugänglich sein? Der Grund dieses Irrthums liegt in dem viel zu wenig beachteten Unterschiede zwischen den ewig unwandelbaren, in der Brust jedes Menschen tief und unauslöschlich geschriebenen Maximen des Rechts und den reinpositiven Zusätzen des Gesetzgebers oder der Gewohnheit. Nur letztere gehören ins ausschließliche Gebiet der Juristen; jene hingegen sind ein Gemeingut aller gebildeten Menschen, und machen sogar einen wesentlichen Theil der allgemeinen Volkskultur aus. Darum machte schon vor anderthalbhundert Jahren der

italienische Kant, der in Deutschland, wie ich glaube, nicht genug gekannte Rechtsforscher Vico, die Bemerkung, daß alle Aussprüche der römischen Klassiker, die wir Gesetze nennen, nichts Anderes als eine angewandte Moralphilosophie sind; und darum hielten die Griechen und Römer, eben so heute noch die Schweizer, jeden gebildeten Mann in intellektueller Rücksicht auch zum Richteramte völlig geschickt und fähig; weder die Geronten, noch die Ephoren zu Sparta, noch die Richter in den Dikasterien, noch die Areopagen zu Athen, noch die judices selecti zu Rom waren gelehrte Juristen. Hingegen ist es nur allzuwahr, daß der rein positive Theil der Rechtswissenschaft, in dem traurigen Zustande, in dem sich letztere befindet, nicht bloß ein langwieriges, abschreckendes Studium unerläßlich macht, sondern auch, daß er eine mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpfte, nur durch lange Erfahrung zu erwerbende Fertigkeit erheischt, die positiven Verordnungen und Bestimmungen mit den Geboten und Folgerungen der natürlichen Rechtslehre in Einklang zu bringen. Dazu genügt nun freilich die gemeine Bildung nicht mehr; es muß eine Magistratur sein, die den Willen des Gesetzgebers in jedem gegebenen Falle ausspricht, die bei Streitigkeiten zwischen den Parteien und bei Aufsuchung und Verfolgung der Verbrechen die Untersuchung macht, die Verhandlungen leitet, und die mit derjenigen Gewalt bekleidet ist, welche die Römer mit den Worten Jurisdiktion und Imperium so treffend bezeichneten und, wie die Engländer noch jetzt in Zivil- und Kriminalsachen, so weise von dem eigentlichen Richteramte trennten.

Eben so wenig beweiset die Erfahrung, daß in Deutschland allenthalben einsichtvolle, feste, gerechte und gesetzlich unabhängige Richter die Gerechtigkeit verwalten, nichts für die Zweckmäßigkeit der ständigen Gerichte, wie wir sie besitzen und organisirt finden. Einiges habe ich schon oben dagegen bemerkt, und den Unterschied zwischen gesetzlich und wirklich unabhängigen Richtern angedeutet. Doch auch davon abgesehen, darf jenes erfreuliche Ergebniß nur zufälligen, von der Organisation völlig unabhängigen Verhältnissen zugeschrieben werden, ich meine, den individuellen Tugenden unserer Monarchen, Minister und Richter auf der einen — und auf der andern Seite dem glücklichen Zustande innerer Ruhe unsers Vaterlandes, das durch keine politischen Parteiungen und durch keine gewaltsame Revolution zerfleischt ist, und weder demagogische noch aristokratische Umtriebe kennt. Denn angenommen, daß einmal Regenten und Minister aufständen, die in jedem freidenkenden, den Werth des Menschen und seinen eigenen kennenden, rechtlichen und festen Manne einen Carbonaro sähen, die sich von Maitressen, Höflingen und Schmeichlern verführen liessen, sich ganz in die Arme einer unduldsamen und stolzen Aristokratie zu werfen; daß nur solche Magistrate ausgesucht und ernannt würden, die eben diesem Systeme huldigten; daß die Männer, wie sie unter Friedrich dem Großen im Kammergerichte geehrt wurden, und wie sie neuerdings, unter andern achtbaren Gerichtshöfen, namentlich das kurhessische Oberappellationsgericht, aufstellt, durch Quiescirungen oder Kabale aus den Gerichten entfernt würden, und daß solche neuerschaffene Gerichte oder erwählte Kommissionen über erdichtete angelegte Konspirationen, über Preßvergehen, über

demagogische Umtriebe und geheime Gesellschaften zu erkennen hätten: — ich frage jeden Unbefangenen, wo in aller Welt wäre in diesen Voraussetzungen, deren Möglichkeit das, was wir täglich in andern Staaten bemerken, beurkunden, Währschaft für die persönliche Sicherheit und gerechte, parteilose Rechtspflege? Wenn auch in Zivilsachen und bei Anklagen auf Privatverbrechen desfalls, wie ich gern einräume, weniger Besorgnisse statt finden, so ist dieses doch nicht einmal allgemein, und bei Anklagen auf politische Verbrechen und Vergehen gar nicht, wahr. Jene glücklichen, aber wesentlich zufälligen Verhältnisse unserer Lage geben also keinen Beweis und keine Beruhigung für die völlige Unabhängigkeit der Gerichte. Gleichwohl ist sie gerade der erste und unerläßlichste Gesichtspunkt bei der Organisation der richterlichen Gewalt. Denn „die Gesetze", sagt der kluge Verfasser der berühmten Juniusbriefe, „die Gesetze dürfen sich nicht auf das verlassen, was die Menschen thun sollen; sondern sie müssen gegen das Vorkehrungen treffen, was sie thun möchten", und was sie nur allzusehr geneigt sind, aus Selbstsucht, Herrschsucht, Stolz, Eigendünkel, Parteigeist und selbst aus Schwäche, der Gerechtigkeit zuwider zu thun.

Indessen ist diese, immerhin wenigstens gefährdete, Abhängigkeit der richterlichen Gewalt noch bei weitem nicht das einzige Gebrechen der Organisation unserer Gerichte. Ich habe schon oben auf andere große Nachtheile aufmerksam gemacht, die daraus auf die Strafrechtspflege einwirken; hier muß ich auch noch derjenigen erwähnen, die auf den Zustand unserer Zivil- und Kriminalgesetzgebung und mit dieser selbst auf die Fortschritte der Zivilisation einen größern Einfluß äussern, als man glauben sollte. Unbewegliche Schützen und Garden eines veralteten, dem Zeitgeiste und dem Zustande der Kultur nicht mehr angemessenen Rechtssystems sind die Glieder unserer Gerichtshöfe und Rechtskollegien nicht zu vermögen, die oft barbarische, öfters inkonsequente, sogar abgeschmackte Bahn zu verlassen, die sie zu betreten gewohnt sind; jede Verbesserung der Gesetzgebung ist ihnen ein Gräuel. Es kostete Mühe, in Frankreich die Tortur abzuschaffen; dem guten Ludwig XVI gelang dies nur mit der einen Gattung, der präparatorischen, und die Parlamente verweigerten geradezu die Vollziehung einer andern Ordonnanz des Königs, welche zwischen dem Verdammungsurtheil und der Hinrichtung des Verurtheilten einige Tage Raum gestatten sollte. Es thut Noth, sich darüber unumwunden auszusprechen, geschähe es auch nicht ohne Gefahr. Das ganze Leben eines praktischen Juristen ist der Anwendung bestimmter gesetzlicher Formen und der Beurtheilung einzelner Fälle gewidmet; und in dieser seiner traurigen Bestimmung liegt der Grund und der Beweis meiner Behauptung. Denn weit entfernt, daß er seine Geisteskräfte, und insonderheit seine Phantasie — ohne deren Verbindung mit einem logisch-richtig denkenden Verstande und mit einer großen Masse positiver Kenntnisse in allen Zweigen des menschlichen Wissens kein Solon entstehen kann — erhöhen und ausbilden, und sie auf Entdeckung allgemeiner, umfassender und unabänderlicher Grundsätze anzuwenden vermöchte, kann er nur sein Gedächtniß und seine Vernunft in dem materiellen Theile der positiven Rechtswissenschaft, in der Erforschung

des Willens des Gesetzgebers, der gerichtlichen Observanz und der Ansichten und der Meinungen der Schriftsteller, üben; und indem er hierdurch seine eigene Vernunft den Ansprüchen Anderer unterwirft, läßt er seine geistigen Anlagen allmälig absterben. Wenn sich, was ich mit Vergnügen laut bekenne, bei sehr vielen praktischen Rechtsgelehrten und Beamten das Gegentheil offenbart, so schlägt dies meine allgemeine Behauptung gar nicht nieder. „Man hat von Personen," behauptet ein weiser Mann von den englischen Rechtsgelehrten, „die unmittelbar mit der Justizverwaltung beschäftigt sind, unter allen am allerletzten eine Reform oder Verbesserung der Gesetze zu erwarten. — — Indem sie beständig einerlei Leier befolgen, gewöhnen sich die praktischen Juristen nach und nach an die gewöhnlichen Phrasen und Formen, und fassen eine solche Liebe zu dem Herkömmlichen, daß jede Veränderung desselben ihnen in den Tod zuwider ist. Der große Haufe derselben wird sich nie über die mechanischen Funktionen, die ihren täglichen Beruf ausmachen, erheben; sie werden das Unpassende und Unschickliche unserer richterlichen Formen und Institutionen nicht eher empfinden, als bis ein ungestümes und lautes Verlangen nach deren Abschaffung sie aus dem Stupor erweckt. Grey bewies im Oberhause im J. 1817 und Lord Sidmouth's Zirkularschreiben deutlich, wie ein scharfsinniger und denkender Kopf, wenn er gleich kein Jurist von Profession ist, doch in die abstraktesten Lehren der Gesetzgebung eindringen und mehr Licht darüber verbreiten kann, als es alle juristische Schulen bisher zu thun vermochten." *) Und von wem sind die trefflichen Gesetze und Einrichtungen ausgegangen, die wir noch heute so tief verehren, und die großentheils noch heute alle Völker regieren? Bei den kultivirtesten Nationen der Vorzeit und unserer Tage waren die Philosophen, welche die ganze Natur zum Gegenstand ihres Nachforschens machten, und die Klügsten unter dem Volke auch ihre Rechtsforscher und Gesetzgeber; es waren Solon, Aristoteles, Calpurnius Piso, — es waren Alfred der Große, Eduard, Franklin, und viele Andere, — aber nur selten gab es einen Baco, oder einen Blackstone, oder einen Fox oder Erskine unter den Praktikern.

Die Frage wäre nun noch diese: kann das Institut der Jury allen diesen Gebrechen der Rechtspflege und Justizverfassung abhelfen? Wir wissen, daß diese Art der Rechtsverwaltung es möglich macht, die Magistratur von dem eigentlichen Richteramte zu sondern, und daß nur dadurch die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt erhalten, lebenserfahrene Männer auf die Richterstühle gebracht und die schrecklichen Wirkungen des Kastengeistes verbannt werden können. Aber ist auch unser deutsches Vaterland schon auf die Stufe der Zivilisation gekommen, daß wir in den mittlern Klassen des Volkes allenthalben solche gebildete Männer in gehöriger Anzahl, wie es das Institut voraussetzt, finden? Ist es auch gewiß, daß die gesetzliche Auswahl ohne alle direkte und indirekte Mitwirkung der Agenten der Regierung bei den bestehenden übrigen Einrichtungen statt finden können, ohne in andere Gebrechen, wie in das durch's Loos zu verfallen? Ist es doch nicht zu läugnen, daß diese Art der Rechtspflege einem Theile des

*) Auszug aus Quarterly Review, Nro. XXII, im Hermes, VII, S. 171.

Volkes wirkliche Lasten auflegt, und daß sie immerhin manche komplizirte Maasregeln nöthig macht. Vorzüglich aber kommen zwei mächtige Rücksichten in Betrachtung: erstlich diese, daß die Regierungen (freilich sehr irrigerweise) in der Organisation der Jury eine demokratische Einrichtung sehen, deren weitere Wirkungen und Folgen sie mehr fürchten, als bekennen; und zweitens, daß unsere Rechtsgelehrten und Richter dieses Institut mit Neid und Furcht betrachten, indem sie dadurch ihr Ansehen, ihren Einfluß, den Nimbus von Gelehrsamkeit und Erfahrung, selbst ihre Existenz und die Aussicht zur Versorgung ihrer Familie bedroht finden. Diese Rucksichten sind es, die lange, lange Zeit über die größten Hindernisse gegen die Einführung der Geschwornenanstalt in den Weg legen werden; und sie sind es auch in der That, welche den übrigen Einwendungen williges Gehör verschaffen.

Gesetzt nun, daß sich eine andere Organisation der richterlichen Gewalt erfinden liesse, die alle Vortheile der Juryanstalt mit denen der stehenden Gerichte, einer steten Anwendung anerkannter Maximen, der Uebertragung des Richteramts auf besoldete Beamte, der Einfachheit der Organisation u. s. w. vereinigte, ohne die Besorgnisse der Regierungen und der Rechtsgelehrten zu erwecken: würde eine solche Erfindung nicht allgemeinen Beifall verdienen? — Und doch scheint es mir nicht unmöglich, sie hoffen zu dürfen. Ich habe oben die wesentlichen Einrichtungen des Areopags als höchster Kriminalgerichtshof dargestellt, und ihre Vorzüge vor allen andern Rechtsverfassungen der alten und neuen Zeit sind keinem Zweifel unterworfen: — wie, sollte eine ähnliche Organisation nicht auch heute noch in unsern monarchischen Staaten statt finden können? Freilich kann die Wahl der Glieder der untern Verwaltungen nicht mehr allgemein, sie kann nur noch bei den einzelnen Gemeinde-, Bezirks- und Kreisverwaltungen dem Volke überlassen bleiben, und den neuen Areopagiten müssen anpassende Besoldungen werden; aber es ist möglich, die letztern unabänderlich nur aus Männern zu nehmen, die bereits in verschiedenartigen untern Verwaltungen, in denen sie mit dem Volke in engere Berührung kommen, und dessen Eigenheiten kennen zu lernen Gelegenheit hatten, sich auszeichneten; es ist möglich, die Auswahl daraus, doch unter Einschränkungen, dem höhern Gerichte des neuen Areopags anzuvertrauen, und sie auf Lebenszeit zu ernennen; es ist möglich, den neuen Areopagiten alle Mittel und Wege auf immer abzuschneiden, die Gunst des Hofes zu suchen und zu erhalten; es ist möglich, dem Kollegium die Gewalt, über jedes seiner Glieder Aufführung im Privat- und öffentlichen Leben zu richten, zu überlassen, und es ist möglich, sie mit einem höhern äussern Ansehen und Glanze zu umgeben. Dann, und nur dann werden wir wahrhaft unabhängige, einsichtvolle, erfahrene und feste Männer für die höhern Gerichtshöfe erhalten; und eine solche Aristokratie würde der ganzen Menschheit unberechenbaren Gewinn bringen, wie Solons Areopag ihn brachte.

M a n n i g f a l t i g e s.

A u s D e u t s c h l a n d.

Berichtigung, die sächsischen Truppen in Moskau 1812 betreffend.

Mit dem größten Interesse hat man in dem Aprilhefte der Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit den Anfang einer Denkschrift: „Moskau's Zerstörung im Jahr 1812", gelesen. Es drang sich uns dabei nur der lebhafte Wunsch auf, daß dieser geistreiche Aufsatz im G a n z e n mehr der Wahrheit treu abgefaßt sein möge, als dies bei einer, das sächsische Heer betreffenden, E i n z e l n h e i t der Fall ist.

Das so eben bei Arnold in Dresden erschienene Werk: „Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813, aus den bewährtesten Quellen gezogen und dargestellt von einem Stabsoffizier des königl sächsischen Generalstabes. Mit einer Karte und drei Planen," widerlegt wohl von selbst jene Unrichtigkeiten. Dieses Ehrendenkmal der sächsischen Armee kommt aber vielleicht Manchen nicht zu Gesichte, die jene Darstellung lasen. Für diese sei eine Berichtigung hier erlaubt.

In der Denkschrift sagt der Augenzeuge: „Nachher sah man in Moskau, ausser den Garden, Spanier, Portugiesen, Schweizer, ein Korps Baiern, ein Korps Würtemberger mit dem Generalstabe und einige Sachsen. Die ganze königl. sächsische Armee war in Moskau. Sie wohnte in einem Hause nahe an der Schmiedebrücke, und bestand ungefähr noch aus dreihundert Mann. Infanterie habe ich gar nicht gesehen. Bekanntlich hatte Turmassow (Tormassow) sie an der österreichischen Grenze ganz aufgerieben."

Die königl. sächsische Armee focht als siebentes Armeekorps in dem Feldzuge von 1812 — vereint mit den kaiserl. königl. österreichischen Hilfstruppen — in Volhynien u. s. w.; nur ein kleiner Theil derselben befand sich bei der großen französischen Armee, und drang mit dieser bis Moskau vor. Es waren dies die Kavalleriebrigade des Generallieutenants von Thielemann und das Regiment Prinz Albrecht leichter Pferde *). Erstere, bestehend aus den Regimentern Garde du corps und von Zastrow Kürassiere, einer reitenden Batterie und einem polnischen Kürassierregimente, war dem vierten Reserve-Reiterkorps des Generals Latour-Maubourg zugetheilt; drei Eskadronen des Regiments Prinz Albrecht fochten bei dem dritten Reserve-Reiterkorps unter Grouchy, und die vierte Eskadron dieses Regiments befand sich im kaiserlichen Hauptquartier.

Die Brigade von Thielemann, welche bei Mozaisk unvergängliche Lorbeern sich erkämpft hatte, war in dieser Schlacht bis auf 420 dienstfähige, berittene Mann zusammengeschmolzen. Sie marschirte am 14 Sept. d u r c h Moskau und bezog jenseits an einem Kirchhofe den Bivouacq.

*) Das Regiment Prinz Johann leichter Pferde und die beiden Infanterieregimenter von Low und von Rechten brachen später als das bereits vollzählige Kontingent auf. Der ausdrückliche Wille des Unerbittlichen hatte auch noch diese Truppen verlangt. Sie wurden dem neunten Armeekorps (Victor) zugetheilt, welches bekanntlich nur bis Smolensk vorrückte, die fliehende französische Armee aufnahm und dann die Nachhut bildete.

Das brave Regiment Prinz Albrecht zählte nach jener Schlacht, ohne die Eskadron im Hauptquartier, nur noch gegen hundert Pferde. Es wurde mit dem Grouchyschen Reiterkorps eine Stunde links von Moskau aufgestellt. In Moskau selbst aber wurden von den sächsischen Truppen nur die gedachte, zum Hauptquartier kommandirte Eskadron und alle unberittenen Reiter einquartirt *). Diese Truppen, kaum dreihundert Mann stark, hat der Augenzeuge für den Rest der ganzen sächsischen Armee genommen!

Wenn der Verfasser ferner sagt: „Bekanntlich (!?) hatte Turmassow sie **) an der österreichischen Grenze ganz aufgerieben“, so fragen wir, woher hatte er diese bestimmte Nachricht? — War sie etwa aus den russischen Berichten gezogen, so müssen wir darauf erwiedern, daß diese bekanntlich den französischen Bulletins an Parteilichkeit und Uebertreibung nicht nachstanden. Wahrscheinlich hat ein solcher Bericht über die Affaire bei Kobryn (27 Juli) hierzu Veranlassung gegeben. In diesem unglücklichen Gefechte schlug sich die Brigade von Klengel — 1962 Mann Infanterie, 316 Uhlanen und 123 Artilleristen mit acht vierpfündigen Regimentskanonen — neun Stunden lang gegen den weit überlegenen Feind. Nach den eigenen Aussagen der Russen brachten sie an diesem Tage 22 Stück Geschütz und 12,000 Mann ins Gefecht, während noch 24,000 Mann in Reserve geblieben. Als alle Munition verschossen war, als sich das kleine Häufchen bis auf den Kirchhof von Kobryn zurückgedrängt, von allen Seiten mit Uebermacht eingeschlossen und nirgends einen rettenden Entsatz sah — erst dann ergab sich der General mit seiner Brigade, die Waffen in der Hand, dem General Tormassow. Dieser ehrte den hohen Muth auch am Feinde, und gab den gefangenen Offizieren, von den schmeichelhaftesten Ausdrücken begleitet, die Degen zurück, die sie mit so vieler Ehre geführt hatten.

Nach diesem Gefechte war nun leider diese Brigade wirklich aufgerieben worden; doch war dies noch nicht das ganze sächsische Korps! Dieses zwang vierzehn Tage später, von den Oesterreichern kräftig unterstützt, den 12 August bei Podobna den General Tormassow, sich bis Lutzk am Styr zurückzuziehen, und bestand noch so manchen ehrenvollen Kampf in diesem Feldzuge.

Das sächsische Korps erreichte im Februar 1813 fechtend sein Vaterland, zwar sehr schwach, aber doch als ein formirtes Ganzes und in musterhafter Ordnung. Wenigen Truppen der großen französischen Armee ward ein Gleiches zu Theil.

Dresden, am 9 Juli 1821.

Ein königl. sächsischer Offizier,
im Namen seiner Kameraden.

---

*) Aus den unberittenen Reitern sollte ein Bataillon formirt werden. Sie wurden mit kleinen in Moskau vorgefundenen Flinten bewaffnet, loseten sich aber, da von keiner höhern Behörde zur ihren Unterhalt gesorgt wurde, bald wieder auf.

**) Es ist nicht ganz deutlich, ob mit dem „sie“ die ganze sächsische Armee oder nur die Infanterie derselben gemeint ist. Wir müssen das Erstere hier annehmen.

Die Messe zu Makarjew.

Im Auszuge aus einer noch ungedruckten Reise nach dem östlichen Rußland, Sibirien und der chinesischen Mongolei, von J. Rehmann, russisch-kaiserl. Wundarzt.

Im russischen Gouvernement Nischnei-Nowgorod, gegenüber dem industriereichen Liskowa, und von diesem einzig durch die Wolga, ihre Eilande, hier und da auch durch ihre Wiesen und Einfassungen getrennt, liegt am rechten Ufer des Flusses die Ortschaft Makarjew, berühmt seit zweihundert Jahren durch die große Messe, welche alljährlich im Julius daselbst gehalten wird.

Makarjew, obwohl dem Namen nach eine Stadt und sogar zum Hauptorte des Kreises erhoben, gleicht eigentlich weit mehr einem Dorfe, als Liskowa, und ist, mit Ausnahme eines Klosters und eines neuen, gewaltig großen Bazars, für dessen Bau die Krone 250,000 Rubel angewiesen hat, der elendeste Ort, den man sich denken kann. Ein paar Hundert Häuser, auf eine Ebene von beweglichem Sande hingebaut, die sich in dieser Gegend dem Flusse nach hinzieht, bilden verschiedene ganz ordnungslose, hin und wieder durch Pfützen, die ihr Entstehen dem Austreten der Wolga zu verdanken haben, von einander abgesonderte Gruppen. Die Wohnungen sind in der Regel etwas höher als die gewöhnlichen russischen Bauernhäuser, und haben meistens ein Stockwerk über das Erdgeschoß; einige derselben ruhen auf Pfählen, die von Flechtwerk zusammengehalten sind.

So traurig und einförmig indeß Makarjew in gewöhnlichen Zeiten zu schauen ist, so ganz anders wird sein Aussehen zur Meßzeit. Mit der den Russen eigenthümlichen Schnelligkeit verändert es alsdann seine Gestalt. Eine Menge Buden und bretterner Gebäude, von denen ein Theil sogar mit regelmäßigen Façaden prangt, steigen in wenigen Tagen, wie durch einen Zauber, empor, und bilden schnurgerade Straßen mit Gasthöfen, Kaffee- und Speisehäusern, Tanzsälen und einem Schauspielhause, welche Gebäude insgesammt geschmackvoll verziert und übermalt sind. Allein schon nach wenigen Wochen, sobald die Messe geendigt ist, sieht man alle diese Herrlichkeiten eben so eilig, als sie entstanden waren, wieder verschwinden, und den Ort selbst in seine vorige Unbedeutenheit und Häßlichkeit zurücksinken. Die Messe aber führt eine so ganz ausserordentliche Menge von Kauf- und Handelsleuten aus den entferntesten Weltgegenden nach Makarjew zusammen, daß gegen dieselbe weder die Frankfurter noch die Leipziger Messe in Anschlag kommt. Die Gründe einer solchen ihres Gleichen suchenden Frequenz sind hauptsächlich in dem Bedürfnisse des Waarenumtausches, in der Lage des Ortes an der Wolga, ungefähr in der Mitte ihres Laufes, in gleicher Entfernung vom Norden und Süden, zwischen

Europa und Asien und im Mittelpunkte des russischen Reiches, so wie auch in dem Umstande zu suchen, daß die Messe mitten in den Sommer, in einen Zeitpunkt fällt, der es auch den Kaufleuten aus den entlegensten Ländern möglich macht, vor dem Eintreten der übeln Witterung wieder nach Hause zu kehren.

Noch am Abend unserer Ankunft zu Liskowa — erzählt Hr. Rehmann — liessen wir uns in einem schönen und bequemen, unserm Führer und Begleiter, dem Fursten Grusinsky, zugehörigen Schiffe, welches von achtzehn handfesten Ruderknechten in Bewegung gesetzt wurde, über die Wolga fahren. In Ermanglung einer Schiffbrücke müssen alle Kaufmannswaaren ein- und ausgeladen werden, was an beiden Ufern des Flusses eine ununterbrochene, geräuschvolle Thätigkeit erhält. Die Ordnung zu handhaben, ist auf jedem Ufer ein Polizeibeamter bestellt, dessen Kräfte aber öfters zu Verwaltung seines schwierigen Amtes nicht ausreichen. Häufig muß man nicht allein zu Bitten, sondern zu Drohungen und Schlägen seine Zuflucht nehmen, um die Schiffer und übrigen Arbeiter aus den von ihnen vollgestopften Schenken herauszubringen. Die Ueberfahrt über den Fluß erfordert in der Regel eine halbe Stunde, bei Gegenwind auch wohl eine Stunde und darüber. Hat man das jenseitige Ufer erreicht, so bleibt noch eine brennende Sandebene von einer Werste zu durchwandern bis zu dem durch eine von Menschen, Pferden und Karren erzeugte Staubwolke sich ankündenden Makariew.

Der Gesammteindruck, der durch den Eintritt in das an einigen Orten sich bis an die Wolga erstreckende Gebiet der Messe erzeugt wird, läßt sich nicht beschreiben. Diese ungeheure, im Kreislaufe einer unaufhörlichen Bewegung sich drehende Masse von Menschen aus so vielen Nationen; diese Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Gesichtszüge und Manieren; diese Tausende von Pferden, Wagen und Karren, welche einige Werste weit die ganze Oberfläche des Bodens rings um die Stadt überdecken; alle die bunten, höchst verschiedenen und kontrastirenden Kleidungen; diese Menge mit jedem Augenblicke wechselnder Eindrücke; alle die verschiedenen, in den entgegengesetztesten Tönen das Ohr fortwährend umsummenden Sprachen: — dies alles zusammen verwirrt anfänglich den Sinn und das Auge des Fremdlings. Aber nicht lange, so sieht er das seinen Blicken sich darbietende Chaos sich zu einer kleinen, sehr wohl eingerichteten und auf feste Fundamente gegründeten Welt entwickeln, die sich nach bestimmten Zwecken und Anziehungspunkten hin bewegt, und in welcher jedem Gegenstande seine bestimmte Stelle und Rangordnung angewiesen ist.

Die Nationen, welche in diesem Gewirre vor allen andern sich drehen und drängen, sind: Russen aus allen Provinzen des Reichs, von Jakutsk bis nach Wilna; Tartaren in Menge, Tschuwaschen, Tscheremissen, Kalmuken, Bukharier, Griechen, Georgier, Baschkiren, Armenier und Perser; ferner Hindus von der Astrakanschen Kolonie, Polen, Deutsche, Franzosen u. s. w. An amerikanischen und englischen Reisenden, die aus Neugierde nach Makariew kommen, fehlt es auch nicht; wohl aber an englischen Kaufleuten, die sonst überall, wo Handel statt findet, zu treffen sind. Auch sieht man keine

polnische Juden; denn diesen ist es verboten, in das Innere von Alt-Rußland zu handeln. Die westlichen Europäer und überhaupt die Völkerschaften in kurzen Röcken spielen zu Makariew meist untergeordnete Rollen; den ersten Rang hingegen behaupten die russischen und morgenländischen Kaufleute, und die mündliche Unterhaltung mag wohl zur Hälfte in bukharischer, armenischer und tartarischer Sprache statt finden. Die russischen Kaufleute erscheinen hier in ganz anderer Gestalt, als in ihren Gewölben zu Moskau und St. Petersburg. Sie haben einen unbefangenern und keckern Ton; zeigen mehr Zutrauen in der Behandlung der Geschäfte, mehr Anstand in ihrem Benehmen, mehr Würde in ihren Verhältnissen zu den Ausländern.

Die Stelle der Juden vertreten die Tartaren von Kasan, die theils die geringfügigsten Artikel aller Art verschachern, theils den Großhändlern ihre Geschäfte und Kommissionen besorgen. Hr. Rehmann sah mit eigenen Augen einen tartarischen Prinzen als Hausirer hin und her rennen und Stiefeln von Saffian verkaufen. Die gemeinen Tartaren verleihen ihre Dienste als Taglöhner, und leisten soviel als anderwärts die Lastthiere, und ungleich mehr als die russischen Taglöhner zu St. Petersburg. Diese Tartaren gewähren ein seltsames Schauspiel, wenn sie in einer offenen und abgelegenen Ecke unter freiem Himmel ihr Feuer anzünden, über demselben einen weiten Topf aufhängen, ihr Pferde- oder Hammelfleisch, das sie mitten auf der Straße zerstückeln, um es zu sieden, hinein legen, alsdann sich auf die Erde hinsetzen, und mitten unter der hin- und herwogenden Menge ruhig die einfache Mahlzeit ihres Landes verzehren, während zwischen ihren Gruppen die glänzenden Wagen und eleganten Droschken der russischen Großen umherjagen, die zu diesen, durch Einfachheit ihrer Bedürfnisse und Sitten sich auszeichnenden Asiaten das auffallendste Gegenstück bilden.

Was das Materiale der Messe von Makariew betrifft, so werden an diesem wenig bedeutenden Orte alle die Gegenstände, die man sonst, wenn man sie beisammen haben wollte, mühsam in den Gewölben der ansehnlichsten Handelsstädte und der reichsten Residenzen zusammensuchen müßte, bei einander angetroffen und von Kaufleuten aller Nationen und Welttheile entweder gegen baares Geld gekauft und verkauft oder auch ausgetauscht. Wirklich sind hier die ungleichartigsten Artikel zu finden: alte Haderlumpen und Pelzwerk von Hermelin und Blaufuchs; Schachteln von Birkenrinde mit Kaviar und prächtige Schreibtische von Mahagony; kirghisische Filzdecken und Lyoner Damasten; russische Schleierstoffe und Kaschemir-Shawls; Glaswaaren und orientalische Perlen; Schuhe aus Baumrinden und englische Stiefeln; tartarische Mäntel und Pariser Moden; Thee und Cyperwein; Pferdgeschirre und Bücher; Alles in gewaltige Massen auf einander geschichtet.

Alle diese und unzählige andere Artikel des Bedürfnisses sowohl als des Luxus zweier Welttheile sind ihrer Verschiedenheit oder auch ihrer Aehnlichkeit nach in abgesonderte Reihen von Buden vertheilt. Da gibt es Niederlagen für französische, andere für asiatische Seidenwaaren, für englische und russische Tücher, für die Arbeiten der Ebenisten von Petersburg und jener von Moskau, für griechische und französische Weine, für Pelzwerk und Thee aus Sibirien, für

Konsumtions- und andere Artikel aus England, Amerika, China, Persien und Hindostan; für russische Bücher, womit, und zwar namentlich mit Uebersetzungen französischer und deutscher Romane, von Makariew aus der größte Theil des östlichen Rußlands und sogar Sibirien durch die Buchhändler von Moskau versehen wird. In besondern Reihen bukharischer, armenischer und tartarischer Buden werden orientalische Seidenstoffe, Gewebe von Kameelhaaren u. s. w. feil geboten.

Die Tartaren von Kasan und Astrakan bringen hauptsächlich eine Gattung sehr preiswürdiger und stark gesuchter Seife, sehr schönen Saffian und alle aus diesem Stoffe verarbeiteten Artikel nebst Pelzwerken von geringerer Qualität zu Markte; die Armenier eine große Menge Kaschemir-Shawls, nebst verschiedenen persischen Handlungsartikeln, als z. B. Decken, und prächtige, sowohl brochirte als gedruckte Teppiche, getrocknete Früchte, Weine vom Don und namentlich eine Art von Branntewein, der zu Kslar am kaspischen Meere fabrizirt wird, und in ganz Rußland bei der Zubereitung des Punsches und Grogs die Stelle des Rhums und Araks vertritt. Die Georgier verkaufen ebenfalls getrocknete Baumfrüchte und einige Artikel aus Persien, nämlich Reis, Nüsse, Pistazien und levantischen Kaffee, treiben übrigens denselben Handel, wie die Armenier. Die Griechen handeln mit süßen Weinen aus dem Archipelagus, mit Tabak und türkischen Pfeifen, Zitronen, Datteln, Feigen u. s. w. Nicht ohne Erstaunen endlich erblickt man französische Modehändlerinnen von St. Petersburg und Moskau, Kupferstichhändler aus Italien und Schwarzwälder mit ihren Holzuhren.

Aus dieser Verschiedenheit der Waaren sowohl als der Käufer und Verkäufer gehen nicht selten eben so sonderbare als unterhaltende Szenen hervor. So sieht man z. B. einen armen Tartarn einem Bewohner des Schwarzwaldes für etliche Rubel eine Kukuk-Uhr abkaufen, indeß der Nachbar des Letztern die tausend Rubel einsteckt, die ihm ein in Gold eingenähter Bukharier für eine große, ein Dutzend Walzer spielende Taschenuhr ausbezahlt hat. Hier schließt ein verschmitzter Weinhändler aus Deutschland mit einem Griechen einen Kauf für einige Hundert Fässer griechischen und moldavischen Weins, die er tüchtig zu handhaben und sodann für französischen oder spanischen Rebensaft gelten zu machen gedenkt. Dort vertauscht ein Permischer Kaufmann einem Armenier eine Hand voll Perlen gegen einige Tausend Zentner Eisen.

Der erste Abend — fährt Hr. Rehmann in seiner Erzählung fort — reichte kaum hin, im Begleite unsers fürstlichen Führers, uns eine allgemeine Uebersicht dieses unermeßlichen Handlungslabyrinthes zu verschaffen. Den andern Morgen machten wir uns gleich nach dem Frühstücke auf, um jenen Irrgarten theilweise und etwas genauer zu besichtigen.

Der erste Gegenstand, worauf man am Ufer des Flusses, auf der Seite von Liskowa, stößt, ist eine lange Reihe bretterner Baraken. Dies sind die Eisen-Niederlagen. Der Handel mit diesem Metalle ist zu Makariew sehr bedeutend. Das Eisen wird aus den Statthalterschaften Viatka und Perm auf dem Koma-Flusse in die Wolga hinab, von da wieder ström-

aufwärts gefahren, bis Makariew und vor die Hütten, wo sich die Hammerschmiede oder ihre Kommissionäre aufhalten, in gewaltigen Schichten längs dem Ufer und auch wohl in Schiffen zum Verkaufe ausgelegt. Der Werth dieser gesammten, eine Werste langen Eisenniederlage beträgt nicht selten vier bis fünf Millionen Rubel. Das Eisen, dessen Qualität nach dem Grade seiner Elastizität gewürdigt wird, ist größtentheils in Stangen vorhanden, die drei Archinen lang, drei bis vier Zoll breit und einen Zoll dick sind. Gegossenes Eisen findet sich nur in der Gestalt von großen Kesseln und Töpfen, in desto größerer Menge hingegen an dünnen, elastischen Platten, welche die Eisenwerke der Regierung zu Perm vorzüglich gut liefern, und die von allen wohlhabenden Häuserbesitzern zu Dachungen gebraucht werden. Nicht wenige von den Eigenthümern der sibirischen Eisenbergwerke und Eisenschmieden, wie z. B. die Strogonoff, Dimidoff und Jakovlef, gehören zu den begütertsten und angesehensten Familien von Rußland.

Eine andere Uferstelle ist mit Mühlsteinen bedeckt; ein Artikel, der für die reichen von der Wolga bewässerten Getreideländer ebenfalls von Wichtigkeit ist. In eben dieser Gegend wird auch der Pferdemarkt gehalten. Die Pferde kommen aus den adelichen Gestüten der Nachbarschaft; doch werden von Kasan, Viatka und Obvin auch tartarische Pferde hergebracht. Dieser Markt dauert die ganze Messe hindurch, ist aber weniger bedeutend, als der Pferdemarkt zu Liskowa, der in die ersten Tage des Julius fällt. An demselben Flußufer ist endlich auch noch den Fahrzeugen mit gesalzenen Fischen ihr Platz angewiesen. Diese Fische, größtentheils Sterlete und Störe, kommen von der untern Wolga und von Astrakan, sind bis neun Spannen lang und liegen ganz einfach auf dem Schiffboden aufgeschichtet. Sie liefern ein wohlfeiles und sehr gesuchtes Gericht, und werden von den Russen für ihre Sommerfastenzeit in starken Portionen aufgekauft.

Uebrigens wimmelt das ganze Ufer von Fremden und Reisenden, die sich aus ihren Fuhrwerken in die Schiffe schwingen, um sich für zwei Kopeken, und ihren Wagen für vierzig solcher Stücke, über den Fluß setzen zu lassen, und das Geräusch der Post Kibitken nimmt gar kein Ende. Was von Meßgütern zu Lande anlangt, muß ohne Ausnahme abgeladen und ebenfalls eingeschifft werden, und einzig die Handelsartikel von St. Petersburg und die voluminösen asiatischen Waaren gehen unmittelbar zu Wasser nach Makariew.

Hat der Reisende unter dem Gelärm der Karavanen, dem Geräusche der anlangenden Lastwagen, und betäubt von dem Geschrei der Waaren einladenden Schiffer, und den lärmenden Tönen, von denen die Schenken und Baraken der Speisewirthe wiederhallen, das jenseitige Ufer erreicht, so ist da einer der ersten Gegenstände, der ihm unter einem wo möglich noch größern Gewirre von Menschen, Fuhrwerken, Pferden und Waaren in die Augen fällt, ein schoppenähnliches, aus Strohmatten zusammengefügtes Gebäude von ungeheurer Größe, dick angefüllt mit völlig gefertigten, mit Fensterladen und aller für gewöhnliche Häuser von Holz erforderlichen Zubehörde versehenen Glasfenstern von vier bis sechs Scheiben, zum Theil mit

Schnitzwerk, zum Theil mit buntscheckigen Malereien verziert; Alles Arbeit der Tartaren und der benachbarten Bauern. Ein Perser hatte eben zwei Fahrzeuge mit dieser Waare befrachtet, um sie vorerst nach Astrakan zu führen. Für denselben Kaufmann enthielt jener Schoppen noch fünfhundert andere, rothbemalte Fenster mit sechs grünen Scheiben, die er zu sechs Rubel das Stück erstanden hatte.

An dieses sonderbare Fenstermagazin schließt sich eine lange Reihe von Wagen an, die mit mancherlei unentbehrlichen, zum Theil sehr sonderbaren Geräthschaften beladen sind. Teller und Näpfe, wie sich ihrer die Russen bei ihren Mahlzeiten bedienen, große fein façonnirte Backschüsseln von drei Fuß im Durchmesser; Alles aus Lindenholz fein gedrechselt und gelb oder braun lakirt, und auf der Aussenseite mit Gold- oder Silberstreifen verziert. Als Meisterstücke der Drechslerkunst bewunderte Hr. Rehmann einige Schüsseln von etwas kleinerm Diameter, die mit Deckeln versehen waren und einen ganzen Aufsatz von vierzig kleinern in einander gelegten Gefäßen enthielten. Diese Holzgeräthschaften, von denen ganze Schiffsladungen nach Makarjew gehen, werden meist in den Dörfern des Semenoffschen Kreises verfertigt. Eine Menge derselben liefert auch das Gouvernement von Kasan. Unter diesen letztern ist eine Art von Kasten oder Trögen bemerkenswerth, die aus einem einzigen Baumstamm ausgehöhlt und so groß sind, daß sie erwachsenen Personen als Badewannen dienen können. Nun folgen, ebenfalls noch längs dem Ufer der Wolga, die Magazine von gewöhnlichen, mitunter auch sehr eleganten Stubenöfen. Diese stehen in ganzen Reihen da, sehr künstlich, und so, daß sie, ohne den mindesten Schaden zu nehmen, die weitesten Reisen machen können, in Körbe von großen Ruthen verpackt. Von jeder Sorte liegt einer abgedeckt als Muster zur Schau.

Alle diese Räume sind mit zahlreichen Garküchen und gemeinen Schenken versetzt, wo das Feuer nie ausgeht und das russische Volk mit Singen, Trinken und Tanzen in rauschenden Bacchanalien sich gütlich thut. Hier wird auf hölzernen Tellern servirt. Die Fische legt man auf frisch abgehauenes Gras. Das Messer, zuweilen auch den Löffel, bringt jeder Gast in seinem Bündel mit sich. Hölzerne Gabeln werden auf Verlangen gereicht. Die Speisewirthe von etwas höherm Range, von denen sich die Kaufleute und die angesehenern Fremden bedienen lassen, haben ihre Hütten näher am Markte oder im Dorfe selbst, und müssen einen bedeutenden Gewinn machen, da sie es der Mühe werth finden, sich mit ihrem ganzen Küchenapparate und ihrer Dienerschaft von dem fünfhundert Wersten weit entlegenen Moskau und aus nähern Gouvernements-Hauptstädten nach Makarjew hin zu begeben. Dem West-Europäer will diese Wirthschaft nicht munden. Auch die Kaffeehäuser, die man hier findet, sind, gleich den Garküchen, Erzeugnisse der flüchtigsten Eile. Den ganzen Tag über ist daselbst Thee und Punsch zu finden. Die meisten Kaffeehäuser sind mit Billards versehen; an Papiertapeten und Leuchtern fehlt es ebenfalls nicht.

Tiefer hinein in das Innere des Marktes gewinnt Alles ein größeres und riesenhafteres Aussehen. Mit jedem Schritte macht man neue Entdeckungen von Handelsartikeln, die überall

in ungeheurer Menge zum Verkauf ausgelegt sind. Sehr bedeutend ist unter anderm auch der Theehandel. Die zwei Reihen von Boutiquen, in denen dieser Artikel — es versteht sich, nur en gros und bloß an Freunde und aus Gefälligkeit ein Quantum von einigen Kisten — verkauft wird, erstrecken sich beinahe eine Werste weit. In mehrern andern Reihen von Kramladen werden Zucker, Kaffee, verschiedene andere Verbrauchsartikel und Thee im Detail verkauft, der besonders in den so geheißenen sibirischen Buden in großer Menge zu finden ist.

Die kostbarsten Kaufmannsgüter, welche den Hauptreichthum der Messe ausmachen, sind diejenigen, welche dem Auge nicht zur Schau liegen. Buden, die den Werth von mehrern Millionen in sich schliessen, scheinen soviel als leer zu sein. So stehen z. B. die Buden mit kostbarem sibirischem Pelzwerk in abgelegenen Winkeln und fern von dem Andrange des Pöbels. Kaum daß man in einem solchen Gehäuse einige Kisten gewahr wird, die entweder mit Matten oder gemeinen Teppichen, oder auch gar nicht bedeckt sind. Nicht selten enthält aber eine einzige solche Kiste für sechszigtausend Rubel Zobelpelze, oder für hunderttausend Rubel Blau- und Schwarzfüchse. In der Regel wird ein solcher Kramladen von zwei Menschen gehütet, die sich nicht sehr darum zu bekümmern scheinen, ob sich Käufer sehen lassen, oder nicht. Jedermann, der, wenn es auch bloß aus Neugier geschehen sollte, in das Pelzmagazin eintritt, wird, gleichviel zu welcher Stunde des Tages, mit Thee regalirt. — Neben den kleinen Pelzhändlern von Moskau und Petersburg ziehen auch die Türken, Griechen, Perser und Armenier ein beträchtliches Quantum Pelzwaaren von Makarjew. Uebrigens wird dieser Handelszweig von den sibirischen Kaufleuten, in deren Händen er sich befindet, einzig und allein im Großen betrieben, und man hört bloß von solchen Käufen sprechen, die sich auf siebenzig-, achtzig- oder hunderttausend Rubel und darüber belaufen. Eben diese sibirischen Kaufleute, die sich durch ihr ruhiges Benehmen und ihre Verschwiegenheit gar sehr vor den plauderhaften Russen auszeichnen, handeln auch mit Thee und blauem und rothem Nankin, von den Russen Kitaika genannt, in den sich die rußischen Bürgersweiber und Bäuerinnen kleiden, und von welchem in einer Messe gewöhnlich für zwei bis drei Millionen Rubel abgesetzt wird.

In dem hiesigen Handelsverkehr überhaupt ist der Preis dasjenige, worüber Käufer und Verkäufer am leichtesten übereinkommen. Schwerer hält es, sich rücksichtlich der Zahlungstermine und Bürgschaften zu verstehen. Bei bedeutenden Käufen wird nicht selten, gegen baare Bezahlung eines Theils der erhandelten Waare, eine Zahlungsfrist von einem Jahr zugestanden. Der allgemeine Abrechnungs- und Zahlungstag ist der 26 Julius. Von vorsätzlichen Betrügereien und Gaunerstreichen hört man selten etwas. Auch mit einer Art sehr schmaler, aber dicker und dauerhafter Leinwand, welche die Bäuerinnen längs der Wolga fabriziren, wird zu Makariew ein bedeutender Handel getrieben. Die feinere geht nach Persien, Bukharien und Georgien, die gröbere nach China. Diese will man schwarz oder dunkelblau haben; rothe und gelbe findet keinen Absatz.

In Leder und rohen Häuten werden ebenfalls sehr große Geschäfte gemacht. Eben so mit

Schreibpapier, wovon die Papiermühlen von Jaroslaf viele Tausend Zentner von sehr guter Qualität liefern. Aus den Fabriken der genannten Stadt gehen ferner, und zwar in ungeheurer Menge, zur Messe nach Makarjew allerlei schöne und dauerhafte Arbeiten von Metall, Kupfer, Zinn und Eisenblech, unter denen sich die Urnen zum Wärmen des Theewassers durch ihre eben so geschmackvollen als mannigfaltigen Formen vorzüglich auszeichnen. Auch plakirte Arbeiten, nicht weniger preiswürdig als die englischen, werden zum Verkauf ausgeboten.

Wir gehen mit unserm Reisenden eine Menge Porzellan-, Gewürz-, Mode- und andere Gewölbe vorbei, um einen Augenblick bei einigen Buden zu verweilen, die, so unscheinbar und einfach sie sind, gleichwohl einen unermeßlichen, jedoch dem Auge größtentheils verborgenen Reichthum in sich schliessen. Es sind dies die Buden der größtentheils armenischen Perlenhändler. Da sieht man in einem elenden, mit Matten bedeckten Bretterkramladen einen einzigen Menschen, etwa ein altes, schmutziges armenisches Männchen, sitzen, das auf einer nicht einmal feststehenden Tafel einige Blätter blauen oder gelben Papiers vor sich liegen hat. Dies Papier enthält den Werth von etwa dreihunderttausend Rubeln an Perlen von allen Größen, von denen, die so klein sind wie ein Sandkorn, bis zu solchen, von denen ein Halsband acht- bis zehntausend Rubel kostet. Dies ist indeß bloß eine unbedeutende Lockspeise für das Auge, und ungleich größere Schätze verschließt, oft in alten hölzernen Kisten, das Innere der Bude. Solcher nichts als Perlen enthaltenden Kramladen — fährt Hr. Rehmann fort — zählten wir dreizehn; aber auch noch in einer großen Anzahl anderer Buden wird dieser Artikel mit noch mehrern verkauft. Die gemeinern Perlen, die von fehlerhafter Bildung und nicht rund sind, werden von den russischen Bauern und Krämern als Kopfzierden für ihre Weiber häufig aufgekauft. Ein Theil der schönsten und glattesten geht von Hand zu Hand, bis nach Europa.

Den Perlenhändlern gegenüber haben die Wechsler ihre Gewölbe, deren wir siebenundzwanzig zählten. Hier erblickt man, in der schönsten Ordnung an einander gereiht, Haufen von Geldsorten aller Art; andere Zusammenhäufungen von blauen und rothen Bankozetteln, von russischer Kupfermünze und Fünfundzwanzig-Kopeken-Stücken. Jede Münzsorte hat ihren bestimmten Kurs, der bei allen Käufen, die in den Buden sich schliessen, als gültig anerkannt wird. Die Dukaten werden, obgleich deren eine Menge auf dem Platze im Umlaufe sind, als eine kostbare Waare in Kisten verschlossen gehalten; damit jedoch der Kaufmann aus dem Orient wisse, wo dieser Artikel zu finden sei, hält jeder Wechsler vor seiner Bude ein Stück in einem gläsernen Pokale aufgehangen Wirklich wandert eine gewaltige Menge Dukaten von Petersburg und Moskau nach Makarjew; allein der größte Theil davon fließt nach Asien ab und geht dadurch auf immer für Europa verloren In den Buden der Geldwechsler werden auch noch ganz kleine Silber-Kopeken, zu hundert bis hundert und zwanzig Rubel das Pfund, verkauft, die ausserdem nicht mehr im Umlaufe sind. Diese finden ihre Käufer an den Tscheremissen, Tschuwaschen und Morduinen, welche dieselben mit noch andern kleinen Munzen an Schnüre anreihen und für ihre Frauen als Putz gebrauchen.

Weniger häufig, als andere eben so kostbare Artikel, schienen uns auf dieser Messe ohne Gleichen die Diamanten und feinen Juweelen vorzukommen. Nicht nur finden sich für Waaren dieser Art keine besondere Lager angewiesen, sondern sie sind auch in den Gewolben für Phantasie-Gegenstände und bei den Goldarbeitern nicht in besonders großer Menge vorhanden. Auch an geschmackvollen Silberarbeiten sind die Buden der Goldschmiede, troß der Vollkommenheit, auf welche diese Kunst zu Petersburg gediehen ist, und troß der Silbermassen, die man bei ihnen zur Schau gelegt findet, nicht sehr reich, und der ganze Vorrath verarbeiteten Metalls beschränkt sich auf Tafelgeschirr, Hausgeräthschaften und Einfassungen von Heiligenbildern. Unter diesen leßtern fand Hr. Rehmann ein Bild der heiligen Jungfrau vorzüglich bemerkenswerth. Dieses Bild, etwas über Lebensgröße, war von unten bis oben mit Gold- und Silberblech von äusserst feiner Arbeit bekleidet. Die Krone von vierfachen Strahlen, je einer matt und der andere glänzend, das Kleid von Sammt, die Spißengarnirung, kurz den ganzen Anzug hatte der Künstler in Metall auf's Zierlichste dargestellt. Daneben war das Bild mit Amethysten, Smaragden, Rubinen und andern sibirischen Edelsteinen beseßt, und statt der Diamanten mit Aquamarin garnirt. Diese ganze glänzende Einfassung, die den Werth des Bildes bis auf vierzigtausend Rubel erhöhte, fand sich mit solcher Kunst und Einsicht angeordnet, daß sie nach Belieben ihrem ganzen Bestande nach hinweggenommen und eine einfachere an ihre Stelle geseßt werden konnte. Und in der That war diese heilige Jungfrau mit mehrern solcher metallenen Anzüge dergestalt versehen und ausgerüstet, daß sich der Werth derselben bis auf neuntausend Rubel herabseßen ließ, ohne daß irgend ein Mensch, der sie unmittelbar vorher in ihrem höchsten Staate gesehen hatte, es ahnen konnte, daß man sie auch nur des kleinsten Theils ihres Schmuckes beraubt habe.

Diese Jungfrau machte von allen Heiligenbildern auf der Messe zu Makariew eine Ausnahme; denn die übrigen standen insgesammt, in allen Abstufungen von klein und groß, in einer eigenen Reihe von dreißig wohlbeseßten Buden nackt und bloß zum Verkauf ausgestellt. Einige derselben waren auch, zwar ziemlich verstohlenerweise, mit Reliquien versehen. Denn solche Reliquien-Heilige dürfen in der Regel bloß von Klöstern verkauft werden; was ausserdem von diesem Artikel abgeseßt wird — und dessen ist ziemlich viel — geschieht durch Contrebande. In vorzüglich großer Menge erblickt man in jenen Heiligenbuden gewisse Bildchen von Silber und Gold mit einem schwarzen, in Rußland unter dem Namen Outfiough bekannten Email, die hinten ein ganz kleines Behältniß mit einem Reliquien-Fragmentchen in sich schliessen. Diese kleinen Bilder sind sehr gesucht und werden ungemein theuer bezahlt. Zu Verhütung alles diesfälligen Betruges ist jedem derselben ein Beglaubigungsschein von Seite des Klosters, von dem es geliefert ward, beigefügt.

Auf die Heiligenbilder folgt das Revier der Uhrenmacher. Solcher zwar ebenfalls sehr flüchtig aus Brettern zusammengeseßter, größtentheils aber sehr elegant ausgerüsteter Buden zählten die Reisenden siebenunddreißig. Hier sieht man Schwarzwälder, Franzosen, Russen und Deutsche

beschäftigt, den Bewohnern der Umgegend ihre Taschenuhren wieder in den Stand zu stellen, indeß die großen, reich bronzirten Pendeluhren weit umher ihren Glanz verbreiten, und die mechanischen Kunstuhren mit ihrem Flötenspiele ohne Unterlaß die entzückte Menge vergnügen. Diese musikalischen Uhrwerke haben besonders für die Bukharier, Armenier, Perser und übrigen Asiaten einen unwiderstehlichen Reiz, und werden von ihnen, nicht weniger als die Orgeln der Barbarei und andere mechanische Kunstwerke, in Menge gekauft und sehr theuer bezahlt. Wer eine Musterkarte der auf der Messe anwesenden Morgenländer sehen will, der darf sich nur vor eins dieser Uhrenmagazine hinstellen; da kommen sie insgesammt hin, um sich an den Weisen der musikalischen Taschen- und Pendeluhren zu vergnügen.

Eine der ersten Reihen der Hauptbuden im Innern des Marktplatzes zeichnet sich einerseits dadurch aus, daß sie die geschmackvollsten Waaren und alle Luxusartikel der europäischen Zivilisation in sich schließt, und anderseits durch den Umstand, daß in der Nähe derselben vom Morgen bis zum Abend der Vereinigungspunkt der schönen Welt und der Zusammenkunftsort der ausgezeichnetern Ausländer, so wie auch des benachbarten russischen Adels und seiner oft zahlreichen Familie zu finden ist. Hier geht es vollkommen so her, wie in den Handelsgewölben von Moskau und Petersburg. Es gewährt einen seltsamen Anblick, die Putzmacherinnen der genannten zwei Hauptstädte an den Grenzen von Asien Hauben und Damenhüte, die nicht minder fein gearbeitet sind, als die des Palais-Royal, mit bedeutendem Gewinne absetzen zu sehen. Es gehört mit zum guten Tone, sich in diesem Revier des Marktes, um den Mittag, in völligem Anzuge einzufinden und bis zwei Uhr daselbst zu bleiben.

Neben den Handelsrücksichten gibt es auch andere Beweggründe, welche die vornehmere Klasse der Landeseinwohner um die Zeit der Messe nach Makarjew hinziehen. Viele Aeltern, die auf dem Lande leben, begleiten ihre erwachsenen Töchter dahin, von denen schon manche unter den aus allen Provinzen des Reiches zusammenströmenden Ankömmlingen ihren Bräutigam gefunden hat. Der Adel aus den Provinzen findet sich ein, um sich abermals auf ein Jahr mit Kaffee, Thee, Zucker, Reis, Wein u. s. w. zu verproviantiren.

Zu den kostbarsten Waaren, welche die Asiaten auf die Messe bringen, gehören ohne anders die Shawls von Kaschemir. Für unsere europäischen Damen dürfte dieser Artikel leicht der anziehendste sein. Schon seit mehrern Jahren werden diese Shawls in großen Balloten zu Markte gebracht. Ich habe — erzählt Hr. Rehmann — ein solches Tuch gesehen, für das man achttausend Rubel verlangte; es schien mir aber eher geeignet, um als Teppich über den Divan eines indischen Fürsten ausgebreitet zu werden, als aber um die Schultern einer schönen Dame zu schmücken.

Es ist natürlich, daß es auf einer Messe, wo soviel Verkehr ist, auch an der Waare nicht fehlen darf, welche dazu dient, alle übrigen zu verpacken und weiter zu schaffen. Und wirklich findet sich eine Reihe von Buden, eine halbe Werste lang, wo man von unten bis oben nichts Anderes sieht, als Kisten und Koffer von allen Arten und Gestalten. Solcher Buden zählt man

achtundneunzig, und an der Hinterseite, an sie anstoßend, eben so viele mit demselben Artikel angefüllte Magazine. Mit diesen Geräthschaften wird ein großer, in Europa unbekannter Luxus getrieben. Die russischen und orientalischen Kaufleute lieben gar sehr, ihre Kostbarkeiten in Behälter zu verschliessen, die leicht zu versetzen sind und sich im Fall der Noth, bei plötzlichen Abreisen, Feuersbrünsten u. s. w., schnell in Sicherheit bringen lassen. Für die gemeinsten Koffer werden diejenigen gehalten, welche mit rothem russischen Leder überzogen und an den Ecken ein wenig mit Eisenblech beschlagen sind. Auf diese folgen diejenigen, welche ganz mit Eisenblech überzogen und überdies auf mancherlei Arten verziert sind. Nun kommen die eigentlich eleganten Koffer in großer Anzahl, bestimmt zu Behältern für die Hochzeitkleinodien und Juweelen der russischen Kaufmannstöchter und Prinzessinnen des Orients. Sie sind ebenfalls mit Eisenblech belegt, darüberhin aber mit Malereien, Vergoldungen, polirtem Stahl, eingelegtem Spiegelglas und dem glänzendsten Lack so reich verziert, daß es bei einem solchen Koffer eines andern bedarf, um als Ueberfutter zu dienen. Nicht selten sind sechs bis acht Koffer in einander eingeschlossen; von der ganzen ungeheuern Menge aber bleiben in der Regel nur sehr wenige unverkauft. Die Bukharier, Tartaren, Khivensen, Armenier und Perser nehmen solche Kisten und Koffer hundertweise mit sich fort. Die bessern Sorten von Packkisten und Koffern werden nicht anders als im Großen verkauft. Für die gemeinern hingegen fehlt es nicht an Detailhändlern, welche in einer Anzahl bretterner, mit Strohmatten gedeckter Hütten, Balangans genannt, ihre Niederlage haben. Die allergemeinsten Kisten endlich, die man bloß zum Verpacken der gröbern Waaren gebraucht, werden längs dem Flusse in großer Menge zum Verkauf ausgeboten.

Tritt man aus dem, in einem steinernen Gebäude bestehenden, Mittelpunkte dieser buntscheckigen Kaufmannswelt heraus, so findet man Stoff und Grund genug, um auch in den nächsten Umgebungen derselben noch Stunden lang zu verweilen. Zunächst an das steinerne Gebäude stoßen die Buden von zwei Stockwerken; auf diese folgen die elegantern mit Einem Stockwerke; sodann die bretternen Buden; weiterhin noch andere, die bloß aus Stangen zusammengefügt und mit Strohmatten und Baumrinden bedeckt sind; endlich wahre Bivouacqhütten, aus Zweigen und Laubwerk zusammengelegt, und zum gänzlichen Schlusse eine Verschanzung von Karren, die ebenfalls als Kramladen dienen müssen. Diese Wagen stehen mit äusserster Zurathehaltung des Platzes dicht an einander gereiht. Vor jedem derselben ist, vermittelst einer Anzahl von Stangen und einer darüber gelegten Strohmatte, eine Bude aufgeschlagen. Der Raum unter dem Karren dient dem Besitzer zum Aufenthalt und ist zugleich das Magazin. Auf der Rückseite befinden sich die Pferde, denen der obere Theil des Fuhrwerks als Krippe dient.

Hinter dieser Verschanzung von Handel treibenden Fuhrwerken nimmt der Markt der Hausirer seinen Anfang. Hier, wo der Krämer selbst als wandelnder, reichlich versehener Kramladen einhertritt, erblickt man das sonderbarste Gemenge von Menschen und Kaufmanns-

waaren, und bewundert das Talent und die Betriebsamkeit der Tartaren, die mit ihren buntscheckig gestickten Hemden angethan und mit Pelzwaaren, Sommerkleidern, Röcken für tartarische und kirgbisische Fuhrknechte, geflochtenen und gewobenen Gürteln, Maroquinstiefeln von mancherlei Farben, seidenen Tüchern aus der Bukharei u. s. w. bis zum Einsinken belastet, eine seltene Geduld üben, und die, auch wenn sie noch so vielen Käufern ihre Waaren umsonst auslegen und sich abpacken müssen, nicht müde werden, ihren Gang unter lautem Rufen und Vorweisen der einzelnen Artikel von neuem zu beginnen.

Neben diesem besondern Trödelmarkte ist Makariew die Messe über bis in seine kleinsten Gäßchen mit wandelnden Krämern aus der Tartarei und Bukharei angefüllt, die Altes und Neues, Gutes und Schlechtes, Pelze, Nachtröcke, Tapeten, Gürtel und unzählige andere Gegenstände überall und ohne Unterlaß zum Verkauf herumtragen. Unter ihnen sieht man zu Anfang der Meßzeit auch Bäuerinnen, die ihre Leinwand, fein und grob, abzusetzen suchen, hundertweise die Straßen durchziehen.

Noch wird die Messe auch von einer großen Menge von Handwerkern und Professionisten aller Art bezogen, die nicht als Handelsleute herkommen, sondern in der Absicht, mit ihrer Handarbeit sich einigen Erwerb zu verschaffen. In etwa dreißig an einander gereiheten Buden arbeiten ungefähr dreihundert Goldschmiede und Juweliere auf Werktischen, die von Bänken, Brettern oder alten Koffern getragen werden, so zu sagen ausschließlich für die niedrigern russischen Volksklassen. Hier wird nichts Neues verarbeitet, wohl aber unzählige alte und schadhafte Gegenstände, welche die Bauern zu dem Ende hieherbringen, zumal Heiligen- und Marienbilder, mit Sorgfalt und Geschicklichkeit wieder verschönt und hergestellt. Die entgegengesetzte Seite dieser Gasse ist mit Schlosser- und Waffenschmied-Werkstätten besetzt, denen die Reparatur alter Schlösser, Pistolen und Feuergewehre aus der Umgegend ebenfalls vollauf zu thun gibt. — An die Söhne Vulkans schließt sich eine lange Reihe von Schustern und Stiefelfabrikanten an, bei denen Alles, was in diesen Zweig einschlägt, ohne Ausnahme, vom plumpen Stiefel an, wie denselben der russische Bauer trägt, und vom schwerfälligen Schuh mit rothem Ueberschlage, bis zu den feinen Stiefeln des Stutzers der Hauptstadt und den niedlichen Maroquin- und Seidenschuhen der elegantesten Dame, zu finden ist. — Auf die Schuster folgen die Schneider, bei denen ebenfalls Eleganz und Reinlichkeit zu Hause ist. Unter den schwedischen und deutschen Meistern findet sich etwa auch ein Jude. Während der ersten Tage der Messe sind diese Arbeiter größtentheils mit Verfertigung von Oberröcken und Nankin-Pantalons beschäftigt, welche die fremden Kaufleute bei ihnen bestellen, um sie die Meßzeit über zu tragen. Ein Kleidungsstück der letztgenannten Art ist in Zeit von vier Stunden gefertigt, und kostet, das Material mit inbegriffen, je nach Beschaffenheit des Nankins, fünfunddreißig bis fünfundvierzig Rubel. In einigen Buden werden bloß alte Kleider geflickt und gewendet. Ganz fertige Kleidungen für russische Bauern und Kutscher werden zu Tausenden hergebracht.

Für den Straßenbettel ist Makariew die drei Wochen dauernde Meßzeit über ein eigentlicher

Freihafen. Der ganze Weg, welcher vom Kloster nach dem Markte führt, ist in der Regel mit Schwärmen solcher Elenden bedeckt, die sich überall zudrängen und mit ihrem kläglichen Geschrei die Ohren betäuben. Aus allen Gegenden des russischen Reiches reisen solche Bettler von Profession zur Messe nach Makarjew. Manche derselben sollen dreißig bis fünfzig, einige sogar bis auf hundert Rubel und darüber mit sich nach Hause nehmen.

Auch die öffentlichen Mädchen ermangeln nicht, sich von Nijnei-Novgorod, von Kasan, ja selbst aus den viel weiter entlegenen Städten Jaroslaff und Kieff, in großer Anzahl auf der Messe einzufinden. Sie werfen ihre Netze vornehmlich auf die reichen Armenier und Bukharier aus, und richten, da sie unter keiner ärztlichen Aufsicht stehen, und die verdächtigen Oerter bloß von Zeit zu Zeit, zu Verhütung von Lärm und Unordnungen, von Patrouillen besucht werden, bedeutendes Unheil an.

Endlich ist die Messe von Makarjew auch für die Spieler von Profession, deren es im Innern des Reiches sehr viele gibt, ein erwünschter Zusammenkunftsort. Die bestehenden Verbote der Hazardspiele sind gegen die geheimen Spielgesellschaften, denen mancher junge, unerfahrene Erbe oder hypochondrische Verschwender zum Opfer wird, nicht wirksam genug, und nur eine äusserst scharfe und fortgesetzte Wachsamkeit der Polizei könnte den diesfälligen Mißbräuchen, so wie auch jenen nachtheiligen Folgen ein Ziel setzen, welche die Verfälschung des Weins und Branntweins nicht weniger als der Umstand nach sich ziehen muß, daß man sich Opium, sogar Arsenik, ätzendes Sublimat und andere narkotische und korrosive Substanzen, mit welchen hier ein Handel im Großen getrieben wird, ohne Zertifikat oder Bewilligung verschaffen kann. Alle Jahre ernennt übrigens der Minister einen Meß-Direktor, der gewöhnlich aus den Oberbeamten des Bezirks Nijnei-Novgorod genommen wird. Auch der Gouverneur begibt sich meistens in eigener Person nach Makarjew, um die Oberaufsicht zu halten und wichtigere Mißhelligkeiten mit Beförderung zu beseitigen. Der Direktor bewerkstelligt die Vertheilung der Buden, von denen der Regierung jährlich eine Summe von fünfundsiebenzig- bis neunzigtausend Rubel zu gut kommt. Unterrichtete Personen versichern, es belaufe sich der Gesammtwerth der alljährlich zur Messe gebrachten Waaren auf siebenzig, ja zuweilen auf hundert Millionen Rubel.

Die Zahl der die Meßzeit über visirten Pässe beträgt in der Regel nahe an hunderttausend. Unter diesen zählt man etwa dreißigtausend Kaufleute mit ihren Commis, fünfzehnhundert bis zweitausend Gastgeber und Traiteurs, und sechshundert bis tausend Zimmerleute, welche die Krambuden aufschlagen; der Rest besteht in Schiffern, Arbeitsleuten, Taglöhnern und Handwerkern von allen Arten und Nationen. Adeliche und andere Reisende von Stande, öffentliche Beamte und dergleichen werden nicht eingeschrieben. Eben so wenig hat die Polizei Zeit, solche Krämer und Professionisten, die nur auf kürzere Zeit die Messe besuchen, in ihre Register einzutragen. Nach der Meinung des Stadtgouverneurs mag sich die Gesammtheit aller derer, die sich auf der Messe einfinden, auf 160,000 bis 170,000 belaufen. Es versteht sich jedoch, daß diese

Menschenmasse keineswegs auf einmal in Makariew zu finden ist; es wird vielmehr durch das Ab- und Zugehen der Landleute, so wie durch das Ankommen und Abreisen der Kaufleute, eine beständige Ebbe und Flut erhalten, so daß der Durchschnitt der wirklich und fortwährend vorhandenen Volkszahl nicht über siebenzigtausend zu setzen sein dürfte.

Zur thätlichen Unterstützung der Polizei sendet der Gouverneur eine Kompagnie des in dem Hauptorte der Statthalterschaft in Garnison liegenden Regiments nach Makariew, und ein Piket von fünfhundert Kalmucken, die unter Filzgezelten in einem sehr engen Raume kampiren, bewacht die Aussenlinie des Marktes. Diese nomadischen Gendarmen sind kleine, dunkelbraune, schmutzige, insgesammt nach demselben mongolischen Model geformte Leute, mit einem Säbel und einer Peitsche in der Hand und zwei Pistolen im Gürtel. Als Schildwachen thun sie vortreffliche Dienste, und treiben daneben auch ihren Handel. Ihr Corps-de-Garde ist zugleich ein Kramladen, wo Käse von Stutenmilch, Pferdehäute, eine Art Tabak und schöne weiße und dichte Filzdecken zum Verkaufe stehen. Sehr häufig vertauschen sie auch die genannten Artikel gegen Leinwand, Zwirn, Branntewein, alte Kleider, Knöpfe aller Art und eine Menge anderer Sächelchen für den Putz ihrer Ehehälften.

Ist der Reiz der Neuheit dieses ganzen, in seiner Art einzigen Schauspiels einmal verschwunden, und hat der Eindruck der ersten Ueberraschung seine Lebendigkeit verloren, so bleibt die Aufmerksamkeit des Weltbeschauers forthin auch nicht mehr auf die Eindrücke von aussen gerichtet; er kehrt in sich selbst zurück, und fühlt sich bald von der Empfindung der moralischen Abgeschiedenheit, in welcher man sich mitten unter dieser zahllosen Menge von Menschen befindet, ergriffen. Er findet sich zu melancholischen Gefühlen gestimmt bei dem Gedanken, daß an einem Orte, wo sich hundert- und fünfzigtausend Individuen beisammen finden, nicht ein einziges derselben seinen beständigen Wohnort habe. Alles sind Reisende, die bereits den einen Fuß in den Wagen gesetzt haben, um wieder von dannen zu ziehen. Selbst der Wirth wartet zu Anfang Augusts nur noch auf die Abreise des letzten seiner Gäste, um sofort seine Herberge abzubrechen, sein Gepäcke zu schnüren und, der Himmel weiß nach welcher Gegend, zu wandern. Binnen wenigen Tagen ist Niemand mehr hier; Alles wird öde, und die letzte Spur davon, daß Häuser auf diesem Platze gestanden haben, vom Winde mit Sand überdeckt. Tausende von Menschen sind in Makariew eingetroffen, ohne daß eine Freundesstimme sie willkommen geheißen hätte, und Tausende entfernen sich wieder, ohne daß ihnen irgend ein Mensch ein herzliches Lebewohl ruft. Von allen Enden der Welt eilt man herbei, voll Hoffnung, etwas zu gewinnen, und voll Furcht vor Verlust. Man stürzt sich hinein in die lärmende Menge, mit nichts beschäftigt, als mit Kniffen und Ränken und mit dem Gedanken, auf Unkosten des Nächsten seinen eigenen Vortheil zu fördern. So geht es drei Wochen lang fort, vom frühen Morgen bis spät an den Abend. Die Frage: wie viel Prozente? ist es, welche den Geist ausschließlich beschäftigt. Die Gesichter haben das Aussehen von Rechentafeln, und der betrunkene Bauer ist es allein, der eine heitere und fröhliche Miene zur Schau trägt. Zuletzt endet das Spiel, und diese Men-

schen, die sich, einer dem andern, in ihren gegenseitigen Verhältnissen so fremd geblieben sind und gegen Niemand eine Anhänglichkeit bewiesen haben, trennen sich, ohne von einer Seele freundschaftlichen Abschied zu nehmen, und stieben, diese nach Konstantinopel oder Petersburg, jene nach Irkutsk oder Warschau, andere nach Taschkant und Ispahan, noch andere nach Riga oder Hamburg, in weite Fernen auseinander. H.

Einiges über den Ohio-Staat in Nordamerika.

(Aus den Briefen eines Schweizers.)

Cincinnati im Staat Ohio, 20 April 1821.

Die Nationen-Mischung. — Die alten amerikanischen Pflanzer. — Neu-Bevay.

— — Nach einem halben Jahrtausend wird der Unterschied des mannigfaltigen Menschenschlags, der jetzt die freien nordamerikanischen Länder bevölkert, ziemlich verwischt sein. Gegenwärtig aber ist er noch auffallend. Man erkennt sogleich, kaum ehe er spricht, den Eingebornen und den Eingewanderten, den Franzosen, den Deutschen, den Engländer. Am liebsten habe ich mit dem Engländer zu thun. Er ist nicht so gesellig und gefällig, aber auch nicht so windig und vorklug, als der Franzose, nicht so eigennützig und zänkisch, als der Deutsche; sondern gewöhnlich schlicht und rechtlich; weiß nichts von Komplimenten, begehrt keine und gibt keine.

Am übelsten ist man mit den deutschen Einwanderern dran. Wohin sie treten, gibt es gewöhnlich Händel. Unweit Neu-Bevay, wo ich im Staate Indiana Land habe, wurden plötzlich mehrere derselben meine Nachbarn. Sie kamen, als wären sie von einem bösen Winde hergeblasen. Die Leute genossen von mir alle Gutthaten. Ich half ihnen, wo ich konnte. Aber hintennach stifteten sie mir einen Verdruß um den andern.

Unendlich besser kommt man mit den eingebornen amerikanischen Pflanzern aus. Das gehässige, bissige, neidische Wesen der Deutschen kennen sie gar nicht. Zwar haben sie die Unart, daß sie gern von dem, der mehr hat, als sie, leihen und immer leihen wollen, aber niemals wiedergeben; doch nehmen sie es auch nicht übel, wenn man ihnen etwas abschlägt. Es sind stille, friedsame und genügsame Leute, soviel ich deren kenne. Sie bilden gewissermaßen in der Einfalt ihres Lebens den Uebergang von den gesittetern Menschen zu den Wilden, die in den Schatten ihrer Urwälder harmlos umherschwärmen. Ihrer Bedürfnisse sind wenige. Ihr ganzes Hausgeräth besteht aus einem schlechten Bette, einigen Linnenkleidern, einigen selbstgezimmerten Bänken und Tischen. Fast Alles bereiten sie sich selbst. Ihre Wohnhäuser sind von Holz, und man findet nur nicht einen eisernen Nagel daran. Im Nothfall können sie eben so gut, wie die Indianer, ihren Hunger mit Wurzeln und jungen Knospen stillen. Zum Pflanzen sind sie oft so träge, daß sie sich kaum die Mühe geben mögen, ihren Mais zu säen. Hat der

Amerikaner seine Axt, Flinte, Pulver, Blei und Fischgarn, so dünkt er sich reich genug. Im Jagen und Fischen ist er auch unermüdet. Daher begegnet man selten einem Kolonisten, der nicht seine Flinte bei sich hatte.

Ich lebte im Staat Indiana einige Jahre bei diesen guten Leuten, und befand mich wohl bei ihnen, und fühlte wohl, wie verführerisch ihre Lebensart sei. Es liegt unnennbare Anmuth in der Einfalt, Freiheit und Natürlichkeit derselben. Es ist leichter, daß ein gesitteter Mensch an ihr Gefallen finde, als daß einer, der sie einmal genoß, Gefallen an dem Steifen, Kahlen, Gekünstelten, Unwahren, Naturwidrigen des sogenannten feinen Lebens gewinne. Der Ackerbau bezeichnet schon eine höhere Kulturstufe des gesellschaftlichen Lebens, es ist schon Zwang dabei und Opferung seiner selbst; aber im ungebundenen Treiben des Hirten und Jägers, der Herr ist überall, und auf jedem Rasen sein Bett nnd unter jedem Baum sein Dach findet, von Keinem abhängt, Keinen fürchtet, der Natur sich hingibt und von ihr allein nur nimmt — glaubet mir, es ist kein unglückseliger Zustand, dies thierisch-süße Sein.

Nun ich aber nach Cincinnati gezogen bin, verkaufe ich, sobald ich gut kann, mein Land in Indiana. Neu-Bevay hat mich nicht angelockt. Die sämmtlichen dort wohnenden Schweizer sind recht löbliche, wackere Leute. Ihr Andenken wird mir theuer bleiben. Es ist zum Verwundern, daß sich ihre Stadt, im Verhältnisse anderer, so langsam vergrößert. Mehr als etwa hundert und zehn Häuser sind jetzt noch nicht da. Bekanntlich wird da auch Rebbau getrieben, der einzige in den nordwestlichen Staaten. Aber doch muß man ihn ja nicht mit dem Erzeugnisse von Alt-Bevay am Genfer-See vergleichen. Denn der Wein, welchen die Schweizer am Ohio ziehen, wird leicht sauer; daher kochen sie ihn mit Zucker und Branntewein ein. Wenn man aber die Bevay-Gazette lieset und da Wein von première qualité u. s. w. angekündigt findet, sollte man glauben, was wundergutter Wein dort wachse.

Gründung von Cincinnati. Aufblühen dieser Stadt. — Die Dampfboote.

Cincinnati im Miamibezirk ist der beste Platz in den westlichen Ländern. Hieher kommen aus dem Innern des Landes alle Lebensmittel zum Verkauf; daher sind sie wohlfeil. Hundert Pfund des feinsten Simmelmehls kosten jetzt drei Gulden sechsunddreißig Kreuzer Eures Geldes.

Es sind kaum mehr als dreißig Jahre, seit der bekannte General St. Clair hier ein Fort Washington gegen die Wilden baute. Das ganze Land war noch eine prächtige, unermeßliche Einsamkeit von Wiesen, von Sykomore-, Eichen- und Tannenwäldern. Er fing auch an die Stadt zu bauen, und gab ihr den gegenwärtigen Namen. Allein er konnte die Indier nicht zwingen, und ward von ihnen sogar geschlagen. Aus Verdruß dankte er ab. Sein Nachfolger, General Wayne, hingegen war glücklicher. Er überwand die Indier und vertrieb sie, also, daß sie sich nicht mehr feindselig in diese Landschaften wagten. Weit hinaus am Miami, im heutigen Staat Indiana, baute er eine Vorveste gegen sie, die noch heute seinen Namen trägt.

Seitdem ward die ganze Gegend schnell bevölkert und angebaut, und schon seit 1802, als Ohio-Staat, ein selbstständiger Freistaat, der drei- bis viermal so viel Flächenraum als die gesammte Schweiz hat, und jetzt schon über 582,000 Einwohner zählt *).

Die älteste Stadt unsers jungen Freistaates ist freilich Mariette; auch sind noch andere Städte, wie New-Lancaster, Columbo, Libanon, Urbana, Stubewille, Chelicotte und andere Orte vorhanden. Aber Cincinnati ist die größte der Städte. Sie zählt gegenwärtig über zehntausend Seelen, und hat regelmäßige Straßen mit mehrern schönen Gebäuden. Es sind hier Buchdruckereien, Buchhandel, Lesezirkel, Bibliotheken, vier Zeitungen und Wochenblätter, Tuchwebereien, mechanische Werkstätten, zwei Giessereien, Gewerbe und Handel aller Art. Der Verkehr ist vermittelst des Ohiostroms sehr lebhaft. Viele Kaufleute halten auf demselben ihre eigenen Dampfboote (Steam-Boats), welche bei sechstausend Zentner Fracht tragen. Man verfertigt dergleichen Boote hier in Cincinnati selbst, sehr kunstreich und daneben geschmackvoll. Im vergangenen Jahre wurden deren fünf vom Stapel gelassen.

Letzten Sommer sandte die Regierung eins solcher Dampfboote nach den obern Gegenden des Misuryflusses, um dort mit den verschiedenen Stämmen der Wilden wegen Landankauf zu unterhandeln. Der Vordertheil des Bootes zeigt die Form einer großen schwarzen Schlange, die unter dem Boote aus dem Wasser hervorkommt, und so hoch, als das Verdeck ist, vorwärts zu schiessen scheint. Sie hält den Rachen offen und speit aus demselben den Rauch der Dampfmaschine. Es hat Alles das Ansehen, als trüge dies Ungeheuer das Schiff nur auf seinem Rücken davon. Hinten, unter dem Boote, brauset ein schäumender Wasserstrom hervor, der sich mit Heftigkeit bricht. Alles Maschinenwerk ist verborgen. Drei Kanonen stehen auf dem Verdeck. Dies Boot geht gegen den Strom, wie reissend er auch ist, in einer Stunde drei englische Meilen. Da man an demselben weder Segel noch Ruder erblickt, wird natürlich die Täuschung um so lebhafter, daß ein Ungeheuer der Tiefe das Fahrzeug davon trage. Ich glaube gern, daß eine solche Erscheinung den Indianern für den ersten Augenblick nichts Liebliches sein mag. Doch weht auf dem Schiffe für sie das Willkommenere, die Friedensflagge der Republik. Da sieht man im Gemälde den weißen und den kupferfarbenen Mann traulich zusammenstehen, einander die Hände reichend, die Friedenspfeife u. s. w.

Vermehrung der Arbeit durch Maschinen. — Eigenheit des Ohiostroms.

Man hat lange genug gelehrt, in einem weitläufigen, wenig bevölkerten Lande müsse Anbau des Bodens, müsse Landwirthschaft und Viehzucht die Hauptsache sein. Die Fabrikgeschäfte gehören, sagte man, für Gegenden, welche der arbeitsfähigen Hände zuviel haben. Diese ehemalige Wahrheit ist nicht mehr wahr, seit man es in der Erfindung der Maschinen so weit gebracht hat, daß wenige Personen mit ihrer Hilfe mehr Waare und bessere Waare liefern können, als vorzeiten fünfzig Menschen.

*) Im Jahr 1817 zählte er, nach Bristed, erst 394,752 Einwohner.

Ungeachtet der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung der vereinigten Freistaaten blühen hier der Fabriken, und zwar ohne allen Nachtheil der Landwirthschaft, immer mehr auf. Der Anbau des Bodens ist darum nicht vergessen. Wo das Meiste zu gewinnen ist, darauf werfen sich die Meisten von selbst. Weil die Kunst immer fortschreitet, sinnt man täglich darauf, durch Vervollkommnerung des Maschinenwesens immer mehr Menschenhände zu entbehren. In England trieb dazu vorzüglich der Eigennutz der Gewerbherren, in Amerika hingegen der Menschenmangel und daher die Kostbarkeit der Taglöhne. Hier in Cincinnati zahlt man jetzt noch dem gemeinen Taglöhner einen Gulden und achtundvierzig Kreuzer Taglohn, Eures Schweizergeldes. Ehemals, und es ist noch gar nicht lange, zahlte man zwei Gulden und vierundzwanzig Kreuzer.

Ich will gern glauben, daß die Einführung und die Vervielfältigung der Maschinen in den Fabriken zahllosen Arbeitern in England und in der Schweiz verhaßt sei, weil sie dadurch brodlos werden. Allein es ist dies ein vorübergehendes Uebel und eine fortdauernde Wohlthat, schon darum, weil es an sich besser ist, aus Holz und Metall Maschinen zu machen, als aus Menschen. Die Fabrikarbeiter waren meistens physisch und moralisch der verdorbenste Menschenschlag, und beim mindesten Stocken der Gewerbe eine Last und Plage des Staats. Wenn auch jetzt einmal das Stillstehen von Gewerb und Handel eintritt, rosten nur Maschinen, aber verhungern keine Menschen. Es würde mich wundern, daß selbst bei den Regierungen in Europa sogar, aus landesväterlicher Fürsorge, Stimmen gegen die Vervielfältigung der Maschinen erklangen, wenn man nicht wüßte, daß es auch in den Ministerien oft an nöthiger Einsicht mangelt. Als Beweis davon wird der Eifer gelten, mit welchem sie sich einst einer der erhabensten und wohlthätigsten Ideen Napoleons widersetzten, nämlich dem Verbot der britischen Manufakturartikel und der Kolonialwaaren. Allerdings, es mußte dadurch in dem ersten Jahrzehnd großes Uebel entstehen; aber es war doch nur ein vorübergehendes, und die daraus entspringende Wohlthat war bleibend. Gewerb und Handel empfingen eine ganz neue Richtung zum Vortheil des Festlandes. Alle Staaten und Völker wurden vom Dreizack des britischen Neptuns unabhängig und auf ihrer eigenen Kräfte Gebrauch zurückgewiesen. Das staatsthümliche Gleichgewicht der Welt ward wiederhergestellt. Europa stieg, England sank. Die bisherigen Krämer mit englischer Waare büßten ein, aber Millionen und Millionen Menschen traten endlich gewinnend an deren Stelle. Es ist unglaublich, welchen Aufschwung der Gewerbfleiß des Festlandes nur in der kurzen Dauerzeit der Napoleonischen Beschlüsse genommen hatte. England spürt die unheilbaren Wunden davon noch heute, und ist noch froh, bloß diese davon getragen zu haben, und nicht den Tod selbst. Aber auch nur England läßt den Konzeptionen des Mannes Gerechtigkeit widerfahren, von welchem ein britischer Staatsmann selbst sagte: „Er wollte der Gesetzgeber Europens werden; aber von allen Regenten war es auch keiner würdiger und fähiger zu sein, als er. Zum Heil für Großbritannien begriff man auf dem festen Lande die Riesengröße dieses Fürsten nicht.“

Zu den für diese Gegenden nützlichsten Maschinen gehören die Dampfmühlen, oder Mühlen, die durch Dampf getrieben werden. In entferntern Pflanzungen bedient man sich nur der Roßmühlen; sie haben da aber auch kein anderes als bloßes Maisbrod, das in Pfannen gebacken wird. Wassermühlen sind selten, weil nur wenige dazu sich eignende laufende Wasser vorhanden sind und bei trockener Witterung die Flüsse sogleich sehr klein werden. Der gewaltige Ohio selbst, welcher vierzig Schuh tief wird, war letztes Jahr so klein, daß man ihn an einigen Orten durchwaten konnte. Viele Boote fuhren auf und blieben Monate lang sitzen. Alle Schiffahrt stand gehemmt. Und als man auf die Regengüsse des Spätherbstes Hoffnung setzte, die Wasser durch sie geschwellt zu sehen, trat statt dessen Frost ein, so daß man mit Wagen über das Eis fahren konnte. Erst um die Mitte Februars thaute das Eis auf und der Fluß stieg, nachdem er sieben Monate lang für große Schiffe unfahrbar gewesen war. Aber nun wimmelte er auch von Fahrzeugen aller Art, die sich zu Tausenden aufmachten, beladen mit Lebensmitteln jeder Gattung nach Neu-Orleans, Alles für Südamerika bestimmt.

Bisher haben wir bei Cincinnati über den Ohio nur Fährboote zum Uebersetzen gehabt. Sie sind trefflich gebaut, und werden von Pferden mittelst sehr einfacher Maschinen getrieben. Binnen wenigen Minuten setzt man in gerader Linie über diesen Fluß, der doch gewöhnlich eine Viertelstunde breit ist. Nun soll bei Cincinnati eine Brücke über den Ohio gebaut werden. Sie soll bei allem Reichthum an Kunst sehr einfach werden.

Bemerkungen über die Verfassung des Ohiostaats.

Der Ohio-Staat ist seiner Verfassung nach unstreitig der vortrefflichste unter allen nordamerikanischen, und die Verfassung ist die vortrefflichste, weil sie die der Natur gemäßeste, menschlichste, freieste ist, und von dem staatsthümlichen Aberglauben der Europäer das Wenigste oder im Grunde gar nichts aufgenommen hat *).

Es versteht sich von selbst, daß sie mit der verwickelten, kostspieligen Maschinerie, mit den gothischen Schnörkeleien althergekommener Monarchien gar nichts gemein hat, wo der Fürst eigentlich der Staat, der Beamte sein persönlicher Diener, das Volk sein Leibeigenthum und Erbe ist, das er verschenken, vertauschen und verkaufen kann, wie es die Umstände erheischen. Aber es versteht sich auch, daß sie wenig mit den in Europa allenfalls noch befindlichen republikanischen Verfassungen gemein hat. Ihr begreifet leicht, ich meine unsere schweizerischen Freistaaten, die aber, das muß man zu ihrer Entschuldigung sagen, in ihrem Entwickelungsprozesse durch das Zurückbleiben der übrigen Reiche ringsumher mächtig gehemmt sind.

Der Flächenraum dieses amerikanischen Freistaates kann bequem eine Bevölkerung von neun bis zehn Millionen Menschen umfassen und nähren. So weit ich gekommen bin, fand ich den Boden im Durchschnitt überall fett, fruchtbar, jeder Art Anbaues fähig. Da, wo noch Nie-

*) Mit diesem Urtheil stimmt auch Melish in seinen Travels trough the united states u. s. w. überein.

mand wohnt, ist Wiese oder Wald. Der nie erbrochene, jungfräuliche Wiesengrund, seit Jahrtausenden durch seine eigenen Erzeugnisse gedüngt, zeigt eine mächtige Schicht der besten Dammerde. Der Wald ist fast überall Urwald, das heißt hochstämmig, fast nirgends mit Unterholz, weil dies im Schatten der hohen Baumkronen nicht gedeiht, daher überall bequem durchwandelbar, hin und wieder vom gefallenen modernden Holze durchlagert, welches Sturm oder Alter niederstürzten. Daß dieser Staat also seine neun bis zehn Millionen Seelen einst nähren könne, daran zweifelt hier im Lande selbst Niemand.

Selbst auf eine solche Bevölkerung hinaus ist die Verfassung berechnet. Je größer die Masse ist, welche regiert oder verwaltet werden soll, je einfacher muß die Einrichtung des Ganzen der Verwaltung sein, um übersehbar und gelenkig zu bleiben. Und das ist sie auch im Ohiostaat und in allen seinen zweiundvierzig Bezirken oder Countys. Es bedarf zur Regierung und Verwaltung des ganzen Staates nicht mehr Beamten, als ein einziger mittelmäßiger Schweizerkanton hat, daher auch nicht größerer Unkosten zur Administration, als dieser, ungeachtet hier ein Land von mehr denn dreitausend Geviertmeilen und mehr denn einer halben Million Einwohner zu regieren ist.

Man sage nicht: es sei ein Unterschied zwischen Ländern, wo etwa vierzigtausend Seelen auf zehn Geviertmeilen, und wo eine halbe Million auf dreitausend Meilen zerstreut wohnen. Die Menschen leben im Ohiostaate beiweitem nicht so zerstreut, als man sich einbildet. Sie wohnen in vierzig bis fünfzig Städten und Flecken, in zahllosen Dörfern und Höfen beisammen, und nur in den äussern Gegenden der Bezirke findet man ganz einsame Pflanzer oder Tagereisen weite Einöden. Es ist hier auch kein einfaches Hirtenvolk, kein bloß Ackerbau treibendes Volk, — hier blühen schon Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Handel, Verkehr und Luxus jeder Gattung, und werden auf alle mögliche Weise begünstigt, nicht durch die Regierung, sondern durch die Freiheit. Die Regierung sorgt nur für die öffentliche Sicherheit, und daß Jeder bei seinem Rechte geschützt leben und wandeln könne. Um mehr hat sie sich nicht zu bekümmern. Die Gesetze, welche nöthig sind, entspringen aus dem Gefühl des Bedürfnisses und werden von den Verordneten des Volks in der Assembly gegeben; der Gouverneur, als vollziehende Gewalt, ist für die Vollstreckung verantwortlich.

Hier besteht das Regieren und Verwalten nicht darin, jährlich viele Ballen Papiers mit Nichtswürdigkeiten vollzuschreiben, oder einander mit Willführlichkeiten zu klemmen. Hier weiß man nichts von Ordenskreuzen, Bändern, Rangstreitigkeiten, Religionsverfolgungen, Preßfreiheitsgefahren und dergleichen Plagen. Jeder denkt, spricht und schreibt frei, und wer das Recht des Andern, das übrigens Einer wie der Andere hat, verletzt, wird straffällig und wirklich gestraft, und zwar wird Einer gestraft wie der Andere, der Edelmann wie der gemeine Taglöhner mit gleicher Elle gemessen. Es gibt hier keine Exemptionsgesetze, Austrägal-Instanzen und dergleichen Spinnwebenknoten, worin sich die armen Fliegen verfangen müssen.

Die ganze Seele erweitert sich in dieser freien, gesetzlichen und natürlichen Ordnung der

Dinge. Der Mensch wird, möchte ich sagen, ordentlich menschlicher dabei, weil er mit einemmal bemerkt, er habe zum Leben durchaus nichts als seinen gesunden Menschenverstand nöthig. Weder die guten Sitten leiden dabei, noch leidet die Religion. Jeder ist der Sache schnell gewohnt, und so geht Alles seinen Gang. Ich bekenne, daß ich anfangs selbst den Kopf schüttelte, und nicht begriff, wie das so ruhig bleiben könne. Ich hatte ungefähr die Empfindung, die mancher Geheimerath und Minister in Europa haben mag, wenn er zu Euch in die Schweiz eine Lustreise macht, und da allenthalben Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit wahrnimmt, wo weder Fürst, noch stehendes Militär, noch geheime Polizei, noch reiche Besoldungen der Herren Amtleute sind; ja, was noch mehr, wenn er mit Erstaunen sieht, daß da die Landstraßen bequemer, die Städte und Dörfer behaglicher, die Leute durchgehends hablicher, die Reisenden bei Tag und Nacht sicherer sind, als bei ihm zu Lande, wo er sich doch das Regieren so sauer werden läßt, und meint, das Regieren sei eine schwere Kunst, und nicht so leicht gelernt.

So schwer Aristokratien in Demokratien umzuschaffen sind, eben so schwer würde es halten, aus dem Ohiostaate eine Aristokratie oder dergleichen zu machen, wo der Mensch von Zufalls wegen mehr als durch seinen eigenen Werth gilt.

Preise der Ländereien. — Alte Leute. — Zahl der noch lebenden Revolutionskrieger. — Verbindung der Gegenden durch Kanäle.

Bei der Größe des Landes und der noch äusserst mäßigen Volkszahl ist der Boden, besonders der, welcher noch bloßes Eigenthum des Staates ist, sehr wohlfeil. Die Regierung verkauft nicht weniger als achtzig Acker (der Acker zu 42,240 Geviertschuh) auf einmal, und zwar immer nur gegen baare Bezahlung. Der gegenwärtige Preis eines solchen Grundstücks beträgt, nach Euerm dortigen Gelde, ungefähr zweihundert und vierzig Gulden, oder hier zweiundneunzig Dollars und achtzig Cents (ein Dollar hat hundert Cents). Man hat den Acker Landes also etwa für drei Gulden. Ein einziger von den Riesenbäumen auf diesen Grundstücken würde in Europa mehr als drei Gulden werth sein.

Man hat nicht nöthig, dies Land den Europäern zum Kauf anzuempfehlen. Das beste Empfehlungsmittel ist die europäische Noth.

Das Klima gleicht unserm europäischen. Der alten Leute gibt es wenigstens überall genug. Hier eine Anekdote von einer recht kernfesten alten Familie, bei Gelegenheit des Todes vom Oberst Daniel Boone erzählt. Oberst Daniel Boone, der Eroberer von Kentuky, starb voriges Jahr zu Charité, einem Dorfe im Misury-Gebiet. Er war neunzig Jahre sieben Monate alt geworden, sein älterer Bruder nach ihm achtundachtzig, sein zweiter siebenundachtzig, sein dritter sechsundachtzig, sein vierter sechsundsiebenzig Jahre; die ältere seiner Schwestern war einundneunzig, die jüngere dreiundachtzig Jahre. Ein ehrwürdiges Geschwister, wenn das bloße Alter allein ehrwürdig machen kann.

Bei diesem Anlasse will ich auch noch bemerken, daß von den Männern, welche den amerikanischen Revolutions- und Freiheitskrieg mitgemacht haben, wirklich noch bei zwölftausend Mann leben. Man kennt ihre Zahl genau, weil sie alle noch Jahrgelder durch die Dankbarkeit der Nation geniessen. Neulich ging der General Scheme mit hundert und dreißig andern Soldaten nach Boston, ihren Jahrgehalt zu beziehen. Alle waren aus der gleichen County, und Alle siebenzig bis achtzig Jahre alt. In jeder Hinsicht den heutigen Amerikanern ehrenwerthe Veteranen, diese Freiheitskämpfer im Silberhaar!

Wiewohl es auffallen mag, daß die Bundesregierung der vereinigten Staaten noch immerdar ungeheure Landstriche theils von den Wilden, theils von den europäischen in Nordamerika Besitzung habenden Mächten ankauft oder eintauscht, während die ihr schon zugehörigen Gegenden beiweitem noch nicht bevölkert sind: so ist diese Handlungsweise darum nichts minder als verwerflich. Man muß den Grundsatz der Gebietserweiterung hier durchaus nicht mit der Länder- und Herrschsucht irgend eines Königs anderer Welttheile vergleichen. Es ist wahr, jene unermeßlichen Gebiete Nordamerika's, ungefähr groß genug, den ganzen Welttheil Europa darin zu beherbergen, werden vom Kongresse zugleich als eine ihm zuständige Waare betrachtet, womit er, bei Ländereienverkauf, einträglichen Handel treiben und die öffentlichen Einnahmen vermehren kann. Allein der daraus fliessende Gewinn für die Staatskasse ist beiweitem nicht erheblich genug, daß er die Ausdehnung des Gebiets zum Staatsgrundsatz machen sollte. Im Durchschnitt beträgt die Einnahme von Ländereienhandel jährlich dem Kongresse vier bis fünf Millionen Dollars; allein Jeder sieht ein, daß diese Einnahme nichts weniger, als reiner Gewinn ist.

Wesentlicher ist wohl der Nutzen, daß dieser Weltstaat durch die Ausdehnung, welche er sich selbst geben will, für die Zukunft das Anniſten mißfalliger Nachbarn verhütet; daß er sich, als ein geschlossenes Ganzes, staatsthümlich und für Kriegstage vortheilhaft abrundet; daß er mit sich alle Gegenden vereint, deren Küstenbesitz entweder seinem Handel, oder deren Erzeugniß seiner Unabhängigkeit von fremden Reichen unentbehrlich ist (so war Westflorida eine Erwerbung vom höchsten Werth). Ja, nur Meister eines der ungeheuern Ströme bis zu seinen Mündungen zu sein, ist der Mühe werth, Herr der todten Einöden zu werden, die jetzt längs seinen Ufern liegen.

Eben diese Ströme, diese Wasserstraßen sind es, durch welche das weitläufige Reich gleichsam wieder kleiner wird und alle Theile desselben unter einander verkehren. Unablässig wird an Verknüpfung der Seen und Ströme durch Kanäle gearbeitet. Schon sind deren mehrere vollendet, noch andere und größere liegen im Entwurf, andere sind in der Arbeit. New-York wird mit dem Erie-See in Verbindung gebracht; vom Erie- zum Michigan-See konnte man schon längst gelangen; um von diesem zum Missisippi zu kommen, wird der Illinoisfluß mit dem Michigan zusammengehängt; der Illinois ist zur Schiffahrt vollkommen tauglich. So kann man endlich von New-York bis Orleans zu Schiffe mitten durch das Festland fahren. Die

Reisen sind freilich weit, aber die Dampfboote gehen auch schnell. Es macht einen eigenen Eindruck, diese stolzen, regen Wälle das Land, einen ganzen Welttheil, durchkreuzen zu sehen. Unlängst kam ein Dampfboot von New-York aus dem atlantischen Meere, den Missisippi und den Ohio herauf, mit den Erzeugnissen jenes östlichen Staates befrachtet.

Nordamerikanische Standlager. — Di Mammuthsknochen.

Man hat vor den sogenannten Wilden, die übrigens oft menschlicher als die Zahmen in der alten Welt sind, nirgends mehr Furcht, selbst in abgelegenen Pflanzungen. Es ist nicht mehr, wie vor hundert oder auch nur vor fünfzig Jahren. Sie werden immer weiter und weiter gegen die Küsten des stillen Meeres hingedrängt. Die Stämme sind alle friedlich. Man behandelt sie redlich, und sie ehren die Ueberlegenheit der zivilisirten Welt. Unsere Truppen, sechstausend Mann in allem, liegen ihnen zerstreut in verschanzten Posten an den Grenzen gegenüber, wie zu Council, Bluffs am Misury, Prairie des Chiens, Fort Crawford am Missisippi u. s. w.

Gleich den alten römischen Standlagern gegen die barbarischen Völker sind jene Posten. Da pflanzen sich die Kriegsleute ihre eigene Nahrung. Sold, Kleidung, Munition und andere Bedürfnisse empfangen sie vom Staat. Stets durch die Streifereien der nomadischen Stämme wach gehalten, ist Spiel und Jagd ihre Belustigung, Krieg ihr Gewerbe.

Schönere Eroberungen wären in jenen Standlagern noch durch Naturforscher zu machen. Selten verirrt sich einer aber dahin.

Das Mammuth-Thier muß, wenn es nicht durch große Naturumwälzungen in diese Gegenden geschleudert wurde, eben in den Nachbarschaften von Cincinnati gar einheimisch gewesen sein; denn man findet die übrig gebliebenen Gebeine noch hin und wieder. Die meisten wurden nur etwa drei gute Stunden von hier beim Salzsee gefunden, der jetzt von denselben den Namen Big-Bone-Lake (Großbein-See) hat.

Diese Gebeine lehren uns nicht viel über die Natur der verschwundenen riesenhaften Thierart. In den Sagen der Urbewohner Amerika's findet sich meines Wissens keine Spur, daß man das Thier je lebendig gesehen habe; nur in einer dieser Sagen ist es merkwürdig, daß das Mammuth mit einem ungeheuern Büffel verglichen wird.

General Morgan kam im Jahr 1766 zu eben jenem Salzsee, wo er einem Zuge Irokesen begegnete, der aus dem Kriege gegen die Schikasaws zurückkehrte. Er wandte sich an das Oberhaupt der Irokesen, einen Mann von vierundachtzig Jahren, machte ihm Geschenke und fragte, woher jene Gebeine kämen.

Der Alte der Irokesen antwortete: „Da ich ein Knabe war, ging ich den Weg mehrmals in den Krieg gegen die Katabas, und der alte Anführer des Stammes, ein weiser Mann, unter welchem mein Großvater kriegte, gab von den Gebeinen folgende Nachricht. Nachdem der große Geist die Welt und die Thiere gemacht, hat er auch den weißen Menschen gemacht, und

der war sehr klug, aber ungehorsam und von böser Art. Er hat denselben dahin gesetzt, von wannen er über das große Wasser gekommen ist, uns zur Plage. Als der große Geist an ihm kein Gefallen hatte, nahm er schwarze Erde und machte daraus schwarze Menschen mit dem Wollenhaar. Sie sind besser als die Weißen, doch war der große Geist mit ihnen nicht zufrieden. Also nahm der große Geist rothe Erde und machte daraus den rothen Mann, und setzte ihn auf dies Land, weit entfernt von dem Weißen und dem Schwarzen. Die rothen Menschen waren gut, aber sie sind nachher schlecht geworden. Darauf machte der große Geist den großen Büffel, von dem die Beine sind, die du hier vor dir siehest. Dieser hat alle Menschen zerrissen, bis auf wenige. Diese versprachen dem großen Geiste, nach seiner Vorschrift zu leben, wenn er sie vor den großen Büffeln bewahrte. Da sandte der große Geist Donner und Blitz, und vertilgte die großen Büffel bis auf zwei, ein Männlein und ein Weiblein. Die hat er in einen Berg verschlossen, daß er sie immer wieder loslassen könne gegen die Menschen."

Die Beduinen.

Nach der Ethnographie kann man die Araber füglich in zwei Volksstämme abtheilen, von denen einer als ansässiges Volk in Dörfern und Städten an den Gestaden des Nils bis nach Nubien hinauf, dann auf der Halbinsel, die zwischen dem rothen und persischen Meere liegt, zum Theil in volkreichen Städten wohnt, und Handel und Ackerbau treibt.

Der andere Stamm ist ein freies, herumschweifendes Volk, das sich mit der Zucht von Pferden, Kameelen und Schafen abgibt. Dieser Stamm nimmt einen unermeßlichen Strich der Erde ein, und dehnt sich in verschiedenen Abtheilungen von Persien aus durch Syrien, Aegypten, durch die sogenannte Barbarei in Afrika über die Staaten von Tripolis, Tunis, Algier, durch das Kaiserthum Fetz und Marokko bis zu den westlich-afrikanischen Ufern des Ozeans, ja noch weiter in einer ungemessenen Breite gegen Süden an die Länder der Neger.

Dieser Stamm begreift die eigentlichen Beduinen in sich. Bed-hui soll im Arabischen soviel heißen, als Mann der Wüste. Sie wohnen darin unter freiem Himmel unter Zelten. Obwohl die Sandwüsten meistentheils unfruchtbar sind, so gibt es doch hier und da Grasplätze, welche nach den tropischen Regen aufkeimen und gleich grünen Inseln aus dem Sandmeere emporragen. Diese weiden sie mit ihren Heerden ab. Sobald aber im Sommer die glühende Hitze diese Standörter wieder ausgebrannt hat, wenden sie sich nach den innern Gebirgen und Waldungen, wo sie Palm- und andere Bäume, lieblichen Schatten und Futter für ihre Heerden finden. So ist ihr Leben eine ewige unstete Wanderschaft nach allen Weltgegenden.

Kein Volk des Erdbodens hat seine einfachen Sitten und seine alterthümlichen Gebräuche von einem Geschlechte zum andern so rein und unversehrt, keins seine ursprüngliche Sprache so

unvermischt erhalten, als diese Araber. Abraham und die ältesten Patriarchen, von denen wir so vieles in der heiligen Schrift lesen, gehörten unstreitig zu diesem Volke, zogen mit ihren Heerden vom Flusse Euphrat bis zu den östlichen Küsten des mittelländischen Meeres und bis an die Grenzen Aegyptens hin und her, waren also Fürsten und Anführer eines Beduinenstammes in der grauen Vorwelt.

Ein Reisender in Afrika und Asien, der auf ein Lager von Beduinen stößt, sieht mit eben so vielem Vergnügen als Erstaunen sich in eine Patriarchalwelt versetzt. Er wird bald finden, daß diese Menschen noch die nämlichen sind, wie sie die Bibel, sodann Plinius, Strabo und Solinus unter dem Namen der Sceniten oder Zeltenbewohner beschrieben haben. Dieses Volk hatte von jeher mit andern Nationen nur wenigen Verkehr, und daher auch seine Lebensweise seit Jahrtausenden beibehalten.

Die Beduinen, welche sich zum Islam bekennen, wissen durch die Geschichte und durch die Ueberlieferungen ihrer heiligen Bücher, daß sie von Ismael, dem Sohne Abrahams, abstammen; daß ihr Stammvater mit seiner Mutter Agar aus Abrahams Zelte in die Wüste verstoßen, und nur durch ein Wunder gerettet worden. Sie sprechen also die Wüste als ihr ursprüngliches Erbe und Vaterland an, in welchem sie kein anderes Obdach haben, als ihre Zelte, und keine andere Nahrung, als den Ertrag ihrer Heerden und allenfalls der Jagd. Der Fremde, der zu einem ihrer Lagerplätze kommt, ohne eine feindliche Absicht zu verrathen, wird freundlich von ihnen aufgenommen. Wofern sich Jemand bei Tag oder Nacht in der Wüste verirrt hat, und irgendwo Feuer oder Rauch in der Ferne aufsteigen sieht, oder Hunde bellen oder Vieh blöcken hört, darf er nur seine Schritte nach dieser Gegend verdoppeln. Er ist dann sicher, ein Lager von Beduinen anzutreffen. Bei seiner Ankunft wird ihm der Pferch, in dessen Umfang die Wohnzelte aufgeschlagen sind, sogleich aufgemacht. Das Erste, was man ihm nach gegebenem und empfangenem Friedensgruße darbietet, ist eine Schale mit Milch gefüllt, dann ein Körbchen mit getrockneten Feigen, Datteln und Trauben, und ein Stückchen Kuchen mit ein wenig Salz. Hat er dieses Vorspiel der Gastfreundschaft genossen, so ist er in vollkommener Sicherheit. Der Haus- oder vielmehr der Zeltenvater geht auf das Feld zur Heerde, holt ein Lamm oder ein junges Böckchen her, schlachtet es selbst, zieht es ab und übergibt es der Hausmutter, die es zum Abendessen zubereitet, einen Theil aber davon zum Frühstück für den andern Tag aufhebt, an welchem es auf Kohlen geröstet dem Gaste vorgesetzt wird. Wer erinnert sich hier nicht an Abraham, wie er die drei Fremden in seinem Zelte empfing und bewirthete? — Nun kann der Reisende noch einen ganzen Tag in dem Zelte ausruhen. Er genießt vollkommenen Schutz; ihm etwas zu Leide zu thun, würde für ein großes Verbrechen gehalten und streng von dem Stamme geahndet werden. Aber ein längerer Aufenthalt wäre eine große Unbescheidenheit gegen ein Volk, das nur auf das Nöthigste beschränkt ist und keinen Ueberfluß an Lebensmitteln hat. Der Wirth erwartet eigentlich keine Belohnung für diese Gastfreundschaft. Gibt ihm aber der Fremde beim Abschied etwas Schießpulver oder den Töchtern ein Stückchen Antimonium, mit

welchem sie ihre Augenbraunen, nach der Sitte der Orientaler, schwarz färben, oder der Mutter gar eine Scheere mit einigen Nähnadeln, so wird diese Gabe als eine ausgezeichnete Belohnung bei diesem einfachen Volke angenommen, das so wenige Bedürfnisse in seinem Hauswesen hat. Hätte jedoch der Fremde Lebensmittel zur Fortsetzung seiner Reise nöthig, als Fleisch, Talg, Früchte und Käse, das Einzige, was der Araber zu geben vermag: so werden sie ihm um einen billigen Preis verkauft, oder auch durch Tausch gegen Waaren, die er mit sich führt, umgesetzt.

Ziehen jedoch ganze Karavanen mit Pferden, Kameelen und andern Lastthieren durch die Wüste, so fordert der Beduinenstamm, durch dessen Gebiet der Weg genommen wird, eine Gebühr an Waaren oder Lebensmitteln, mit dem nämlichen oder vielleicht mit noch größerm Rechte, als er den Schiffen abgefordert wird, die durch den nordischen Sund oder durch die Dardanellen vor Konstantinopel segeln.

„Das Kameel ist das Schiff der Wüste", sagen die Beduinen, „auf welchem die Kaufleute ihre Waaren verführen. Die Wüste aber ist das einzige sehr unfruchtbare und kärgliche Eigenthum, das unserm Stammvater Ismael zu Theil geworden, da doch sein Bruder Isaak und dessen Nachkommen so reichlich mit guten Ländern bedacht worden sind. Wir leiden Mangel an Allem. Wenn nun die Handelskaravanen mit ihrem zahlreichen Lastvieh die Weiden, die zur Nahrung unserer Heerden dienen, aufzehren, und unsere so seltenen Quellen und Wasserplätze durch den häufigen Gebrauch der Tränke austrocknen, so ist es billig, daß sie für die Erlaubniß, unsere Länder zu durchreisen, uns eine Entschädigung für den Verlust leisten."

Wer könnte gegen einen solchen Anspruch etwas einwenden, besonders von Seite der Europäer, in deren Ländern auf jede Stunde Weges ein Zoll oder Straßengeld bezahlt werden muß! Erinnern wir uns auch an die alten Ritterzeiten, da jeder Kaufmann auf der Straße angefallen, gebrandschatzt oder ausgeplündert ward. Ja, es ist noch nicht lange, daß die Kaufleute, welche zur Messe nach Frankfurt reiseten, ein sehr lästiges Geleitgeld abtragen mußten. Daß die Beduinen auch zu rauben pflegen, ist richtig; aber eigentlich üben sie dieses feindselige Handwerk nur gegen jene Karavanen aus, welche sich, ohne die Erlaubniß des Durchzuges zu lösen, durch das Gebiet durchschleichen wollen. Sonst aber haben die Beduinen keine Mordanschläge. Verlieren aber bei einem Angriffe Menschen das Leben, so ist dies eine Folge des Widerstandes der Karavanen, welche die Bezahlung der Gebühr verweigern. Kommt indessen eine Karavane mit oder ohne Gefecht glücklich durch, welche die Abgabe nicht bezahlte, so muß die zweite, die etwa nachkommt, die Schuldigkeit der erstern berichtigen.

Die Beduinen, welche dies Raubhandwerk — wie wir es zu nennen belieben — zu treiben sich für berechtigt halten, besitzen jedoch einige Eigenschaften, die das Gehässige davon mildern. Wenn ein Fremder oder Kaufmann, der beraubt worden, in die Wüste versprengt wird und hilflos herumirrt, dann aber etwa auf ein Zelt der Horde stößt, die ihm das Seinige abnahm, so wird er wegen seiner Verlassenheit in den sporadischen Wohnungen seiner Räuber mit Sorg-

falt aufgenommen. Er empfängt als Symbol der Gastfreundschaft Salz und Brod, und genießt nach dessen Verzehrung den treuesten öffentlichen Schutz. Der Zeltenbewohner theilt mit ihm sein Lager auf einem Löwen- oder Tigerfell, hört ihn mit Theilnahme die Geschichte seiner Beraubung erzählen, und sagt am Ende: „So mußte es geschehen, so brachte es dein unvermeidliches Schicksal mit sich; aber Gott ist barmherzig!" — Dann schenkt er dem armen Geplünderten ein Kleidungsstück, während dieser ein ihm geraubtes an dem Haken der Zeltstange hängen sieht. Bei der Abreise gibt er ihm, unter Anwünschung eines bessern Glückes, einen kleinen Knaben oder ein Mädchen bis zu dem nächsten Lager mit. Im Geleite dieser Unschuldigen, die in der ganzen Wüste respektirt werden, ist er gegen jeden feindseligen Anfall gedeckt, bis er an dem nächsten Orte seiner Bestimmung anlangt.

Der Beduine läßt seine Kinder, die ein so mühseliges Leben voll Entbehrungen unter dem freien Himmel zu führen bestimmt sind, ohne allen Zwang in der vollkommensten Freiheit aufwachsen. Demungeachtet bleiben sie nicht ohne Unterricht. Die Lager der Beduinen werden in der Figur eines halben oder ganzen Zirkels aufgeschlagen und mit Hürden umgeben. In der Mitte steht etwas erhabener das Zelt des Anführers in konischer Gestalt; nicht weit davon zwei andere leere, deren eins zur Aufnahme von Fremden, das andere zum Schulhalten bestimmt ist. Mit Anbruch des Tages begeben sich die Kinder in das Schulzelt und sprechen dort ein Gebet, das an einer Stange hängend auf einer hölzernen Tafel aufgezeichnet ist. Sie haben einen eigenen Lehrer, der sie Arabisch schreiben und Sprüche aus dem Koran lesen und auswendig lernen läßt. Denn alle Araber sind Anhänger des Islams. Der Unterricht geschieht in der höchsten Geduld und Sanftmuth; denn Zwang oder Züchtigung würden die freien Söhne der Wüste nie ertragen. Der Lehrer wird wie ein gemeinschaftlicher Vater von seinen kleinen Schülern geachtet und geliebt. Ist der Unterricht geschlossen, kommt jedes einzelne Kind, bedankt sich und küßt den Lehrer.

Ausser dem Koran, der religiöses und moralisches Gesetzbuch für die Beduinen ist, haben sie keine geschriebenen politischen oder Staatsgesetze. Alles Uebrige wird durch Sitten oder Gewohnheiten, die fast bei einer Horde wie bei der andern gleichförmig sind, regiert und abgethan. Was bedarf es auch für Gesetze bei einem Volke, welches vollkommen unabhängig in der Natur herumirrt, unter dem heitern Himmel wohnt, so genügsam ist, ausser den Heerden so wenig Eigenthum besitzt, und eigentlich keine bestimmten Grenzen hat, als eine ungemessene Einöde, die sie mit wilden Thieren theilt. Die Weideplätze sind für die Horde gemeinschaftlich, und jede benachbarte Horde hütet sich sorgfältig, die Grenzen zu überschreiten, welche die Heerden einer andern bereits eingenommen haben. Könnte man wohl einem solchen Volke, das wenig oder nichts bedarf, einen Kodex aufdringen? — Als die große Kaiserin Katharina II von Rußland aus allen Provinzen ihres unermeßlichen Reiches Abgeordnete zusammenrief, um mit ihnen über ein Gesetzbuch für alle Länder zu berathschlagen, sagte der Abgeordnete des samojedischen Volkes, welches in den unwirthbaren Schneefeldern auf Schlittschuhen so leicht und

geschwind sich hin und her bewegt, an den Gestaden des Eismeeres mit seinen Rennthieren herumzieht und sich von Jagd und Fischfang nährt, die denkwürdigen Worte: „Wir für uns bedürfen keiner Gesetze; gebietet nur unsern Nachbarn, daß sie uns kein Unrecht thun."

Bestimmtes Eigenthum ist unstreitig die Quelle von unvermeidlichen tausendfältigen Streitigkeiten. Rousseau hatte also im Grunde Recht, wenn er sagte, daß man denjenigen, der im Stande der Natur den ersten Pfahl schlug, um sich von der gemeinschaftlichen Erde ein besonderes Eigenthum abzuscheiden, aus der Gesellschaft hätte hinwegweisen sollen. Die nomadischen Kalmukenstämme, welche mit ihren Heerden an den Flüssen Astrakans und Kasans und so weiter in der Tartarei herum weiden, und wie die Beduinen unter Zelten wohnen, baten den Staatsrath und Naturkundigen Pallas, der ihr Lager besuchte, inständig, er möge doch der großen Kaiserin vortragen, daß dieselbe den auf ihren Grenzen angesiedelten Russen verbieten möchte, die ihren Stämmen ausschließlich gehörigen wilden Felder anzubauen, weil dadurch die Weiden, von denen sie mit ihren Heerden lebten, geschmälert würden.

Die ganze Nation der Beduinen ist in Stämme abgetheilt. Um sich zu unterscheiden, nennen sie sich nach dem Namen ihres Scheiks oder Anführers. Heißt dieser Keraim oder Saker, so heißt der Stamm Ben Keraim oder Ben Saker, Ben aber bedeutet soviel als Sohn oder Kind. So hießen die alten Israeliten schon zu ihrer Zeit Ben Ischrol, d. h. Kinder Israels. Und so war es ursprünglich bei allen freien Nationen im Naturzustande, die sich an ein Oberhaupt anschlossen. So ist es noch heutzutage in den schottischen Hochländern, wo sich das Volk in Clans oder Stämme ursprünglich abgetheilt hat, und den Namen von seinen alten Lairds oder Anführern noch heute trägt. Frägt man einen Hochländer: wer bist du? so antwortet er: ich bin ein Mac-Atol oder Mac-Pherson, d. i. ein Sohn vom Stamme Atol oder Pherson.

Obwohl die Beduinen vollkommen frei sind, so ist es ihnen doch nie eingefallen, eine eigentliche republikanische Verfassung anzunehmen. Eigentlich haben sie nur eine patriarchalische Familienregierung. Mehrere Stämme können sich zwar einen Scheik oder Anführer wählen, der ihr Vertrauen gewonnen hat, die Angelegenheiten des Stammes besorgt, bei ihren Unternehmungen gegen die durchreisenden Karavanen, wenn dieselben keinen Zoll abtragen wollen, sie anführt, und etwa einen größern Antheil an der abgeforderten Gebühr oder dem genommenen Raube erhält. Auch geben ihm Reisende, die etwa im Lager Unterkommen suchen, Lebensmittel erhandeln oder Kameele zum Transporte miethen wollen, vorzugsweise ein größeres Geschenk. Man mag dieselben nun Emirs oder Fürsten der Wüste nennen, weil die Fremden sich immer zuerst an sie wenden müssen, so haben sie doch über ihr Volk keine gesetzgebende und gebietende Gewalt.

Weil nun der Scheik oder Fürst seine Stammesgenossen immer bewaffnet sieht, auch ihre Macht, ihn zu wählen, nicht mißkennt, so darf er nie die Nothwendigkeit aus den Augen setzen, ein Volk zu schonen, das ihn mit seinem Vertrauen beehrt hat. Ein Reisender fragte einmal einen solchen Fürsten, ob sein Volk auch frei wäre. Er antwortete: „Warum nicht, da ich es

selbst bin?“ — Im eigentlichen Sinne ist die Regierung des erwählten Sheiks nicht erblich. Doch gibt es Familien, die seit Jahrhunderten dem Stamme vorstehen. Allein sie verdanken diesen Vorzug den väterlichen Gesinnungen, mit welchen sie den Stamm leiten und ja mild behandeln müssen, und dem Vergnügen, Jenem gern zu gehorchen, der sich mit der Regierung und ihren Sorgen befaßt, und sich bemüht, sie glücklich zu machen. Einem Gewohnheitsrechte nach geht bei den Beduinen der Hirtenstab des Volkes vom Vater auf den Sohn über, unter der Voraussetzung, daß er die Liebe und Achtung der Horde zu verdienen wisse. Diese Auszeichnung ist aber durch kein ausdrückliches Gesetz gewährleistet. Das Mitglied oder der Sohn der regierenden Familie, der sich am meisten des Vertrauens der Stammgenossen würdig macht, ist sicher, allen Andern vorgezogen zu werden.

Würde sich ein Fürst, im Vertrauen des Reichthums an großen Heerden und der zahlreichen Glieder seiner Familie, einfallen lassen, gegen die Stammesgenossen Ungerechtigkeiten auszuüben, so entsteht deswegen doch keine öffentliche Empörung oder eine blutige Staatsrevolution. Der Stamm, wenn er durch seine Aeltesten, ohne Abhilfe zu finden, sich in Vorstellungen erschöpft hat, zieht ganz still und in der größten Ordnung aus dem Lager, um entweder, wenn er volkreich und mächtig ist, sich einen andern Anführer aus seiner Mitte zu wählen, oder aber um sich an eine andere Horde anzuschliessen, von deren Oberhaupt er sicher ist, mit Freude aufgenommen zu werden, weil durch einen solchen Zuwachs der Bevölkerung seines Lagers seine Macht und die gute Meinung von seiner Popularität erhöht wird, was ihm Ansehen und wesentliche Vortheile verschafft.

Man hat schon öfters solche verlassene Fürsten angetroffen, deren ganzes Lager ausgezogen war. Herr Penanti, ein kenntnißreicher Toskaner, der die nördlichen Küsten von Afrika vor einigen Jahren bereisete, erzählt Folgendes: „In der Gegend von Algier sah ich einen solchen unglücklichen Fürsten der Beduinen. Er saß allein und traurig mit gesenktem Blicke auf dem Felde unter einem Baume. Scham und Bekümmerniß waren in seinen Zügen abgebildet. Keiner seiner ehemaligen Stammesgenossen war bei ihm geblieben, um ihn zu trösten; seine Horde hatte sich auf einen benachbarten Hügel gezogen, wie einst das römische Volk auf den Mons sacer, und überließ ihn seinem Nachdenken und einer leider zu späten Reue.“

Eben so gut und zuverlässig, wie die christlichen Nationen, behaupten die mahomedanischen Beduinen, daß alle Gewalt von oben herab, nämlich von Gott, komme. Sie finden dieses im Koran, wie wir in unsern heiligen Schriften, geben aber darüber folgende Auslegung. Gott gab jedem Menschen im Stande der Natur Vernunft, Freiheit und unabhängigen Willen, seine Kräfte zu gebrauchen. Diese Gaben konnte nun jeder Mensch entweder allein für sich, oder auch in Gesellschaft mit Andern benutzen. Bei dem Zusammenleben fand jedoch der Mensch größere Vortheile, weil vereinigte Kräfte zum gegenseitigen Schutze und zur gemeinschaftlichen Handreichung besser auf einen Zweck hinwirken können. Indessen aber gibt es da, wo Viele mitzusprechen haben, wegen Verschiedenheit der Meinungen öfters Anlaß zu Streitigkeiten. Dieses

sahen wir freie Beduinen wohl ein; wir übertrugen also Einem, der uns der Weiseste, der Gerechteste und der Tapferste zu sein schien, die Leitung unsers Stammes, um mit dem Rathe der Aeltesten dessen Vortheile zu befördern; und so hat er durch mittelbare Uebertragung aus unsern Händen gemeinsam eine Gewalt empfangen, die jeder von uns einzeln von Gott erhalten hatte.

Was könnte wohl ein Lehrer des Staatsrechts gegen einen solchen Grundsatz dieser einfachen Naturmenschen einwenden? War es nicht eben so bei den alten Deutschen? Als nomadische Völker in Wäldern und Ebenen auf Jagd und Viehzucht beschränkt, übertrugen sie, wie uns der große Tacitus meldet, einem Einzigen unter ihnen gemeinschaftlich die Anführung, wenn es auf eine große Unternehmung ankam, doch mit dem Unterschied, daß die ihm übertragene Gewalt ein Ende hatte, sobald die Unternehmung vollbracht war.

Zuweilen geschieht es, daß mehrere Horden zusammen, ausser ihren gewöhnlichen Stammfürsten, einen gemeinschaftlichen Sheik el Meisach oder Sheik el Keeber, das ist soviel als Großmeister, wählen, um bei wichtigern Gefährlichkeiten oder Unternehmungen ihre Kräfte in einem einzigen Wirkungspunkt zu vereinigen. Dieser oberste Sheik leitet nun die vereinigten Stämme, beruft jedoch bei wichtigen Angelegenheiten die einzelnen Chefs in sein Zelt, vernimmt ihren Rath, und bemüht sich, die Verschiedenheit der Meinungen auszugleichen. Im Grunde ist also seine Macht beschränkt; er ist nur Vorsitzer des Kriegsraths, und wendet seine Einsicht und Ueberredungskunst an, um das öffentliche Vertrauen zu gewinnen.

Die Beduinen suchen geflissentlich die Nachbarschaft mächtiger Staaten oder Städte zu vermeiden, die auf der Grenze der Wüste liegen. Werden aber die Weideplätze zu eng für den Zuwachs des Volkes und der Heerden, so miethen sie unbebautes Land von einem Nachbarstaate gegen Lieferungen an Geld oder Vieh. Meistentheils geben sie den zehnten Theil der vermehrten Heerden, unter dem Namen Garam, der streng von ihnen eingetrieben wird. Auch ist dann jedes Lager einer Horde für alle Räubereien und Verbrechen verantwortlich, die in seiner Nachbarschaft begangen werden, doch mit Ausnahme der Nachtzeit. Denn die Nacht, spricht der Araber, hat keine Augen. Sonst muß das Lagervolk Alles ersetzen. Deswegen brechen auch die gelagerten Araber nie vor Sonnenaufgang auf, und beziehen bei dem Niedergange sogleich wieder das Lager.

Die Vermiethung der öden Felder an die Beduinen findet hauptsächlich statt in den Königreichen Algier, Tunis und Tripoli, an deren Grenzen einige Stämme in weiter Ausdehnung herumschwärmen. Oft vermiethen sie sich an diese Raubstaaten bei ihren Kriegen gegen Beute, deren sie habhaft werden können. Die Stämme ziehen dann dem Kriegsheere häufig zu. Jeder Beduine bringt seine eigenen Waffen und zwei vortreffliche, dauerhafte und sehr gewandte Pferde mit, die nach der Sitte des Landes an den Vorderfüßen nicht beschlagen sind. Auch hat jede Horde ihre eigenen Kameele, um sie mit Lebensmitteln und bei dem Rückzuge mit Beute zu beladen. Diese zuziehenden Krieger sind persönlich tapfer, und immer gerüstet, einen schnellen

und muthigen Angriff zu wagen, auch vorzüglich geschickt, aus einem Hinterhalte hervorzubrechen und Alles in Verwirrung zu setzen.

Auch gibt es einzelne Beduinen-Familien, die sich von den Stämmen losreissen, um in der Wüste auf eigene Faust Räuberei zu treiben. Für die Reisenden sind jedoch dieselben nicht fürchterlich, wenn die Gesellschaft nur mit einigen Feuergewehren versehen ist.

Das ist also die Lebensweise der herumziehenden Araber. Ich sagte oben, daß es auch ansässige am Nil und andern Flüssen gibt, welche Dörfer und auch sogenannte Städte bewohnen. Unrichtig nennt man dieselben Beduinen oder Söhne der Wüste, da sie nicht unter Zelten wohnen oder ihren Aufenthalt stets ändern. Die Dörfer sind höchst elend gebaut. Die Häuser bestehen meistentheils aus Backsteinen, die an den heißen Sonnenstrahlen getrocknet und gehärtet sind; das Dach aus einer Decke von Rasen oder Palmblättern, als Schutz gegen die Sonne; denn in diesem Lande regnet es nie, oder doch höchst selten. Der innere Raum der Wohnungen ist sehr beengt, und kaum hinreichend, einiges Geräthe aufzubewahren. Geflochtene Strohmatten, auf dem Boden ausgebreitet, dienen zum Lager. Der Fremde, den es nicht ekelt, von einer ungeheuern Menge Flöhe, Wanzen und der orientalischen Schabe oder, wie sie Linné nennt, Blatta orientalis, geplagt zu werden, mag dort freilich einigen Schutz gegen die stechende Sonne finden; aber des Nachts trägt er lieber seine Decke vor die Thür der Hütte, und schläft da in der Kühle des gestirnten Himmels.

Diese angesiedelten Araber heißt man Fellas, soviel als Landbauern. Sie haben zwar auch Heerden von Ziegen, Schafen und einigen Kameelen, aber nicht in so großer Menge und Ausdehnung, wie die wandernden Beduinen. Auch sind sie keineswegs frei, sondern stehen unter der Hoheit der Türken, ehemals der Mamelucken. Sie sind großen Plagereien ausgesetzt; denn mit unerbittlicher Strenge werden von ihnen die Abgaben eingetrieben, die von einem Jahre zum andern bestimmt werden, je nachdem der allesernährende Nil sich über ihre Felder ergossen, oder durch Kanäle die Fruchtbarkeit befördert hat. Ausser mannigfaltigen Gartengewächsen erziehen diese Araber verschiedene Körnerfrüchte, als Reis, Gerste und Weizen, vor allem aber Dura. Diese Körnergattung ist die herrschende Frucht in Oberägypten, in Nubien und allen Negerländern, die sich nach dem östlichen und südlichen Ozean hinziehen. Die Dura heißt in dem Linnéischen Pflanzensysteme Holcus dora, auf deutsch Kolbenhirse, aus dem Grunde, weil sie am Ende eines langen rohrartigen Halmes kolbenförmige Büschel trägt, die unzählige Körner in schwarzen, weißen oder roth punktirten Schälchen eingeschlossen sind. Diese Körner sind dreimal so dick, als jene der gemeinen Hirse, und eben so nahrhaft, als diese; denn bekannt ist es, daß die Hirse nebst der Gerste am meisten Kleister und Nahrungsstoff enthält.

Von dieser Dura leben nun alle südlichen und im Innern wohnenden afrikanischen Völker. Sie wird von den Arabern sehr einfach auf kleinen Handmühlen gemahlen, dann mit Schaf-, Ziegen- oder Kameelmilch angemacht, in die Form von dünnen Kuchen ausgedehnt und auf heiß gemachten Blechen gebacken. Das ist die gewöhnliche Hauskost und Reisespeise in diesen

Ländern für die Fremden. Auch lassen sie das Duramehl mit Wasser aufgähren, und bereiten davon ein sehr berauschendes Getränke. Ungeachtet das Gesetz Mahomeds den Genuß aller berauschenden Getränke streng verbietet, so setzen doch diese Araber das Gebot ausser Beobachtung. So wie es bei uns Bierhäuser gibt, so gibt es in diesem Lande Duraschenken, in denen sich die Leute berauschen und höchst sittenlosen Unfug treiben.

Die Sittlichkeit der ansäßigen Araber ist leider sehr gesunken, seitdem sie sich von den Gebräuchen ihrer Stammesbrüder, der wandernden Beduinen, und von den polizeilichen und religiösen Vorschriften des Korans entfernt haben. Bei ihnen findet man nicht mehr jene herzliche und patriarchalische Aufnahme, welche ihre unter freiem Himmel herumziehenden Stammesgenossen den Fremden unter ihren Zelten angedeihen lassen. Bei den Fellas muß Alles bezahlt werden, entweder mit Geld, oder mit Waaren, oder mit Dura, die immer den Werth des baaren Geldes hat. Diese Leute sind sehr verschlagen, bei guter Gelegenheit räuberisch, und auch heimliche Mörder. Die Unmäßigkeit, mit welcher sie dem berauschenden Getränke des Dura-Biers ergeben sind, verleitet dieselben zu den abscheulichsten Ausschweifungen. Sie ziehen vielen Gewinn durch das Vermiethen ihrer Kameele, Pferde und Esel an die reisenden Karavanen, die von Senaar, Darfur, Gondola und Habessinien durch das Nilthal nach Kairo ziehen, oder von da aus in jene Länder zurück nach Süden oder seitwärts nach Osten über die Seestadt Cosseir und den arabischen Meerbusen auf Mekka und Medina, die geheiligten Wallfahrtsorte, mit schwarzen Sklaven und allerlei Waaren abgehen. Der Druck des türkischen Despotismus und der Handel haben dieses Volk sehr verschlechtert. Denn wie man behaupten will, macht Handelsgeist ein nur halbgebildetes Volk mehr engherzig und mehr habsüchtig, als alle andere Handthierungen der menschlichen Gesellschaft. Auch sind diese Araber höchst unduldsam gegen die Bekenner des Christenthums, besonders in den kleinen Städten, wo sie sich die unverschämtesten Beleidigungen und Erpressungen gegen die Christen erlauben, welche diesen Erdstrich entweder des Handels oder der Erweiterung ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse willen bereisen. Empörende Beweise von dergleichen Mißhandlungen liefern uns die nun herausgekommene Beschreibung der Reise, die der gelehrte und zum Nachtheil der Wissenschaften leider zu früh verstorbene Burkhard von Basel zurückließ, den weder der mit Fleiß angenommene Anzug eines sehr dürftigen Türken, noch die vollkommenste Kenntniß der arabischen Sprache, noch die Mitmachung der äussern mahomedanischen Religionsgebräuche unter dem ungastlichen arabischen Land- und Stadtvolke bei seinem Zuge nach dem rothen Meere vor Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten zu schützen vermochte. Selbst in Kosseir, dieser betriebsamen Handelsstadt an den Gestaden des rothen Meeres, von welcher die Ueberfahrt nach Arabien geht, mußte er abentheuerliche Unbilden erdulden, bis er endlich den Stolz des dort befehlenden türkischen Pascha's und des arabischen Sheiks, eines Mitgenossen seiner Plünderungen, demüthigte. Denn in dem Augenblicke, da man ihm Fesseln anlegen wollte, zog er aus dem Futter seines zerlumpten Kaftans einen großherrlichen Firman und einen Reisepaß von dem Pascha von Aegypten hervor, und schlug die an ihm verübte Plünderungssucht nieder.

Burkhards Reisebeschreibungen, die nun aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt sind, sind höchst wichtig, um die Länder an dem obern Nil und in Nubien mit ihren verdorbenen Sitten, Gebräuchen, mit ihrer Landeskultur und ihrem Handel kennen zu lernen. Niemand wird diese Bücher unbefriedigt aus der Hand legen, und man wird über die sonderbaren Abentheuer erstaunen, aus welchen sich der gelehrte Wanderer unter dieser heißen Zone mit so vieler Klugheit und Besonnenheit herauszog. Fast immer in Gefahr, beraubt oder ermordet zu werden, entging er dem Tode nur durch den Anschein seiner äussern Dürftigkeit, bei welcher die Araber doch nicht viel zu gewinnen hoffen konnten. Aus Vorsicht schloß er sich bei den Karavanen an die dürftigste Klasse der nach Mekka reisenden afrikanischen Pilgrime an. Er schlug unter ihnen sein kleines Zelt auf; sie bewiesen sich auch gegen ihn beständig als die redlichsten, gewissenhaftesten und dienstfertigsten Reisegesellschafter. Oft liefen in den Städten und Dörfern die schwarzen nubischen Weiber mit Abscheu und Verwünschungen davon, wenn sie sein weißes europäisches Gesicht, ihnen eine ungewöhnliche Erscheinung, anschauten. Sie verweigerten ihm den Verkauf von Milch oder andern kleinen Lebensbedürfnissen. Nur an jenen Orten ging es noch am besten, wo etwa eine mahomedanische Priesterfamilie das Amt eines Scheiks bekleidete. Dieser waren immer die Vorschriften des Islams mit dem Gebote der empfohlenen Wohlthätigkeit gegen Fremde heilig. Auch ward sie von ihr an allen Personen ohne Unterschied ausgeübt. Da geschah es aber zuweilen, daß, weil er Arabisch zu lesen verstand, er eingeladen wurde, in dem Hause eines eben verstorbenen Muselmanns die Todtengebete des Korans mit den Anwesenden abzusingen. Willig unterzog er sich dieser religiösen Arbeit, und erhielt bei dem Weggehen zur Vergeltung eine Portion Dura und einen Knochen mit gebratenem Schöpsenfleisch.

Burkhard, als scharfsinniger und wachsamer Beobachter, schildert uns genau den Gang und die Gegenstände des Handels, so wie er durch Oberägypten und Nubien nach dem südlichen und westlichen Afrika von den Karavanen getrieben wird. Unter den Handelsartikeln erscheinen viele, die aus deutschen Fabriken herkommen, z. B. Glasperlen, Spiegel, Solinger Eisenwaaren, auch Waffen und unter diesen die so hochgeschätzten Säbelklingen, dann auch deutsche Leinwand. Ein sehr theurer und werther Artikel ist die Wurzel des Baldrian oder der Valeriana Phu, die aus Oesterreich über Venedig nach Alexandrien in Aegypten ausgeführt wird. Sie geht über Kairo den Nil hinauf, und ist auf den Märkten Nubiens eine preiswürdige und sehr gesuchte Waare. Von dort aus wird sie in die süd- und westwärts liegenden mohrischen Länder verführt. Burkhard konnte nicht erfahren, zu was dieselbe verwendet würde, ob zur Arznei oder zu einem andern Gebrauche. Ueberhaupt hatte dieser Gelehrte viele Mühe, bestimmte Erkundigungen bei dem sehr mißtrauischen Volke einzuziehen. Er mußte nur durch zufällige und unabsichtliche Fragen Kenntnisse zu erwerben suchen. Nie durfte er sichtbar etwas aufzeichnen; das mußte sehr heimlich geschehen. Oft stieg er von seinem Kameel oder von seinem Esel unter einem Vorwand ab, begab sich hinter einen Felsen oder ein dichtes Gebüsch, um dort in möglichster Eilfertigkeit seine Bemerkungen in sein Reisebuch einzutragen. In den elenden Hütten

der Dörfer und Städtchen, wo er zuweilen mehrere Tage auf dem Boden liegend zubringen mußte, ließ sich so etwas nicht wagen, weil der Raum meistentheils von mehrern Bewohnern und Reisenden getheilt war. Er würde sich dadurch den Verdacht eines Kundschafters und damit augenscheinliche Lebensgefahr von Seiten der rohen arabischen oder nubischen Scheiks zugezogen haben.

Der jetzige Pascha von Aegypten hat sich große Verdienste um dieses sonst unglückliche Land erworben. Er demüthigte nicht nur durch erfochtene Siege die Wechabiten, ein tapferes und zahlreiches Volk von Arabern, die man nach den Grundsätzen ihrer neu entstandenen Sekte die Protestanten des Mahomedismus nennen könnte, und nahm ihnen die eroberten Städte Mekka und Medina ab: sondern vernichtete auch die furchtbare, tirannische und unabhängige Miliz der Mameluken, die seit Jahrhunderten Aegypten unumschränkt beherrschte. Durch glückliche Gefechte und öftere Niederlagen rieb er sie auf, und vertrieb sie bis in die Gebirge von Dongola jenseits der nubischen Grenze, wo sich nun ihre zerstreuten Haufen festgesetzt haben, ohne Hoffnung, sich wieder zu erholen, weil es ihnen an Mitteln fehlt, sich aus den asiatischen Provinzen, von denen sie vollkommen abgeschnitten sind, durch Ankauf von Sklaven, die sie ihren Korps nach geprüften Diensten einverleibten, zu rekrutiren.

Dieser Pascha hat eine sehr gemäßigte Landesregierung eingeführt. Er liebt einsichtvolle Fremde aller Nationen, die er zur Beförderung des in- und ausländischen Handels, der Kultur des Bodens und zur Einrichtung von Fabriken, z. B. Zuckerraffinerien, benutzt, ein Geschäft, an welchem bereits mehrere Europäer Theil nehmen. Diesen erlaubt er auch sein Land frei zu durchreisen und ertheilt ihnen Pässe, begleitet von einem Befehl an die ansäßigen Araber des Nilthals, den Reisenden nützliche Handreichungen zu leisten. Seine Gewogenheit gegen die Fremden hatte zur Folge, daß Deutsche, Franzosen, Engländer und Italiener die in Ruinen liegenden prächtigen Städte des alten Aegyptens jetzt fleißig besuchen, ungestört Zeichnungen der erstaunenswürdigen Denkmale mit Muße verfertigen und Nachforschungen anstellen.

Die Fellas oder ansäßigen Araber lassen sich dermalen gegen einen mäßigen Lohn sehr gern gebrauchen, in den von zusammengewehtem Triebsande halb verschütteten Tempeln und Prachtgebäuden Nachgrabungen zu machen, so wie in den unterirdischen, unermeßlichen, höchst künstlichen und kostbaren Katakomben und Gräbern der alten Könige und vornehmen Familien, wo seit Jahrtausenden ein ganzes Volk von Mumien oder einbalsamirten Körpern aus einer längst verschwundenen Welt gefunden wird. Seitdem diese Araber einsehen lernten, welchen Werth die wißbegierigen Europäer auf die Mumien, die Papyrusrollen, die Kunstsachen, welche bei den Körpern in den herrlich gearbeiteten Särgen gefunden werden, vereinigten sich auch ganze Ortschaften, Nachgrabungen auf eigene Kosten zu unternehmen und die unzählbaren Labyrinthe dieser unterirdischen Grüfte auszuleeren. Hierdurch entstand nun für die Fellas ein vortheilhafter Handelszweig. Sie verkaufen das, was sie auffinden, an die reisenden Europäer; ja es gehen ganze Ladungen voll den Nil hinunter nach Kairo, wo sich allgemach eigene Nieder-

lagen davon bilden. Die europäischen Handelsvorstände oder Konsuln haben da freilich Gelegenheit, die besten Einkäufe zu machen.

Dieser Zweig des Handels hat die sonst scheuen und mißtrauischen Fellas um ihres eigenen Vortheils willen den europäischen Wißbegierigen näher gerückt. Zuvor betrachteten sie jeden reisenden Europäer, der in ihre Bezirke kam und Nachforschungen anstellte, als einen Mann, welcher durch magische Künste unterirdische Schätze von Gold und Silber sich eigen zu machen suchte. Diese Besorgniß scheint nun verschwunden, seitdem der Pascha selbst den Fremden ihre Untersuchungen durch seinen ausdrücklichen Schutz erleichtert.

Belzoni, ein Italiener, der vor einigen Jahren diese Länder in allen Richtungen durchreisete, hat uns zwei Bände seiner Reisebeschreibung gegeben. Er drang bis in die lybische Oasis, ließ aller Orten mehrere Tempel und Gräber öffnen, und gewann für Kunst und Alterthumskunde eine reiche Beute. Er bahnte sich einen Weg in die unermeßliche zweite Pyramide. Nicht nur nahm er von Allem genaue Messungen und Zeichnungen, sondern bildete auch die innern Verzierungen der vielfarbigen Hieroglyphen sehr künstlich in gefärbtem Wachse nach. Er ließ einen nach dem vollkommenen Ebenmaaße gearbeiteten Kopf eines wahrscheinlich jüngern Memnon von Basalt, der vierundzwanzigtausend Pfund wog, unbeschädigt ausgraben, beförderte ihn durch mechanische Mittel mit unsäglicher Anstrengung aus dem Sandschutte nach dem Ufer des Nils, und ließ ihn von da zu Schiffe nach Alexandrien führen. Soviel mir bekannt, ist dieses ungeheure Kunstwerk nach England in das britische Musäum gewandert. Mit allen Talenten eines trefflichen Kritikers war dieser Reisende ausgerüstet. Er trotzte allen Gefahren und Mühseligkeiten, und leistete in kurzer Zeit allein mehr, als ganze gelehrte Gesellschaften. Von ihm sind die Arbeiten Burkhards über Aegypten und Nubien ergänzt, welchen er immer mit der höchsten Achtung nennt. Das Studium und der Verkehr mit ägyptischen Alterthümern ward von ihm wesentlich befördert. So kann denn der Handel, der jetzt frei damit nach den europäischen Ländern getrieben wird, nach und nach alle Kabinete bereichern und befriedigen. Aber nöthig ist es, die Regierungszeit des jetzigen so wohlwollenden Pascha von Aegypten zu benutzen, weil man nicht wissen kann, ob dessen Nachfolger die nämlichen Gesinnungen beibehalten werde.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Ueber die Handhabung und Gewährleistung der eidgenössischen Neutralität.

Ein Wort, das der General Sebastiani vor einem Jahr in der französischen Deputirtenkammer bei Gelegenheit der Diskussion des Budget gesprochen hat, als er die Vernachlässigung

der festen Plätze rügte und hinzusetzte: „Die Zeiten sind nicht mehr, wo wir einen wichtigen „Theil unserer östlichen Grenze einer sekundären, aber tapfern Macht anvertrauen konnten; wer „etwas vom großen Kriege versteht, der weiß, daß Frankreich, wenn es in ernstlichem Kriege „mit Deutschland begriffen wäre, jene Macht mit seinen Truppen überziehen müßte, um die „Rhein- und Donauquellen zu besetzen, und durch Bedrohung der feindlichen seine eigene „Grenze zu schützen“ — dieses Wort Sebastiani's hatte in der Schweiz nicht geringes Aufsehen verursacht, und die bald nachher in Luzern versammelte Tagsatzung drückte in einer aus anderer Veranlassung an den französischen Gesandten erlassenen Note ihr Befremden und ihre Empfindlichkeit darüber aus, daß ein so offener Angriff oder Bedrohung des von Frankreich nicht minder als von den übrigen Mächten anerkannten und gewährleisteten schweizerischen Neutralitäts-Systems von keinem der Minister widersprochen oder gerügt worden sei. Der Gesandte antwortete leichthin: man habe Unrecht, dem flüchtigen Worte Gewicht zu geben; in großen Rathsversammlungen der Schweizer sei wohl auch schon manche Aeusserung erfolgt, die beleidigend für Frankreich erachtet werden konnte. Neuerlich ist nun eine umständliche Prüfung und Widerlegung der Behauptung des französischen Generals, von einem Schweizer verfaßt, in Paris erschienen. Die Schrift: De la Suisse dans l'intérêt de l'Europe, ou examen d'une opinion énoncée à la tribune par le général Sébastiani (Paris, chez *Anselin et Pochard*, 1821. 125 S. mit einer Karte), hält dafür, es habe der französische Heerführer in der That nur einen Grundsatz ausgesprochen, worüber alle mit den großen Kriegsoperationen vertraute französische Kriegsmänner einverstanden wären, und es sei solcher einer ernsten Prüfung werth, weil er Europa mit neuem Kriegsunglücke, die Schweiz mit dem Kriegstheater und Frankreich mit Störung des Friedens bedrohe. Für die Würdigung des gefährlichen Grundsatzes geht der ungenannte, aber unstreitig sachkundige Verfasser von umständlichen Betrachtungen über die militärische Geographie der Schweiz und von einer Beleuchtung der sich darauf beziehenden Anordnungen des Wiener Kongresses aus. Um ein dauerhaftes Friedenssystem zu begründen, hätte der denkwürdige Kongreß in der Kaiserstadt sich auf einen höhern Standpunkt stellen und gar viel unbefangener handeln müssen, als er nicht gethan hat, und als unter gegebenen Umständen auch nicht zu erwarten war. Frankreichs Schwächung war das eigentliche Ziel, wonach man strebte, weil Jedermann überzeugt war, ein so ausgezeichneter und beinahe wunderbarer Zusammenfluß von Umständen könne nicht zum zweitenmal wiederkehren, und der Zeitpunkt, einzig in seiner Art, müsse demnach benutzt werden, um Entschädigung sowohl als Sicherheit für die Zukunft den Siegern zu gewähren. Im Geiste dieses Allen gemeinschaftlichen Systemes ließ England den ihm wichtigen Seeplatz von Genua, überzeugt, daß es denselben für sich selbst nicht ansprechen dürfe, an Sardinien abtreten, was im Grunde doch wieder auf Eins herauskam; Rußland ward ausschließlicher Schutzherr von Polen; Preussen ließ sich mit sächsischem Gebiete und mit den Rheinprovinzen entschädigen, und Oesterreich, welches Venedig mit dem Mailändischen und andern anstoßenden Landschaften vereinbart hatte, hielt auch den Besitz der drei

Thäler von Veltlin, Kleven und Worms, welche während der revolutionären und Kriegsereignisse sich seinem Schutze anvertraut hatten, für nothwendig. Ihre Wichtigkeit zu bezweifeln, ist unmöglich. Das schöne und wohlhabende, von der Adda durchströmte Veltlin, welches im siebenzehnten Jahrhundert lange der Gegenstand vieler Nachwerbungen und hinwieder auch der Kriegsschauplatz gewesen ist, gewährt auf zwanzig Meilen Ausdehnung eine bequeme Verbindung zwischen dem Tirol und der Lombardei. Hierdurch ward dasselbe für Oesterreich ungleich wichtiger, als durch seinen fruchtbaren Boden und seine achtzigtausend Einwohner. Die Grafschaft Bormio konnte in statistischen und militärischen Verhältnissen nur untergeordnete Vortheile darbieten; ganz anders aber verhielt es sich mit Kleven, dessen Name schon ganz richtig bedeutet, es sei das Thal ein eigentlicher Schlüssel von Bünden; sein Besitz bis zum Splügenpasse, indem er den Eingang zum vordern Rheinthal öffnet, macht es leicht, einer französischen Armee nöthigenfalls in Besetzung der östlichen Schweiz zuvorzukommen. Es haben die Kongreßminister der andern Mächte schwerlich das Gewicht dieser Abtretung erkannt, und mit eigenthümlichen Interessen beschäftigt, sahen sie darin vielleicht einzig nur den Zuwachs von hunderttausend Seelen für das lombardisch-venezianische Königreich. Wofern rein-europäische Ansichten die Kongreßminister leiteten, und wenn ein dauerhafter Friede das Ziel ihres Strebens war, so hätten sie sich hinsichtlich der Eidsgenossenschaft vermuthlich anders benommen. Die Schweiz besteht aus einer Gebirgsmasse von großem Umfange; sie bildet eine natürliche Festung, die zur Scheidewand zweier großen Kriegsmächte des europäischen Abendlandes bestimmt scheint. Um dieselbe zum Schirm des Friedens zu benutzen, mußte der aus kleinen Freistaaten bestehende Bund eine leicht zu vertheidigende Grenze erhalten, und es mußten die Ansprüche, welche die für des Landes Sicherheit getroffenen Maasnahmen begründen konnten, durch billige Entschädnisse ausgeglichen werden. Bei Festsetzung der Grenze der Schweiz mußte darauf Rücksicht genommen werden, daß ihre Bewohner nie Angriffsplane gegen die Nachbarn haben können, und dem Lande, dessen Bundesregierung ihrer Natur nach friedfertig ist, mußten alle leicht zu wahrenden Gebirgs- und Engpässe übergeben werden. Die Grenzscheidung mit den Nachbarstaaten mußte so geschehen, daß nicht nur die Bergrücken, sondern auch die vorliegenden zu ihrer Vertheidigung dienlichen Glacis der Schweiz angehörten; die zur Vereinbarung von Italien mit Frankreich angelegten Militärstraßen, welche ein fortwährender Reiz für gegenseitige feindselige Anschläge sind, mußten zerstört werden; mit einem Worte, es mußten die Hindernisse des Angriffs und die Mittel des Widerstandes vervielfacht werden... Dies geschah nun aber keineswegs. Frankreich widersetzte sich nachdrucksam jeder Gebietsabtretung, welche die Schweizergrenze auf dieser Seite stark machen konnte; und nachdem einer der Zugänge des Landes an Oesterreich abgetreten war, wie wäre es möglich gewesen, Frankreich die Schliessung seines Gebietes zu versagen, ohne damit die Absicht einzugestehen, die Schweiz zum österreichischen Vorposten zu machen? — So wurden dann, ohne Plan und Zusammenhang, einige Territorialbestimmungen getroffen, die eher von administrativer als militärischer Natur waren. Ein Theil

von Savoien ward in der Neutralitätslinie begriffen, und das Schweizergebiet wurde für alle Zeit unverletzbar und neutral erklärt. Die nun folgende geographisch-militärische Würdigung dieses neutralen Landes, so wie die räsonnirende Uebersicht der neuern Kriegsgeschichte der Schweiz, sind keines Auszuges fähig. Der Verfasser geht hierauf zur Werthung von Sebastiani's Behauptung über, und will den Beweis führen, daß die verlangte Besitznahme der Schweiz durch französische Truppen beim Kriege mit Deutschland allezeit nur Gefahren und Nachtheil bringen könnte, indem dieselbe unnütz und unthunlich sein würde, wofern Italien schon im Besitze der Franzosen wäre; völlig ungereimt aber müßte dieselbe erscheinen, wenn jene Ober-Italien nicht besetzt haben, und demnach die Pässe vom Splügen, St. Gotthard und Simplon dem Feinde zugänglich sind. Durch Verletzung des Schweizerbodens würden (sagt er) die Franzosen ihren Feinden ein gutes Spiel machen; denn in offensiver Hinsicht muß die Besetzung der Schweiz für Oesterreich und seine Alliirten ungleich vortheilhafter sein, als sie auch unter den günstigsten Umständen jemals für Frankreich werden kann. — Die militärisch-strategische Ausführung dieser Sätze muß hier gleichfalls übergangen werden.

Die Betrachtungen schreiten nun zu den innern Verhältnissen der Schweiz fort. Ein Ueberfall dieses Landes setzt Frankreich mit allen die Neutralität desselben gewährleistenden Mächten in Krieg; es muß alsdann gegen ihre vereinten Kräfte ankämpfen, und es darf auch der Widerstand der Schweiz selbst bei Berechnung der zu überwindenden Schwierigkeiten ohne Gefahr der Mißrechnung nicht ausser Acht gelassen werden. „Die Militäreinrichtungen der Schweiz haben seit 1815 an Uebereinstimmung und Stärke soviel gewonnen, als in so kurzer Zeit je von einem Bundesstaate erwartet werden durfte. Die Verschiedenheit in Sprache, Sitten, Lage und Hilfsmitteln unterhält einen wohlthätigen Wetteifer zwischen den Ständen für alle Theile des Unterrichts; Gleichförmigkeit im Einzelnen ist überall angeordnet. Das Artilleriewesen befindet sich in sehr gutem Stande; eine Zentralschule ist errichtet, wohin alle Kantone ihre Offiziere senden, um sich, wie in den Grundsätzen der Kunst, so in ihrer Anwendung zu unterrichten. Große Uebungslager werden zu zwei Jahren um gehalten. Sie verallgemeinern das Bestreben, die in den Spezialschulen der Kantone erworbenen theoretischen und praktischen Kenntnisse zur gemein-eidsgenössischen Vertheidigung anzuwenden, und es tragen diese Versammlungen kräftig zur Beförderung jener Eintracht bei, auf welcher die Stärke des Bundesstaates beruht. Somit wäre es ein großer Irrthum, wenn man den Geist, die Bestandtheile und die Bildung des Heeres von siebenzigtausend Mann, welche die Schweiz gegenwärtig aufzustellen im Fall ist, mit jenen Miliztruppen ohne Kriegsbildung und Mannszucht zusammenstellen wollte, die durch Brune's Armee, wenn nicht ohne Anstrengung, doch aber ruhmlos, in den Thälern der Schweiz sind bezwungen worden. Das Land war in sich selbst zertheilt; die große Mehrzahl der Schweizer blieb unthätig; den demokratischen Kantonen, die den Krieg ungefähr allein bestanden haben, mangelte Einheit, wie des Planes, so der Absichten. Jeder stritt nur für sich allein. Die Alpenhirten, sechs- bis achttausend Mann an der Zahl und schlecht bewaffnet, führten Krieg wie

Kinder: jeder Bezirk, jedes Dorf wollte nur sich vertheidigen und seine eigene Grenze decken; die dreißigtausend Franzosen hingegen, der Kern des Heeres, welches Italien erobert hatte und jetzt die Schweizer gewaltsam zur Einheit bringen sollte, verfuhren planmäßig und geregelt; sie besaßen das Uebergewicht der Zahl und der Kunst zugleich. Jetzt aber würde sich's anders verhalten. Jeder denkende Schweizer ist von dem Gefühl der unumgänglichen Nothwendigkeit durchdrungen, mit Einheit und Kraft die Kriegsheere zu bekämpfen, welche eine Neutralität verletzen wollten, die allerdings zwar unter dem Schutze des europäischen Völkerrechts, zunächst aber und vorzüglich unter der Obhut der Tapferkeit der Nation, steht. Es herrscht die ungetheilte Ueberzeugung in der Schweiz, daß diese Angelegenheit eines dauerhaften Friedens, diese europäische Angelegenheit, durch geübten Waffenmuth ungleich viel besser als durch Verträge und Verheißungen geschützt haben mag, und daß ein kräftiger Widerstand einzig nur bei eintretender Gefahr die Schweiz retten kann. Freilich läßt sich überhaupt annehmen, daß die Zahl der Kämpfer im Kriege entscheidet, und die Tapferkeit der französischen Heere ist sattsam bekannt. Die Berechnungen kriegerischer Staatsklugheit dürfen nichts unbeachtet lassen. Wenn ein kräftiger Kampf, bei ungleichem Widerstande, die äussersten Mittel zu ergreifen Veranlassung gäbe; wenn nöthig erachtete Strenge die Schweizer zur Verzweiflung brächte, und wenn die zur Schwärmerei gesteigerte Hingebung kein Opfer mehr zu groß achtete; wenn, mit einem Worte, der Krieg national würde, und die französischen Armeen in der Schweiz in eben die Lage kämen, worin sie sich in Spanien befanden, das will sagen, wenn sie das Land nur so weit besäßen, als ihre Truppen dasselbe inne hätten, und wenn mit dem Abzuge des letzten Heerhaufens nur Feinde im Rücken blieben: wer möchte alsdann den Ausgang eines solchen Kampfes für die französischen Heere mit Zuversicht voraussehen?"

Wenn der General Sebastiani die Behauptung aufstellt, es könne Frankreich die Deckung eines wichtigen Theils seiner östlichen Grenze der Schweiz nicht mehr anvertrauen, so will er ohne Zweifel damit sagen, die Schweiz würde einem Frankreich bedrohenden Feinde ihr Gebiet nicht sattsam verschlossen halten, und es kann sich diese Meinung nur auf die Erfahrung der Invasionen von 1814 und 1815, so wie hinwieder auch auf die an Oesterreich geschehene Abtretung von Kleven und dem Splügenpasse, welcher auf der italienischen Seite das Eingangsthor von Graubünden ist, gründen. „Als", so antwortet hierauf Sebastiani's Widerleger, „als im Dezember 1813 die Heerschaaren Rußlands und Oesterreichs Frankreich zu überziehen gerüstet waren, da suchte die Schweiz sich der Abhängigkeit zu entledigen, an welche Napoleon sie gewöhnen wollte, um sich ihrer für seine Zwecke bedienen zu können. Alle sekundären Mächte, und auch einige vom ersten Range, befanden sich in der nämlichen Lage. Der Sturz des Gewalthabers über Europa war die gemeinsame Sache aller Regierungen; alle Völker waren unter seinem Joche gestanden; ein gemeinsamer Kreuzzug gegen den Störer des Weltfriedens war angehoben. Wenn das französische Volk seine Sache von Napoleons Sache trennen mußte, so hat die Schweiz durch die Gestattung des Durchzuges der Alliirten keineswegs eine feindselige

welches sich bereits im Besitze eines Zugangs von Graubünden befand, auch noch ein zweites Eingangsthor überlassen hat, und der Grund, warum man dies bedauern muß, liegt zunächst darin, weil Frankreich Grund oder Vorwand zur Besorgniß, die Oesterreicher möchten ihm für einen Ueberfall der Schweiz zuvorkommen, daraus hernehmen kann. Bei näherer Würdigung der Sache fragt sich's jedoch, auf welcher Seite, bei Voraussetzung eines Angriffs des eidsgenössischen Heeres durch große feindliche Uebermacht, die Besorgniß der frühern Besitznahme des Landes gegründeter wäre? Auf der westlichen Grenze finden sich drei schwierig zu vertheidigende Pässe, die zwischen Genf und Basel den Eintritt in die Schweiz gestatten. Der Jura wäre somit überstiegen, und man würde sich in der romanischen Schweiz schlagen, bevor man sich hinter die festen Linien der Saane und der Aar zurückzöge. Auf der Ostgrenze hingegen sind die Engpässe alle leicht zu vertheidigen. Nur bei sträflicher Nachlässigkeit wäre hier Ueberraschung möglich, und sollten so schwache Kolonnen, wie diese Engpässe und die Beschaffenheit des Landes, worin sie Nahrung finden müssen, es gestatten, wirklich eingedrungen sein, so würden sie leicht gefangen oder geschlagen werden. Ein zweiter Nachtheil, worin Oesterreich für die Besitznahme der Schweiz steht, geht aus der schwierigen Verbindung der Angriffspunkte für zusammenhängende Operationen hervor. Es stehen nämlich die zwei Engpässe des Rheinthals, welche als die Schlüssel des Landes zu betrachten sind, Luziensteig und Splügen, oberhalb und unterhalb von Chur, mehr nicht als fünfzehn Meilen von einander entfernt; die Bergstraßen aber, durch die sie, wenn es um einen Angriffsplan zu thun ist, getrennt werden, betragen bei hundert Meilen Weges. Allerdings kann Oesterreich die Schweizer vom Bodensee bis zum großen St. Bernhard überall bedrohen und beunruhigen; mit Macht aber mögen seine Truppen nur auf Einem Punkt eindringen. Dieser Punkt ist der Simplonpaß, welcher einer zahlreichen Armee für schnellen Durchzug und bei mangelndem Widerstand offen steht; hinwieder ist aber auch nichts leichter, als auf dieser langen und schmalen Walliser Straße eine Armee aufzuhalten, die alsdann keinen Unterhalt fände."

„Die Kriegspolitik der Schweiz (sagt der Verfasser gegen das Ende seiner Schrift) ist einfach, und was sie zu thun hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Sie darf nie und unter keinen Umständen mit bewaffneten Kriegern, die in angeblich wohlwollenden Absichten ihr Gebiet besetzen wollten, sich in Unterhandlungen einlassen. Sie darf weder die Stärke der Angreifer berechnen, noch die Stellungen oder Gefahren; Unschlüssigkeit wäre allezeit das Gefährlichste von Allem, und entschlossener Kampf muß statt aller Antwort dienen. Der Gewalt, sei es, daß sie übermüthig auftrete, oder daß sie eine schlaue arglistige Sprache führe, darf nur Gewalt gegenüber stehen. Hierin, und einzig nur hierin, mögen Heil und Rettung der Schweiz gefunden werden. Der Gefahr des unentschlossenen Widerstandes gegen eine mit Ueberfall drohende Macht steht zunächst die Gefahr einer Unterstützung von Seite der bedrohten Macht. Was hälfen der Schweiz die Vortheile und Siege des einen oder andern Theils, wofern ihr Boden zum Kampfplatze dient? Es gibt keine bewaffneten Freunde für eine sekundare Macht, welche

sich auf ihrem Gebiete durch Fremde beschützen läßt. Die Erinnerungen der zwei letzten Jahre des abgeflossenen Jahrhunderts dürfen weder bei den Jetztlebenden noch bei kommenden Geschlechtern erlöschen, auf daß sie nie vergessen, daß Frankreichs bewaffnete Freundschaft alle Drangsale gemeinsam über ihr Land herbeiführte, und daß der Kriegswechsel seine Leiden verlängert hat, während die Vaterlandsliebe unthätig und gelähmt bleiben mußte.

„Wofern demnach die Schweiz die Unverletzbarkeit des Bundesstaates und seine Unabhängigkeit ihrem ganzen Werthe nach erkennt, so wird sie hinwieder den Beweis leisten, daß sie dieselben ohne Unterschied gegen Alle und Jeden zu vertheidigen den Muth und die Kraft besitzt. Sollte auch dieser entschlossene Wille für die Eidsgenossenschaft großen Menschenverlust herbeiführen; sollte eine furchtbare Macht dadurch gegen sie erbittert und aufgereizt werden; sollten sogar Dörfer und Städte verheert und verbrannt werden: selbst in diesem Fall würde sie immer noch eben so verständig und staatsklug als tapfer und entschlossen gehandelt haben. Wenn die Schweiz einmal in ihrem neuen Neutralitätssystem die Feuerprobe bestanden haben wird; wenn ein fremder Heerführer, sei er Franzose oder Deutscher, statt eines schnellen Durchmarsches über schweizerisches Gebiet, um den Feind zu erreichen, statt Stellungen und Schlachtfelder ungehindert und mit leichtsinnigem Uebermuth auf neutralem Boden bezeichnen und auswählen zu können — vielmehr große Schwierigkeiten und empfindlichen Verlust erlitten hat; wenn schon allein nur die in den Feldzug gebrachte Zögerung seine Plane stört und vernichtet: so wird künftighin ohne Zweifel in reife Ueberlegung genommen werden, ob es rathsam sei, den kürzern Weg zu wählen, ohne Rücksicht auf die Rechte eines durch rühmliche Erinnerungen, natürliche Tapferkeit und hohe Vaterlandsliebe auf seinem Gebiete unüberwindlichen Volkes.

„Es stellen sich jedoch hier noch zwei Betrachtungen und Fragen dar, welche zu gegründeten Besorgnissen Anlaß geben können. Gesetzt, es fände eine der zwei großen Mächte für gut, den Schweizerboden zu verletzen; ihre Heere treffen auf demselben mancherlei Hindernisse an, die ihr Vorrücken zwar aufhalten, doch aber nicht vollends hindern; die andere der kriegführenden Mächte freue sich der Anstrengungen der Schweiz, aber aus Besorgniß ihrer Unzulänglichkeit eile sie zur Unterstützung herbei. Soll der im Eifer für gemeinsame Zwecke geschehende letztere Ueberfall der ersten Gebietsverletzung gleich behandelt werden? — Allerdings, und ohne allen Zweifel muß dies geschehen. Wo sich's um Gebietsverletzung handelt, da gilt kein Mehr und Weniger, es gibt da keine Stufen. Weder Zweck noch Veranlassung oder Entschuldigung ändern das Wesen der Sache. Es können unglückliche Umstände die Schweiz in die Nothwendigkeit versetzen, gleichzeitig auf ihren beiden Grenzen zu kämpfen, und vielleicht sogar ohne Hoffnung eines wirksamen Widerstandes: der Fall der Aufopferung für das Heil des Vaterlandes ist alsdann eingetreten. Aber es wird ein solches Unglück, wenn es jemals statt finden sollte, sich nicht wiederholen; eine so rücksichtlose Hingebung für das Vaterland muß vielmehr ein felsenfestes Vertrauen in die Tapferkeit der Schweizer begründen.

„Die zweite Betrachtung wird durch die Tagesgeschichte veranlaßt; die Frage ist vielleicht

schwieriger und mißlicher noch, ihr Eintreffen jedoch immerhin auch gar nicht wahrscheinlich. In beiden europäischen Halbinseln haben die Völker zu Erreichung konstitutioneller Freiheiten Staatsumwälzungen vorgenommen. Die Kabinete der drei großen Mächte schöpften daraus ähnliche Besorgnisse, wie zu Anfang der französischen Revolution ungefähr alle Regierungen gehegt hatten. Sie wollen den neuen Zunder von Umwälzungen ersticken, und sie führen das Vorhaben durch Anwendung zureichender Kraft in der ihnen zugänglichen Halbinsel wirklich aus; es wird die alte Ordnung der Dinge daselbst hergestellt, und ein im Lande bleibendes Kriegsheer soll ihren Fortbestand gewährleisten. Die Selbstherrscher, welche sich für die Bewahrer des Friedens und der Ruhe von Europa betrachten, halten ihr Werk jedoch für unvollständig, so lange sie nicht in der andern Halbinsel die Ordnung ebenfalls hergestellt haben. Sie achten dies für nothwendig, um die Kriegsmächte gegen die Gefahr einer auch die Heere nunmehr bedrohenden Ansteckung zu schützen. Sollte, gegen alle Wahrscheinlichkeit, der französische Hof mit ihnen gemeinsam zu handeln sich entschliessen, und sollte er sich ohne Hinsicht auf den französischen Nationalkarakter dafür stark genug halten, so wäre möglich, daß die Schweiz zur Mitwirkung der Maasnahmen für die Handhabung des europäischen Friedens eingeladen, und daß ihre Bewilligung für den Durchmarsch deutscher Kriegsheere verlangt würde. Wofern dieser Fall einträte, was soll die Schweiz alsdann thun? — Gibt sie einen Abschlag, so wird man sie beschuldigen, sich von dem großen Bunde des Friedens und der Ordnung zu trennen, dem sie die Herstellung ihres Bestandes als unabhängige Macht verdankt, und somit die Pflicht zu verletzen, welche ihr als Bestandtheil des Bundes der einander gegenseitig gewährleistenden Regierungen obliegt. Willigt sie ein, so trifft sie der härtere Vorwurf, zu Maasnahmen mitzuwirken oder sich gebrauchen zu lassen, welche Eingriff in die Unabhängigkeit eines Volkes sind, ein Eingriff, der auf staatsrechtlicher Wagschale ihr späterhin zum Vorwurfe gereichen, und einst die Entschuldigung oder der Vorwand für einen gegen ihre eigene Unabhängigkeit gerichteten Angriff werden kann. Sollten die ausserordentlichen Verhältnisse, worin sich die europäischen Staaten befinden, in der Sache etwas ändern? Es liegt in diesen Verhältnissen nichts Beunruhigendes für solche Regierungen, welche ihr Wohl von dem Wohl ihrer Völker trennen zu wollen keine Versuchung haben. Die Staatsgesellschaften schreiten vorwärts; sie gehen einer Ordnung der Dinge entgegen, die wohlthätiger und dauerhafter sein wird, nach Maasgabe, wie die Befugnisse der Regierungen richtiger ausgeschieden, und die Begriffe über die Schranken, welche die Freiheit der Regierten und die Gewalt der Regenten gegenseitig nicht überschreiten sollen, besser aufgefaßt und allgemeiner verbreitet sein werden. — Es bestehen jedoch, wird man vielleicht einwenden, Verträge zwischen den Höfen, welche ihre Dazwischenkunft für den Schutz der bestehenden Regierungen begründen. Die schweizerische Eidsgenossenschaft hat keine solche Verpflichtungen übernommen. Sie läßt dahingestellt, ob solche Verträge in der That als Bestandtheile des europäischen Völkerrechts betrachtet werden können; sie weiß hingegen, daß ihr eigener Bundesvertrag die gegenseitige Gewährleistung der Verfassungen von Seite aller eidsgenössischen Stände befaßt, und daß fremde Mächte sich darein nicht mischen sollen. Die Achtung, welche sie für sich selbst heischt, glaubt sie hinwieder pflichtig zu sein, gegen Andere zu beobachten. Rechtsfragen lassen sich nicht ungleich beantworten. Zwischen der Einmischung durch Gewalt und der Begünstigung derer, welche die Gewalt zu Unterdrückung der Schwäche mißbrauchen, ist der Unterschied nur scheinbar, und die Lösung höherer Staatsfragen würde sehr vereinfacht, wenn die Beweggründe dafür nicht aus der Konvenienz, welche wie alle menschlichen Verhältnisse vielfältigem Wechsel unterworfen ist, sondern vielmehr aus der unwandelbaren Gerechtigkeit geschöpft würden. Wo fände sich in der That auch ein Volk, welches mit Zuversicht darauf rechnen könnte, daß die zugegebene Verletzung des unbestreitbaren Rechtes jeder Nation, ihre Staatseinrichtungen nach Gutfinden abzuändern, ihm selbst nie wiedervergolten werden möge? Wenn

es aber Allen Pflicht ist, die Rechte der Andern zu ehren, so wird diese Pflicht doppelt wichtig für Mächte vom zweiten und dritten Rang, weil diese am meisten der Gefahr ausgesetzt sind, die aus begangenem Unrecht hervorgehenden Nachtheile und Schaden zu tragen. Wo immer auch das Auge sich hinwendet, da erblickt es gegenwärtig entweder geheimen Widerstand oder offenen Kampf zwischen Herrschaft und Freiheit, zwischen Selbstsucht und Grundsätzen, zwischen Vorurtheilen und Aufklärung, zwischen Privilegien und Rechten, zwischen Regierungen und Volksmassen; diese beiden Mächte stehen allenthalben einander beobachtend oder streitend gegenüber. Sollte es der Regierung einer Bundesrepublik, deren Beschlüsse allezeit den Stempel kluger Umsicht tragen müssen, ziemen, bei einer feierlichen Gelegenheit, wo die Aufmerksamkeit von Europa, was sie thun wird, beachtet, sich für die Sache der Privilegien gegen die Rechte, der Gewalt gegen die Meinung, der Einzelnen gegen die Massen zu erklären? Für ihre Ruhe und ihr künftiges Wohl ist der Schweiz die Meinung von Europa wichtiger, als die Gunst der Kabinete. Wenn Irrthümer oder Ränke der letztern sie bloß geben oder gefährden sollten, so wird die öffentliche Meinung sie retten, wofern sie diese durch ein würdiges Betragen günstig für sich zu stimmen gewußt hat. Die moralische Unabhängigkeit der Völker ist die Beschützerin ihrer politischen Unabhängigkeit und deren beste Gewährleistung. In dieser Hinsicht findet sich mancherlei in den Verhältnissen der Kantone zu den großen Mächten, das anders sein sollte, als es wirklich ist. Es zeigt sich hier jener Einfluß örtlicher oder geographischer Verhältnisse auf die Politik, welcher überall eine nicht sattsam beachtete Rolle spielt. Das wenig fruchtbare Bergland hat Jahrhunderte hindurch den Ueberfluß seiner Bevölkerung an Fürsten, die mit einander Krieg führten, abgegeben. Dieses Erwerbsmittel schmeichelte den kriegerischen Neigungen eines unwissenden und rohen Volkes; es entsprach seinen Bedürfnissen, und sicherere Hilfsquellen blieben darüber vernachlässigt. Bei fortschreitender Aufklärung minderte sich die Vorliebe für den fremden Kriegsdienst, und die Schweizer lernten aus ihrem Boden und Arbeitsfleiß einen bessern Nutzen ziehen. Seit Ludwig dem Eilften hatten die französischen Könige Schweizer in ihrem Dienste gehabt. Diese verweigerten die Theilnahme an den Religionskriegen, welche unter den Söhnen Heinrichs des Zweiten das Königreich verheerten; nachher aber blieben sie der Sache wie der Person der französischen Monarchen treu ergeben. Als Ludwig der Vierzehnte die Freigrafschaft (Franche-Comté) unversehens erobert hatte, welche die Schweizer zu vertheidigen pflichtig waren und die ihr Land von Frankreich trennte, und als durch die Unterwerfung des Elsasses, durch die Besitznahme der Jurapässe und die Erbauung von Hüningen die Schweiz auf der Seite Frankreichs jederzeit leicht zugänglich geworden war, da mußte dieses Verhältniß durch sich allein schon Frankreichs Uebergewicht in der Staatsklugheit der Schweiz begründen. Die Verfassungen der westlichen Grenzkantone haben dasselbe im achtzehnten Jahrhundert und bis zur Katastrophe des 10 August 1792 noch weiterhin begünstigt und verstärkt. Die einflußreichen Familien dieser aristokratischen Kantone empfingen Ehrenauszeichnungen und Geschenke von Frankreichs Königen. Die Schweizertruppen dienten dabei zum Vorwand, und deckten staatskluge Zwecke. Die wichtige Frage vom kapitulirten Dienste stellt sich gegenwärtig anders dar, als vormals. Sie darf von der herrschenden Stimmung in Europa und von dem Streben der Völker nach gesetzlicher Freiheit nicht gesöndert werden. Ihre Entscheidung dürfte wahrscheinlich in Kurzem faktisch erfolgen; und obgleich auch mißbräuchliche und unziemende Verhältnisse, nach einem Jahrhunderte andauernden Bestand, nicht ohne partiellen Schaden oder Nachtheil für Einzelne aufgelöset werden mögen, so wird, mit Hinsicht auf das fortdauernde Wohl der Schweiz und ihr höchstes Gut, die Unabhängigkeit, man sich doch schwerlich entziehen können, das Aufhören jenes Miethsystems für eben so wünschenswerth als wohlthätig zu betrachten.

Versuch einer Darstellung der Unruhen in Piemont im Jahr 1821.

— Saepe honestas rerum causas, ni judicium adhibeas, perniciosi exitus consequuntur.
Taciti hist. L. I — LXXXIII.

Partellose, unbefangene Erzählung von Begebenheiten einer Zeit, in der man lebt, ist eben so schwer als nützlich. Der Verfasser dieses Versuches fühlte, daß ihm einige Eigenschaft hierzu verliehen sein könne: herzliche Neigung für Recht und Wahrheit; ob dies allein genuge, etwas der Bekanntmachung Werthes hervorzubringen, wird die freundliche oder gleichgültige Aufnahme dieser Blätter entscheiden, die seinem entfernten Vaterlande aus reiner Liebe widmet

Der Verfasser.

Neapel. — Das Haus Savoien. — Aufruhr. — Vom 10 bis 13 März. — Fürst Albert von Carignan. — Vom 13 bis 21 März. — Santorre di Santa Rosa. — Vom 21 März bis 3 April. — Schlacht und Flucht. — Vom 3 bis 10 April.

Neapel.

Als die Abgeordneten des neapolitanischen Volkes ihrem Könige gestatteten, vor dem Kongresse in Laibach zu erscheinen, durften sie es sich nicht verbergen, daß sie ihre Vertheidigung einem sehr zweifelhaften Anhänger demokratischer Regierungsformen anvertraut hatten *). Demungeachtet rühmten sie selbst und die Tagblätter die Ruhe, welche in ihren Versammlungen und im ganzen Kreise herrsche; keine Volksbewegungen, kein heftiges Zusammentreffen verschiedener Meinungen, keine Gewaltmaasregeln zeigten Spuren von Kraft oder Auflösung. Zu einer Zeit, wo die mächtigsten Herrscher in Europa ihre Heerhaufen aus allen Theilen ihrer weiten Reiche in Bewegung setzten, wo sich die wohlgeordneten und gehorsamen Schaaren Oesterreichs im nördlichen Italien häuften, und die bestimmten Erklärungen der hohen Alliirten keiner vermittelnden Auslegung mehr Raum gaben — in einem solchen Zeitpunkte höchster Gefahr mußte jener gepriesene Gleichmuth das Erstaunen der Welt erregen. Dem unbefangenen Beobachter boten sich nun folgende Vermuthungen zur Auflösung dieses Räthsels dar. Vielleicht hatte sich das Parlament überzeugt, daß ein tiefer Freiheitssinn die Herzen des ganzen Volks mit besonnener Entschlossenheit erfüllt habe, und daß die Angriffe der Söldlinge (nach ihren Ausdrücken) in den Gebirgen, in den Sümpfen, in den heißen Flächen, an dem eisernen Willen der Nation

---

*) Kaiser Joseph II, der sich unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in einer Gesellschaft zu Paris befand, wo nordamerikanische Grundsätze hoch gepriesen wurden, erwiederte sehr treffend einer Dame, die, gereizt durch sein hartnäckiges Stillschweigen, ihn mit fränkischer Lebhaftigkeit um seine Meinung fragte: „Eh, mais, Madame, mon métier à moi, c'est d'être royaliste.“

scheitern würden. Es war nicht zu läugnen, daß, wenn alle Provinzen des Reichs in ungetrennter Standhaftigkeit zusammenhielten, diese Hoffnungen nicht als völlig ungegründet getadelt werden konnten *). Doch ist nicht zu glauben, daß diese Meinung vorherrschend gewesen. Es saßen im Parlamente Mehrere, denen der blutige Weg früherer Staatsumwälzungen nicht fremd war; diese mußten es wissen, daß jenes kühle, aber unerschütterliche Wollen, die herrlichste Frucht der innern, mit sich selbst ganz einig gewordenen Ueberzeugung von der großen Menge nicht verlangt werden kann, daß diese nur im Schwunge betäubender Bewegungen und schnell entscheidender Entschlüsse sich über sich selbst zu Opfern zu erheben vermag, die eine gewöhnlich ruhige Stimmung ihr bald als thöricht oder unzweckmäßig darstellt. Hätten Volksführer, die Alles an Alles setzen, den ersten Strom der gereizten Leidenschaften weit über die Grenzen des Landes geleitet, würden sie in leichten Erfolgen, während alle Länder bis an den Po ihnen offen und unvertheidigt da lagen, dem voreilenden Heere Muth und Vertrauen, ihren zurückbleibenden und entfernten Anhängern Begeisterung haben einflößen, vielleicht das wachsende Heer weniger ungleichen Kampf haben bestehen können, und wenigstens wäre, was erfolgt ist, ehrenvoller geschehen. Eingedenk der Erfahrung, welche uns Geschichte und Menschenkenntniß lehrt, daß die Menschen mit größerer Ausdauer langgeübte Vorrechte gegen Eingriffe behaupten, als neue unbekannte erringen, zählten die Machthaber Neapels etwa mehr auf die Hilfe auswärtiger Regierungen.

Sahen sie sich in den Staaten unsers Welttheils nach Bundesgenossen um, so konnten sie nur Spanien, Frankreich oder Großbritanien ins Auge fassen; allein auch hier war es schwer, sich selbst zu täuschen. Spanien, im Innern unbefestigt, ohne Gewähr freundlicher Gesinnungen von aussen, war mit Vorbereitungen zu eigener Vertheidigung, Frankreich nach weiten Entwürfen mit Vereinfachung seiner Verfassung beschäftigt; England liebt fremde Freiheit nicht. Also vereinzelt und bloßgestellt, glaubten argwöhnische Gemüther sich um so mehr berechtigt, zu vermuthen, die Gelassenheit eines Theils im Heere und Parlament möge wohl aus vorbereiteter Gewißheit verdienter Begnadigung entspringen! Es ist jedoch Pflicht, so schweres Urtheil nicht zu übereilen.

Mehr als alle angeführten Muthmaßungen scheint eine andere Hoffnung die Neapolitaner in frohe Zuversicht eingewiegt zu haben: gleichzeitige Volksbewegungen in Nachbarstaaten lagen nicht, wie man glaubt, ausser dem Kreise ihrer Erwartungen; eine große Vereinigung sollte der Gefahr begegnen. Der allen edlern Menschen gemeinsame Wunsch, daß Gesetze und Verfassungen nicht regungslos zurückbleiben, sondern mit besserer Erkenntniß und vorurtheilsloser Einsicht,

*) Man schätzt die Bevölkerung des Königreichs beider Sizilien auf ungefähr sechs und eine halbe Million Einwohner, und da sich die Zahl der waffenfähigen Männer im Allgemeinen zu der ganzen Bevölkerung eines Landes, wie Eins zu Vier verhalten soll (Malthus, on population. B. 1. S. 292), so ergibt sich, daß Neapel eine Streitmasse von anderthalb Millionen, oder wenn auch hiervon nur stark und (zum Theil mit Aexten und Piken) bewaffnet den dritten Theil, doch gewiß fünfhunderttausend Krieger aufbieten konnte.

oder in andern Worten, mit Zeitgeist und Zeitbedürfnissen gleichen Schritt halten möchten, war, wie überall, so auch in Italien vorbereitet. Diese Ueberzeugung, daß Veränderungen nothwendig seien, hatte sich aber durch die politische Lage des Landes eigenthümlich gestaltet und mit weitgreifenden Ideen verknüpft; sie sollte das Band eines freien Föderativ-Systems werden. Es war nämlich ein Lieblingsgegenstand des Gesprächs in vertrauten, gebildeten Zirkeln oder auch einzelner Freunde geworden, sich ein einziges italisches Reich aus den vielen Staaten desselben zusammenzusetzen, und Schwäche und Verkehrtheit der einzelnen, Macht und Bevölkerung des Ganzen zu betrachten; man erinnerte sich mit Wohlgefallen an uralte Helden, an zweimalige Weltherrschaft; man rühmte gern die Erfindungen, die Künste, den lebhaften Geist des Volkes; sprach mit Selbstgefälligkeit von dem schönen Garten Europa's, von seiner Lage zum Verkehr an weitgedehnten Küsten, von seiner Lage zur Vertheidigung durch Gebirge und Festungen, und nachdem man sich so an Träumen ergötzt hatte, klagte man unzufrieden über die Wirklichkeit und über die Fremdlinge; Aeltere hielten diese vielbesprochene Vereinigung für wünschenswerth, Jüngere die Zeit nun reif und gekommen, wo die Wünsche ihrer ruhmgekrönten Dichter, die man (nicht ohne Absicht) mit erneutem Eifer ans Licht zog, von dem jetzigen Geschlechte erfüllt werden sollten. Reifere Prüfung mochte indeß in der allgemeinern Volksstimmung, in dem Gehalte der Bildung und in der Zerstückelung selbst keine so entschiedene Veranlassung zu kühnern Vorhaben finden; dennoch gründete (so sagt man) ein an sich nicht verächtlicher Bund in vielfachen Verzweigungen hierauf seine Entwürfe, denen die Häuptlinge im Süden mehr als eigener Kraft und klugem Beginnen vertrauten. Als sich die österreichischen Heere den Grenzen Neapels näherten, sollte tobender Aufruhr in ihrem Rücken ihnen Flucht und Schmach bereiten.

Das Haus Savoien.

Wenn man, aus dem blühenden Italien heraufkommend, die grauen Alpen erstiegen hat, erblickt man vom Mont-Cenis ein rauheres Land an ewigen Eisgebirgen; das ist Savoien, das Stammhaus der Könige von Sardinien.

Als die transjuranischen Lande im eilften Jahrhundert *) durch Konrad den Zweiten auf immer, wenige Jahre ausgenommen, von Frankreich gesondert waren, wurde die Statthalterschaft in jenen Gegenden dem Grafen Humbert (mit weißen Händen) anvertraut, der an drei Seen seine Herrschaft gründete. Adelheid, Erbin von Ivrea, Markgräfin zu Italien, brachte dem Grafen Odo das Thal von Aosta, Piemont, und viele Burgen bis hinab an das Mittelmeer, zur Mitgift; über diese vereinten Länder gebot ihr Sohn Amadeus, Graf von Savoien. Von dieser Zeit an vergrößerten sich schlaue Nachfolger unausgesetzt, und der Grundsatz vererbte von Enkel auf Enkel, daß ein Herr in Savoien nie umsonst die Thore der Alpen öffne oder schliesse.

*) Heinrich der Erste, ein Capetinger, regierte im Frankenlande.

Die Edeln von Tarantaise wurden unterwürfig, und Peter gründete zur Zeit deutschen Interregnums (1263), durch englische Hilfe, große Macht im Waadtlande. Diese war so wohl bewahrt worden, daß Amadeus (der grüne Graf) freie Oberherrschaft seines Reiches, sein Enkel Amadeus der Achte im Jahr 1416 *) den Herzogstitel vom Sohne Kaiser Karls des Vierten erwarb. Klug und tapfer, selbst ordnend an der Spitze ihrer Heere, verwalteten sie nicht minder das Innere mit eigenen Augen; mit Montferrat hielten sie Bündniß gegen die Markgrafen von Saluzzo; ihr Ansehen wuchs durch das Hausgesetz der Erstgeburt und der Untheilbarkeit ihrer Staaten.

Obwohl im fünfzehnten Jahrhundert die Herzoge von Savoien in die Erbrechte der (durch Venedig) vertriebenen Königin von Cypern, Charlotte, Erbtochter des Hauses Lusignan, traten **), so neigte sich der Glanz dieses Geschlechtes doch zu jener Zeit sehr furchtbarem Glückswechsel zu. Seit langen Jahren waren die Herzoge mit der freien Schweiz in Urphede über Genf und die Waadt, als Karl der Dritte, der sich deshalb an die Kaiser hielt, an Franz von Frankreich und an die Berner, diese Lande, ja sein angestammtes Herzogthum Savoien, sammt Chablais, verlor. Der fallenden Macht seines Hauses setzte Emanuel Philibert (der eiserne Kopf) männliche Ausdauer entgegen, so daß er nach dreiundzwanzig Jahren (1560), nach der Schlacht von St. Quentier und im Frieden von Chateau Cambresis, das Ufer des Genfer Sees, die Pässe im Jura, sein Savoien wieder zu erwerben vermochte; das schöne Waadtland aber behielten die Berner. So wohl wußte dieser weise Fürst zu wirthschaften, daß er aus geringem Einkommen Turin und Montmelian befestigen, von dem Geschlechte der Genueser Doria die wohlgelegene Herrschaft Oneglia erkaufen, und dennoch von keiner Geldnoth getrieben die Generalstaaten ausser Uebung kommen lassen konnte. Seinem ihm nicht unähnlichen Sohne Karl Emanuel schadete, wie Karl dem Fünften, übergroße Feinheit, die an dem durchgreifenden Wesen Heinrichs des Vierten scheiterte ***); der Herzog wurde gezwungen, gegen Bresse, Bugey und beide Rhone-Ufer bis nach Lyon hinab, in unvortheilhaftem Tausche, das Markgrafthum Saluzzo anzunehmen. Jedoch vergrößerte der erste Viktor Amadeus, Herzog von Savoien, durch Freundschaft des Kardinals Richelieu, im Frieden von Cherasco, sein Gebiet durch einen Theil von Montferrat (1638). Im Schrecken der Obergewalt Ludwigs des Vierzehnten waffnete auch Viktor Amadeus der Zweite mit andern Staaten gegen ihn, und nicht vergeblich: Pignerol, Fenestrelles, Exiles, auf der Seite gegen Frankreich, das übrige Montferrat und die Herrschaft von Alessandria gegen Mailand, wurden ihm zugetheilt; er wurde

*) Karl der Sechste von Valois hielt mit verwirrtem Sinne den Zepter in Frankreich.

**) Die Könige von Sardinien nennen sich jetzt noch Könige in Cypern und Jerusalem.

***) Le roi le devina, berichtet Sully: cet homme, dit-il, pense être si éloquent, subtil, fin et rusé, qu'il est capable de circonvenir et abuser tout le monde : or, il y a long-tems qu'il m'amuse de belles paroles ; je lui ferai voir que je ne suis pas de ces oiseaux niais, propres à se laisser duper.

endlich König und Herr von Sizilien durch den Utrechter Frieden (1713). Der neue König regierte mit Nachdruck, und Ordnung und Gerechtigkeit walteten bestens; nur liebte er die täuschende Politik unmäßig, die ihn am Ende verderben mußte. Kardinal Alberoni hatte ihn in zweideutige Zusagen verwickelt, welche durch den Tausch Sardiniens gegen Sizilien bestraft, seinem Geschlechte jedoch die Nachfolge in den Ländern der spanischen Bourbons, nach ihrem Aussterben, zugesichert wurde. Diese Warnung mochte seine Neigung zur Falschheit so wenig bezähmen, daß er unverweilt den kaiserlichen und den spanischen Hof durch schiefe Verhandlungen nochmals erzürnte, und keine Rettung seines Hauses, als durch Niederlegung einer trugvollen Regierung, vor sich sah. Dies that er feierlichst in großer Versammlung der Ersten des Reiches zu Rivoli, wo er, nachdem er viel und Zweckdienliches geredet, alle Gewalt in die Hände seines Sohnes Karl Emanuel niederlegte. Dreihunderttausend Lire hatte er sich jährlich bedungen, und begab sich sofort nach Savoien, um, schon alt, mit der Gräfin S. Sebastiano genußreicher Ruhe zu pflegen. Mag König Viktor nun in der Einförmigkeit eines ungewohnten Lebens den Wunsch nach Herrschaft bloß geäussert, oder wirklich nach ihr getrachtet haben, so ist gewiß, daß Furcht vor seinem unruhigen Sinne den Sohn zu harter Begegnung des Vaters vermochte; der bejahrte Fürst wurde nächtlich überfallen, ohne Schonung behandelt, und starb nach kurzer gefänglicher Haft. Die Könige nahmen nur lauen Antheil an seinem Schicksal, als Einem, der es verdiene.

Karl Emanuel, durch Schuld des Vaters aller Verstellung Meister, aber im Frieden und in Kriegszeiten nachdenkenden Geistes, brachte im Wiener Frieden von 1738 durch gewandtes Benehmen die mailändischen Landschaften Novara und Tortona an sich. Er bewies sich im Laufe einer langen Regierung ein wahrer König; thätig und auf Ordnung haltend, waren Einnahme und Ausgabe wohl berechnet, das Staatseinkommen auf neunzehn Millionen Lire vergrößert, die Staatsschuld auf vier Millionen vermindert worden; Novara, Alessandria, vor allen Fenestrelles, machte er fest; überlegsam half ihm Marquis d'Ormea. Sein Sohn, Viktor Amadeus der Dritte, kam dem Vater nicht an Geistesgegenwart und richtiger Entscheidung gleich, und doch hätte es in den Zeiten, denen sich seine friedliche Regierung nahte, nicht gemeiner Fähigkeit zur Rettung bedurft! — Der Sturm, der in Frankreich tosete, wälzte sich bald über das Schutzgebirge in die kriegsentwöhnten Länder herab. Als Feind mochte unkräftiger Widerstand, als Befeindeter zweifelhafte Freundschaft vor der Gewalt nicht schützen, welche Wahlspruch und Rettung des entzügelten Volkes geworden war; Viktor Amadeus, nachdem er vier Jahre lang, ein königlicher Wirth in eigener Hauptstadt, unendliche Erpressung und Unglimpf von den Durchzügen streitender Heere erlitten, starb in demselben Jahre, in welchem er die Abtretung von Savoien und Nizza unterzeichnet hatte (1796).

In so trüben Tagen bestieg Karl Emanuel (der Vierte) den wankenden Thron seiner Ahnen, und es waren noch nicht zwei Jahre vorübergegangen, als dieser fromme Herr, sein väterliches Erbe verlassend, nach Sardinien flüchten mußte. Hier, unmuthig, in solch schwerer Zeit zu

egieren, trat er (am 20 Juni 1802) seine Krone an seinen Bruder Viktor Emanuel ab, der, unglücklicher als weiland Karl der Dritte, zwölf Jahre hindurch ungewiß harrte, ob fortschreitende Uebermacht durch Mäßigung bestehen werde. Nachdem sie in der Meinung (Niemand hielt sich für sicher) und durch sich selbst gefallen war, trat Vieles, was aus dem Geleise gerückt worden, in die alte Lage zurück, und im Maimonat 1814 hielt der lange abwesende König freudigen Einzug in seine Vaterstadt. Das Opfer eines Theils seines Stammlandes, Chambery und Annecy, der im ersten Pariser Frieden (30 Mai 1814) an Frankreich fiel, schien im unverhofften Glücke nicht schmerzlich; doch auch dieses Gebiet kehrte nach kurzem Schrecken, nach der letzten, mörderischen Schlacht Napoleons, in Folge einer Verordnung des zweiten Pariser Friedens (den 20 November 1815) an seinen alten Herrn zurück.

So waren endlich durch die Wiener Kongreßakte von 1815 nicht nur alle Staaten des Hauses Savoien wieder vereinigt, sondern es war ihnen noch ein herrlicher Zuwachs durch Einverleibung der Republik Genua geworden. Ueber dies kleine, aber schöne Reich übte König Viktor Emanuel unumschränkte, aber sanfte Gewalt. Auf dem festen Lande besteht es aus den Herzogthümern Savoien, Montferrat, Genua, dem Fürstenthum Piemont, einem Theil von Mailand und der Grafschaft Nizza. Gegen Westen und Norden scheiden der See und die cottischen Alpen diese Länder von Frankreich, im äussersten Norden der Genfer See und der große St. Bernhard von der Schweiz; östlich grenzt Mailand und Parma, südlich bespült das mittelländische Meer seine Küsten. Der Po durchströmt fruchtbare Fluren, und reizende Gegenden zieren die Ufer der Seen bei Annecy und Bourget, des Genfer Sees, des Lago maggiore. Mit Getreide, Oel, Reis, Wein, Seide und allen Früchten, mit heiterm Himmel und lauer Luft hat die Natur das Land gesegnet; achthundert und fünfzig Quadratmeilen ist sein Flächeninhalt, seine katholische Bevölkerung über drei Millionen. Das Volk ist fleißig und rechtlich, durch Kunst und Wissenschaft nicht eben merkwürdig.

Das Königreich Sardinien, das an den nächstfolgenden Begebenheiten keinen Antheil nimmt, bleibt billig unerwähnt.

Aufruhr.

In der Lombardie brachen die Kaiserlichen ihre Lager auf und zogen nach Süden; schon damals, im Anfang des Jahres, entstand eine Bewegung unter den Studierenden in Turin. Anstatt mit dem Ansehen ernster Erfahrung und überwiegender Einsicht die Jünglinge zu beruhigen, hielt man es für gerathener, nach vergeblicher Aufforderung, sich zu zerstreuen, bewaffnete Mannschaft gegen sie zu senden. Im Gebäude der Universität verschanzt, leisteten sie nicht unkräftigen, aber thörichten Widerstand. Zwanzig fielen verwundet in diesem Vorspiele; die Uebrigen zerstreuten sich erbittert, bereit, sich auf den ersten Wink zu rächen. Hiebe und Stöße des Kriegsvolks mögen nicht überzeugen.

Indessen nahten sich die Heere Oesterreichs immer mehr den Grenzen Neapels, und die An-

hänger der neuen Ordnung der Dinge blieben nicht müßig. Aufrufe (wie: Tod oder Konstitution!), Anreden an das Volk und die Armee wurden von unbekannter Hand ausgestreut; eine dumpfe Unruhe bemächtigte sich aller Stände. Vielerlei, oft absichtliche Gerüchte folgten schnell auf einander: bald, der König wolle eine neue Verfassung geben, doch widerstrebe die Königin; bald, die Oesterreicher würden Piemont besetzen; bald sollte an bestimmtem Tage in dieser oder jener Stadt die Revolution anfangen. Die Bestürzung vermehrte sich, als in den Provinzen die Nachricht erscholl, ein Wagen, der mit Eilpferden aus Frankreich kam, sei angehalten und in verborgenen Fächern viele verdächtige Papiere und Proklamationen gefunden worden; es bestätigte sich, daß manche Verhaftungen hierauf statt gefunden hätten; in Susa wurde der Fürst della Cisterna auf seiner Rückkehr aus Paris gefangen genommen und auf Fenestrelles bewacht. Nach diesen Verfügungen hielt sich der König, dessen Güte strengere Maasregeln gern vermied, in keiner Gefahr; doch die Verschwornen dünkte es nun gefährlich, zu säumen; ihr Anschlag schien entdeckt, doch weder vergeben noch bestraft, und jede Stunde konnte sie ereilen.

In dieser Spannung nahmen die Belustigungen der Fasnacht ihr Ende, und den 8 März begab sich der Hof ruhig nach dem Lustschlosse Montcallier, den nahen Frühling daselbst zu erwarten, während der Aufstand schon unaufhaltsam gegen die Hauptstadt heran rollte. Alessandria, die volkreiche Festung am Tanaro, war die Stärke und der Sammelplatz der Verbündeten; Volk und Besatzung war mit ihrem Geiste erfüllt, alle Ober- und Unterbefehlshaber für die gewagtesten Entwürfe gewonnen, einige aus wahrer Liebe zum Vaterlande, viele aus Ehrbegierde, wenige aus Habsucht. Am 8 und 9 März vereinigten sich die Heerhaufen mit den Einwohnern, riefen in Begeisterung die Konstitution der Spanier aus, bemächtigten sich der Zitadelle und gaben das Zeichen des Aufruhrs, der sich wie ein gewaltiger Brand von Stadt zu Stadt fortzündete. Hieher sollte sich Alles, gegen die Grenzen Mailands (wie man vermuthet) nach früherer Verabredung, wenden; Alessandria war dem Kriegsmann, dem Bürger, dem Studierenden, dem Landmann, Jedem, dem die freie Verfassung und die Unabhängigkeit Italiens theuer war, ein Lager und Losungswort.

Am 10 März kamen Gerüchte von Aufruhr in die Hauptstadt; doch wußte Niemand, wo er ausgebrochen. Die königliche Leibwache zu Montcallier wurde verstärkt; banges Erwarten herrschte bis zum Abend, wo man die Begebenheiten in Alessandria erfuhr. Ein Reisender aus dieser Stadt zeigte einen Paß vor, der „Ansaldi, Feldherr der verbündeten Schaaren Italiens," unterzeichnet war *).

Sofort eilte der König nach Turin, und nicht unbekannt mit der herrschenden Stimmung, hoffte er die aufgeregten Gemüther durch eine Bekanntmachung zu besänftigen, in welcher er die Hoffnung äussert, daß die Kenntniß der Wahrheit jede Unruhe zerstreuen werde; der

*) Ansaldi, Oberstlieutenant des Regiments von Savoien, war sonst vom Könige ausgezeichnet worden; wahrscheinlich mag andere Ueberzeugung ihn zum eifrigsten Anhänger der Revolution umgestimmt haben.

König erklärt, es sei unwahr, daß Oesterreich ihm irgend eine Festung oder Abdankung eines Theils seiner Truppen abgefordert habe, und versichert im Gegentheil, daß er von Seiten der großen Mächte der Unabhängigkeit und Untheilbarkeit seiner Staaten gewiß sei. Nur unbefohlene Bewegung, fürchtet er, könne wider seinen Willen und zu großem Unheil fremde Heere ins Land führen. Allen, welche Theil an den Bewegungen genommen, nun aber sogleich an ihre Posten gehorsam zurückkehrten, wurde Amt und Rang und königliche Gnade zugesichert. Indem diese Bekanntmachung, ohne Zweifel absichtlich, jeder Erwähnung einer Staatsverfassung auswich, verfehlte sie ihre Wirkung.

Jedermann sagte sich, der folgende Tag werde reich an Begebenheiten sein; demungeachtet wachte der König mit den versammelten Ministern in unentschiedenen Berathschlagungen die Nacht hindurch, und noch war kein Entschluß gefaßt, als Tags darauf eine Schaar Soldaten und Studenten, am Armenhause St. Sauveur, unfern dem neuen Thore Turins, vereinigt, unter Geschrei und Tumult in den gewöhnlichen Ausruf: es lebe die Verfassung Spaniens! ausbrachen. Dies ereignete sich an einem Sonntage (11 März). Die Bürger strömten hinaus; viel neugieriger, nur wenig entschlossener Pöbel füllte die Straße, als der Oberst Raimonde in der Mitte der Lärmenden erschien, an Pflicht und königliches Gebot erinnernd. Umsonst; seine Stimme verhallte in dem Getöse, und ein Pistolenschuß, der ihn traf, trieb ihn zurück. Nun rückte Reiterei und Fußvolk aus der Stadt; doch, mag es Befehl oder eigener Wille gewesen sein, im Angesichte der Versammlung blieben sie unbeweglich stehen, und wandten sich bald darauf zurück. Auf dem Burgplatze stand das Dragonerregiment Piemont in Schlachtordnung, den König vergebens erwartend, dessen Gegenwart ihnen angesagt worden. Zweifel und Muthlosigkeit herrschten unter den Räthen eines Fürsten, dessen mildem Sinne der Glanz einer Krone keine Entschädigung für Gefahr und Blutvergiessen darbot; dennoch trieb ihn die Scheu vor Tadel in eigener und fremder Herrscherfamilie (man glaubt nicht, glühender Haß gegen alle Neuerung) zu kräftigen Entschlüssen, die nur ein starkes Wollen zur Ausführung bringen konnte. Dreimal war der König im Begriff, sich zu Pferde zu setzen, sich seinem treuen Kriegsvolke zu zeigen und an der Spitze desselben gegen die empörten Schaaren in Alessandria zu ziehen. Wäre dieser Vorsatz rasch, mit königlichem Ernste und Entschlossenheit ausgeführt worden, und hätte ein Wort von Volksabordnung, aus freier Wahl, diese Maasregel veredelt, so darf man überzeugt sein, es hätten sich Volk und Heer und Anführer dem Rufe Viktor Emanuels freudig gefügt, denn man ehrte den König. Doch furchtbarer als alle Schrecken des wachsenden Aufruhrs zeigte sich dem Monarchen die Zukunft unter der Gestalt irgend einer Verfassung, die Krieg und Untergang seines Hauses, oder Ruhm und Vergrößerung im Schoose trug. Er fühlte sich nicht bestimmt, auf solcher Höhe zu stehen; nichts konnte ihn bewegen, die Grundverfassung seines Reichs zu ändern; aber nichts geschah, sie zu schützen, und die Gefahr wuchs.

Am folgenden Morgen schienen drei Kanonenschüsse irgend eine Entscheidung zu bringen.

Sie verkündigten, die Feste in der Hauptstadt habe die dreifarbige Fahne ausgesteckt: Konstitution und Krieg mit Oesterreich sei ihr Begehr. Die Kunde hiervon kam in die Burg, als der Prinz von Carignan eben beim Könige war, der ihn bat, sich den Thoren der Zitadelle zu nahen, um die Stimmung der Empörer zu erkunden. In Begleitung einiger Diener ritt der Fürst gegen die Brustwehr der Feste heran, von zahlloser Menge umringt, von tausendfachem Ausruf begrüßt: „Hispania's Verfassung! Krieg mit Oesterreich!" — Ein Hauptmann des Geschützes erklärte ihm vom Wall herab, sein Volk übergebe die Verschanzung nur unter jenen Bedingungen dem Könige. Ein verwegener Jüngling trug dem Prinzen, als er zurückkehrte, die blau, roth und schwarz gestreifte Fahne der Carbonari vor, wohl nicht auf Befehl, aber mit Zulassung des Fürsten. Der Andrang des Volks war so wüthend, daß ihm Reiterei Luft machen mußte; einige Menschen wurden unter den Hufen der Rosse zertreten, ein Reiter durch eine Pistolenkugel zu Boden gestreckt.

Es war Abend geworden, und ohne Unterlaß rückten Heerhaufen in die Stadt, die in Eilmärschen aus den nächsten Lagerungen herbeikamen; alle Märkte waren von ihnen gesperrt; zahlreiche Streifwachen durcheilten die Stadt, in welcher kein Unfug statt fand.

Als der Fürst von Carignan dem Könige berichtet hatte, wie die Aufrührer, frevelhaften Muthes voll, Gewährung so schweren Ansinnens sich schmeichelten, ergriff tiefe Betrübniß die königliche Familie; doch standhaft lehnte der König, von seinem Minister *) aufrecht gehalten, jede Einflüsterung ab, spanischer Verfassung beizustimmen. In der Stille der Nacht, die nur dumpfes Getöse der Bewaffneten unterbrach, gedachte der König, wie er alt und schwachen Leibes schon lange den Wunsch nach Ruhe gehegt, und an so bedrohter Gewalt kein Gefallen habe; gedachte des Beispiels und altvererbter Klugheit **) seiner Ahnen; faßte sich — und ließ die Entsagungsurkunde seiner Krone ausfertigen. „In den Abwechselungen eines widrigen Geschicks", sagt diese, „sei ihm der größere Theil seines Lebens verflossen, und allmälig Kraft und feste Gesundheit von ihm gewichen; und mehr denn einmal habe er sich mit sich selbst berathen, die hohen Sorgen der Regierung von sich zu legen. Die Begebenheit der letztern Tage habe diesen Lieblingsgedanken bei ihm verstärkt durch die Betrachtung, wie, im unablässigsten Bestreben für das Wohl seines geliebten Volkes, doch immer schwerer die Zeit und öffentliche Angelegenheit drücke. Entschlossen, am heutigen Tage jenes Vorhaben ohne Säumniß auszuführen, erwähle und ernenne er hiermit aus völliger Ueberzeugung und königlicher Machtvollkommenheit seinen vielgeliebten Vetter, den Prinzen Karl Albert Amadeus von Savoien, Fürsten von Carignan, zum Regenten seiner Staaten, mit Uebertragung aller Gewalt. Der König thut ferner kund und zu wissen, kraft gegenwärtiger Urkunde, aus freier königlicher

*) Dem Marquis von St. Marsan, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der so eben von Laibach angekommen war. Es schien sich in dieser Familie alte und neue Zeit zu scheiden; sein Sohn ist einer von den Führern, die nach Spanien sich gerettet haben.

**) Sein Bruder Karl Felix, Herzog von Genevois, war in Modena.

Wahl und mit Beistimmung seines Rathes: daß er vom Dreizehnten des laufenden Monats März an unwiderruflich der Krone, und also der Ausübung und jeglichem Anspruche der Oberhoheit entsage, die ihm sowohl über jene Länder gebühre, welche er in diesem Augenblicke besitze, als über jene, auf die ihm in Folge von Verträgen oder auf andere Weise ein Recht der Nachfolge zukommen könne. Doch will der König, wie er hinzufügt, wohl verstanden haben, daß jeder der nachfolgenden Vorbehalte wesentliche Bedingung dieser seiner Entsagung sei.

Diese Bedingnisse waren:

1) Daß ihm Titel und Würde eines Königs und die Ehrenbezeugungen beibehalten würden, wie er sie bis dahin genossen.

2) Daß ihm in vierteljährlichen Antizipationen eine Million neuer piemontesischer Lire *) als ein lebenslänglicher Gehalt jährlich ausgezahlt würden, wobei er sich überdies das Eigenthum und die freie Verwaltung seines beweglichen und unbeweglichen, seines Allodial- und Patrimonialvermögens vorbehält.

3) Daß die Wahl eines Aufenthalts sowohl für sich als für seine Familie ihm stets frei bleiben solle.

4) Daß ihm ebenso die Wahl aller jener Personen für immer frei stehen solle, mit denen es ihm zu leben, oder die es ihm in seine und seiner Familie Dienste aufzunehmen oder beizubehalten belieben möge.

5) Daß in allen Punkten und in allen ihren Verfügungen die schon früher festgesetzten Bestimmungen zu Gunsten der Königin und seiner Töchter aufrecht gehalten, und im Nothfall hier neuerdings als bestätigt angesehen werden sollten.

Diese im königlichen Pallaste zu Turin am 13 März 1821 verfaßte Urkunde wurde in Gegenwart der Großen des Reichs vom Könige unterzeichnet.

Nichts konnte nun den eilenden Fürsten mehr zurückhalten; sein Loos war geworfen; wehmüthige Erinnerungen, ängstliche Besorgniß trieben ihn aus seiner Hauptstadt, der er mit allen Lasten der Regierung zu entfliehen strebte. Noch wünschte er vor seiner Abreise die Prinzessin von Carignan und ihr Kind zu sehen. „Fürstin," sagte er zu ihr, „ich empfehle Euch den Erben dieses Reichs; möge er glücklicher sein, als ich, und einst das Glück desselben machen." Weniger gefaßt als ihr Gemahl erschien die trostlose Königin **), die mit erbittertem Gemüthe von lange behaupteter Herrschaft schied. Sie durchschritten die Halle der Leibwachen, grüßten weinend ihre Getreuen, und bei aufgehender Sonne zogen zwanzig Wagen, die leichten Reiter von Savoien und einige Carabiniers, in ihrer Mitte der König und die Königin mit ihren zwei Prinzessinnen, den Weg nach Nizza.

---

*) Ein neuer Lire von Piemont ist dem französischen Franken an Werth völlig gleich; 3¾ Lire sind dem sächsischen Thaler gleich.

**) Maria Theresia von Oesterreich.

Fürst Albert von Carignan.

Aller Augen in der bewegten Hauptstadt waren auf ihn gerichtet, als die Abdankung und Abreise Viktor Emanuels bekannt wurde. Eine hohe und edle Gestalt, Freundlichkeit und Herablassung erhöhten das Ansehen des Thronfolgers *). Das Feuer der Jugend, entschiedene Vorliebe für das Kriegswesen, Verstand und Hinneigung zu den allgemeinen Wünschen verriethen in den Augen seiner Freunde den Keim eines Helden, und schienen seinen vielverbreiteten Anhängern den Retter Italiens anzukündigen. Schwer ist es auch dem schärfsten Blicke, in den Zeiten gewöhnlicher Stimmung vorauszusehen, wie sich in den Stunden der Gefahr die Tüchtigkeit des im Unglücke noch ungeprüften Gemüthes erproben werde.

Kaum einige Augenblicke mit der höchsten Gewalt bekleidet, drängten den Fürsten schon die Umstände zur Beantwortung einer Frage, deren Lösung der König, selbst mit Aufopferung seiner Krone, bedächtig von sich gewiesen, und an die sich das Wohl vieler Tausende und seine ganzen Zukunft geknüpft hatte. Der Anzeige von der Entsagung des Königs, und seiner Wahl zum Regenten, hatte der Prinz Ermahnungen zur Ruhe und zur Ehrfurcht gegen den Monarchen beigefügt, und auf den morgenden Tag versprochen, seine den Wünschen des Volks gemäße Willensmeinung kund zu thun. Diese überkurze Zeit, die sich der Regent, von den alten Staatsdienern verlassen, und in so neuen Verhältnissen, zu Berathung eines der wichtigsten Schritte seines Lebens vorbehalten hatte, dünkte dem ungeduldigen, von planvollen Anführern gereizten Volke noch zu lang, und es eilte, ihm Wahl und Bedenken zu ersparen.

Gegen vier Uhr Nachmittags (13 März) entwickelte sich aus der Zitadelle — die dreifarbige Fahne wehte vorauf — ein Zug von Menschen, zu welchen sich auf dem Wege tobende Haufen gesellten; auf mancherlei Art bewaffnet, in immer wachsender Menge, unter entsetzlichem Lärmen vor dem Pallaste Carignan angelangt, forderten sie die Annahme der spanischen Verfassung noch vor Ende des Tages. Der Fürst zauderte, und wünschte zu versagen; denn auf solche Weise und zu solcher Verfassung hatte es nicht kommen sollen. Ueberrascht und bestürzt sahen seine Freunde die Leitung des Volks in fremden Händen, und jeden Mittelweg vorbedachter Mäßigung gefährdet; mit Reue und Angst sahen sie sich zu Entwürfen fortgerissen, die sie zu vermeiden gehofft hatten; sie ahneten schon, daß sie, umsonst mit Schuld und drückendem Vorwurf belastet, nun jeder frühern bessern Ueberzeugung entsagen, daß sie Ehre und Leben an fremdes Vorhaben wagen mußten; — um so tobender suchten die Führer des Volks, ehe Besinnung und vielleicht bewaffnete Macht zu Hilfe komme, durch Schrecken und Drohung den Sieg ihrer Partei zu fesseln. Da theilen sich die Aufrührer und ziehen auf das Rathhaus; wiederholte Gesandtschaften drängen den Regenten — die Feste droht mit Bomben die Residenz zu verbrennen, wenn die Annahme nicht in zwei Stunden erfolgt sei —; Abgeordnete der Dekurionen

*) Der König hat nur vier Töchter, von denen zwei, eine an den Herzog von Modena, die zweite an den Prinzen von Lucca, vermählt sind. Es schien ausgemacht, daß der Bruder des Königs keine Erben haben würde.

rionen *) zeigen dem Regenten höchste Gefahr an. Der Fürst wankt. Da bringt noch einmal durch verborgene Thür Crivelli, der Arzt, der ungestüme Verfechter schwindelnder Freiheit; er fleht vor dem Fürsten, verlangt im Namen des Volks die Konstitution der Cortes. Gleich, bei Fackelschein, sah man den Regenten auf dem Altane, die verlangte Verfassung gewährend; die Menge zerstreute sich, um die Beleuchtung der Hauptstadt mit rauschendem Jubel zu feiern. Tags darauf erfüllte der Fürst seine Zusage durch folgende Bekanntmachung:

„Karl Albert von Savoien, Prinz von Carignan, Regent.

„Der Drang der Umstände, welche Se. königliche Majestät Viktor Emanuel bewog, Uns zum Regenten des Reichs zu ernennen, ungeachtet Uns für jetzt das Recht der Nachfolge noch nicht zukam, veranlaßt Uns, indem das Volk laut den Wunsch einer Verfassung äussert, wie in spanischen Landen besteht, in so weit als dies von Uns abhängen mag, demjenigen Genüge zu leisten, was das Wohl des Staates heute ganz offenbar erheischt, und Uns dem allgemeinen mit unbeschreiblicher Heftigkeit geäusserten Verlangen zu fügen.

„In diesem äusserst schwierigen Augenblicke war es Uns nicht möglich, Uns bloß nach dem zu richten, was in der gewöhnlichen Macht eines Regenten stehen könne. Die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, die Wir für Se. Majestät den König Karl Felix hegen, dem die Krone zugefallen ist, hätte Uns gern bewogen, Uns jeder Abänderung der Grundverfassung des Reichs zu enthalten, und Wir hätten gewünscht, Zeit zu gewinnen, um Uns über die Absichten des neuen Herrschers belehren zu können. Da jedoch die Gewalt der Umstände offenbar ist, und Uns über Alles am Herzen liegt, dem neuen Könige sein Volk unverletzt, sicher und glücklich, nicht schon von Parteiungen und bürgerlichem Kriege zerrissen, zu übergeben; nach reiflicher Erwägung also und mit Zustimmung unsers Raths, in der Zuversicht, daß Se. Maj. der König, in Betrachtung derselben Rücksichten, nicht anstehen werde, diese Unsere Verordnung mit seiner höchsten Genehmigung zu bekleiden, haben Wir verordnet:

„Die Verfassung Spaniens wird kund gemacht und als Staatsgesetz beobachtet werden, unter jenen Bestimmungen, die von der Abordnung des Volkes gemeinschaftlich mit Sr. M. dem Könige werden festgesetzt werden."

Eine gleichzeitige Verordnung ermahnte nochmals zu Ruhe und Gehorsam, warnte vor Verführung und Verbreitung boshafter Gerüchte; gewährte den Truppen völlige Amnestie **), mit der Bedingung strengen Gehorsams; verbot unter schwerer Strafe jedes Zeichen der Zwietracht, Hutschleifen oder Fahnen, die sich in Gestalt und Farbe von jenen unterschieden, welche die Piemonteser von jeher auszeichnete ***). Diese Bekanntmachung zeigte ferner an, daß, sobald die provisorische Junta, in Vertretung und bis zur Zusammenberufung des National-

*) Des Stadtraths.

**) Mehrere der bedeutendsten konstitutionellen Anführer unter diesen sollen gegen eine Verzeihung, als Voraussetzung von Schuld, schriftliche Vorstellungen gemacht haben.

***) Die Farbe Savoiens ist hellblau.

Parlaments, ernannt sein würde, man den Tag bestimmen werde, an welchem das Heer dem Regenten und der Reichsverfassung den feierlichen Eid der Treue leisten solle.

Man will wissen, der Prinz habe sogleich (arger Deutung und möglichem Verluste künftiger Thronfolge vorzubeugen) nach jenem unglücklichen Versprechen den Stadtrath, die Großen des Reichs und einige Kriegsobersten versammelt, um eine Erklärung von ihnen unterschreiben zu lassen, durch welche sie bekräftigen: es sei ihre Meinung, daß der Drang der Umstände und das Wohl des Staats die Annahme spanischer Verfassung mit jenen Abänderungen erheische, welche von König und Volksabordnung beliebt werden würde. Diese Urkunde soll in den königlichen Archiven zu Turin niedergelegt und dem Herzoge Karl Felix in Abschrift nach Modena übersendet worden sein. Andere behaupten, obiges Zeugniß sei dem Regenten absichtlich und schon früher unterzeichnet überreicht worden, damit er weniger besorgt das durch Crivelli vorgetragene Begehren des stürmenden Volks genehmigen möge. Da die Erzählung dieser an sich nicht bedeutenden Thatsache sich in Folge oder Wirkung widerspricht, muß man die vollgültige Beurtheilung derselben dem Laufe der Zeit anheimstellen.

Es konnte nur Wenigen entgehen, wie ängstlich der Fürst dem Herzoge Karl Felix, dessen der König in seiner Abdankungsakte mit keinem Worte gedacht hatte, alle Hoheitsrechte bewahre; es mußte sonderbar scheinen, wie ein so sorgsamer Regent in Abwesenheit des Königs eine Verfassung kund zu machen wage, welche die Grundgesetze des Staats in ihren tiefsten Grundlagen erschütterte; es mochte überdies bedenklich dünken, einen Eid der Treue zu verkündigen, der als wirkungslos oder strafbar widerrufen werden konnte, ehe die Boten, welche solche Nachricht trugen, die Grenzen des Königreichs ereilt hatten.

Indeß schritt die neue Regierung vorwärts; die angezeigte Junta wurde gewählt: fünfzehn (spanische Ordnung nicht eben anstaunende) Mitglieder, unter denen sich der Marquis de Brême, die beiden Edeln von Serra, der Fürst della Cisterna und der Domherr Marentini auszeichneten, in deren Hände der Regent Beobachtung spanischer Verfassung und Gehorsam dem Könige Karl Felix beschwor; die Erbfolge *), wie sie im Reiche vordem bestanden, und, mit der Glaubensfreiheit, Aufrechthaltung römisch-apostolischer Religion gelobte.

Es geht ein Gerücht, dem man nicht allen Glauben versagen darf, daß in jener Zeit Abgeordnete der Lombarden zu dem Fürsten kamen, ihn im Namen ihres Volkes nach Mailand einzuladen; Hilfe an Geld und kräftigen Männern, Gut und Blut boten sie ihm, wenn er mit Kriegsmacht dem bedrängten Vaterlande Beistand leiste, ja zehnmalhunderttausend Franken für die ersten Fähnlein Fußvolk, die zu Schutz und Trutz über die Grenzen, über den Tessin, in lombardische Staaten rückten. Der Statthalter **) erwiederte: er sei nicht Herr des Landes; sie aber hätten Nichts, ächte Sendung zu beurkunden. Mit dieser Weisung kehrten die Abge-

*) Mit Abweichung von spanischem Nachfolgerecht, das Salisches Gesetz nicht anerkennt; so daß nicht der Prinz von Carignan, sondern des Königs älteste Tochter und ihr Stamm, die Herzogin von Modena, Thronerbin war.

ordneten zurück und berichteten zu Hause, wie sie vermeinten, fürstliche Hoheit werde nicht ein Held und Retter im Lande Italia erscheinen.

Von dieser Zeit an hingen die Bande der Ordnung und des Gehorsams nur leicht zusammen. Fremde Schwärmer (Lombarden von Pavia) füllten immer mehr die Hauptstadt; wie Ober- und Unterbefehlshaber im heftigen Widerspruch, so verschiedener Sinnesart folgend, trennten sich ihre Schaaren. Den kaiserlichen Gesandten, Herrn von Binder, zwang der Pöbel, abzureisen. Die Besorgung auswärtiger Angelegenheiten wollte Niemand übernehmen; viermal in zweimal vier Tagen wechselten die Kriegsminister *); so verriethen unaufhörliche Veränderungen in der Junta und in den übrigen Aemtern das Schwanken der Regierung.

Am 18, nachdem ein Stallmeister des Prinzen mit Briefen vom Könige Karl aus Modena eingetroffen war, machte der Regent über deren Inhalt bekannt: daß der Monarch auf seine pflichtgemäßen Eröffnungen mit solchen Worten geantwortet, die vermuthen liessen, er sei über die Lage der Dinge in seinen königlichen Staaten nicht wohl unterrichtet, was seiner Entfernung wegen nicht verwundern dürfe. Getreue Unterthanen, und Er vor Allen, müßten den König über den Zustand und die Wünsche seines Volkes aufklären, und ohne Zweifel auf günstigen Erfolg hoffen, den die bekannte Liebe des Herrschers zu seinem Volke vermuthen liesse.

Diese Hoffnung, welche der Regent seinen Untergebenen einzuflößen suchte, täuschte den Fürsten selbst nicht mehr; im Innern starrte ihm eine Ordnung der Dinge entgegen, die er nicht lieben und nicht mehr umstürzen konnte; und wenn er je Theilnahme und Neigung für die Wünsche der Italiener hatte blicken lassen und ihnen seinen Namen werth gemacht hatte **), so ist nun mit einiger Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß die Begebenheiten in Neapel ihm seinen Weg klar vorgezeichnet hatten. Hätte ein willkommener Ruf Sieg oder wenigstens rühmliche Gefechte der Neapolitaner verkündigt, die auf ein langes, hartnäckiges Ringen des (wie man wähnte) gemißhandelten Volkes schliessen liessen, so hätte vielleicht das Wohl des Staats dem Regenten vorschreiben können, den König in Modena noch einige Zeit über den wahren Zustand seines Königreichs zu belehren. Jetzt aber ***) schien dem Fürsten keine Zeit mehr zu verlieren; er rettete Kind und Gemahlin heimlich nach Nizza ****); sandte, als zur Vertheidigung, vier Batterien Geschützes, die leichten Reiter von Savoien und Piemont, auf Novara; vermehrte die Mitglieder des hohen Raths, und erspähte den Augenblick zur Flucht, die er in der Nacht vom 21 auf den 22 März gegen den Sesia richtete.

---

*) De Saluzzo, Bussolino, Villa Marina, Santa Rosa.

**) Giubilo manifestato con voci d'applauso, expresse col sentimento della riconoscenza verso il sostenitore della patria il magnanimo Principe di Carignano, e dei bravi defensori dell' italiana libertà. G. de G. No. 21, Savona A. C.

***) Vor Rieti hatten die Neapolitaner schon ihren Feldherrn verlassen. Wilhelm Pepe gab die Hoffnung, de Conciliis Sora auf.

****) Wo König Viktor Emanuel freundlich und ruhig wohnte.

Als einem Donnerschlage gleich die Nachricht sich verbreitete: der Prinz von Carignan sei entflohen, lobte Niemand, Wenige suchten zu rechtfertigen, die Meisten tadelten hart. Nun sei es offenbar, hieß es, daß man die Anhänger verbesserter Verfassung in ihren eigenen Netzen habe fangen, daß man Piemont unter diesem Vorwande den Kaiserlichen habe überantworten wollen. Eine einzige Betrachtung schon wird das Grundlose dieser Vermuthung darthun. Welcher Vortheil mochte den Regenten und Erbfolger des Reichs bewegen, ein grausames Spiel mit seinen Völkern zu treiben, um sich ihre Herzen auf immer zu entfremden und seiner eigenen schönen Länder sich zu berauben? Und wird nicht jeder Mensch, der sein eigenes Herz prüft, es zu entschuldigen wissen, daß der junge Fürst, in einem Zusammentreffen drohender Umstände, überrascht, jener angefeindeten Verfassung, unter stetem Vorbehalt höherer Genehmigung, seine Zustimmung gab? — Schwerer mochte der Vorwurf treffen, daß der Regent, nachdem er sich einmal, es sei freiwillig oder gezwungen, an die Spitze des Staats gestellt, im entscheidenden Augenblicke sich selbst und sein Volk verlassen habe. Hatte er, schloß man, durch seine Kundmachungen allem Geschehenen das Siegel der Gesetzmäßigkeit aufgedrückt, so durfte nur er es selbst, derselben Gewalt gemäß, wieder lösen. Der Fürst mußte, je nachdem ihn seine Ueberzeugung leitete, entweder die neue Verfassung, welche der König verwarf, durch eigene Verordnungen, schonend, Freunde und die an ihn geglaubt gegen fremde Rache schützend, wieder aufheben, oder alle Kräfte seiner Lande aufrufen und den letzten Versuch wagen, ob ein Volk (gewissen Meinungen zufolge) noch frei sein könne. Möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß Karl Albert von Savoien, in einem oder dem andern Falle, Leben und Freiheit an Herrscherpflicht hätte setzen müssen und — — — doch, steht es uns wohl zu, ein schneidend Urtheil zu fällen, wo es so schwer ist, alle Ursachen und Verhältnisse zu enträthseln?

Santorre di Santa Rosa.

Das Ruder des Staats, welches Viktor Emanuel von sich gelegt, der neue König noch nicht aufgenommen und der Regent in banger Flucht verlassen hatte, hing nun rath- und führerlos in den Wogen aufgelöseter Ordnung. Neapel hatte sich unterworfen; so leicht war der Sieg und so verächtlich das Volk dem Sieger geworden, daß ein eilender Befehl die Verstärkungsschaaren Oesterreichs leicht zu andern Unternehmungen berufen konnte; die Stimme der Freiheit *) athmete nur noch leise in Italien, und dunkler mußte die Zukunft dem erscheinen, der es in seinem ganzen Umfange erfaßte, wie die unerwartete Abdankung des Königs, wie die Entfernung des Prinzen die neue Regierung bloßstellte, welche sich mit so hehren Namen zu decken gehofft hatte; wie wankende Gemüther schüchterner, wie entschiedene Gegner lauter werden mußten. Man hätte glauben sollen, auch der kühnste Muth müßte vor allem erliegen, was man wußte, was man ahnete und fürchtete. Es ist nöthig und nicht unmerkwürdig, zu erklären, wie dieses nicht geschah.

*) Es sei dem Erzähler gestattet, sich stets in dem Sinne derer auszudrücken, von denen er zu berichten sich vornahm.

Schon in den Zusammenkünften und Vorbereitungen zur Revolution hatten sich zwei Meinungen entschieden geäussert und entwickelt; man war einig, daß die bestehende Verfassung nicht die beste sei: aber welche Konstitution, ob die spanische oder die französische, unter den damaligen Umständen die unumschränkte Macht durch Volksabordnung mildern solle, darüber waren die Meinungen getheilt. Ohne über den innern Werth der einen oder der andern zu entscheiden, gaben höhere und kühlere Mitglieder des Bundes der Verfassung Frankreichs für den Augenblick den Vorzug. Man solle sich nicht täuschen, warnten diese: das Volk sei noch nicht mündig, und zu stets gefährlichem Uebergange die Verfassung Frankreichs geschickter; indem diese nur den begüterten und also wahrscheinlich gebildetern Theil des Volks zur Wahl und zu den zu Erwählenden berufe, entferne sie die leichtbewegliche Menge von unbekannter Gesetzgebung; so werfe sie auch durch Errichtung zweier Kammern nicht auf einmal alle angenommenen Begriffe von Stand und Verhältnissen über den Haufen. Frankreich werde diesen Beweis schmeichelhafter Auszeichnung und eigene Verfassung im fremden Lande beschützen; leichter werde man den König und die hohen Alliirten zur Beistimmung vermögen; man würde viel gewonnen, und nicht jede Verbesserung schon in ihrem ersten Keime durch Krieg und Sturm gefährdet haben.

Halbe Maasregeln bringen nicht Gedeihen, entgegneten die Andern; auch sie warnten vor Täuschung: dem Kriege werde man nicht entgehen; nicht spanischer Verfassung allein, allen Verfassungen sei es, die ein Volk mit Ernst und Gewalt von seinen Herrschern verlange, denen die Heiligen-Bündner Fehde angesagt; was wolle man sich auf Frankreich stützen? Dürfe man Freundschaft von einer Versammlung von Abgeordneten erwarten, die schon alle Grundpfeiler eigener Freiheit sklavisch zernagt hätten? Und stände nicht Krieg und Frieden in der Gewalt königlicher Minister, die nur gegen die Verfassung ihres Volkes zu Felde zu ziehen verständen? Nein, in dem Muthe und dem Arme entfesselter Völker, in dem Beistande Neapels, Italiens, der Lombardei sei Rettung. Allgemeine Freiheit, kein Unterschied verhaßter Stände, glorreiche Vereinigung italischer Bundesstaaten, dies werde die feigsten Herzen vielleicht in Frankreich selbst entflammen; der Norden werde sich erheben, der Suden herausdrängen und bald die Barbaren die Waffen strecken.

Kein Theil mochte den andern überzeugen, aber beide strebten, den Fürsten von Carignan zu erheben, auf den Alle bauten; doch als in jener entscheidenden Nacht die spanische Partei, deren fester ausgesprochenen Entwürfen mehrere und entschlossenere Anhänger folgten, durch Aufruhr und verwegenes Beginnen des Crivelli über die Magnats *) gesiegt, wandte sich das Herz des Regenten und viele wohlmeinende Gemüther von der neuen Ordnung der Dinge sichtlich ab; doch hielten Andere, selbst nachdem sie der Fürst verlassen, unüberlegten, nicht eigensüchtigen Muthes an dem, was sie für Pflicht hielten, und an der Hoffnung fest, Begeisterung

*) So nannte man nachher die französische Partei, weil diese eine Pairskammer wollte.

und Anhänglichkeit der Völker werde alle Schwierigkeiten niederkämpfen. In dieser täuschenden Ueberzeugung schien die Junta zu handeln, handelten die Führer, an ihrer Spitze die Seele des Ganzen, Graf Santorre di Santa Rosa *).

Wissenschaft und Geschichte seines geliebten Vaterlandes hatte den Geist dieses feurigen Mannes beschäftigt; immer heller und glänzender, unauslöschlich hatte sich der Gedanke an Entfernung fremder Herrschaft, an Vereinigung des zerstückten, namenlosen Volks seiner menschlich-guten, aber heftigen Seele bemächtigt; Gewaltthat, ausser mit rechtlichen Waffen in der Hand, war ihm ein Abscheu; er rettete und schützte in der Verwirrung Freund und Feind; Ehre achtete er höher denn Schätze; nicht diese oder jene Verfassung, aber gemäßigte Freiheit, vor Allem Unabhängigkeit von fremder Botmäßigkeit, war sein Wunsch; diese Sehnsucht, sagt man, habe er seinem zehnjährigen Sohne täglich eingeflößt, täglich, gleichwie jener Karthaginenser, ihn Haß und Verderben den Unterdrückern seines Vaterlandes schwören lassen. Lobenswerth mag man so wüthendes Vorurtheil nicht finden, das die Grenzen richtiger Würdigung überschreitet; auch scheint weder tiefe Menschenkenntniß, noch jene Geistesgegenwart und der unerschöpfliche Reichthum überraschender Hilfsquellen, der manche Menschen ganz ausnehmend zu Führern der übrigen bestimmt, dem Kriegsobersten verliehen gewesen zu sein. Mehr ein Egmont als Oranien trat er unter die Parteiungen.

Tags darauf, als der Regent geflohen war, zeigte die provisorische Junta **) in einer Bekanntmachung an, wie sie in Abwesenheit des Regenten, dessen Absichten sie noch nicht hätte erfahren können, sich versammelt, und in Erwägung gezogen, daß zu Erhaltung der Ordnung und des allgemeinen Besten, zu Verhütung unübersehbaren Unglücks, ein Mittelpunkt der Verwaltung in jedem Staate unentbehrlich sei; daß die Junta demnach beschlossen, gemeinschaftlich mit denen, welche Se. fürstl. Hoheit der Prinz Regent den verschiedenen Ministerien vorgesetzt, sich ohne Unterlaß allen Sorgen und allen Geschäften der Regierung zu unterziehen, die keinen Aufschub leiden, so lange bis sie angemessene Befehle von Sr. Majestät dem Könige Karl Felix oder dem Fürsten Regenten empfangen haben würden.

Es wurde demnach spanischer Einrichtung gemäß, zu Verhütung von Gesetzlosigkeit, in jeder Provinz ein bürgerlicher Vorsteher (capo politico) ernannt, von dem alle übrigen Beamten und Obrigkeiten in den Gebieten abhingen, und der wieder an den ersten Staatssekretär für die innern Angelegenheiten (Dal Pozzo, Principe della Cisterna), Bericht erstatten sollte.

Diese nüchterne Verordnung hielt dem beängstigten Volke weder Krieg noch Frieden, weder

*) Hannibal, von Savigliano, war unter Napoleon Präfekt, und beim Ausbruch der Unruhen Major im Generalstabe.

**) Sie wurde von Marentini geleitet, der klug und gelehrt als Bischof von Plaisance unter Napoleon mit Einrichtung geistlicher Angelegenheiten in Corfu beauftragt war. Er ist nicht unter den Geächteten; ob aus Scheu vor seiner Würde oder aus Dankbarkeit, ist nicht klar.

alte noch neue Verfassung vor, zeigte weder Ruhe noch Gefahr, lösete durch Hinweisung auf höhere Befehle, die kein Geheimniß mehr waren, eben jene Bande der Ordnung, die sie fester knüpfen wollte, und stand endlich in gar sichtbarem Widerspruch mit dem unklugen Tagesbefehle des Grafen Santa Rosa, der gleichzeitig, entschieden und überverwegen also redete:

„Karl Albert von Savoien, Fürst von Carignan, den Se. Maj. Viktor Emanuel mit der Gewalt eines Regenten bekleidete, hat mich durch seinen Befehl vom 21 dieses Monats zum Haupte der obersten Kriegsverwaltung der Land- und Seemacht ernannt. Ich bin eine gesetzmäßige Behörde, und halte es für Pflicht, in dieser schrecklichen Lage des Vaterlandes meinen Waffengefährten die Stimme eines treuen Unterthans des Königs und eines redlichen Piemontesers hören zu lassen.

„In der Nacht vom 21 auf den 22 März verließ der Fürst Regent die Hauptstadt, ohne das Parlament oder seine Minister davon zu benachrichtigen. Kein Piemonteser mag die Absichten eines Fürsten bezüchtigen, dessen edles Gemüth, dessen Ergebenheit für die Sache Italiens bis zu dieser Stunde die Hoffnung aller Guten war. Einige wenige Verräther an ihrem Vaterlande, Knechte Oesterreichs, täuschten durch Verleumdung und durch alle Kunstgriffe des Betrugs einen jungen Fürsten *), welcher der Erfahrung stürmischer Zeiten ermangelte.

„Es zeigt sich in Piemont eine von unserm Könige Karl Felix unterzeichnete Bekanntmachung: doch ein König Piemonts in Mitte der Oesterreicher, unserer nothwendigen Feinde, ist ein König im Kerker; was er auch sage, man kann und darf nicht glauben, es komme von ihm. Er rede auf freiem Boden, und wir werden ihm beweisen, daß wir seine Kinder sind.

„Krieger Piemonts! Landwehrmänner! **) Wollt ihr den Bürgerkrieg? Wollt ihr den Einfall der Fremdlinge, die Verwüstung eurer Gefilde, Brand und Plünderung eurer Städte und Dörfer? Wollt ihr euern Ruhm verlieren, eure Fahnen beflecken? — Wohl, so fahret denn fort; lasset Waffen der Piemonteser sich gegen Waffen der Piemonteser erheben; die Brust des Bruders begegne der Brust des Bruders. Befehlshaber der Schaaren! Hauptleute, Rottenführer und Gemeine! Hier ist keine Rettung, als in diesem Einen: haltet euch fest an eure Feldzeichen; raffet sie auf, eilet, sie aufzupflanzen an den Ufern des Po und des Tessins; das Land der Lombarden harret euer, das Land der Lombarden, das seine Feinde verschlingt beim Anblick eurer Vorhut! Wehe Jedem, den ein verschiedenes Urtheil über die innere Lage des Staats von diesem nöthigen Vorhaben entfernen möchte; dieser dürfte wohl nicht werth sein, Piemonteser zu befehligen, oder so geehrten Namen zu tragen.

„Kriegsgefährten! Dies ist eine große europäische Zeit; wir stehen nicht allein. Auch Frankreich erhebt sein Haupt, Demüthigungen des österreichischen Hofes übersatt, und bereitet euch mächtige Hilfe. Krieger und Wehrmänner! Die ungewöhnlichen Umstände erheischen außer-

*) Geboren den 25 Dezember 1798.

**) Guardie nazionali!

ordentliche Entschlüsse. Euer Wankelmuth wird euer ganzes Vaterland, all euern Ruhm gefährden. Bedenket es wohl! Erfüllet eure Pflicht; der hohe Rath, die Minister thun die ihre. Karl Albert wird erstarken an eurer muthigen Eintracht, und Karl Felix der König wird eines Tages euch danken, daß ihr ihm seinen Thron bewahret."

Deutlich sprach sich hier aus, was der Kriegsminister und sein Anhang erwartete, und was sie bereiteten. Auch deutete Alles auf Krieg und Angriff; alle Ergänzungen und Beurlaubte der Linientruppen und der Artillerie wurden dringend einberufen; zahlreiche Arbeiter setzten die Festungswerke von Turin und Alessandria in Vertheidigungsstand; Kriegs- und Mundvorräthe wurden herbeigeschafft; an alle Regimenter erging der Befehl zum Aufbruch, zu Versammlung in den Lagern von Alessandria, Voghera und Casale.

Diese Anstalten, von hochfliegenden Tagesbefehlen begleitet, erstarben aber schon im Entstehen; und während jene Städte den Anblick kriegerischen Eifers darboten, brach das Gebäude der Verschwornen in allen übrigen Theilen, in allen ihren Fugen zusammen. Die angesagte Hilfe vom nahen Frankreich hatte sich in einige schwache Volksbewegungen zu Grenoble und Lyon aufgelöset, wo sich die dreifarbige Fahne nach wenigen Augenblicken in fast lächerlichem Auflaufe des Pöbels senkte. Mailand zauderte und schwieg; vielleicht hatten jene Abgeordneten sie gelehrt, zu verzichten.

Unter diesen Aussichten verbreitete sich in den Provinzen die oft angedeutete Erklärung des Herzogs von Genevois; jene Erklärung, welche der Fürst von Carignan der Unkenntniß des Herzogs, Santa Rosa der Gefangenschaft des Königs zuzuschreiben suchten, welche aber nun jeder Kraft eine bestimmte Richtung geben mußte.

Der Bruder des Königs war in dessen Reiche weniger bekannt, als er es verdiente, und als es die Großen der Welt gewöhnlich sind, — wie es oft den zufriedenen, überaus frommen Gemüthern zu geschehen pflegt, die sich, geräuschvolle Unruhe vermeidend, gern von Regierungssorgen entfernen, so daß es unentschieden bleibt, ob dieser gen Himmel und auf unschuldig kindliche Beschäftigungen gerichtete Blick wohl mit Ernst und Einsicht in das Volksgetümmel zu schauen vermöge. Dieser gütige, sanftgesinnte Fürst sprach jedoch, überraschend, mit strengem Tadel allen Männern und allen Verfügungen das Urtheil, die der Regent gebilligt hatte. So sehr hatte Gewaltthätigkeit seine milde Seele zu empören gewußt, daß er es für unwirksam halten mußte, mit den Gründen der Vernunft zu überzeugen, oder durch Vorstellungen eines für sein Volk besorgten Vaters auf Vermittlung zu besänftigender Einigung zu denken, und eines eiteln Versuchs überzeugt es vorzog, die Bürger seines Staates gegen die Empörer zu waffnen. So urtheilten menschenfreundliche, aber kurzsichtige Menschen, die das große Ganze nicht fassen wollen, von folgender merkwürdigen Erklärung:

„Wir Karl Felix von Savoien, Herzog von Genevois u. s. w., thun hiermit kund und zu wissen, daß Wir — in Gemäßheit der Entsagungsurkunde der Krone, die von Unserm vielgeliebten Bruder, Sr. Maj. dem Könige Viktor Emanuel von Sardinien, unterm 13 März 1821 ausge-

stellt und Uns mitgetheilt wurde, Uns der Ausübung höchster Würde und aller königlichen Gewalt unterzogen haben, die Uns unter den gegenwärtigen Umständen rechtmäßig gehört, es jedoch verschieben, königlichen Namen anzunehmen, in so lange bis Se. Maj. in völlig freier Lage Uns zu erkennen gibt, daß dies ihre höchsteigene Willensmeinung sei.

„Erklären überdies, daß, weit entfernt, irgend einer Abänderung in der Regierungsform, wie sie vor der erwähnten Abdankung des Königs bestand, Unsere Zustimmung zu geben, Wir vielmehr alle jene königlichen Unterthanen als Empörer ansehen werden, die sich zu den Aufrührern gesellten oder sich noch zu ihnen gesellen werden, oder die es sich anmaßten oder es sich noch anmaßen werden, eine Konstitution zu verkündigen, oder auch nur irgend eine Neuerung einzuführen, welche Unsere königliche Machtfülle antastet; und erklären null und nichtig jede Handlung, die nur der Oberherrlichkeit zusteht, und die, von der erwähnten Abdankung des Königs an, geschehen sein oder noch geschehen könnte, sobald sie nicht von Uns ausgeht oder nicht ausdrücklich von Uns gebilligt worden.

„Ermuntern zugleich alle treugebliebenen königlichen Unterthanen, sie mögen zum Heere oder zu sonst einem andern Stande gehören, in diesen ihren Gesinnungen der Treue zu verharren, sich der kleinen Anzahl der Aufrührer thätig zu widersetzen, und sich bereit zu halten, jedem Unserer Befehle oder Aufrufe zur Wiederherstellung der gesetzmäßigen Ordnung zu gehorchen, während Wir Alles aufbieten werden, ihnen bald zu Hilfe zu kommen.

„In vollem Vertrauen auf die Gnade und den Beistand Gottes, der immer gerechte Sache schützt, und überzeugt, daß Unsere hohen Bundesgenossen nicht anstehen werden, Uns mit allen ihren Kräften zu unterstützen, einzig in der großmüthigen, stets ausgesprochenen Absicht, die Rechtmäßigkeit der Throne, königliche Machtvollkommenheit und Unverletzbarkeit der Staaten aufrecht zu halten, hoffen Wir in kurzer Zeit im Stande zu sein, Ordnung und Ruhe wiederherzustellen und alle Jene zu belohnen, die in gegenwärtiger Lage sich unserer Gnade vorzüglich würdig bezeigt.

„Kund und zu wissen thun Wir also hiermit diesen unsern königlichen Willen allen Unsern königlichen Unterthanen, zur Richtschnur ihres Verhaltens.“

Fügt man zu allem Anlaß der Verwirrung noch die Verordnung eines Fürsten, der sich gezwungen sieht, einem Theile seiner Unterthanen den Arm fremder Heere zu Trost und Ermunterung vorzuhalten, und der unrechtmäßigen Regierung keine Folge zu leisten befiehlt, so wird man sich leicht einen Begriff machen, welchen Gehorsam die Junta fand. Ueberdies hatte der Herzog drei Statthalter mit ausgedehnter Macht in seinen Staaten ernannt: den Grafen Andezeno in Savoien; den General Latour in Novara; den Grafen Des-Geneys in Genua, welche der angenommenen Verfassung Krieg und Untergang bereiteten.*)

*) Dieser Befehl vom 23 März schloß mit folgenden Worten: „Da wir aber übrigens besonders vom Himmel die beste Hilfe erwarten sollen, theilen wir den Erzbischöfen und Bischöfen unsrer königlichen Staaten unsern ausdrücklichen Willen mit, daß sie sowohl unmittelbar als mittelbar durch ihre unter-

Stadthalter und Senat in Chambery machten jene Verordnung des Herzogs Karl Felix bekannt, schworen ihr nachzukommen, ermahnten das Volk, waffneten und riefen die Kriegsschaaren ihres Gebiets von Turin ab; Santa Rosa hatte nicht Macht, sie zurückzuhalten, und nahm schmerzlich von ihnen Abschied.

Wie in Savoien, so in der Landschaft Novara that Graf Latour; noch mehr, denn er war zum Oberfeldherrn der königlichen Völker ernannt. Ein Tagsbefehl zeigte an: er rühme sich des Auftrags, alle Gutgesinnten zu vereinigen, durch ihren Beistand den noch vor Kurzem so glücklichen Ländern den Frieden zu schenken, das Beispiel des Fürsten von Carignan erhebend; der in Novara sich von der Regentschaft losgesagt und Gehorsam gelobt habe. Auf diese Weise war Novara der Sammelplatz aller Königlichen geworden, dahin bewegten sich die österreichischen Heeresabtheilungen.

Die Grafschaft Nizza hatte den alten König ruhig empfangen, hörte eben so gleichgültig die nicht kund gemachte, aber bekannte Verordnung des Herzogs an, und rüstete weder für noch gegen.

Während so von der sterbenden Verfassung ein Glied nach dem andern abfiel; während die Lager von Alessandria und Novara an den Waffen des Bürgerkriegs schmiedeten, schlugen die Flammen des Zorns in Turin und Genua noch einmal wüthend empor.

Das Regiment von Alessandria war aus dem feindlichen Savoien in Turin eingezogen, als Hader und Zwietracht unter den königlichen Carabinirern **) die Sorgen des Kriegsministers vermehrten; diese schöne Schaar weigerte sich seinen Befehlen, bereitete in gesperrter Einlagerung Drohendes und Geheimnißvolles, und zog bei einbrechender Nacht in einzelnen Abtheilungen von dannen; man argwohnte nach Novara. In dieser Gefahr noch größerm Unglücke zu begegnen, vielleicht die Citadelle vor angemutheten Verrath zu wahren, sammelte Santa Rosa zwei Bataillon der unerschütterten Alessandrier auf dem Markte Castello, den, dieser unerwarteten nächtlichen Bewegungen wegen, großes Gedränge des Volks erfüllte. So gefaßt zur Vertheidigung stand alles des Ausgangs erwartend, als sich in dieser Zeit im Schooße der abtrünnigen Rotten selbst heftiger Streit entzündete, so daß ein Theil von den übrigen sich trennend zurückeilte, und (als Verbündete) mit entblößtem Degen die geordneten Reihen des Fußvolks ansprengte. Diese drohend unvorsichtige Bewegung täuschte die Krieger, welche in Lärm und Geschrei des auseinander stäubenden Pöbels Freundesworte überhörten und Feuer gaben. Einige der Reiter, einige vom Volke fielen.

Obwohl die größere Bewegung der Genueser in diesen Zeitraum (20 — 25 März fällt, so wollen

---

geordneten Seelenhirten Gebete auf jene Art anstellen, die sie für die wirksamste erachten werden, indem sie ihr Flehen an den Allerhöchsten und an die große Mutter Gottes Maria richten, welche von immer und je her die königlichen Länder unsers Geschlechtes in Schutz nahm."

**) Diese thun in Piemont die Dienste der französischen Gensd'armerie.

wir doch im nächstfolgenden letzten Abschnitte berichten, wie sich der Geist dieses alten Freistaats gezeigt, und wie er nach verlornem Treffen noch viele der Verschwornen gerettet.

Schlacht und Flucht.

Wenn man mit Aufmerksamkeit Ursprung und Verfolg der Begebenheiten erforscht hatte, die Gefahren erwog, welche drohten, und die Mittel prüfte, die mit ihnen ringen sollten, mußte man verlegen werden, zu erklären, wie die Anhänger der Staatsveränderung noch auf Widerstand und Behauptung sinnen mochten. Will man nicht sogleich (wie man pflegt) die Führer für einen Haufen leichtsinniger Thoren erklären, so wird es Pflicht, einen Grund der Ansichten aufzusuchen, dem sie folgten, und der sie fortdauernd irre leitete. Dies war ohne Zweifel eine unsichere Voraussetzung, eine falsche Ansicht der allgemeinen Volksstimmung. Obgleich sie in dem kleinen Staate, der durch Trennung schöner Theile noch unbedeutender geworden war, nun auf den freiwilligsten Gehorsam rechnen durften, so fuhren sie doch fort zu waffnen, flohen noch nicht, in der Hoffnung, es werde noch ein großer Kampf zu wagen sein, wenn der geringste Erfolg ihres Angriffs die geheime Gluth in allen Herzen, in und ausser Piemont, wieder anfache. Sie hatten nicht genug geprüft.

Es gibt zwei Wege, auf welche ein Volk zu freierer Verfassung gelangt; vor Alters, und gewöhnlich, wenn die Bürger eines Staats, in langgenossenen Vorrechten, alten Gewohnheiten und geachteten Vorzügen gekränkt, sich gewaffnet erheben, und in fortgesetztem Kampfe über den Kreis früherer Begriffe hinausgeführt, mehr Freiheit erlangen, als sie anfangs vertheidigten. So wurde die Urkunde englischer Freiheiten Jahrhunderte lang zusammengesetzt; so, als Kaiser und Landvögte die Schweizer zu ungewohntem Dienst und Demuth erniedrigen wollten, brachen sie die fremden Zwinger, und versagten endlich allen Gehorsam: Holland und Nordamerika trennten sich von ihren Herrn, Unbill und gesetzwidrigen Druck abwehrend.

Neuere Zeit hat sich den entgegengesetzten Weg gebahnt; ein Volk mag nun alte Mißbräuche von sich weisen, verjährte Vorrechte und morsche Verfassung gewaltsam niederreissen. Das Gelingen solch großen Vorwurfs in Krieg und Blutvergießen ist bedingt; durch Druck und Noth, durch verbreitete Meinung. Die Lage des Landmanns und kleinern Bürgers in Frankreich war beim Ausbruch der Revolution elend, die Zerrüttung des Staatsvermögens hatte viel Unglück verbreitet, das Mißverhältniß zwischen der Kenntniß und Bildung Vieler und ihrer gesellschaftlichen Würdigung war peinlich; zugleich waren die Gedanken und Vorschläge jener Männer, die (oft unüberlegt) die Mängel der Verfassung angriffen, und heftige Besserungsmitttel angaben, unter alle Stände verbreitet, und hatten sich einer regen Einbildungskraft bemeistert. Es ist zu glauben, daß diese Schriften ein glückliches Volk nicht gereizt hätten, daß aber das unglückliche ohne sie weniger empfindlich gewesen. So in Spanien; dieses Reich hatte mit Aufopferungen, die kaum glaublich scheinen dürften, einen verzweifelten, doch erfolgreichen Kampf mit der Uebermacht bestanden; in blutigen Feldzügen hatte das Volk

seinen Willen durchgesetzt; Würde und Selbstgefühl, Nachdenken über seine Rechte hatte sich in dieser Zeit entfaltet, und jeder Spanier wußte, was ein Mann vermöge, der unter den Flammen und den Trümmern seiner Habe ein unerschüttertes Wollen bewahre. Diese Gefühle waren durch undankbare Despotie, durch die Trennung der Kolonien, durch Armuth und Verwirrung in den Staatseinkünften bis zur Begeisterung erhöht; verlorner Handel, verwahrloseter Ackerbau mußte die Nation belehren, es sei nicht Alles, wie es sein solle.

Es ist nun zu betrachten, ob in den Staaten, die König Viktor Emanuel sanft regierte, die Stoffe älterer oder neuerer Zeit sich gehäuft hatten, welche nur der Fackel des Aufruhrs harren, um flammend Alles um sich her zu ergreifen.

Seitdem im fünfzehnten Jahrhundert die Versammlungen der Edeln erloschen, war Piemont einer der wenigen Staaten, die keine kräftigen Versuche zu Volksabordnung gemacht hatten, und die stürmische Zeit fränkischen Aufruhrs hatte nur bei wenigen republikanische Sehnsucht zurückgelassen. In den gewöhnlichen Begebenheiten des Kriegs von einer Herrschaft zu der andern übergegangen, war von freier Verfassung Alles, bis auf den Namen sogar, verloren; unbedeutende Vorrechte und Begünstigungen einzelner Gebiete blieben unverändert: das Volk hatte keine Rechte, keine ihm lieb gewordenen Freiheiten zu beschützen.

Auch die Ursachen, die in neuern Zeiten Throne und Verfassungen umstürzen, Willkühr und Aufklärung, waren den Bewohnern größtentheils fremd. Es würde unwahr sein, zu behaupten, daß die große Masse des Volks in Piemont sich unglücklich fühlte; Abgaben und Steuern ließen dem Unterthan noch etwas für sich übrig; bei geordneten Finanzen, Sparsamkeit der Regierung, pünktlicher Einhaltung aller Verbindlichkeiten des Staats kannte das glückliche Land die Sündfluth wechselnder Anleihen und verderblichen Papiergeldes nicht; der Verkehr war ziemlich frei, Willkühr und Machtsprüche selten. Es war freilich nicht zu läugnen, daß Formen und Gesetze veraltet, und nicht immer zweckmäßig waren; manches an jene Zeiten erinnerte, wo nicht eigenes Verdienst, sondern das Verdienst längst in Staub zerfallener Voraltern, den Werth des Mannes, und seine Tüchtigkeit zu allen Geschäften der lebendigen Gegenwart bestimmte, wo man gute Schulen verderblich hielt für die Kinder der Unwürdigen, deren Urahnen nicht mit in die Kreuzzüge gezogen; Viele wollten behaupten, es geschehe das Gute meistens durch das Böse, das nicht geschah. Indessen störte diese Unbeweglichkeit das körperliche Wohlsein des Volks wenig, und die Ideen von Volksabordnung, eigener Besteuerung, von Geschwornengerichten, von Preßfreiheit, und Allem, womit sich ein gebildeter Sinn gern beschäftigt, war nur Einigen aus den höhern Ständen, Kaufleuten, Aerzten, Rechtsgelehrten, den Studierenden, einigen Befehlshabern und denen wenigen angenehm, die Gott mit der schönen Gabe des Nachdenkens erfreuet; der höhere und niedere Pöbel in Land und Stadt hatte nicht Lust am Lesen, war den Wissenschaften abhold, dachte und sprach nicht über so Ungewöhnliches. Die Menge war nicht elend genug, um Blut und Leben an Veränderung zu wagen, und zu wenig vorbereitet, mit den Segnungen einer freien Verfassung zu wenig

vertraut gemacht, um an den feurigen Wünschen weniger Verschwornen den Antheil zu nehmen, der sie hätte retten können. War die Erwartung schmeichelhafter Gleichheit nicht vermögend, das Volk zu gewinnen, wie viel weniger mochte es sich von der gelehrtern Erfindung italischer Bundesstaaten rühren lassen! Wenig ergrimmte der gemeine Mann in Piemont darüber, daß Oesterreicher in der Lombardei hauseten; eine unförmliche Vereinigung von Monarchien, oder Freistaaten, von Theokratie, oder von alter Herrschaft der Edeln zeichnete nur den wenigsten ein reizendes Bild vor, den meisten blieb es unverständlich. War es ja doch noch ungewiß, wo Italien eigentlich sei, was man aus dem Lande bilden wolle! Sprach man von Veränderung, so dachte der Römer an Konsuln, der Mailänder an den Sitz eines Königs, der Bürger von Genua, von Pisa, von Venedig an Freistaat und Macht über Andere; an Vereinigung dachten sie nicht. So gewiß ist es, daß Begeisterung auch für diese Aussicht nicht zum Volke herabkam, daß es nicht wußte, was Konstitution bedeute, daß es kalt an den Gedanken vorüberging, welche den Machthabern so theuer geworden waren. Es scheint klar, diese hatten nicht genug geprüft.

In einem einzigen Gebiete lagen die Keime, aus denen sich, so wie erwähnt worden, heftige und entscheidende Volksbewegung entwickelt, und hätten sich zehn Städte in Italien, wie Genua, stolz zusammengethan, würde verzweifelter Widerstand langes Kämpfen erregt haben.

Rings um einen tiefen, befestigten Hafen zieht sich die prächtige Hauptstadt Liguriens im weiten Halbkreis, von hohen Bergen in größerm Bogen umschlossen, an denen bis zu den Gipfeln schöne Garten und Landhäuser sich über einander erheben. Reiche Villen gegen Aufgang und Untergang an der blühenden Küste, im Innern der Stadt lange Reihen von Palästen wundervoller Baukunst glänzt die volkreiche Stadt, und deutet auf Gewalt und Reichthum verflossener Jahrhunderte. Sie hatte wie Venedig ihr Ansehen und ihre Freiheit (der Edeln) auf Handel gegründet, und diesen, nachdem jene gefallen, durch fortgesetzte Thätigkeit und Betrieb zu erhalten gewußt. Alle Theile der Welt sandten ihre Schiffe und Waaren hierher, um sie von da aus in das Innere Italiens, an die südlichsten Gegenden des Mittelmeers zu verbreiten. Rastlos und sparsam, schlau und muthig, behielt der Genueser einen entschiedenen Willen, und hatte selbst nach seiner Vereinigung einen Schatten ehemaliger Rechte, die nicht vergessen waren, bewahrt, da keine Abgaben ohne Zustimmung des selbstgewählten Raths vom Könige auferlegt werden durften, wenn sie das Steuerverhältniß seiner übrigen Staaten überschritten. Der lebhafte Verkehr mit den verschiedensten Völkern mannichfaltiger Verfassungen hatte ihnen die Grundbegriffe derselben geläufig gemacht; eine in geringem Raume zusammengedrängte kräftige Volksmenge war durch Spruch und Aufruf, durch Hoffnung und Gold leicht zu erschüttern.

An der Verschwörung, die in Alessandria und Turin ausbrach, nahm Genua keinen Antheil, empfing aber mit männlicher Freude die Nachricht von diesen Bewegungen, erwartete, daß sie von ihrem Gouverneur, dem Grafen Des-Geneys, bekannt gemacht würden, der geliebt

und geachtet vor. Dies war kein fröhliches Geschäft für einen Mann, dessen gleichmüthige Stimmung sich von den herannahenden unruhigen Zeiten gedrückt fühlen, und sie im Herzen mißbilligen mochte; auch zauderte er, und spät (den 15) wurde die Abdankung des Königs, die Regentschaft, die spanische Verfassung öffentlich verkündigt. Aufmerksam und unwillig nahm man diese Zögerung wahr, und errieth die Stimmung, aus der sie floß. Indeß trieb die regsame Stadt gewohnten Handel fort, besprach mit Wärme die Vorzüge, die sie nun geniessen sollte, und vertraute im Uebrigen dem Fürsten Regenten, an dem sie mit besonderer Liebe hing.

In dieser Zeit hatte man von Modena aus den Bannstrahl geschleudert, der in jener denkwürdigen Erklärung des Herzogs von Genevois auch dem Grafen Des-Geneys zur Bekanntmachung zukam, welchem die zweifelhaften, vielleicht gefährlichen Folgen derselben nicht ganz entgehen konnten; auch siegten erst nach langer Berathung die Vorzüge des Gehorsams über jede andere Bedenklichkeit, und den 21 wurde die Erklärung angeschlagen und ausgerufen. Eine vorsichtige Erläuterung begleitete sie, welche die Mäßigung der Bewohner lobpries, und sie über ihren wahren Vortheil belehren wollte, ihnen die fremden Heere an den Grenzen zeigte, und sie versicherte: Se. fürstl. Hoheit von Carignan (nicht Fürst Regent!) habe zu erkennen gegeben, wie Dieselben aus Gefühlen der Ehre und Treue sich völlig dem gefügt, was die erwähnte Verordnung einschärfe.

So waren denn alle Hoffnungen zertrümmert! Das Unglaubliche zeigte sich vor den Augen der Bürger; rasch mit Sturmeseile lief die Kundschaft von Mund zu Munde, und bald sammelten sich hier und dort Einzelne zu Haufen in heftiger Rede: ob man sich so bald die herrlichsten Vorzüge von den Feinden der Freiheit und Italiens rauben, ob eine bloße Schrift solche große Macht und Fug haben solle, ob man dem Fürsten nicht etwa gar Ungeziemendes andichte? — Also sprachen noch erwägend unter einander die Bürger, als schon eine Schaar schnellvereinigter Studenten die Straßen durchzog, unter dem Rufe: es lebe die Konstitution! den Anschlagzettel herabriß, die Herolde verfolgte. Nun wälzte sich der Aufstand unaufhaltsam fort, wuchs und schwankte in gedrängten Massen vor dem Regierungsgebäude; zwei Gesandtschaften des Volks ersuchten den Gouverneur um Aufklärung über die Wesenheit der Befehle des Fürsten Regenten; lange aufgehalten, brachten sie Erbitterung und ausweichende Antworten zurück; die Wachen des Pallastes und andere Wachen in der Stadt wurden ohne Widerstand von der Menge entwaffnet, die, ohne andere Gewaltthätigkeit zu verüben, bei einbrechender Nacht in einzelnen Abtheilungen in der Stadt umherzog. Der Gouverneur, entscheidend zu schrecken, gebot nun der Reiterei, sie zu zerstreuen, welche auch plötzlich in sie einfiel und die Zusammenrottungen auseinander sprengte; doch verwundete ein tollkühner Jüngling zweimal den Anführer der Reiter.

Sofort hoffte die Regierung auch weiterhin durch Gewalt ihr Ansehen zu behaupten, und der folgende Tag bot den Einwohnern das Schauspiel kriegerischer Anstalten dar; die Regimenter, denen man mißtraute, wurden in ihren Einlagerungen zurückgehalten, sie und das Volk

feindseliger Anschläge auf ihre Waffenbrüder beschuldigt; die Getreuen besetzten doppelte Wachen, eilten in Streifwachen durch die Straßen; ein Schwarm von Knechten der geheimen Sicherheitsanstalt *) belauerte die Bürger; zwei Kanonen drohten von der Königsbrücke am Hafen auf die Straße bei Banchi oder der Börse herab über die Thore des Gouvernementshauses hin. Plötzlich gegen Abend, auf einen falschen Schrecken, donnerte das Geschütz unter das Volk; einige Bürger und Soldaten einer benachbarten Wache lagen von Kartätschen zerrissen auf dem Platze; Dunkelheit deckte ihre Leichen; sie wurden heimlich in der nahen Peterskirche verscharrt. Doch brütete eine finstere Nacht über den Gedanken der Rache, und ahnungsschwere Stille wies leise und kalt auf Untergang.

Was wenige Tage vorher die Wirkung des ersten Unwillens und ein Werk zufälliger Vereinigung gewesen war, hatte sich jetzt zu entschiedenem Vorhaben gebildet; die Menge hatte sich bewehrt, Bestimmung und Einheit der Bewegung war geordnet; manche Bürger hatten, wichtiges Beginnen vorschützend, nicht verschmäht, rohe Werkzeuge ihres Willens um sich her zu sammeln; das Blut, das am Abend geflossen, erfüllte die Gemüther mit Ingrimm. Mochte die Regierung es nun gar nicht oder vergeblich versucht haben, die Gemeinschaft der Handelsstadt mit dem empörten Alessandrien und Turin zu stören, so brachte doch ganz gewiß die Kunde, welche man am Morgen von daher erhielt, daß keine drohende Erklärung des Herzogs verkündigt worden, daß der hohe Rath und der Fürst von Carignan unerschüttert regierten, die Erbitterung auf's höchste. Tückischer Verrath und böser Wille schien nun entdeckt, früherer Argwohn bekräftigt. Die Kriegsschaaren, welche ihren geliebten Obersten, den Prinzen, noch an der Spitze des Reichs sahen, wandten ihre Herzen den verleumdeten Bürgern wieder zu, und einige der Kühnsten verliessen ihre Einlagerungen unter dem Rufe: es lebe die Konstitution! Ein Offizier macht ihnen Vorstellungen, fällt tödtlich verwundet, und bald sagt eine Wache nach der andern Brüderschaft und Hilfe zu. Also fielen die Stützen, welche den heranrollenden Strom dämmen sollten; denn schon hatten sich alle Wege und Zugänge, Häuser und Gewölbe an dem Pallaste des Grafen mit Bewaffneten finsterer Miene gefüllt; das Volk und jene Rotte der Krieger drängte nach dem Markte Die Gewalt, welche gestern bändigen sollte, würde vielleicht auch heute noch haben retten können, wenn der Gouverneur mit einem treuen Gefolge sich entschlossen auf die ersten Haufen geworfen hätte; doch stehen Muth und Geistesgegenwart, wann es wirklich gilt, nicht immer und nicht jedem Menschen zur Seite Vor den geschlossenen Thoren des Gebäudes tobte nun die ungezügelte Menge, und schrie nach dem Haupte des Verräthers; die Kanoniere zauderten, das Geschütz schwieg, und rasch war es von den Verwegenen gewonnen; da erschien — Besinnung fing an ihn zu verlassen — der Graf an seinen Fenstern, schwang ein weißes Tuch und rief das beliebte Lebehoch des Pöbels nach; es mochte nicht mehr helfen. Das Volk drang in den Pallast, erfaßte den Statthalter, schleppte ihn vor seine Weh-

*) Agens de la police.

nung; Neugierde und Haß und Begierde zu retten, riß ihn hier und dort hin in den Wogen der andringenden Menge, Todesgefahr schwebte über ihm. Endlich gelang es, den Ohnmächtigen in ein Haus (des Giacomo Sciacaluga) in Sicherheit zu bringen, wo einige der stürmenden Bürger und Soldaten selbst den aufgebrachten Pöbel zurückhielten; hier unterzeichnete der Gouverneur die Urkunde seiner Abdankung, und übergab die Verwaltung einem Rathe von zwölf Mitgliedern, deren Wahl ein verworrenes Getöse des Volks zu billigen schien.

Das angelegentlichste Geschäft der neuen Räthe, an deren Spitze der General Yson stand, war die Errichtung einer Stadtwache, die sie den willkührlichen Bewegungen der verschiedenartigen Einwohner einer großen, volkreichen Stadt entgegensetzen könnten. Der Wunsch einer einsichtvollen und wohlhabenden Bürgerschaft, ihre Häuser und Habe zu schützen, und der überhaupt entschiedene Sinn der Genuesen bildete in Kurzem eine Stadtwache von vierzig Rotten zu hundert Bewaffneten aus den geachtetsten jungen Bürgern, die gemeinschaftlich mit den Truppen *) jeden fernern Versuch zu Störung der Ruhe vereitelten. Schwerer schien es, den Grafen, dessen Zufluchtsort das erbitterte Volk belagerte, bald seine Hinrichtung, bald ein Kriegsgericht über ihn fordernd, sicher nach dem herzoglichen Pallaste abzuführen. Der Erzbischof wurde herbeigerufen, und sprach Worte des Friedens; die Stadtwache schirmte gerüstet in zweifachen Reihen den Weg, welchen der Gouverneur nach seinem Gefängnisse ziehen mußte; nur mit äusserster Gefahr, von (ungerechten) Verwünschungen verfolgt, erreichte er das Ziel. Volk und Besatzung umarmten sich im Taumel der Freude; eine volle Beleuchtung feierte den kurzen Sieg.

Bald dämpfte die Flucht des Fürsten die Trennung in den Provinzen, in der Junta, im Heere; die Unordnung und Zerrüttung in der Hauptstadt, der Eifer für die neue Verfassung und alle Hoffnung sank, als die ersten Flüchtlinge aus der Schlacht von Novara ankamen.

Die Schaaren, welche Santa Rosa an die Grenzen der Lombardie führen wollte, konnten vereinigt, mit allen Ergänzungen, ein schönes, wohlgerüstetes Heer von sechszigtausend Mann werden; eine tapfere Artillerie konnte sie unterstützen, ein kluger Feldherr konnte noch hoffen, zu kämpfen. Doch wie weit stand die Wirklichkeit unter dem Möglichen! Es zeigte sich bald, daß die Revolution noch nicht Volkssache geworden. Wir wissen, daß Savoien sein Hilfsvolk abgerufen hatte; daß Nizza keins sendete; daß Novara, seine Besatzung, die Truppen, welche dem Fürsten gefolgt waren, und andere, welche sich noch dahin sammelten **), Feindliches bereiteten. Viele der Einberufenen und der Geworbenen achteten keines Befehls, Andere bewegten sich langsam, absichtlich zögernd, nach den Lagern. Nur Wenige kehrten nicht zurück, als sie in der Verwirrung keine Befehlshaber, die sie leiten, keine Verpflegung, kein Obdach,

*) Zwei Regimenter, die Seeartillerie und Saluzzo, zogen bald auf Novara, wo sie der Kern des konstitutionellen Heeres waren.

**) Beinahe das ganze Regiment der königlichen Leibwache.

die sie erfrischen, Niemand fanden, der ihnen Hoffnung und Freudigkeit einflößen könnte. Ein Geschenk zur Ausrüstung von fünfhundert und siebenzig Lire für die Kavallerie und leichte Artillerie, von sechshundert Lire für die Infanterie, welches Santa Rosa jedem Unteroffizier *) zusicherte, der seit der Abdankung des Königs Offizier geworden war oder es noch werden würde, vermochte den Muth der Krieger nicht zu beleben; das Geschenk der Preßfreiheit, welches die Junta den Bürgern zusicherte, vermochte die Zweifel an einen glücklichen Ausgang nicht zu vertilgen.

Es scheint glaublich, daß Graf Latour seine Aufmerksamkeit auf Turin richtete, wo er nicht unbedeutende Verbindungen unterhielt, und daß die Anführer der konstitutionellen Abtheilungen es eben so sehr wünschten, dem Heere in Novara nahe zu kommen, überzeugt, daß gemeinschaftlicher Widerwille gegen die fremden Ankömmlinge es schnell zu sich herüberziehen würde. Als der Feldherr der Königlichen auf Vercelli zog, brachen die Verschwornen von Casale auf. Sie wurden von dem Obersten Regis befehligt, unter ihm die Obersten St. Marsan, Michaeli, Ansaldi und Colegno, Abtheilungen der Regimenter Montferrat, Saluzzo, Genua, der königlichen leichten Legion und der Seeartillerie, der Dragoner des Königs, der Königin und Piemont bildeten das kleine Heer, welches dreitausend Mann Fußvolk und tausend Reiter zählte und sechs Kanonen mit sich führte; eine kleine Anzahl Freiwilliger folgte ihm. In zwei Heersäulen rückten sie auf Vercelli, von wo sich General Latour zurückzog. Hier entspann sich nun jene Unterhandlung, die der Gegenstand so verschiedener Auslegungen geworden ist. Daß die Verschwornen eine Annäherung nicht von sich wiesen, die ihnen einige Sicherheit gewähren, oder durch die sie Gelegenheit finden konnten, sich mit ihren Waffenbrüdern zu verstehen, scheint natürlich; daß sie aber angetragene Verzeihung, ja wohl gar das Anerbieten gemilderter Verfassung verworfen hätten, scheint verdächtig, weil ihnen solche Vorschläge ernstlich nicht gemacht werden konnten, da der Herzog von Genevois öffentlich, vor den Augen der ganzen Welt, jeder Unterhandlung mit Rebellen entsagt hatte **). Zwangloser dünkte die Erklärung, daß Graf Latour, größeres Blutvergießen zu vermeiden, einen entscheidenden Sieg suchte, und, sich nicht stark und nicht sicher genug fühlend, das Zusammentreffen der zwei Heere durch vorgeschlagene Unterredungen zu Borgo Vercelli und später zu Villa Graziosa zu verzögern wünschte, bis die Hilfsvölker in seine Nähe gekommen waren. Diese Absicht wurde nicht ver-

*) Der Vorzug, den Adeliche fanden, und der den Unteroffizieren die Aussicht belohnter Verdienste entzog, scheint diese eifrig für die neue Verfassung und gleichere Rechte gestimmt zu haben.

**) Dies war durch eine neue, unterm 3 April von Modena aus erlassene Bekanntmachung dieses Herrschers über alle Zweifel erhoben, da jeder Offizier, der Theil an den ersten Bewegungen genommen, ohne Ausnahme für einen Landesverräther erklärt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde; da sie ferner den Unteroffizieren nur dann Vergebung versprach, wenn sie sich vollkommen rechtfertigen konnten. Diese Verordnung erklärte überdies ausdrücklich, daß der Herzog, jede Art Vertrag mit Eidbrüchigen verschmähend, es für nöthig erachte, daß sein treues Heer zu Wiedereroberung der empörten Staaten von den Oesterreichern unterstützt werde.

fehlt; langsam bewegte sich Oberst Regis heran, und die Oesterreicher zogen in die Festung, als er in der Nacht vom 7 auf den 8 an den Ufern der Agogna unter den Wällen von Novara sich lagerte. Dennoch, mit Tagesanbruch, rückten die Verschwornen gegen die Stadt, rechts an eine große Meierei, links an dichtes Gebüsche längs der Agogna gelehnt; ihnen entgegen die Königlichen, die ihre Streitkräfte auf einer Ebene vor der feindlichen Linie im Angesicht der Brücke des Flusses entwickelten. Kurze Zeit standen sie einander gegenüber, als sich auf dem rechten Flügel der Verschwornen, auf dem Wege nach Robbio, Reiterei zeigte, die bald für Oesterreicher erkannt und mit der sogleich das Handgemenge allgemein wurde. Auf der ganzen Linie begann das Feuer; das konstitutionelle Heer, von den Königlichen links überflügelt, ihr Mitteltreffen von einer feindlichen Kolonne Fußvolk unter dem Grafen La Manta in heftigem Angriffe gesprengt und von dem Geschütze der Festung beschossen, schwankte, und die Nachricht, daß die Kaiserlichen bei Vigevano über den Tessin gegangen und auf Casale im Anzuge wären, entschied den Rückzug des Obersten Regis. Daß die Erscheinung der Oesterreicher, der Anblick eines mehr denn zweimal überlegenen Heeres die Masse der Piemonteser mit Schrecken erfüllte, wer dürfte das läugnen? Daß dies aber auch mit ihren Anführern der Fall gewesen, ist weniger glaublich, da ein vom General Latour ihnen mitgetheiltes Schreiben des Grafen Bubna sie belehren mußte, daß jede feindliche Bewegung unfehlbar sein Heer über die Grenzen führen würde; da nichts wahrscheinlicher und leichter zu erkundschaften gewesen war, als die Ankunft dieser Truppen. Was mehr als ihr Angriff schrecken mochte, war ohne Zweifel plötzlich getäuschte Hoffnung, die irrige Voraussetzung, die königlichen Schaaren würden den Dienst versagen, würden mit ihren Freunden gegen die Fremden sich vereinigen; in dieser (abermals ungeprüften) Erwartung waren sie vor Novara gezogen; in dieser Erwartung war Möglichkeit und Deckung eines Rückzugs nicht bedacht worden; darum schien es überflüssig, das Heer mit den ganzen Besatzungen von Turin und Alessandrien zu verstärken. Dies blinde Vertrauen, Ursprung und Untergang aller Entwürfe, verwandelte sich auf einmal in Entsetzen und Muthlosigkeit; nach kurzem Kampfe wurde die Brücke der Agogna verlassen; vergebens trieben zwei Kompagnien der Seeartillerie (Genueser) eine Abtheilung der Königlichen in die Stadt zurück, umsonst suchte Graf Lisio mit seinen Reitern vor Borgo Vercelli noch einmal sich zu setzen: Geschütz und Kriegsgeräthe und Waffen deckten die Heerstraße nach Vercelli, Flucht und Zerrüttung trieb das Heer unaufhaltsam auseinander über die Reisfelder, heimathlicher Verborgenheit zu. Dreißig Getödtete oder Verwundete, einige Hundert Gefangene, unter diesen der Oberst Monzani mit sechs Offizieren von den Verschwornen, einige Verwundete von den Verbündeten, zeigten einen gar leicht erfochtenen Sieg. Auf Turin zog Graf Latour, auf Alessandria Feldmarschall-Lieutenant Bubna. Widerstand und Empörung war vorüber.

Am neunten Tage nahm die Junta in Turin durch folgende Bekanntmachung ihren Abschied von der Welt:

„Die provisorische Junta."

„Bürger! Das Heer unter den Befehlen Sr. Exz. des Herrn Grafen della Torre und österreichische Schaaren nahen der Hauptstadt. Der hohe Rath, welcher mit gutem Erfolg bemüht war, das Wohl des Staats zu besorgen, Gesetzlosigkeit und Bürgerkrieg zu verhüten, vertraut heute die Sorge für Ordnung und Ruhe der Bürger dem Stadtrathe an. Den Einwohnern wird noch zu ihrer Beruhigung bekannt gemacht, daß die Feste der Bürgerwache übergeben worden ist."

Diese Uebergabe war auch erfolgt, und die Stadt, um die Jünglinge (meistens Studenten), welche die Zitadelle besetzt hielten, nicht zu hoffnungsloser Verzweiflung zu treiben, stattete sie mit hundert- und fünfzigtausend Franken aus, die Flucht und Rettung erleichtern sollten.

Am 10 Mittags hielt Graf Latour seinen Einzug in die Hauptstadt, mit ihm die alte Ordnung der Dinge. Dreißig Tage waren verflossen, seit König Viktor Emanuel, sie zu erhalten, von Moncallieri herbeigeeilt war. Schnell unterwarfen sich alle übrigen Städte des Königreichs.

Von dem Schlachtfelde von Novara, von Turin, von Alessandria weg eilten, vor Gefangenschaft und Tod sich zu retten, die Anführer der Verschwornen; sechs- bis achthundert entschlossene, schuldbewußte Anhänger folgten ihnen nach den Hafen von Genua und Savona. Graf Des-Geneys, verfolgenden Hasses unfähig, hatte den Geist des Volkes furchtbar erfahren, und strebte die Flüchtenden zu entfernen; eifrig und theilnehmend halfen die Bürger; eine stürmische See empfing auf spanischen Schiffen die Bedrohten, welche auf immer Freunde und Vaterland verliessen. Das letzte Lebehoch der untergegangenen Verfassung tönte von den Schiffen an das nun feindliche Ufer.

Am 19 bestätigte Viktor Emanuel neuerdings seine Entsagung; an demselben Tage ernannte der neue König den Freiherrn Thaon de Revel, Grafen von Pralungo, zum Statthalter aller königlichen Staaten mit unumschränkter Gewalt. Ein Kriegsgericht erforschte und verfolgte die Verdächtigen, und zog, wer entfernt, mittel- oder unmittelbar die Neuerung begünstigt hatte, vor seine Schranken, die Güter der Schuldigen ein.

Viel, sehr viel Unglückliche hatte ein Unternehmen gemacht, dessen leichte Zertrümmerung auch gemäßigtere Wünsche der Bessern durch übertriebene Folgerungen zu vernichten schien. Verwegenes Vorhaben hatte ohne Wahl und Prüfung an dem Bedenklichsten auf Erden, an gesellschaftlicher Ordnung, übereilt bessern wollen; doch mag, wem Recht und Wahrheit heilig ist, die Besiegten nicht ungroßmüthig mit Beschuldigungen der Habsucht, Räuberei und niedriger Gesinnung belasten; wiewohl sechszehn Millionen im Schatze von Turin dem Grafen Santa Rosa zu Gebote standen, und keine glänzende Aussicht dem Geächteten im fremden Lande sich darbot, so verschmähte er doch sogar den seiner Stelle zukommenden Gehalt, und legte strenge Rechnung redlicher Verwaltung ab. Nirgends findet sich eine gesetzliche oder öffentliche Anklage, daß er das Anvertraute für sich und die Seinen angetastet; eine zu große Veruntreuung,

daß sie wahrlich nicht, wäre sie geschehen, der Vergessenheit übergeben worden wäre. Ländrung lag nicht im Geiste dieses Aufruhrs. *)

Wenn die ministerielle Note von Laibach am 12 Mai dieses Jahres, durch welche die hohen Alliirten ihre Sitzungen schlossen, die schöne Versicherung enthält, die Monarchen hätten nie die geringste Neigung bezeigt, gründliche Verbesserungen, oder Abstellung jener Mißbräuche zu verhindern, die sich auch in die besten Verwaltungen einschleichen, so mag dieser tröstende Wink jeden Verständigen (der ein männliches Herz im Busen trägt), ermuntern, gleichweit von jenen heftigen Neuerern, die alles Alte und Bestehende umstürzen, als von jenen beschränkten Schmeichlern entfernt, die alles Alte und Bestehende unverbesserlich finden, seine Ansicht der Dinge, gemäßigt, aber freimüthig, ernst, aber ehrfurchtvoll, nicht zu verschweigen.

Reiseberichte aus Hindostan.

Im Auszuge der Briefe des französischen Naturforschers Herrn Leschenault de la Tour an die Aufseher des Museums der Naturgeschichte in Paris, die im sechsten Band (1821) der Mémoires du Museum d'histoire naturelle abgedruckt sind. Herr Leschenault war einer von den Naturforschern der durch Kapitän Baudin (unwürdigen Andenkens!) befehligten Reiseunternehmung: er konnte seiner Gesundheit wegen mit den übrigen Reisegefährten nicht zurückkehren, sondern mußte auf der Insel Timor bleiben. Nach seiner Genesung begab er sich auf Java, wo er über ein Jahr verblieb. Seine hier gesammelten Pflanzen überbrachte er dem Museum. Im Jahr 1816 ward er, als königlicher Naturforscher und Aufseher des Kolonialgartens in Pondichery, nach Ostindien gesandt, mit dem dreifachen Auftrage, naturhistorische Beobachtungen anzustellen, für den Garten und das Museum des Königs geeignete Gegenstände zu sammeln, und solche indische Pflanzen, deren Kultur den französischen Kolonien vortheilhaft sein möchte, dahin zu verpflanzen. Weil seine naturhistorischen Berichte mitunter auch Gegenstände der Länder- und Völkerkunde befassen, so sind es diese Bruchstücke einzig nur, die ihnen hier enthoben werden sollen. U.

Ich habe (schreibt Herr Leschenault de la Tour) in den Jahren 1818 und 1819 zunächst die französische Stadt und Niederlassung Karikal, dreißig Meilen südwärts von Pondichery besucht, und hernach habe ich einen Ausflug ins Innere der Halbinsel bis nach Salem gemacht, der indischen Stadt, die am Saum der östlichen Kette der Gatesberge gelegen ist. Von beiden Reisen habe ich neue Sammlungen aus allen drei Naturreichen mitgebracht, die zum Theil bereits an das französische Museum gesandt sind, theils bei künftigen Gelegenheiten dahin abgehen werden.

---

*) Es wäre den Verschwornen leicht gewesen, ihr Schicksal vorahnend, sich der königlichen Fregatten und Briggs im Hafen von Genua zu bemächtigen, und von einer Anzahl gedungener Transportschiffe (der befreundeten Stadt) begleitet, mit allen zu erster Niederlassung nöthigen Werkzeugen und Lebensmitteln versehen, ihre getreuen Schaaren und Anhänger einzuschiffen, und in Nord- oder Südamerika eine willkommene, kräftige Kolonie auf freiem Boden zu gründen.

Karikal ist an einem der Aeste des Kolrani erbaut; sein Boden ist sandig, wie derjenige der Küste von Coromandel überhaupt, er wird aber durch den Strom, welcher bei seinen Ueberschwemmungen einen röthlichen Schlamm zurückläßt, fruchtbar gemacht. Der Anbau des Reises ist fast die einzige Landeskultur, und die dazu erforderlichen Wässerungen werden durch Dämme und Kanäle bewirkt. Ich habe diesen Gegenstand in einer eigenen Denkschrift umständlich erörtert. Der Anblick der Landschaft wird durch reichen Pflanzenwuchs reizend, und der Strom ist zum Winteraufenthalte für die Küstenfahrzeuge tief genug, so daß mit einigem Kostenaufwande ein Hafen gewonnen werden könnte, welcher vier- bis fünfhundert tonnenhaltige Schiffe aufzunehmen geeignet wäre. Der Bailli von Suffren hat die Vortheile dieser Lage gewürdigt, und dem Seeministerium wichtige Angaben darüber eingereicht. Auf diesem Strome geschieht der meiste Reishandel des Königreichs Tanjaore; die Waare wird auf einer Art runder Fahrzeuge von seltsamer Struktur stromabwärts geführt; es ist eine Gattung Korbgeflecht aus Bambusrohren, mit Büffelhäuten überzogen, das sich stets im Kreise dreht, und in der Tamoula-Sprache Toltoni oder Parissi heißt. Der von dieser Küste ausgeführte Reis geht nach Ceylon, Pondichery und Madras.

In Karikal und auf dem Gebiete dieser Stadt gibt es sehr viele Weber, Färber und Maler von Kattunleinwand. Der vormals sehr bedeutende Handel mit bemalten Kattunen hat seit einigen Jahren sich um vieles vermindert. Ich habe über diese indischen Färbereien eine eigene Arbeit vollendet, die, mit Mustern der Färbestoffe sowohl als der farbigen Tücher begleitet, nächstens an sie abgeben soll, und mittels der das hierländische Verfahren vollständig zu beurtheilen möglich sein wird.

Der Weg von Karikal nach Pondichery führt der Küste entlang in geringer Entfernung vom Meere. Die einzige Merkwürdigkeit, welche man da antrifft, ist die berüchtigte Pagode von Chalembrom, deren Einkünfte einer Menge träger und schamloser Brachmanen zu gut kommen.

Von Pondichery bis Salem steigt man allmälig höher; indessen wird der Abhang erst in der Entfernung von zwölf bis vierzehn Meilen jenseits der Aldee von Tirnavalour einigermaßen merklich. Hier kommt man durch einen ziemlich großen Wald, der mehr aus Sträuchern als hohen Bäumen besteht, und einer Menge Vögel zum Aufenthalt dient, unter denen viele Turteltauben und grüne Tauben vorkommen. Mitunter trifft man Tiger und Leoparden, häufiger aber Hyänen und Schakals an. Die Träger meines Palankins und Gepäcks wollten nach Sonnenaufgang erst den Weg antreten, weil ehegestern ein Indianer vor Tagesanbruch eine Beute der wilden Thiere geworden war.

Zum Behuf meiner Beobachtungen verweilte ich einen ganzen Tag in einem Gehölze am Ufer des Stromes. Die schattigte Gegend wäre sehr angenehm, wenn man von der Menge Affen, die darin hausen, nicht übel geplagt würde. Anfangs ergötzt man sich an den Fratzen, dem Muthwillen und den seltsamen Geberden dieser Thiere. Um sie in der Nähe zu betrachten,

lockt man dieselben durch etliche Handvoll ausgeworfenen Reis herbei; bald aber wird ihre Zudringlichkeit sehr lästig; denn wenn nicht Alles sorgfältig bewacht ist, so plündern sie die Vorräthe mit erstaunlicher Dreistigkeit, und flüchten sich hernach ins Dickicht stachlichter Bambusrohren, wohin sie zu verfolgen unmöglich ist. Von dieser Stelle aus erblickt man auf drei Meilen Entfernung die nächsten Berge; sie bilden keine zusammenhängende Kette, sondern es sind dessen Thalgründe von einander gesondert, und haben steile Abhänge. Der Weg führt durchs Gebirge nach Atour.

Die bisher von mir besuchten Landschaften sind meist gar wenig bevölkert, die Dörfer stehen weit von einander entfernt, und viele ausgedehnte Ebenen liegen beinahe völlig unbebaut, während doch unverkennbare Spuren vormaligen Anbaues, und Ueberreste von Befriedigungen verschiedentlichen Eigenthums noch vorhanden sind. Jetzt deckt nur spärlicher Graswuchs den Boden, und dient zur Weide theils für Schafe und Ziegen, theils für wilde Haufen gefleckter Hirsche und Antilopen, die nur von Ferne sich blicken lassen, und mit erstaunlicher Schnelligkeit und Behendigkeit fliehen, sobald irgend eine Gefahr zu drohen scheint.

Es wird die Entvölkerung dieser Landschaften den Kriegen von Hyder-Ali und den spätern von Tipoo-Sultan zugeschrieben; allein die Ruhe, deren dieser Theil von Ostindien seit langen Jahren genießt, hätte, bei einem nicht auswandernden Volke, den frühern Verlust ersetzen müssen, wenn nicht mehrere zusammentreffende Ursachen der Zunahme menschlicher Bevölkerung sich hier entgegensetzten. Diese finden sich in der Wittwenschaft, wozu die Weiber nach dem Tode eines ersten Gatten gezwungen sind, wenn gleich sie, fast noch in der Wiege, an öfters schon bejahrte Männer, mit denen sie nie zusammenlebten, vermählt wurden; in den Kasten-Vorurtheilen, welche schickliche und solche Ehen hindern, die aus gegenseitiger Zuneigung hervorgehen; in der traurigen Lage und dem verächtlichen Zustande, worin sich die untern Kasten befinden, welche, Dante's Verdammten gleich, für sich und ihre Nachkommen die Hoffnung auf immer verloren haben, ihr Schicksal gemildert und die eiserne Schranke geöffnet zu sehen, wodurch sie von den höhern Kasten getrennt, in die Reihe der niedrigsten Thiere versetzt werden; in der Behandlung der Wöchnerinnen und Säuglinge, die als Opfer des rohesten Schlendrians und religiösen Aberglaubens in Menge umkommen *); endlich dann in den Verheerungen syphylitischer Ansteckung, welche um so leichter fortgepflanzt wird, als die Bayaderen einen für alle Kasten gemeinsamen Herd der Verderbniß bilden.

Das schöne Dorf Atour liegt in der Entfernung von fünfunddreißig Meilen westwärts von Pondichery am Ufer eines Flusses, zwischen zwei Bergen. Weil hier einer der leichtesten

*) Ist eine Frau in die Wochen gekommen, so erhält sie drei Tage lang weder Speise noch Getränk, oder man gibt ihr assa foetida, einige gebrannte Wasser, wenn man sie haben kann, und schwarzen Betel (eine Spielart des gewöhnlichen piper betel), der überaus scharf ist. Umsonst lechzet sie nach Wasser, um das sie verzehrende Feuer zu löschen. Man versagt es ihr grausam; das neugeborne Kind wird die vier bis fünf ersten Tage nicht an die Brust gelegt, und erhält höchstens nur etwas Honig.

Zugänge ins Innere des Landes ist, hatten die indischen Fürsten vormals eine bedeutende Festung daselbst erbaut, und Tipoo-Sultan unterhielt darin eine starke Garnison. Jene besteht auch jetzt noch größtentheils, nachdem die Briten sich ihrer gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts bemächtigt haben; doch wird sie nicht weiter unterhalten, und die Kompagnie hat auch keine Truppen dahin verlegt. Die Festungswerke sind zum Theil mit schönen, unbehauenen Granitblocken bekleidet. Die nahe gelegenen Berge enthalten viel Eisenerz, das von den Bergbewohnern gewonnen, in Masseln von etlichen Pfund Gewicht geschmolzen, nach Atour gebracht, und hier in kleinen mit Holzkohlen bedienten Eisenwerken in Stangeneisen verwandelt wird, dessen Gehalt jedoch nur mittelmäßig sein soll.

Das jenseits des Dorfs gelegene Thal hat mehrere Meilen Umfang, ist fruchtbar und wohl bebaut. Durch einen ziemlich rohen Engpaß gelangt man hierauf ins Gebiet von Salem, dessen Entfernung von Atour eilf bis zwölf Meilen beträgt. Die Stadt Salem ist mitten auf einer ausgedehnten Ebene erbaut, welche von zum Theil beträchtlichen Bergen eingefaßt wird. Bei den Einwohnern zeigt sich eine Art Wohlstand, sogar Luxus, wie ich nirgendwo sonst angetroffen hatte. Neben der Fruchtbarkeit des Bodens, die den Reichthum des Landes fördert, findet sich auch hier eine sehr thätige Fabrikation von Kattunleinwand. Salem ist die Hauptstadt einer Provinz. Es wohnt hier ein Einnehmer, ein Gerichtshalter, ein Handelsagent, und eine kleine Cypayen-Garnison dient zur Bewachung der öffentlichen Gelder sowohl als der Gefangenen. Andere Europäer, ausser den im Dienst der Compagnie stehenden, deren neun bis zehn sind, halten sich daselbst nicht auf. Sehr bemerkenswerth ist eine ansehnliche Festung, deren Mauerwerk wohl vierzig Fuß Höhe hat. Es sind die Landesfürsten, welche dieselbe erbaut haben. Sie soll über zwei Jahrhunderte alt sein, und obgleich sie nur aus gestampfter Erde aufgeführt ward, hat sie doch noch wenig gelitten, und die Erde ist völlig steinhart geworden.

Die englische Compagnie unterhält neun der Präsidenz in Madras untergeordnete Handels-Residenzien. Die Residenten sind beauftragt, für Rechnung der Gesellschaft, die Kaufkontrakte der für ihren Ausfuhrhandel benöthigten Kattune zu schliessen. Der Jahresbetrag desselben stieg auf 20 bis 21 Lacs (ein Lac bezeichnet hunderttausend) Stern-Pagoden (eine Pagode à l'étoile beträgt 8 Fr. 40 Cent.), also auf 17 bis 18 Millionen Franken an. Die Residenz von Salem ist die beträchtlichste; sie lieferte vormals für sich allein nur den Betrag von 5 Lacs (4,200,000 Fr.), was, mit Einschluß des Handelsverkehrs von Partikularen, unter alle Volksklassen vieles Geld in Umlauf brachte. Seit etlichen Jahren hat sich dies sehr verändert; die Kaufkontrakte sind lange nicht mehr so bedeutend, weil die Kompagnie für die indischen Kattune nicht mehr den vormaligen Absatz findet; sie kauft jetzt in Salem nur noch für einen oder anderthalb Lacs. Die Residenz von Negapatnam, sonst auch Nogoora genannt, auf der Küste von Coromandel, welche früher für den Betrag eines Lacs fabrizirte, liefert gegenwärtig mehr nicht als für 30,000 Pagoden, und auch diese nur um 15,000 bis 18,000 Pagoden Vorschüsse, die

sie den Arbeitern gemacht haben, und die sie ihnen nur allmälig von neuem Arbeitslohne abziehen können, nicht einzubüßen. Die in den übrigen Faktoreien eingetretenen Verminderungen sind mir unbekannt; aber wahrscheinlich dürfte ihr Betrag nicht geringer sein.

Es war in diesem Jahre (1818) davon die Rede, drei Faktoreien, und darunter auch die von Salem, aufzuheben; der Regentschaft von Madras ist indeß der große Nachtheil, welcher daraus dem Lande zuwachsen würde, zu Gemüth geführt worden; somit ward dann die Vollziehung der Maasregel aufgeschoben, und hingegen, wie ich vernommen habe, der mezzo termine einer allmäligen Verminderung der Ankäufe als thunlicher vorgezogen.

In Salem werden Kattune von sechs bis achtzehn Kalles (ein Kalle beträgt zweihundert und vierzig Zettelfaden) verfertigt. Der Zeug hat Sieben-Achtel Breite, und die Länge der Stücke beträgt sechsunddreißig Vorderarmlinge (coudées) oder vierzehn Ellen. Die Verkaufpreise sind:

6 Kalles	2 Roupien	3 Fanons von Pondichery oder	6 Fr.	30 Cent.
7 —	3 —	0 — — — —	7 »	20 »
8 —	3 —	3 — — — —	8 »	10 »
9 —	3 —	6 — — — —	9 »	0 »
10 —	4 —	4 — — — —	10 »	80 »
11 —	5 —	4 — — — —	13 »	20 »
12 —	7 —	0 — — — —	16 »	80 »
15 —	10 —	4 — — — —	25 »	20 »
18 —	14 —	0 — — — —	33 »	60 »

13, 14, 16 und 17 Kalles werden nicht fabrizirt.

Die unbedruckten Kattune von sechs, sieben und acht Kalles werden vorzüglich nach Sumatra, Malacca, den Sonde-Inseln und den Molukken ausgeführt; die Tücher von sieben, acht und neun Kalles sind die Gattungen, welche zum Blaufärben nach Pondichery, Gondelore und Portenove gesandt, hernach dann aber auf die Inseln Frankreich und Bourbon, so wie nach der afrikanischen Küste ausgeführt werden. Die in Salem gebleichten Kattune von zehn Kalles werden vorzugsweise durch die Kompagnie ins nördliche Europa und Amerika und nach den Inseln gesandt. Alles dies sind gemeine Sorten. Die feinern in Salem verfertigten Kattune kommen nur wenig in Umlauf; die Conjons der Küste von Oriza werden ihnen vorgezogen. Kein Stück darf ohne das Zeichen oder den Stempel der Kompagnie in den Handel kommen, und man bezahlt dafür einen kleinen Fanon von Madras (20 Centimes). Die Kattune zahlen beim Ausgang aus Salem noch eine Gebühr von Sechs vom Hundert. Die Versendung geschieht in Ballen von dreißig bis sechszig Stück, und zum Verpacken werden grobe aus dem Fasergewebe der Crotolaria juncea verfertigte Tücher gebraucht.

Auch Seiden- und Baumwollenstoffe werden, jedoch nur zum einheimischen Bedarf, verfertigt; die Seide zieht man aus Bengalen. Das Wasser des kleinen Flusses von Salem ist zum Bleichen der Kattune sehr tauglich. Zum Blaufärben wird kein anderer Färbestoff gebraucht,

als das Satzmehl vom Nerium tinctorium, und die damit gefärbten Tücher dienen einzig nur zum Landesbedarf.

Der Wohlstand der Bewohner von Salem ist in ihrer ganzen Lebensart bemerkbar; man wohnt besser und ist besser gekleidet, als anderswo. Ich habe nirgends eine so gut gebaute und so reinliche Aldee gesehen. Weil indeß überall dem Guten etwas Schlimmes beigemischt sein muß, so werden die hiesigen Einwohner von einer Plage heimgesucht, deren Ursache anfangs lächerlich scheinen mag. Es ist dies nämlich eine Affenart, derjenigen ähnlich, wovon oben schon die Rede war, und deren Vermehrung hauptsächlich auf dem Umstande beruht, daß die Tödtung eines solchen Thiers von den Indianern für eine ruchlose Handlung gehalten wird; die Dächer der Häuser wimmeln davon, und wenn man gleich die Vorsicht beobachtet, sie mit Dornen zu belegen, so mögen die listigen Thiere nichts desto minder, durch ihren Zerstörungsinstinkt geleitet, die Ziegel aufheben. Zu diesem Unfug werden sie daneben auch noch angereizt, indem öfters ein Indianer des Nachts hingeht, und auf das Dach einer Person, die ihm verhaßt ist, einige Handvoll Reis streut; am nächsten Morgen bleiben alsdann die Affen nicht aus, und nachdem sie die Dornen geschickt weggeschoben haben, decken sie noch vollends auch die Ziegel ab, um der dazwischen gefallenen Reiskörner habhaft zu werden. Der unglückliche Eigenthümer erblickt sein Mißgeschick, lärmt, wirft Steine, um die Affen zu schrecken. Diese aber sind an solchen Angriff gewöhnt, und jener tröstet sich endlich, zumal wenn er den Urheber kennt, mit der Hoffnung, ihm bald einen ähnlichen Besuch zu senden.

Auch im Innern der Wohnungen, wo diese nicht wohl verschlossen gehalten sind, nehmen die Affen ihre Plünderungen vor, und auf den Märkten, wenn die Verkäufer nicht überaus wachsam sind, mögen sie sich der Eßwaaren, die ihnen anstehen, mit unglaublicher Gewandtheit und Frechheit bemächtigen. Ohne den religiösen Aberglauben der Indianer würde ihnen leicht sein, sich von diesen lästigen Gästen zu befreien, die mit den Wohnungen der Europäer nichts zu schaffen haben, weil sie wohl wissen, daß sie da mit Flintenschüssen empfangen würden.

Diese Affen gehören zur Gattung der Meerkatzen und zu derjenigen Art, welche Bonnet-chinois (Cercopithecus faunus) heißt. Ich habe bemerkt, ohne jedoch eigentlich zu wissen, ob die Erscheinung periodisch ist, daß einige Weibchen ein rothes, wie mit Karmin bemaltes Gesicht haben, und daß dies nur der Fall bei trächtigen Thieren war.

Die Luft ist in Salem gar viel kühler als an der Küste; des Nachts wird die Kälte empfindlich, und man muß sich sorgsam davor schützen. Weil die Landschaft von Bergen umgeben ist, so ist der Luftzug, von welcher Seite er kommen mag, immerhin stark, und verursacht leicht eine gehemmte Ausdünstung, die Fieber und Schnupfen zur Folge hat; Ausländer besonders sind dem sogenannten Fieber von Salem sehr ausgesetzt. Es ist dasselbe zwar kein heftiges Fieber, und es beschränkt sich auf zwei bis drei Anfälle, hat aber das Eigenthümliche, daß es monatlich wiederkehrt, so daß man Mühe hat, auch nach der Abreise, dieser periodischen Rückkehr los zu werden.

Der ziemlich fruchtbare Boden ist ein röthlicher mit Sand gemischter Thon, der abwechselnd auf Kalkstein und Schiefer ruht. Die Kultur desselben ist von derjenigen in Pondichery nicht verschieden. Neben dem Reis, und mehr als dieser, werden verschiedene Brodfrüchte, am meisten der Holcus sorgho, gebaut. Das höhere Gebirge konnte ich nicht besuchen, die Reise dahin hätte mir zu vielen Aufwand veranlaßt; hingegen habe ich die nächsten, niedrigern, doch ziemlich steilen Berge durchwandert, deren Pflanzenwuchs jedoch ärmlicher ist, als ich gehofft hatte. Der Felsen geht fast überall zu Tage, und zeigt einen mit Hornblende und Quarz geaderten Granit oder Sienit. Zwei Meilen ungefähr süd-süd-westwärts von Salem, im Berge von Kantiamalé, wird ein sandiges Eisenerz in den Schluchten gesammelt. Dasselbe ist reichhaltig, und das daraus gewonnene Eisen liefert vortrefflichen Stahl; aus den nach England gesandten Proben davon sind sehr gute Rasiermesser verfertigt worden. Um das Eisen in Stahl zu verwandeln, bringen die indischen Arbeiter dasselbe in kleinen Massen von ungefähr einem Pfund in einen irdenen Tiegel. Das Cämentiren geschieht so, daß das Metall zu drei Siebentheilen seines Gewichts, mit dem Pulver von der getrockneten Rinde der Cassia auriculata umgeben, und einige grüne Blätter der Asclepias gigantea oder der Jatropha curcas hinzugethan werden; der Tiegel wird mit Thon ausgekittet und hernach durch Holzkohlen erhitzt, um die Schmelzung zu bewirken. Ich besitze in meiner Sammlung Muster von dem Eisenerz sowohl als von dem daraus gewonnenen Stahl.

Man sieht in Salem viele Esel, welche die Kattune zum Bleichen an den Strom tragen, und mit denen auch das Brennholz von den Bergen geholt wird. Die zur Landwirthschaft gehörigen Thiere sind die nämlichen wie in Pondichery, aber ungleich viel schöner und kräftiger, weil sie besser genährt werden. Die Kühe geben mehr Milch, und die Manteigue (eine Art geschmolzener Butter) liefert einen kleinen Handelsartikel, welcher nach der Küste geht.

Der britische Handelsagent, Herr Carpenter, besitzt zwei herrliche Gärten, worin alle europäische Gemüse recht wohl gedeihen. Ich fand darin Apfel-, Pfirsich- und Pflaumenbäume, Erdbeeren u. s. w., welche sämmtlich Früchte verhießen; er unterhält daneben eine Menge seltener Pflanzen. Ich habe während meines Aufenthalts zu Salem in seinem Hause gewohnt, und er hat mir Gefälligkeiten aller Art zum Behuf meiner Arbeiten erwiesen. Hr Carpenter ist ungeheuer reich. Die Kompagnie überläßt ihren Handelsresidenten, neben dem Gehalt der Stellen, Fünf vom Hundert der durch sie geschlossenen Käufe, und nebenbei dürfen sie noch auf eigene Rechnung Handel treiben. Hr. Carpenter hat öfters im Jahr bei 40 000 Stern-Pagoden (ungefähr 330,000 Fr.) gewonnen, und er macht hinwieder, nach allgemeinem Zeugnisse, den edelsten Gebrauch von seinem Reichthume *).

Ueber die Kräfte und Anwendung der Arzneipflanzen habe ich durch verständige Indianer und von ihren besten Aerzten Erkundigungen eingezogen. Die indische Heilkunst ist aber höchst

*) Seit dies geschrieben ist, vernehme ich, daß der treffliche Mann plötzlich gestorben ist.

ungewiß und empirisch; ihre Arzneimittel sind ungemein zusammengesetzte Gemengsel: eben darum weil die Aerzte von den Kräften der einzelnen Mittel wenig Zuverlässiges wissen, und oft noch weniger von der Natur der zu behandelnden Krankheit, hoffen sie, es werde bei Vervielfältigung der Bestandtheile des Mittels der Zufall ihnen günstig sein. Wärme, Kälte und Wind halten sie für die Ursache aller Krankheiten; dazu kommt dann noch der Einfluß böser Geister, denen hauptsächlich aber die Unwirksamkeit der angewandten Mittel in allen Fällen Schuld gegeben wird.

Ich habe auch einige Thermometer-Beobachtungen angestellt, deren Ergebnisse ich kürzlich melden will. Die kühlste Jahrszeit auf der Küste von Coromandel fällt auf die Monate November und Dezember, während deren der Passatwind (la mousson) aus Nordost weht; der Thermometer zeigt alsdann zwischen fünfzehn und achtzehn Grad Reaumur. Dieser hohen Temperatur ungeachtet ist der Wind, wenn er etwas stark bläst, vom Gefühl einer ziemlichen Kälte begleitet, und es ist dies die Zeit der Gliederflüsse, Schnupfen und Schnupfenfieber. Der Regen fällt alsdann stromweise nieder, und die Luft ist voll feuchter Dünste. Im Jänner wird die Hitze schnell gesteigert, und ihre größte Höhe dauert drei Monate (Mai, Juni und Juli) an. Um diese Zeit wehen die Landwinde. Der Thermometer im Innern meiner Wohnung, deren Oeffnungen alle südwärts stehen, ist während dieses ganzen Zeitraums beinahe unbeweglich zwischen 25 und 26 Gr. geblieben; einigemal sah ich ihn auf 27½. Sein höchster Stand im Freien und im Schatten, aber dem Landwinde ausgesetzt, war 32⅓ Gr., und 31 Gr. zeigte er in gleicher Lage, aber an der Sonne. Zunächst an der Erde, aber auf sandigem Grunde und um zwei Uhr Nachmittags, stieg er auf 46½ Gr. Diese Hitze des Bodens, welcher auf der ganzen Küste von Coromandel sandig ist, dörrt alle Gewächse aus und hemmt allen Pflanzenwuchs. Die Landwinde sind ausserordentlich trocken, und ich bedaure, für hygrometische Beobachtungen des erforderlichen Werkzeugs ermangelt zu haben. Die Wirkung dieser Winde ist eine solche Verdünnung der Luft, die das Athemholen darin bedeutend erschwert. Man fühlt während ihres Daseins eine ähnliche Beklemmung, als befinde man sich unter einer Luftpumpe, die entleert zu werden anfängt; die Luft scheint ihre Schnellkraft verloren zu haben; die Lungen haben Mühe, die Brust zu heben, die Haut ist trocken und die Ausdünstung unterdrückt. Zuweilen halten diese Winde mehrere Tage an. Meistens jedoch fangen sie des Morgens an und dauern bis Mittags ein Uhr oder etwas länger; dann folgt der Seewind, welcher kühlt, die Spannung mindert und eine erleichternde Ausdünstung herbeiführt. Inzwischen ist die Zeit der Landwinde nicht ungesund, und nur selten kommen während derselben schwere Krankheiten vor.

Im Spätjahr 181[illegible] habe ich einige Zeit im Pflanzengarten von Calcutta, bei dem Aufseher desselben, dem Doktor Wallich, zugebracht. In dieser herrlichen Besitzung der englischen Kompagnie legt Flora ihre Reichthümer in üppiger Pracht und Fülle zu Tage. Dieser Garten ohne seines Gleichen ist am Ufer des Ganges gelegen, und hat über zwei Meilen Umfang. Sein Boden ist so fruchtbar als möglich, und dem trefflichen Direktor des Gartens stehen alle Mittel

zu Gebot, die er sich nur wünschen kann. Die Zahl seiner Gehilfen und der angestellten Arbeiter steigt auf dreihundert und fünfundvierzig Personen an. In ganz Indien sind eigene Sammler beschäftigt, Sendungen von Samen, wie von lebenden und trockenen Pflanzen, an den Garten zu machen. Er besitzt eine schöne Bibliothek, und vierzehn Pflanzenmaler arbeiten ausschließlich an der Vermehrung seiner Sammlung gemalter Pflanzen, die zuverlässig an Größe und Vollkommenheit keiner andern nachsteht.

Der Sklavenhandel im Jahr 1820 *).

Vor fünfzehn Jahren hat das britische Parlament bekanntlich seinen welthistorischen Beschluß für die Aufhebung des Sklavenhandels gefaßt, und bald hernach ward die afrikanische Stiftung errichtet, deren Hauptzweck dahin geht, die Zivilisirung des ausgedehnten Erdtheils zu befördern, welcher durch die verderblichen Ergebnisse eben jenes Sklavenhandels in Unwissenheit und Sklaverei versunken blieb. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß alle Bemühungen für die Zivilisirung der schwarzen Menschen so lange vergeblich sein müßten, als der Sklavenhandel fortdauern würde, hat die afrikanische Stiftung die Wachsamkeit über Vollziehung und Handhabung des Parlamentsschlusses sich zur vorzüglichen Angelegenheit gemacht.

Die Erfahrungen der ersten Jahre bewiesen schon sattsam, daß die getroffenen Maasregeln nicht hinreichen, um die britischen Unterthanen von der Theilnahme am Negerhandel abzuhalten, und im Jahr 1811 ward vom Parlament ein neues Strafgesetz erlassen, demnach jegliche diesen Handel bezweckende Unternehmung, oder irgend eine Mitwirkung und Theilnahme daran, von Seite eines britischen Unterthans oder eines in den britischen Besitzungen angesiedelten Ausländers, für Felonie erklärt und mit vierzehnjähriger Deportation bedroht worden ist.

Dadurch ward nun dem Uebel zum Theil wenigstens abgeholfen, und der Negerhandel hatte, ausser für Isle-de-France, meist aufgehört. Die Theilnahme anderer Nationen an demselben wurde durch den Krieg größtentheils verhindert und schon minderten sich auch die Folgen, welche der schändliche Verkehr in Afrika hinterlassen hatte; mit der Rückkehr des Friedens hörte dann aber die Berechtigung zur Untersuchung der Schiffe der kriegführenden Mächte auf, der Sklavenhandel erhielt dadurch neues Leben, und mit ihm kehrten auch für Afrika die traurigen Wirkungen desselben in vollem Maaße zurück.

Die Vorsteher der afrikanischen Stiftung gaben sich viele Mühe, durch Englands Einfluß allgemeine Maasnahmen, das will sagen, ein Einverständniß der Seemächte für die gegenseitige Berechtigung der Untersuchung ihrer Schiffe in Friedenszeiten zu erzielen. Es gelang dies auch bis auf einen gewissen Punkt. Der Wiener Kongreß drückte seinen Abscheu vor dem Neger-

---

*) Im Auszuge aus dem fünfzehnten Bericht der afrikanischen Stiftung (Fifteen Report of the Directors of the african Institution). London 1821. 8.

handel unzweideutig aus, und er erklärte dessen endliche Aufhebung für eine der rühmlichsten Thaten der Zeit, worin sie zu Stande käme. Frankreich und die Niederlande gingen zum Behuf seiner vollständigen und unmittelbaren Aufhebung Verträge ein. Mit eben so günstigem Erfolge waren hingegen die bei Spanien und Portugal gethanen Schritte nicht begleitet; doch boten beide Mächte zu gewissen Beschränkungen des Sklavenverkehrs Hand. Portugal weigerte sich, einen Zeitpunkt festzusetzen, über welchen hinaus derselbe nicht mehr zugelassen werden sollte; wogegen Spanien dafür den 30 Mai 1820 anraumte. Die Regierungen von Portugal, Spanien und den Niederlanden gingen das wechselseitige Untersuchungsrecht ein, während Frankreich hingegen und die vereinten amerikanischen Staaten ihre Zustimmung dafür versagten.

Der Bestimmungen des Vertrages ungeachtet, welchen Frankreich unterzeichnet hat, sehen sich jedoch die Vorsteher der afrikanischen Stiftung zu der bedauerlichen Kundmachung vieler und unzweideutiger Beweise der Fortdauer des Negerhandels durch französische Schiffe in ihren alljährlichen Berichten gezwungen. Es sind die Anzahl und die Wichtigkeit derselben im neuen Jahrbericht größer, als in keinem vorhergehenden, und es wird der verbotene Handel in solchem Umfange und so ungescheut getrieben, daß das Uebel kaum größer sein könnte, wenn die französische Regierung den Seelenverkehr unbedingt dulden würde.

Man will hier einige der in dem Jahresberichte kund gemachten Ereignisse ausheben. Am 19 Februar 1819 traf der englische Sloop, der Redwing, Kapitän Hunn, in Sierra-Leone mit dem französischen Schiffe le Sylphe ein, welcher eine Ladung von dreihundert und siebenzig schwarzen Sklaven hatte. Die gerichtliche Untersuchung zeigte, daß Kapitän Hunn dem Sylphen unter 7° 50′ nördlicher Breite und 60° 30′ westlicher Länge von Greenwich begegnet war. Der Sylphe hatte Bonny einundfünfzig Tage zuvor mit dreihundert und achtundachtzig Sklaven verlassen. Zwanzig derselben waren vor der Abfahrt und vier unterwegs verstorben. Das Schiff befand sich auf der Reise nach Guadeloupe, wo der Negerhandel so gut wie öffentlich getrieben wird; das will sagen, die Fahrzeuge, welche die Negerwaare bringen, lassen solche westwärts von Pointe-à-Pitre, der Hauptstadt der Insel, landen, fahren hierauf in den Hafen der letztern ein, wo ihre Ladung, als in Elfenbein und einigen andern geringfügigen afrikanischen Artikeln bestehend, angegeben wird.

Um die gleiche Zeit ungefähr war das Schiff le Rodeur, Kapitän B., zweihundert Tonnen haltend, von Havre (unterm 24 Jänner 1819) nach der afrikanischen Küste abgegangen, wo es am 11 März eintraf, und vor Bonny an der kalabarischen Küste die Anker auswarf. Seine aus zweiundzwanzig Personen bestehende Mannschaft befand sich auf der Ueberfahrt und während des (bis zum 10 April dauernden) Aufenthalts zu Bonny in vollkommener Gesundheit. Von Augenentzündung war damals auch unter den Landeseingebornen keine Spur vorhanden, und nur erst vierzehn Tage nach der Abreise, als das Fahrzeug beinahe unter der Linie war, stellte sich diese furchtbare Krankheit ein. Man bemerkte, daß die im untersten Schiffsraum und im Zwischendeck zusammengepreßten Neger rothe Augen hatten, und daß das Uebel schnell um

sich griff. Anfangs ward nur wenig Acht darauf gegeben. Die Erscheinung wurde als Folge der verdorbenen Luft im Schiffsraum und des Mangels an Wasser betrachtet; denn vom letztern erhielten die Neger damals nur noch acht Unzen täglich, und etwas später vollends nur ein halbes Glas. Der Schiffswundarzt, Hr. Maignan, verlangte, man solle die Neger auf's Verdeck an die freie Luft bringen. Darauf mußte jedoch bald wieder verzichtet werden, weil die Sklaven mit dem sogenannten Heimweh (Nostalgia) behaftet waren und sich, je zwei einander umarmend, ins Wasser stürzten, um zu ertrinken. Von den Negern ging die Augenentzündung bald auf die Mannschaft des Schiffes über, und eine hinzukommende Ruhr vermehrte den Jammer. Der erste Matrose, welcher von der Ophtalmie befallen ward, hatte sein Bett neben einem Gitter, das den Schiffsraum verschloß. Binnen drei Tagen waren der Kapitän und fast die ganze Schiffsmannschaft angesteckt. Die Zahl der Erblindeten ward nun immer größer, so daß die anfängliche Besorgniß eines Negeraufstandes bald der noch viel größern Furcht Platz machte, das Reiseziel nicht erreichen zu können, wofern der einzige bisher gesund gebliebene Matrose auch noch erkranken würde. Glücklicherweise geschah dies erst nach der Ankunft des Schiffes auf Guadeloupe am 21 Juni 1819. Von den Negern waren neununddreißig erblindet, zwölf hatten das eine Auge verloren, und vierzehn behielten Flecken auf den Augen. Von der Schiffsmannschaft erblindeten zwölf, unter denen der Wundarzt, fünf (worunter der Kapitän) verloren das eine Auge, und vier behielten Flecken. Eine arzneiliche Zeitschrift, die in Paris erscheint, hat diesen Bericht umständlicher bekannt gemacht; er schließt sich dort mit den Worten: „Der Kapitän hat diese ganze unglückliche Zeit über die Neger sowohl als die Matrosen mit der größten Sorgfalt behandelt; seine Anstrengung und Hingebung können nicht genug gerühmt werden.“ Andere, diesem letztern Zeugnisse nicht eben entsprechende Umstände sind anderweitig bekannt gemacht worden. Sie betreffen verschiedene an den Negern verübte Grausamkeiten, die man, als unerwiesene Behauptungen, hier nicht wiederholen will. Auch sollen über dreißig erblindete Sklaven in die See geworfen worden sein, weil auf Guadeloupe Niemand dieselben gekauft hätte, und ihr Unterhalt den Unternehmern demnach zur Last gefallen wäre. Ihr Tod hingegen enthob nicht nur dieser letztern, sondern gab vollends noch Ansprüche auf den Assekuranzwerth der versicherten Ladung. Unwidersprochen blieb die Angabe, daß der Rodeur im Jahr 1820, durch die gleichen Unternehmer und unter dem nämlichen Kapitän, zum Behuf des Negerhandels neuerdings nach Afrika abgesandt worden ist. So offenkundig dieser Vorfall theils auf Guadeloupe, theils in Frankreich geworden ist, sind jedoch weder gerichtliche Untersuchungen noch Bestrafung der Fehlbaren eingetreten, und damit ist dann also die Straflosigkeit, welche des Verbotes ungeachtet der Sklavenhandel in Frankreich genießt, sattsam erwiesen.

Vom Jahr 1820 meldet der jüngste Bericht der afrikanischen Stiftung einen nochmaligen Zuwachs des Unfugs. In den ersten fünf bis sechs Monaten desselben sah man (drückt er sich aus) ganze Schwärme französischer Sklavenschiffe an der Küste von Afrika, und ein angesehener Offizier der britischen Marine, welcher von dort her kam, und dessen Zeugniß verlangt ward, hatte sich der ausdrücklichen Worte bedient: „Die Zahl der wirklich an der Küste befindlichen, für den Negerhandel bestimmten französischen Schiffe ist etwas Unglaubliches (the number of the french slave-ships actually on the coast, is something incredible). Es haben die Offiziere dieser Station zwanzig bis dreißig Negerschiffe an der Küste untersucht und sich dabei überzeugt, daß es französische waren; einer von diesen Offizieren hat nachher im Hafen der Havanna noch eine größere Zahl Negerschiffe mit französischer Flagge angetroffen, die theils Sklavenladung an Bord hatten, theils solche zu holen Willens waren.

Weil in Spanien seit dem Maimonat 1820 der Sklavenhandel aufgehört hat, auch die britischen Seefahrer spanische Schiffe zu untersuchen und Negerladungen zu konfisziren berechtigt

sind, so kann die Flagge dieser Nation den Sklavenhändlern keinen Schutz mehr gewähren. Darum bewerben sich dann sowohl Spanier als Amerikaner und Portugiesen in die Wette um die französische Flagge für diesen Schleichhandel, und es ist eine gar schlimme Ehrenauszeichnung für Frankreich, nordwärts vom Aequator mit seiner Flagge das schändliche Gewerbe ausschließlich beschützen zu können.

Die vorstehenden Zeugnisse über die Ausdehnung des Negerhandels der französischen Schiffe treffen mit den Berichten des Statthalters von Sierra-Leone, Sir Karl Mac-Carthy, völlig überein. Er hatte die Kolonie im abgewichenen Juli verlassen, und konnte nach seiner Ankunft in England zuversichtlich erklären, es seien damals fünf Schiffe mit französischer Flagge zu Gallinas, hundert Meilen südwärts von Sierra-Leone, mit Einnahme von Sklaven beschäftigt gewesen.

Wenn diese Thatsachen unmöglich bezweifelt werden können, so ergibt sich daraus, daß in den sechs bis sieben ersten Monaten des verflossenen Jahres fünfzig bis sechszig Schiffe mit französischer Flagge den Negerhandel getrieben haben. Bedenkt man dann aber die weite Ausdehnung der afrikanischen Küste sowohl als des sie von Westindien trennenden Ozeans, so wird man leicht begreifen, daß die englischen Kreuzer unmöglich allen Negerschiffen begegnen konnten, somit dann in der That die Ausdehnung dieses Verkehrs im vorigen Jahre beispiellos groß gewesen sein muß. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß die französische Regierung von diesem Sachverhalt keine Kenntniß zu haben scheint, da im Juni 1820 der Deputirtenkammer sowohl als dem britischen Ministerium vom Seeminister die Versicherung ertheilt ward, es sei nunmehr der Sklavenhandel in Frankreich gänzlich abgeschafft.

Noch andere Thatsachen mehr, die der Bericht der afrikanischen Stiftung enthält, bestätigen das bisher Gemeldete. Von den französischen Negerschiffen, welche an der afrikanischen Küste durch die englischen Kreuzer betroffen und meist ungestört gelassen wurden, sind jedoch zwei, wegen solcher verdächtigen Umstände, welche die britischen Schiffskapitäne dazu berechtigten, untersucht worden. Diese Schiffe hießen die Maria und die Katharina. Die auf ihnen befindlichen Neger wurden in Sierra Leone gelandet, die Schiffe selbst aber nach Senegal gesandt und zur Verfügung der französischen Behörden gestellt.

Umständlicher verdient ein anderer Fall erzählt zu werden. Am 4 März 1820 ließ der britische Kapitän Sir Georg Collier, der den Tartar befehligte, durch seine Slupen auf ein Schiff aus Martinique, la jeune Estelle genannt, Jagd machen. Dasselbe ward eingeholt, und der Kapitän erklärte, er habe keine Sklaven an Bord, und sie seien ihm abgenommen worden. Er sah jedoch so betroffen aus, daß der Brite Verdacht schöpfte und den Schiffsraum untersuchen ließ. Während dieser Untersuchung hatte ein Matrose auf eine wohlverschlossene Tonne geschlagen, und einen Klageton wie von einem sterbenden Menschen gehört. Der Boden der Tonne ward hierauf eingeschlagen, und es fanden sich darin zwei beinahe erstickte junge Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, die noch gerettet werden konnten. Als dieselben auf das Verdeck gebracht wurden, erkannte Jemand, daß sie vormals dem Eigenthümer eines Shooners aus Neuyork angehört hatten, und bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß der Seefahrer von Neuyork in Trade's Town verstorben war, und vierzehn Sklaven, worunter sich auch die zwei Mädchen befanden, hinterlassen hatte. Der Kapitän von dem Fahrzeuge la jeune Estelle, der sich damals im Hafen von Trade's-Town befand, landete mit seiner bewaffneten Mannschaft, und führte die vierzehn Sklaven gewaltsam ab. — In der Vermuthung, es dürften vielleicht auch die zwölf andern Sklaven noch im Schiffe verborgen sein, ließ Sir Georg Collier eine neue Untersuchung vornehmen. Es ward ein einziger Neger (welcher aber nicht zu den zwölfen gehörte) entdeckt, der unter einem Bodenstück (faux-fond) versteckt war, welcher über dem Wasservorrath einen Raum von zweiundzwanzig Zoll übrig ließ. Weil der Kapitän bewies, daß

er den Neger für acht Dollars Werth an Branntewein gekauft hatte, hielt Sir Georg Collier sich nicht zur Konfiskation befugt. Was die zwölf vermißten Sklaven betrifft, so konnte deshalb von dem Schiffskapitän keine andere Erklärung ausgewirkt werden, als daß er durch einen spanischen Kaper sei beraubt worden. Die Offiziere vom Tartar erinnerten sich aber jetzt mit Schaudern, daß die Slupen, während sie auf die jeune Estelle Jagd machten, verschiedentlich bei schwimmenden Tonnen vorbeifuhren. Sie vermutheten jetzt, es möchten die unglücklichen Neger in diesen Tonnen befindlich gewesen sein, und der Kapitän könnte sie in die See geworfen haben, damit sein Raubgewerbe nicht entdeckt würde. Gewißheit hierüber zu erhalten, war unmöglich, weil die Entfernung nun bereits allzugroß und nebenbei auch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß, wenn auch einige jener Tonnen konnten aufgefunden werden, die darin vermutheten unglücklichen Sklaven noch am Leben sein würden.

Im Juni 1820 hatte der Seeminister in der Deputirtenkammer die Versicherung ertheilt, der Sklavenhandel mit Senegal habe nun gänzlich aufgehört. Aber am 4 Oktober des nämlichen Jahres hat ein britischer Douanenbeamter auf Antigoa nächtlicher Weile ein Schiff in den Hafen einlaufen gesehen, dessen Kapitän im Hafen von Guadeloupe zu sein glaubte. Es war eine französische Brigg, die Louise, hundert und zwanzig Tonnen haltend, die mit hundert und achtundzwanzig Sklaven von Senegal nach Guadeloupe gehen wollte. Die Neger befanden sich im schlimmsten Gesundheitszustande, genasen jedoch wieder bei guter Pflege. Sie waren fast alle jung und größtentheils Frauen. Zwei derselben stillten ihre Kinder, und eine dritte kam bald darauf mit todten Zwillingen nieder. Das Schiff ward zwei Sklaven-Faktoren in Antigoa übergeben und in Guadeloupe für gute Prise erklärt; die Beweggründe des Urtheils aber sind den Direktoren der Stiftung nicht bekannt geworden.

Als der Statthalter Mac-Carthy im August 1820, auf der Rückreise nach Europa, Bathurst am Gambiastrom besuchte, ward er durch zuverlässige Berichte inne, daß der Negerhandel am Senegal und in Gorea durch mehrere Sklavenhändler sehr thätig betrieben werde. Sie wurden ihm genannt und zugleich angezeigt, sie hätten diesem Behuf ihres Gewerbes im Dorfe Albreda am Gambiastrom, vierzig Millen von seiner Ausmündung, eine Faktorei errichtet. Vormals war hier eine Faktorei von Gorea. Durch den Vertrag von 1783 hatte Frankreich auf alle seine Rechte an dieser Stelle verzichtet. Den Ausdrücken des Vertrages zufolge soll man glauben, daß der Gambiastrom völlig unbedingt an England überlassen ward, wie der Senegal an Frankreich.

Seit die Niederlassung von Bathurst auf der Insel St. Maria errichtet ist, ward den französischen Schiffen die Einfahrt in den Gambiastrom ohne vorläufige Untersuchung nicht gestattet. Allein dieser Vorsicht ungeachtet treiben die französischen Faktoren in Albreda einen ausgedehnten Sklavenhandel in allen am Gambia gelegenen Landschaften. Die Behörden in Bathurst lassen zwar keine Sklavenschiffe durch; aber die Sklaven werden auf Kähnen ans linke Ufer übergesetzt, dort gelandet, nach Cacho und Cazamens abgeführt, und hier nach den Inseln eingeschifft. Der Gambiastrom wird also in einer Ausdehnung von mehr als dreihundert Meilen für den grausamen Negerhandel benutzt; der Gang der Zivilisirung wird dadurch in diesen fruchtbaren Gegenden verzögert; die Einwohner, statt sich an friedlichen und wohlthätigen Arbeitsfleiß zu gewöhnen, werden zum Kriege aufgereizt, und verheerende Jammerszenen erneuern sich beständig in dem unglücklichen Lande. Es ist daher ein dringendes Bedürfniß, für das Wohl der Menschheit wie für die Beförderung der Sittlichkeit, daß die Erfüllung des Vertrages vom Jahr 1783 von der französischen Regierung gefordert werde, und daß England die ausschließliche Schiffahrt auf dem Gambia ansprechen, um die Landeseingebornen gegen die Plane der Habsucht und gegen die Gewaltthätigkeit der Sklavenhändler zu schützen. Die Vorsteher der afrikanischen Stiftung haben Grund zu glauben, daß beide Regierungen darüber nun wirklich in Unterhandlung begriffen sind.

Wenn, wie dies aus den bisher angeführten Thatsachen sattsam erwiesen ist, der Sklavenhandel an der ganzen afrikanischen Küste unter dem Schutze der französischen Flagge ungescheut fortgesetzt wird, um sowohl den französischen Kolonien, als denjenigen einiger andern Mächte, Sklaven zu liefern: so ist nicht minder auch erwiesen, daß in verschiedenen französischen Häfen sich Gesellschaften bilden und schon bestehen, die für dieses schändliche Gewerbe Schiffe ausrüsten. Der Seeminister hatte im Juni 1820 der Deputirtenkammer angezeigt, man sei mit der Abfassung eines Gesetzesentwurfs beschäftigt, um den Negerhandel vollends auszurotten, und die nämliche Zusage ist auch der englischen Regierung gethan worden. Ihre Erfüllung wird mit Sehnsucht erwartet, vorzüglich jedoch in der Hoffnung, daß der Negerhandel dadurch den Verbrechen angereiht werde, deren Urheber eine entehrende Strafe trifft. Wofern das neue Gesetz dies nicht thut, und sich auf Bußen beschränkt, so kann man zum Voraus versichert sein, daß dasselbe umgangen und daß seine Wirkung bloß eine Steigerung der Versicherungsgelder sein wird, welche der sehr große Gewinn des abscheulichen Handels leicht ertragen mag.

Nicht minder wichtig ist, daß den Sklaven-Einkäufen an den französischen Küsten ein Ende gemacht werde. Im gegenwärtigen Zustande der Gesetzgebung ist dieser Ankauf erlaubt; es scheint dies aber mit der wahren Absicht der Aufhebung des Negerhandels ganz unverträglich zu sein: denn wie könnte man glauben, daß die in diesen Niederlassungen angekauften Sklaven nicht ausgeführt würden? Auch ist nicht einzusehen, warum das Verbot des Sklaven-Einkaufs den französischen Küsten-Niederlassungen nachtheiliger sein sollte, als den britischen Niederlassungen, in welchen der Einkauf und Verkauf von Sklaven verboten sind und als Staatsverbrechen angesehen werden. Gewiß ist, daß, so lange das gegenwärtige Verhältniß am Senegal und in Gorea fortdauert, nicht allein das Aufhören des Sklavenhandels durch französische Schiffe unmöglich sein wird, sondern Frankreich auch jede Hoffnung einer Verbesserung seiner Niederlassungen der afrikanischen Küste, so wie jedes andern Handels ausser diesem schändlichen Verkehr aufgeben muß.

Die Vorsteher der afrikanischen Stiftung sind weit entfernt, die französische Regierung oder vollends die französische Nation der Begünstigung des Negerhandels anzuklagen. Sie sind vielmehr überzeugt, daß beide, der König und die Nation, die Abschaffung desselben aufrichtig wünschen. Ihnen steht nicht zu, die Gründe anzugeben, welche die Erfüllung eines so achtbaren Wunsches hindern; aber erwiesen scheint es doch wohl, daß etliche Hauptpersonen in der französischen Regierung durch untergeordnete Beamtete gröblich sind getäuscht worden, und daß das Benehmen verschiedener dieser Beamteten, auf's gelindeste ausgedrückt, eine strafbare Nachlässigkeit gewesen ist.

Die vom Bonnystrom erhaltenen Berichte der Monate Juli und August thun dar, daß vom März bis zum Juli meist neun bis sechszehn Negerschiffe gleichzeitig in der Bonny verweilt haben, und daß dieselben dreihundert bis siebenhundert Sklaven enthielten. Zwei von diesen Schiffen hatten die Bonny im März verlassen, waren in Westindien gewesen und von da auf einer zweiten Reise im Juli zurückgekehrt. Im Laufe der obgedachten fünf Monate waren nicht weniger als hundert und zwanzig französische, spanische und portugiesische Schiffe im Bonnystrom zum Behuf des Sklavenankaufs eingetroffen; die Landeseingebornen haben unter diesen Umständen die Bereitung des Palmöls gänzlich vernachlässigt.

Ein Briefsteller am Bord der Cyane, einer amerikanischen Slup, der zum Kreuzen an der afrikanischen Küste und zur Behinderung des Negerhandels bestimmt war, meldete im April 1820, daß der Slup, seit er den Sherbrostrom passirte, zehn Negerschiffe untersucht habe, wovon vier für gerichtliche Zuerkennung verzeigt wurden, die sechs andern aber durch künstlich verfälschte Papiere der Konfiskation entgangen waren. Er glaubt, im Augenblick, wo er dieses schreibe, dürften wohl bei zweihundert Schiffe sich an der Küste befinden. Mehrere davon sind

theils gute Segler, theils gut bewaffnet und ausgerüstet; auch befinden sich dabei mehrere Amerikaner unter fremder Flagge. Die Cyane machte Tag und Nacht auf Negerschiffe Jagd, und sie hatte deren öfters auch mehrere zugleich im Angesicht.

Aus einem Schlußabschnitte des Berichts der afrikanischen Stiftung ersieht man, daß die Neger-Kolonie von Sierra-Leone gutes Gedeihen hat. Der Statthalter gibt Rechenschaft über dieselbe bis zum Juli 1820. Damals betrug die Gesammtzahl der Kolonisten 12,521, und es hatten sich dieselben demnach seit dem Dezember 1818 um 2956 Personen vermehrt. Die Elementarschule nach Bells Methode ward von 2097 Kindern besucht.

Mannigfaltiges.

Aus Spanien.

Barcelona, den 1 November 1821.

Noch wüthet sie, die unersättliche Hydra. Mit Zuversicht hoffte ich, gegen Hälfte Oktobers würden wir uns von diesem fürchterlichen Feinde befreit sehen; doch auch diesmal habe ich mich betrogen. Es regnete zwar den 11, 12 und 13 Tag und Nacht, der Thermometer fiel einige Grade; allein zu unserm größten Leidwesen änderten sich die Winde nicht; immer südlich und südwestlich, feucht und warm, ohne auf den Thermometer merklichen Eindruck zu machen, wohl aber auf den menschlichen Körper. Indessen haben wir doch etwas dabei gewonnen: mehr als der dritte Theil der Kranken wird geheilt. Glauben Sie aber nicht, daß man einer gefundenen bessern Heilungsmethode diesen Vortheil zu verdanken habe; das Uebel fällt bei verminderter Wärme der Jahrszeit nicht mehr so wüthend, so allgemein wüthend an, und erlaubt eine bessere und längere Anwendung der Heilmittel. Ende Septembers bis Hälfte Oktobers erreichte die Wuth der Seuche die höchste Stufe. Täglich über 200 Todte; die höchste Anzahl derselben 327 in 24 Stunden. Rechnen Sie von diesen Zahlen einige ab, die an andern Krankheiten starben. Viele sterben, ohne Aerzte gerufen zu haben, und man weiß die wahre Zahl der Todten nur von der Todtenliste der Stadtthore, die man dort abgeben muß. Diese Zahl vermindert sich nun täglich, und gestern hatten wir nur 108 Todte. Der erste Nordwind, der wohlthätig über unsere arme Stadt blasen wird, wird uns in wenigen Tagen befreien. Wohl dem, der glücklich aus dem Schlachtfelde gekommen ist! — Wir können indessen annehmen, daß in Zeit von drei Monaten nur allein an der Seuche (ungeachtet fast oder vielleicht mehr als zwei Drittheile der Einwohner entflohen sind) bei 9000 gestorben sind. Unter diesen sind indessen zehn Aerzte, sieben Wundärzte und ein halbes Dutzend Apotheker ..... Es erregt herzliches Mitleiden, unser armes Barcelona zu sehen. Es gleicht einem ungeheuern Hospital; in seinen Straßen überall Leute in Trauer gekleidet, und schwächliche Genesene mit grüngelben Gesichtern und verbundenen Köpfen. Manche Familie ist ganz ausgestorben; in manchem Hause, das von zwölf bis zwanzig Menschen bewohnt war, blieb in Zeit von acht Tagen kaum einer oder zwei am Leben. Wehe dem Hause, wo das Ungeheuer eintrat; wie ein Lauffeuer eilte Alles seiner Zerstörung zu. — In meinem September-Briefe berichtete ich Ihnen, daß in meiner Straße (la Calle de la Merced, wo ich seit meiner Rückkehr aus der Schweiz wohne, und nur durch die Ringmauer vom Meere getrennt bin, auf welches ich freie Aussicht habe, so wie rückwärts auf die genannte Straße) — daß in meiner Straße, sage ich, alle Häuser auf der entgegengesetzten Seite angesteckt wurden. Da schlich dann das Uebel auch auf meine Seite; kein Haus, kein Stockwerk blieb verschont; alle Einwohner wurden die Beute des Todes; wenige hatten Zeit, aus der Stadt zu fliehen. Mein Haus allein siegte, das wüthende

Ungeheuer drang nicht hinein. Ich nahm alle Maasregeln, die ich nur ersinnen konnte, unterwarf alle Bewohner des Hauses, sich nach ihnen zu richten, und wachte streng auf deren Ausübung. Da habe ich nun, Dank sei es dem Himmel, das unbeschreibliche Vergnügen, mein Haus allein im Triumph über den Schutt aller übrigen in meiner Straße sich emporheben zu sehen. Dieses nämliche Vergnügen habe ich auch, mich versichern zu können, daß unsere Erhaltung diesen Maasregeln zuzuschreiben sei; denn verschiedenen meiner Freunde und Bekannten, die ihrer Anstellung wegen die Stadt nicht verlassen durften, rieth ich das nämliche Verhalten an, und obwohl sie in Straßen wohnten, die ganz verheert wurden, retteten sie ihre Familien und andere, die im nämlichen Hause wohnten. —— Indessen ist das Viertel der Stadt, wo ich wohne, so zu sagen, frei von der Seuche, und ich führe meine Familie täglich spazieren, um vor dem Thore frische Luft zu athmen; ich trage aber Sorge, daß sie so wenig als möglich durch Straßen geht. Es herrscht so ein widriger Geruch in der Stadt, und besonders wenn man vom Stadtthore hereinkommt, daß er auf die Geruchsnerven einen höchst ekeln Eindruck macht, und denen, die auf dem Lande wohnen, wenn sie manchmal Geschäfte wegen in die Stadt kommen, schon oft höchst nachtheilig wurde; denn Viele kamen gesund herein — gingen aber nicht wieder hinaus.

Sie sagen mir in Ihrem lieben Briefe, Sie wunderten sich, daß ich nicht aus der Stadt geflüchtet sei. Allein Sie müssen wissen, daß ich anfangs wirklich nicht glaubte, die Seuche würde sich in unserm Klima so schnell und mörderisch verbreiten; als ich eines Bessern belehrt wurde, war an die Möglichkeit, eine Wohnung auf dem Lande zu finden, gar nicht zu denken. Ueberdies hatte ich Muth genug, fürchtete mich vor nichts, und meine Frau vertraute auf mich; auch dachte ich, ich könne vielleicht in manchen Stücken der leidenden Menschheit nützlich werden, und zwar desto mehr, da ich, wie Sie wissen, schon in Minorka im Jahr 1810 in der Junta von der Sanität den Auftrag hatte, die mit der Seuche behafteten spanischen Kriegsschiffe unter meiner Aufsicht und Anordnung zu reinigen, was ich schnell und mit höchst wenigen Unkosten zu Stande brachte. — Einigen Tausend Menschen hätte das Leben gerettet werden können, wenn nicht theils vollkommene Unwissenheit, theils nur einseitige Kenntnisse, Intrigue, Stolz, Interesse, Unthätigkeit, Nachlässigkeit, Mangel an gehöriger Wachsamkeit über die genaue Ausführung alles dessen, was verordnet wurde oder verordnet werden sollte, Unordnung und andere erhebliche Fehler im Spiele gewesen wären. Manches Gute, es ist wahr, that man, aber fast alles zur Unzeit; was im September geschehen sollte, geschah in und nach der Hälfte Oktobers, und das Nöthigste blieb ganz und gar unterlassen. Das Volk hat nun die Augen geöffnet, und schreit wider diese obrigkeitlichen Behörden.

Ich glaube, es wird Ihnen nun nicht unangenehm sein, wenn ich Ihnen etwas näher und umständlicher über diese Seuche meine Bemerkungen schreibe, damit ich desto gehöriger auf Ihre Fragen antworten könne.

Dieses grausame Ungeheuer zeigt sich uns in sechs verschiedenen Hauptgestalten: die erste fängt an mit heftigem Kopfschmerz, plötzlicher Mattigkeit, manchmal nur Schwäche an den Füßen, abwechselnder Kälte und Wärme, Schmerzen im Rückgrade oder in den Lenden und Hypochondern, mit heftiger Röthe im Gesichte und unsteten Augen. Das Fieber tritt ein mit trockener, brennender Wärme und heftigem Pulse, und verschwindet nach etwa vierundzwanzig Stunden ohne merkbare Krisis. Es folgen ihm sogleich schreckliche Aengstlichkeit, ungemeine Empfindbarkeit in den Hypochondern, Gelbsucht, Erbrechen von Blut oder schwarzbrauner Materie, schweres Athemholen, Kälte und Tod. Dies ist die gewöhnliche Form, in der sie sich bei uns zeigt. Die Kranken sterben in zwei oder drei Tagen, selten nach längerer Zeit, und man kann sagen, Keiner geneset.

Die zweite zeigt sich ganz friedfertig, ohne merkliches Fieber; der Kranke fällt in äußerste

Ermattung, ist wie betäubt; es kommt die Gelbsucht, das schwarze Erbrechen, und am dritten oder vierten Tage folgt ganz ruhig der Tod. Die Erwachsenen, deren Körper durch harte Arbeit ermüdet ist, sind das Opfer dieser Art. Fast Keiner geneset.

Die dritte fällt junge, vollblütige, fette Leute an, ganz mit Feuer und Fieber; am zweiten oder dritten Tage ist Alles Auflösung, mit schrecklichem Heulen, Gelbsucht und Tod. Alles ist Schlachtopfer dieser Wuth.

Die vierte fängt mit heftigem Fieber an, welches am zweiten Tag mit häufigem Schweiße verschwindet; allein nach wenigen Stunden bleibt man in der Hoffnung einer Besserung betrogen; Aengstlichkeit tritt ein, Erbrechen, Gelbsucht, manchmal Konvulsionen, und der Tod endet Alles. Leute von sanguinisch-cholerischem Temperament und erwachsene Frauenzimmer sind das Opfer dieser trüglich-schmeichelhaften Hoffnung. Sehr Wenige genesen.

Die fünfte fällt auf ähnliche Weise an, allein von einer billeusen Diarrhöe begleitet; der Kranke gewinnt Zeit, das Ungeheuer zu besiegen mit Quina und andern schicklichen Hilfsmitteln. Jünglingen von ruhigem Karakter wird gewöhnlich dieses Glück zu Theil.

Die sechste endlich zeigt sich mit heftigem Fieber, flieht und läßt den Kranken in zwei oder drei Tagen frei mit häufigem Schweiße, ohne geringstes Ueberbleibsel irgend einer gefährlichen Krankheit. Das Knabenalter beiderlei Geschlechts hat gewöhnlich diesen Vortheil, obwohl es auch keineswegs gesichert ist, von der Wuth der übrigen Arten überfallen zu werden.

Dieses sind nun die sechs Hauptgestalten; es zeigt sich aber überdies noch in vielen andern Nuancen, die es manchmal im Anfang des Anfalls schwer machen, gleich zu entscheiden, auf welche Art es sich in der Folge zeigen wird. Das Merkwürdigste überhaupt ist wohl, daß in allen Gestalten, in denen es sich darstellt, die Leber im Spiele ist, mit mehr oder weniger Alteration und Austretung der Galle, und daß, so wie es sich in der Stadt einmal allgemein machte, es scheint, daß selbst die Gesunden mehr oder weniger gelb aussehen, was man wohl der beständigen Absorbtion der von so vielen Kranken fortwährend ausströmenden Ausdünstungen zuschreiben muß; und wenigstens ist das Weiß der Augen in fast allen, auch den gesündesten, gelblich.

Selbst die gewöhnlichsten Krankheiten der Jahreszeit gehen gar leicht in gelbes Fieber über; und was noch auffallender ist: wenn Jemand sich erkältet, gleich ist das gelbe Fieber da; erzürnt sich Jemand, so hat er schon das gelbe Fieber; ein Schrecken, wie es so häufig besonders im Anfang sich ereignete, endet mit dem gelben Fieber.

Da haben Sie also eine kleine Beschreibung von diesem Ungeheuer, so wie es uns verheerte, als die Temperatur Nachts von 20 auf 13 Grad des Thermometers und in den heißen Stunden von 24 auf 16 Grad sank; ich will sagen, vom August bis zur Hälfte Oktobers, bei gewöhnlich südlichen Winden. Bei so großer Wärme ist ohnehin die Leber zu größern oder mindern Unordnungen geneigt; der zu häufige und oft übermäßige Genuß von Früchten, besonders von Melonen, vermehrt diese Disposition überaus. Kein Wunder also, daß es dann am schrecklichsten wüthet. Von der Mitte Oktobers an bis jetzt, wo die Temperatur schon Nachts von 13 auf 10 und 9, und am Tage von 16 auf 1. Grad sank, ist die Wuth der Seuche mit der allgemeinen Disposition der Leber auch vermindert. Sie fällt die Leute nicht mehr in so großer Anzahl an, ist gewöhnlich oder nähert sich überaus der fünften Hauptgestalt, oder schreitet in den vier ersten langsamer zur letzten Periode, und läßt so dem Kranken Zeit, sich durch schickliche Heilungsmittel dem Tode zu entreissen, wie denn gegenwärtig schon fast die Hälfte genesen.

Aus dem Angeführten erhellt nun, daß es schwer sei und immer sein wird, ein wahres spezifisches Heilmittel für alle diese Fälle zu erfinden. Die besten sind: strengste Diät, häufiger Genuß von Pappeldecoction, Senapismen auf die Magengegend, Lenden und Fußsohlen, häufige Klystiere, je mehr je besser, und dann in der zweiten Periode Quina-Extrakt mit Magnesia.

Den Vollblütigen muß zwei- oder dreimal zur Ader gelassen werden. Das gelbe Fieber ist zwar in verschiedener Hinsicht schrecklicher als die orientalische Pest; es ist aber leichter zu heilen. Dafür muß man aber gleich beim ersten Anfall zu den Mitteln eilen; wenn man ein halbes Dutzend Stunden wartet, so ist auch die Genesung so gut als vereitelt; denn das Uebel läßt nur kleine Zwischenräume in seiner Stufenleiter. Dann müssen die Aerzte etwas weniger von ihren methodisch-systematischen Theorien sich blenden lassen; jeder oder doch die meisten wollen immer etwas Vollkommeneres aus eigener neuer Erfahrung herausstudieren, und lassen die Methode von Cadiz mehr oder weniger bei Seite, und das geht nicht an. Ueberdies sollen die Aerzte wenigstens viermal in vierundzwanzig Stunden den Kranken besuchen, um bei jedem Wechsel die gehörigen Mittel zu verschreiben; das geschieht nun aber nicht, und kann nicht geschehen; daher sterben so Viele, die noch hätten genesen können. Ich bin davon ganz überzeugt; denn ich kann das Beispiel anführen, daß einer von meinen Bekannten, der die Seuche in Cadiz mit seiner ganzen Familie hatte, nur nach der Methode, der man mit ihm folgte, ohne das Geringste von Arznei zu verstehen, hier alle Personen, denen er gut war, geheilt hat. Er blieb aber fast Tag und Nacht bei den Kranken.

Die große Sterblichkeit muß man wohl auch hauptsächlich der Unwissenheit und Hartnäckigkeit des gemeinen Volkes zuschreiben. Keiner will von der Seuche befallen sein; Jeder glaubt, es sei nur ein vorübergehender Kopfschmerz; man ruft den Arzt erst nach einem, manchmal erst nach zwei Tagen, und öfters gar nicht, und in allen diesen Fällen ist gewöhnlich der Tod Sieger.

Was die Vorsichtsregeln betrifft, denen ich folgte, so ließ ich auf den Stiegen immer offene Flaschen mit oxigenirter Salzsäure aufgehangen; in den Zimmern waren wieder andere, nur etwas schwächer, damit man den Geruch ohne Nachtheil der Gesundheit ertragen, und die schädlichen Dünste in der Luft doch konnten zerstört werden. Um dies zu bewirken, nahm ich die Proportion: ein halbes Pfund Küchensalz, vier Unzen Braunstein-Oxid, vier Unzen Wasser und anderthalb Unzen Schwefelsäure; auf diese Art entwickelt sich die Säure nur nach und nach, und ist für einen Monat hinlänglich, wenn man nur alle vier oder fünf Tage ein wenig Schwefelsäure hinzugießt. Morgens früh alle Fenster öffnen, wann die Sonne schon ein paar Stunden am Himmel ist, und sie eine Stunde vor ihrem Untergange wieder schliessen. Nie vor neun Uhr aus dem Hause gehen; enge, schattige Straßen vermeiden; Abends, so wie man die Fenster schließt, die ganze Wohnung mit Essig räuchern, in welchem Wermuth, Raute, Rosmarin und Münze in Infusion sind, und dem etwas in Weingeist aufgelöseter Kampfer zugesetzt wird. Die Flaschen mit der Chlorina entfernt man von den bewohnten Zimmern, und trägt sie Nachts in die Küche. Kirchen und Gesellschaften sorgfältig vermeiden, und dringende Besuche nur bei Tage und auf kurze Zeit abstatten; sich nicht berühren; in gehöriger Entfernung sprechen; bei offenen Fenstern sich nicht niedersetzen, sondern auf und ab gehen, damit die Luft immer bewegt wird. Kömmt man aber nach Hause, so wechselt man die Kleider und schließt die verdächtigen, die zum Ausgehen dienen müssen, in ein Zimmer, wo man sie der Wirkung einer starken Chlorine ausgesetzt läßt, bis man sie wieder braucht. Innerlich tranken wir Limonade von obgenanntem Weinessig, und fuhren damit einige Tage fort; dann nahmen wir einige Tage ein paar Gran oxigenirte salzsaure Potasche, und wieder etliche Tage Pappelthee (Malva), und so abwechselnd. Sehr wenige Früchte essen ist auch eine Hauptsache. Ich muß aber bei allem dem bemerken, daß diese Maaßregeln sehr gut ausfallen, wenn die Häuser einen guten Luftzug haben können; wo dieses nicht möglich, ist wohl kein anderes Mittel anwendbar, als schnelle Flucht auf's Land, ehe sich das Uebel ausgebreitet hat.

Ernst Cook.

Die Geschichte des gelben Fiebers zu Cadiz im Jahr 1819.

Was im Jahre 1821 in Barcellona geschah, das ist zwei Jahre früher in Cadiz geschehen. Die gleiche Sorglosigkeit und strafbare Verheimlichung der mörderischen Seuche in ihrem Ursprunge, wo derselben Einhalt zu thun leicht gewesen wäre, hat ihr jene furchtbare Stärke verliehen, womit sie unsäglichen Jammer über große Städte verbreitet und ausgedehnte Landschaften entvölkert hat. Damals, wie jetzt, hat die französische Regierung sich nicht begnügt, durch eben so streng gehandhabte als einsichtig angeordnete Gesundheits-Polizeianstalten die Grenzen des Reiches gegen das pestartige Uebel zu schützen; sie sandte auch eigene Aerzte hin, um die Natur und Verhältnisse der Krankheit an Ort und Stelle zu erforschen. Die Herren Pariset und Mazet, die sich gegenwärtig wieder in Barcellona befinden, wurden vom Minister des Innern nach Cadiz abgeordnet, und Hr. Pariset hat ihren Reisebericht sowohl als die Ergebnisse ihrer gesammelten Beobachtungen in einem Buche bekannt gemacht, das durch seine Ausstattung den Prachtwerken der Heilkunde sich anreiht, indem auf fünf vortrefflich ausgemalten Steindruckblättern der Lasteyrie'schen lithographischen Druckerei, in Cadiz nach der Natur gezeichneten Bildern die drei im Verlaufe des gelben Fiebers zu unterscheidenden Zeiträume dargestellt werden, in ihrem wechselnden Ausdruck und Farbe des Antlitzes eines Kranken, dessen Bruststück im frühern gesunden Zustande vorangeht, so wie hinwieder auch alle an der Zunge im Laufe der Krankheit wahrnehmbaren Veränderungen.

Das Werk führt die Aufschrift: Observations sur la fièvre jaune, faites à Cadix en 1819; par MM. *Pariset* et *Mazet*, docteurs en médecine de la faculté de Paris, et rédigées par M. *Pariset*. Paris, chez Audot 1820. Ein Quartband. Was hier daraus mitgetheilt wird, sind solche historische Angaben, die einer allgemeinen Theilnahme auch bei Nichtärzten versichert sein können.

Gegen Ende des Juli 1819 vernahm der Proto-Medico der Stadt Cadiz, Hr. Flores, durch das umlaufende Gerücht, daß eine Krankheit von sehr verdächtiger Beschaffenheit auf der Insel Leon *) vorhanden sei. Er begab sich sogleich dorthin, besuchte die Kranken, erkannte das gelbe Fieber, und darüber erschrocken eilte er in einige Häuser, wo zwei oder drei ihm befreundete Kinder verkostgeldet waren, um sie mit sich nach Cadiz zurückzunehmen. Dies geschah am 29 Juli. Am 31, an welchem Tage das von der Havanna oder vielmehr aus Vera-Cruz kommende Schiff Asia eintraf, erhielt der Sanitätsrath **) den Auftrag, sich nach der Insel Leon zu begeben, um den Gesundheitszustand dieser Stadt zu untersuchen. Er that dies

*) Die Insel Leon, jetzt San Fernando genannt, ist eine Stadt von zweiunddreißigtausend Einwohnern, südostwärts zwei bis drei Meilen von Cadiz entfernt. Es befinden sich hier eine Akademie für Seeleute und ein Observatorium, worin jährlich ein nautischer Almanach und Ephemeriden zum Behuf der Seefahrer und Astronomen ausgegeben werden.

**) Derselbe bestand aus den Herren Flores, protomedico, Arejula, Ameller und Coll, Sekretär.

am folgenden Tage, den 1 August. Die Behörde ward durch die Aerzte der Stadt sowohl als durch diejenigen der Zivil- und Militär-Spitäler empfangen; die Todtenverzeichnisse des letzten Monats wurden ihr vorgelegt; man besprach sich über den Karakter der herrschenden Krankheiten, und man besuchte hierauf verschiedene Kranke. Die Sterblichkeit der jüngst verflossenen Zeit stand nicht ausser dem gewohnten Verhältnisse, und die Kranken, zu denen die Behörde geführt ward, waren absichtlich gewählt, um sie irre zu führen. So geschah dann, daß man glauben konnte, es sei die vorhandene Krankheit in der That nur das gallichte Fieber der Jahrszeit; und wenn dasselbe einen zweideutigen Karakter an sich trage, so sei dieser doch keineswegs furchtbar, weil die Sterblichkeit in ihren gewöhnlichen Schranken blieb. Dies war die Meinung der Herren Aréjula, Coll und Ameller; Herr Flores hatte zwar Einwendungen gemacht, aber am Ende stimmte auch er bei; ein Befehlshaber der Armee hatte ihm über sein Benehmen vor drei Tagen bittere Vorwürfe gemacht. Am 2 August erschien zu Cadiz eine Kundmachung des Gesundheitsraths, in welcher feierlich erklärt ward, die Krankheiten auf der Insel Leon seien keineswegs von beunruhigender Natur, und anders nicht als Gallenfieber, die von den gewöhnlichen sich einzig durch eine etwas größere Heftigkeit auszeichnen, den öffentlichen Gesundheitszustand aber durchaus nicht gefährden. Hinwieder hatte auch Hr. Ferrand, ein geschickter Arzt von Xeres, die Reise nach der Insel Leon gemacht, wo er das Nämliche sah und mit der Behörde von Cadiz die gleiche Meinung äusserte. War es nun Irrthum auf der einen oder Betrug auf der andern Seite, gewiß ist, daß die Folge davon gewesen ist, was sie sein mußte: die Sicherheit, welcher man sich überließ, beschleunigte die Fortschritte des Uebels.

Am 18 August erhielt der Gesundheitsrath zwei Schreiben; das eine vom Prior des St. Johann-Spitals, welcher meldete, es seien zwei Kranke von höchst verdächtiger Art in die Anstalt gebracht worden; das andere von dem Oberbefehlshaber, Hrn. F...., der von dem beunruhigenden Gesundheitszustande der Insel Leon und von dem Erfordernisse eines zweiten Besuches daselbst sprach. In Folge des erstern Schreibens verfügte Hr. Flores sich alsogleich in das St. Johann-Spital, um die zwei Kranken zu untersuchen; der eine war von der Insel Leon, der andere aus der Nachbarschaft, das will sagen, aus los campos von Chiclana *) eingebracht worden. Sie befanden sich im siebenten Tage ihrer Krankheit; somit konnte ein entscheidendes Urtheil über dieselbe nicht gefällt werden, und einstweilen ward nur die Verfügung getroffen, daß keine von der Insel Leon kommenden Kranken ferner ins Hospital sollten aufgenommen werden. Ungleich wichtiger war der Gegenstand des zweiten Schreibens; und weil der Gesundheitsrath zu glauben anfing, er dürfte beim ersten Besuche hintergangen worden sein, beschloß er, um dies nicht nochmals zu gefährden, sich jetzt unversehens und ohne irgend jemand davon

*) Chiclana ist eine schöne Dorfschaft in der Nähe der Insel Leon, wo die begüterten Einwohner von Cadiz Landhäuser haben. Es ist das Aranjuez von Cadiz. In der Nähe befindet sich eine kalte Mineralquelle von bitterm Geschmack, die gegen mancherlei Krankheiten gebraucht wird.

benachrichtigt zu haben, nach der Insel Leon zu verfügen. Dies geschah; gleich bei ihrer Ankunft begab sich die Behörde ins Militärspital, und durchging die Säle des untern Stockwerks, wo sich nichts Verdächtiges zeigte; so wie dann aber der erste Saal im obern Stockwerke geöffnet ward und Hr. Coll in denselben eintrat, wich er über den Anblick erschrocken zurück. Der zunächst liegende Kranke war vom gelben Fieber befallen; eben so fand sich's im ganzen Saale, und Hr. Flores war jetzt nur allzusehr gerechtfertigt *).

Aus dem Militärspital ging der Gesundheitsrath nach dem St. Josephs-Spital, wo die nämliche Erscheinung sich ihm darbot; und als Beweis, zu welchem Uebermaaße die Unvorsichtigkeit oder die vorgefaßte Meinung der Behörden gediehen war, kann der Umstand dienen, daß gerade in diesem Augenblicke ein Regiment auf der Insel Leon ankam, und ein anderes von da nach Xeres abmarschirte. Die Gesundheitsbehörde kehrte nach Cadiz zurück, und versammelte sich den gleichen Tag (19 August) Abends um acht Uhr, um die erforderlichen Maasnahmen öffentlicher Sicherheit zu berathen. Am 24 August erhielten diese durch die Munizipalität genehmigten Maasnahmen noch weitere Ausdehnung, und sie befaßten jetzt die ganze Stadt. Die Krankheit war nun aber bereits in mehrern Quartieren derselben vorhanden, und drei Tage später vernahm man vollends, daß sie auch im Hafen von Santa Maria und in der Stadt Xeres ausgebrochen sei.

Es lohnt sich der Mühe, die Geschichte der Seuche hier zu unterbrechen, um zu versuchen, den Ursprung und die Quelle derselben auszumitteln. Wie vielen Grund die spanischen Aerzte haben dürften, das gelbe Fieber künftighin als in Andalusien endemisch geworden anzusehen, ist jedoch bisher, so oft die großen Massen der Bevölkerung von diesem Fieber ergriffen wurden, ihre einstimmige Meinung dahin gegangen, ihm einen fremden Ursprung zu geben, und dasselbe als entweder durch Schiffe der königlichen Marine, oder durch Handelsschiffe, von aussenher eingebracht zu betrachten. Dies ist insonderheit auch hinsichtlich der Seuche von 1819 die in Cadiz herrschende Meinung. Wenn über diesen ersten Punkt die Aerzte sich einstimmend äusserten, so war dies hingegen nicht mehr der Fall bei Nachweisung der Personen oder des Schiffes, von denen die schlimme Bescherung herkommen sollte. Hr. Gonzales behauptete, ein kleines amerikanisches Fahrzeug habe einige Schleichwaaren auf der Insel Leon gelandet; die spanischen Schmuggler, welche die Waare übernahmen, seien kurz nachher verstorben; zehn bis zwölf Tage später habe sich die Krankheit, welche ihnen den Tod brachte, in dem anstoßenden Hause gezeigt, worin wieder einige Personen starben, und auf solche Art sei dieselbe, nur langsam vorschreitend, einen ganzen Monat hindurch auf ein einziges Stadtquartier, das den Namen el Barrio del Christo führt, eingeschränkt geblieben. Ein der Philip-

*) Der Doktor Ramon Romero von Jumilla versichert in seiner Abhandlung über die Ansteckung des gelben Fiebers, diese Krankheit ertheile den ungleichartigsten Physiognomien einen so übereinstimmenden Ausdruck, daß man bei nur einiger Erfahrung dieselbe auf den ersten Blick erkenne.

pinen-Gesellschaft zustehendes Schiff, der San Julian, war um eben diese Zeit aus Calcutta in der Bucht von Cadiz eingetroffen, und zwei Matrosen desselben, welche auf der Insel Leon gelandet und die in eben dem Hause ihre Herberge genommen hatten, worin die spanischen Schleichhändler gestorben waren, wurden gleichfalls von der Krankheit befallen, und starben. Dieser ersten Erklärung schien eine Angabe nahe verwandt zu sein, die mir Hr. Cabanillas, Arzt in Madrid und Seuchen-Aufseher im Königreich Murcia und Valenzia, mitzutheilen die Güte hatte. Sie lautet also: „Glaubwürdigen Berichten zufolge ergibt es sich, daß das gelbe Fieber in San Fernando durch die Feluke des Patron Reyna eingebracht worden ist, welcher mit einer Orangenladung aus Tarifa daselbst eintraf. Unter den Orangen waren einige Baumwollen-Vorräthe verborgen, die er von einem englisch-amerikanischen Fahrzeuge erhalten hatte, und welche nächtlicher Weile in ein Haus des Quartiers del Christo gebracht wurden. Bald hernach starben der Patron und seine Matrosen sowohl als die Bewohner des Hauses, in das man die Baumwolle gebracht hatte, u. s. w.“ Diese Thatsache würde nun freilich höchst wichtig sein, wofern sie für zuverlässig gelten könnte. Woher aber wußte Hr. Cabanillas dieselbe, und wer hat sie erwahret? Diese Fragen ließ er mir unbeantwortet, meiner wiederholten Anfragen ungeachtet, und demnach muß ich auch den Werth seiner Angaben auf sich beruhen lassen. Ich sprach darüber mit mehrern Bekannten, die alle nichts davon wissen wollten. Einer aus ihnen, der seiner Stellung nach die sichersten Nachrichten über die wahre Quelle des Unglücks besitzen konnte, nahm mich einst in sein Kabinet und erklärte sich folgendermaßen: „Sie wünschen zu wissen, woher uns die diesjährige Epidemie gebracht worden ist? Lesen Sie diesen Brief hier: er ist aus Calcutta geschrieben. Sie werden darin sehen, daß seit zwei Jahren ungefähr (1817 und 1818) eine furchtbare und, wie ich glaube, ansteckende Krankheit auf dem ganzen Küstenlande von Coromandel und Orixa, von Calcutta bis gen Pondichery herrscht, und dort schreckliche Verheerungen anrichtet, wie dies auch die englischen Tagblätter bezeugen. Diese sowohl als die Briten in Ostindien geben ihr den Namen Cholera morbus. Weil nun dieselbe zur Zeit, wo der San Julian von da abgereiset ist, auf der ganzen Küste noch heftig wüthete, und auch vom Wundarzte des Schiffes beobachtet worden ist, so glaube ich, zumal auch auf das Zeugniß dieses Wundarztes hin, der mir deshalb vertrauliche Eröffnungen gemacht hat, Sie versichern zu können, daß der Cholera morbus, welcher vielleicht noch gegenwärtig in Indien herrscht, die wahre Krankheit von Siam, das ächte ursprüngliche gelbe Fieber ist. Der San Julian scheint keine Kranken auf seiner Ueberfahrt gehabt zu haben; hingegen weiß ich zuverlässig, daß fünf oder sechs Tage nach seiner Ankunft die Personen, welche dem Bootsmann dieses Fahrzeuges und zweien seiner Matrosen Herberge gaben, gestorben sind, daß der Bootsmann selbst und seine Gefährten denselben bald folgten, und daß dies der wahre Ursprung der grausamen Seuche ist; einen andern gibt es nicht. Das Geheimniß, welches ich Ihnen hier mittheile, ist dem Gesundheitsrathe recht gut bekannt; aber Rücksichten, die Sie leicht errathen mögen, halten diese Behörde ab, die Sache kundbar werden zu lassen.

Sie besorgt wahrscheinlich, man würde ihr Unvorsichtigkeit vorwerfen. Es wird Ihnen nicht entgehen, daß der San Julian am 26 Juni eintraf, und daß bereits am 29 Juli Hr. Flores das Dasein des gelben Fiebers auf der Insel Leon erkannt hatte. Das Schiff der Asia hingegen, welches von der Havanna und von Vera-Cruz gekommen ist, und von dem behauptet ward, es habe uns das gelbe Fieber zugebracht, ist am 30 Juli erst eingetroffen, also später denn die erste zuverlässige Wahrnehmung der mörderischen Seuche. Wäre jedoch das gelbe Fieber nicht zuvor schon auf der Insel Leon gewesen und von da nach Cadiz gebracht worden, so hätte vielleicht allerdings auch das letztere Schiff uns die Ansteckung bringen können."

Um die Bedeutung dieser Schlußworte zu verstehen, muß man wissen, daß das anfangs von Vera-Cruz nach der Havanna segelnde Schiff Asia auf dieser ersten Ueberfahrt bei sechszig Mann verloren hatte. In der Havanna ward die Schiffsmannschaft durch die benöthigten Matrosen aus spanischen Schiffen wieder vervollständigt, worauf die Reise nach Cadiz angetreten und nun ohne neuen Verlust zurückgelegt ward. Der früher erlittene aber, welcher der Behörde nicht unbekannt sein konnte, war mehr als hinlänglich, um das Verbot der Landung bis zum Schlusse einer andauernden und sorgfältigen Quarantaine zu begründen. Diese Vorsicht wurde unterlassen, oder vielmehr, sie wird fast in keinem Falle getroffen. Wie große Besorgniß immerhin auch die Ankunft von Schiffen aus Amerika oder Westindien erregen mag, so ist hingegen einerseits die Polizei dermaßen schlaff und anderseits der Schleichhandel dermaßen thätig, daß zur Nachtzeit die Landbarken mehrmals zu einem neu angekommenen Schiffe fahren und beladen von demselben zurückkehren, so daß, noch ehe durch die Gesundheitsbehörde oder eine andere Stelle die Schiffsladung untersucht werden konnte, eine Menge verbotener Waaren bereits im Hafen gelandet sind. Zuweilen geschieht es auch, wie dies, erhaltenen Berichten zufolge, gerade mit dem Schiffe Asia der Fall war, daß die Matrosen landen und in die Stadt kommen, wo sie die bekannten Häuser ihrer Freuden und Ausschweifungen besuchen, auch ganze Nächte darin zubringen, ohne daß irgend Jemand sich um sie kümmert. Sind die Umstände so beschaffen, daß man einige Maasnahmen treffen zu müssen glaubt, so werden diese gewöhnlich zuerst auf diejenigen Schiffe angewandt, die aus völlig gesunden Gegenden kommen, und deren Ladung Gegenstände befaßt, welche für die Ansteckung weder empfänglich sind, noch dieselbe fortpflanzen, wie das Eisen zum Beispiel, und dergleichen mehr; während die aus unzweifelhaft angesteckten Gegenden kommenden und solche Schiffe, deren Ladung für die Aufnahme und Verbreitung der Ansteckung sehr empfänglich ist, auf eine beinahe unerklärbare Weise begünstigt werden. Ich bin selbst Augenzeuge von nicht weniger befremdlichen Dingen gewesen, und wenn ich über die möglichen Folgen einer solchen Gesetzlosigkeit nachdachte, wunderte ich mich am meisten darüber, daß in einer allen Nationen ganz offen stehenden Stadt, wie Cadiz ist, die orientalische Pest nur so selten geherrscht hat. Es zeigt sich nämlich in der That, daß, soviel ich weiß, während des ganzen uns bekannten Zeitraums die Stadt Cadiz nur vier- oder fünfmal (nach Hrn. Gonzales Angabe in den 1507, 1582, 1649 und 1681: Ferreras

setzt noch 1466 hinzu) von der Pest heimgesucht worden ist, obgleich dieselbe in andern Theilen Spaniens gar häufig gewüthet und einige Gegenden sogar auch in Einöden verwandelt hat, die seither nie wieder bevölkert wurden. Das Erstaunen hierüber wird noch größer, wenn man bedenkt, daß die Pest auf der afrikanischen Küste, welche der europäischen Küste und also auch der Stadt Cadiz so nahe liegt, gewissermaßen beständig herrscht. Wenn jüngsthin die Unvorsichtigkeit eines Schusters hingereicht hat, um dieselbe nach Malta zu bringen, wie ist es möglich, daß sie in den Hafen von Andalusien nicht jederzeit angetroffen wird?

Aus allem Vorgesagten ergibt sich, daß, wofern das gelbe Fieber des Jahres 1819 von aussen her nach Spanien gebracht worden ist, es wenigstens nicht durch das Schiff Asia geschehen konnte, wie die Vergleichung der Zeitangaben dies allein schon darthut; ist es aber durch das Fahrzeug geschehen, wovon Hr. Cabanillas mir erzählt hat, oder durch den San Julian? Und kommt die Seuche demnach aus Amerika oder aus Ostindien? — Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht; zunächst darum, weil die Ankunft eines amerikanischen Fahrzeugs in Tarifa und dessen unerlaubter Verkehr mit dem Patron von San Fernando keineswegs erwiesen sind, und weil, wofern dem wirklich also wäre, man hinwieder nicht begreifen konnte, wie dies Fahrzeug dem Patron der spanischen Barke Baumwolle überlassen haben sollte, ohne davon vorher an Schmuggler in Tarifa abzugeben, und ohne diesen letztern Hafen anzustecken; es wäre denn, man wollte aller Wahrscheinlichkeit entgegen annehmen, jener kleine Baumwollenvorrath habe die ganze Ladung des Amerikaners ausgemacht, und die Miasmen, welche er mitbrachte, seien nur in San Fernando, nicht aber in Tarifa, ansteckend und mittheilbar gewesen. Somit ist dann allerdings wahrscheinlich, daß, wie das gelbe Fieber nicht auf dem Schiffe Asia aus Amerika gekommen ist, dasselbe auch nicht auf dem Fahrzeuge von Tarifa eingebracht ward. Sollte die Seuche endlich aus Calcutta durch den San Julian gekommen sein? Hier zeigen sich neue Schwierigkeiten Glücklicher als das Schiff Asia, hatte jener auf seiner Ueberfahrt weder Kranke noch Todte gehabt und den neuesten nach Frankreich gekommenen Berichten zufolge war der auf den Küsten von Coromandel und Oriza epidemisch herrschende Cholera morbus nicht ansteckend Einiger auffallend ähnlicher Züge dieser Krankheit mit dem gelben Fieber ungeachtet, scheint jedoch aus der Beschreibung dieser Cholera hervorzugehen, daß beide Krankheiten zwar einander verwandt, dennoch aber wesentlich verschieden sind. Behaupten wollen, die eine gehe aus der andern hervor, hieße in der That aber als erwiesene Thatsache annehmen, was verständige Leute kaum zu fragen sich getrauen möchten. Da in der Heilkunst, so oft ein zweideutiger Sachverhalt erklärt werden soll, beinahe jedesmal mehrere Erklärungen möglich sind, so mag nur eine tadelnswerthe Vermessenheit, ohne hinreichende Gründe, die eine Erklärung den übrigen vorziehen. Im gegenwärtigen Fall, zum Beispiel, ist es möglich, daß eine Krankheit in dem einen Klima oder Erdstrich nicht ansteckend, hingegen aber in einem andern ansteckend erscheine; so ist das gelbe Fieber, welches in Amerika nicht ansteckend sein soll, dies hingegen im Jahr 1778 am Senegal unstreitig gewesen. Es ist möglich, daß

Menschen und Waaren vom Fahrzeuge San Julian einen Keim der Krankheit in Ostindien aufnahmen, der sich erst in Europa, unter ähnlichem Himmelsstriche und auf verwandtem Boden, aber unter verschiedentlich gestimmten Menschen entwickeln mochte. Was wäre hierin Befremdenderes, als in den bekannten Erscheinungen auf Otaiti und St. Kilda? Es ist allerdings möglich, daß eine sehr kleine Verschiedenheit innerer Anlagen einer Krankheit, welche es immerhin sein mag, solche Eigenschaften ertheilt, die sie sonst nicht hatte. Der Menge gesammelter Beobachtungen unerachtet wissen wir doch in der That über die Umwandlungen der Krankheiten, nach den Verhältnissen und Anlagen der Individuen, nur noch sehr Weniges. Es ist somit allerdings möglich, daß das gelbe Fieber vom Jahr 1819 aus Ostindien eingebracht ward; es ist aber auch möglich, daß es sich ohne eingeführten Keim und ohne vorhergehende Ansteckung in Andalusien von selbst entwickelt hat, indem ja immerhin die Seuche da, wo sie irgendwo in der Welt zum erstenmal vorgekommen ist, auch von selbst entstanden sein muß, wie sie auf Curassao, in Jamaica u. s. w. von selbst entsteht. Die Aerzte in Cadiz sind fast alle der Meinung, der San Julian habe die Krankheit gebracht, und ich gestehe gern, daß auch mir diese Meinung die wahrscheinlichste ist.

Wir kehren jetzt zur Geschichte der Seuche zurück. Welchen Ursprung des gelbe Fieber vom Jahr 1819 auf der Insel Leon gehabt haben mag; die entweder von den Aerzten verkannte oder von den Behörden verheimlichte und, so zu sagen, sich selbst überlassene Krankheit war anfangs in San Fernando auf ein einziges Stadtquartier (el Barrio del Christo) beschränkt. Den ganzen Juli hindurch breitete sie sich darin aus. Um die Mitte des August hatte sie das ganze Quartier erfüllt, und nun durchbrach sie auch schnell ihre bisherigen Schranken, drang überall ein, in alle Theile der Stadt in die Militärspitäler und in die großen Werkstätten des Arsenals. In der Stadt selbst stieg die tägliche Zahl der neuen Kranken, welche anfangs fünfzehn, zwanzig, dreißig betragen hatte, nun schnell auf sechszig, achtzig, hundert und hundert und dreißig an. Gegen Ende des nämlichen Monats war sie vollends auf zweihundert und fünfzig, und in der ersten Hälfte des Septembers auf zweihundert und sechszig angestiegen; in der zweiten Hälfte des Monats sank dieselbe wieder auf hundert und darunter. Den ganzen Oktober dauerte dieses Sinken, zuweilen ein plötzliches Schwanken in mehr und minder abgerechnet, fort. bis unter zwanzig hinab. Endlich gegen den zehnten November kommt die Stadt San Fernando auf den amtlichen Gesundheitsbulletins nicht weiter zum Vorschein, woraus sich schliessen läßt, sie sei um diese Zeit von der Krankheit gänzlich befreit gewesen. Ich will hier einzig nur bemerken, daß vom Monat August bis zum 11 Oktober die Hauptkrankheit in diesen Bulletins ein gastrisches Fieber, ein gallichtes Fieber, ein mehr und weniger bösartiges herrschendes Gallenfieber genannt wird; und daß nicht eher als am 12 Oktober, nachdem Cadiz seinen Gesundheitszustand offen ausgesprochen hatte, der Seuche endlich auch der Name gelbes Fieber oder herrschendes ansteckendes, und entschieden ansteckendes Fieber gegeben ward. Der Name gelbes Fieber allein nur, gleich anfangs ausgesprochen, sagte mir der Doktor Rancé von Xeres, hätte vieles von dem nachherigen Unglück verhütet.

Das nämliche Geheimniß scheint in diesen Bulletins anfangs auch den Gang der Krankheit in Cadiz zu umhüllen. Obgleich sie daselbst unzweifelhaft bereits vom 20 August an vorhanden war, so wurde doch erst am 8 September, bei täglich wachsender Zahl der Todten, das Dasein der Seuche durch eine amtliche Kundmachung eingestanden. Aber den ganzen September durch ward noch immer nur ein Todtenverzeichniß bekannt, daß sich in vierzehn Tagen verdoppelt hatte. In diesem Monat betrug die Zahl der Leichen eilfhundert und zwölf. Am 8 Oktober erst fing man an, auch die Zahl der Kranken bekannt zu machen, welche damals auf neuntausend fünfhundert und sechsundzwanzig gestiegen war. Am 18 betrug sie zwölftausend vierhundert und vierundneunzig. Am 31 war dieselbe wieder auf fünftausend fünfhundert und siebenzig herabgesunken, mit einer täglichen Sterblichkeit von achtzig bis hundert Personen zur Zeit, wo die Krankenzahl am größten war, und von sechzig bis achtzig in der übrigen Zeit. Am 15 November betrug die Zahl der Kranken nur noch vierzehnhundert und vierzig, mit zwanzig bis fünfundzwanzig Todten auf einen Tag, und am 2 Dezember ward das Ende der Seuche durch ein religiöses Fest gefeiert. Von der ungefähr zweiundsiebenzigtausend Einwohner befassenden Bevölkerung der Stadt sind, den angestellten Berechnungen zufolge, achtundvierzigtausend krank gewesen, und über zwölftausend waren es gleichzeitig. Die Zahl der Todten stieg nicht über vier- bis fünftausend, welches eine Sterblichkeit von nicht völlig einem Zehntheil der Zahl aller Kranken gewährt. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Seuche im Anfang des Dezembers keineswegs plötzlich aufgehört hat, sondern daß auch noch diesen ganzen Monat einzelne bis dahin gesund gebliebene Personen von der Krankheit befallen wurden, und sogar am 12 Januar 1820 noch zwei Kinder in Cadiz am gelben Fieber verstorben sind.

Diese Uebersicht des Verlaufs der Seuche von Cadiz und der durch sie veranlaßten Sterblichkeit begreift, neben den Kranken der Stadt selbst, auch diejenigen der innern und äussern Spitäler; denn weil die Epidemie das Geschwader nicht minder als die Kauffahrteischiffe von Anfang Septembers an ergriffen hatte, so wurden ausser den Stadtmauern, in Aguada und bei Puntal, zwei Hospitäler für die Handels- und für die Kriegsmarine errichtet; und eben so begreift die Krankenliste alle Krankheiten insgesammt, weil es in Berechnungen solcher Art schwer hielte, eine genaue Sönderung der gewöhnlichen Krankheiten und der zur Epidemie gehörenden Fieber zu machen, um so mehr, als, so oft eine Epidemie, besonders ansteckender Fieber, vorkommt, dieselbe ihrer Natur nach alle andern Krankheiten gleichsam an sich zieht, und ihnen ihren eigenthümlichen Karakter oder Stempel aufdrückt. Dieser Einfluß ist von solcher Art, daß er auch den einfachsten Krankheiten fremdartige Elemente von solcher Wichtigkeit beigesellt, daß ihre Mißkennung in der Behandlung Gefahr brächte. Das gelbe Fieber dehnte sich aber nicht bloß über das Geschwader und die Kauffahrteischiffe aus, es ergriff nicht nur die Gebäude des Arsenals oder die sogenannte Carraque, wo auf sumpfigem Boden arme und schlechtgenährte Arbeiter wohnen, und wo die Sterblichkeit ungemein groß war: sondern es breitete sich die Seuche auch noch weiter in der ganzen Gegend aus; über die schöne Dorfschaft

Chiclana, wo sie vom 16 August bis zum 15 Dezember andauerte und nahe an neunhundert Personen hinraffte; über Port-Royal, eine kleine Stadt, aus der keine zuverlässigen Berichte erhalten werden konnten, wo jedoch das Fieber weniger mörderisch gewesen zu sein scheint; über den Hafen von Santa Maria, eine an der Mündung des Guadalete-Flusses erbaute Stadt, welche achtzehn- bis zwanzigtausend Einwohner hat, schon am 20 August die arge Bescherung des Fiebers empfing und davon erst zu Anfang Dezembers befreit ward; die bis auf fünftausend fünfhundert Kranke zählte, von denen sechshundert und achtundachtzig gestorben sind, somit das Verhältniß der Todten zu den Kranken genau einen Achttheil betrug; — über Rota und San Lucar, zwei Städte, von denen genauere Nachrichten mangeln; über Xeres de la Frontera endlich, und über Sevilla. Schon im Monat August war das gelbe Fieber in Xeres, wo es bis zum 10 Dezember anhielt. In diesem langen Zeitraume betrug, der großen Bevölkerung der Stadt unerachtet, die zu fünfundvierzigtausend Einwohner angegeben wird, die Gesammtzahl der Kranken nicht über zwölfhundert und zweiundsechszig. Achthundert und vierundfünfzig wurden geheilt, vierhundert und acht sind gestorben; demnach von dreien beinahe einer, oder ein Drittheil der Kranken, in ungleich nachtheiligerm Verhältnisse, als die vorhergehenden Angaben. Offiziellen Berichten aus Sevilla zufolge belief sich in dieser Stadt die Zahl der Kranken vom 18 September bis zum 21 November hinwieder nicht über dreihundert und sechsundvierzig, von denen hundert und neunundzwanzig geheilt wurden, zweihundert und siebenzehn hingegen verstorben sind, somit dann also zwei Drittheile der Kranken starben. Es erhellt hieraus, daß die beiden Städte Sevilla und Xeres, wovon die erstere über hunderttausend, die zweite fünfundvierzigtausend Einwohner zählt, verhältnißmäßig weniger Kranke und mehr Todte hatten. Das Günstige wie das Ungünstige dieses Verhältnisses läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß Sevilla und Xeres die beiden Städte in Andalusien sind, welche, vom Dasein der Seuche unterrichtet zu deren Abwendung und Vertilgung zweckmäßige Maasnahmen ergriffen haben. Sevilla that dies mit mehr Umsicht und Schnelligkeit, als Xeres. Von diesem Unterschiede abgesehen, blieb aber an beiden Orten die Seuche auf die ärmste und vernachläßigteste Klasse der Einwohner beschränkt; und je enger gefaßt diese oder je geringer die Zahl der Kranken war, um so größer mußte dann verhältnißmäßig die Zahl der Todten sein.

Wenn die Frage aufgeworfen wird: ob die Seuche nicht Spanien nur, sondern auch Frankreich bedrohe, und ob auch in diesem Lande das gelbe Fieber etwas früher oder später seine Verheerungen anrichten dürfte, — so antworten die spanischen Aerzte unbedingt ja. Einer der vorzüglichsten unter ihnen, Hr. Arejula, erklärt unumwunden: die drei Dinge, welche die Krankheit nach Andalusien gebracht haben, mögen sie hinwieder auch in Frankreich einführen. Diese drei Dinge sind nämlich: zuerst die persönliche Empfänglichkeit, welche die Franzosen in hohem Grade besitzen; hernach eine große und anhaltende Hitze: diese kann im südlichen Frankreich, in Marseille, in Toulon, in den kleinen Häfen am Mittelmeer, in denen des Ozeans,

in Bayonne und selbst in Bordeaux eintreten. Das dritte alsdann, was hinzukommen muß, ist anders nichts, als ein Ansteckungsstoff, ein Keim, ein Miasma; bereits angesteckte Personen, unvorsichtiger Verkehr mit den aus Amerika und Asien kommenden Fahrzeugen, ein beträchtlicher Waarenvorrath, Kleidungsstücke u. s. w., die von angesteckten Orten herkommen, die auf einem Schiffe angehäuft und zusammengedrängt lagen, geraume Zeit der Luft entzogen, durch Ruhe und Hitze vielleicht eine gesteigerte Verderbniß angenommen haben. Es bedurfte ja auch ganz neuerlich keiner andern Zwischendinge oder Wege, um die ägyptische Augenentzündung in Europa einzuführen, um sie nach Frankreich, Deutschland, den Niederlanden und besonders nach England zu bringen, wo sie sich so ungemein hartnäckig gezeigt hat. Auf gleiche Weise waren hinwieder auch die Kinderpocken aus Europa nach Amerika versetzt worden. Sind ja auch Fälle von gelbem Fieber bekannt, welche in Bayonne, Bordeaux, Rochefort, Brest beobachtet wurden. In der neuen Welt ist die Krankheit bis an die Mündung des St. Lorenzo-Stromes, unter einem höhern Parallelkreise, als derjenige von Paris ist, gesehen worden. Das gelbe Fieber in Livorno vom Jahr 1814 war ein sehr bedeutender Fingerzeig. Und was soll man von den zu zweien Malen durch Haller in der Schweiz beobachteten Proben des gelben Fiebers *) (essais de fièvre jaune) sagen? Mag dies Fieber von aussen eingebracht oder im Lande selbst erzeugt worden sein: was folgt daraus Anderes, als eine doppelte Warnung und Hinweisung auf das Bedürfniß zweckmäßiger Vorkehrungen; denn auch das epidemische Fieber in der Schweiz ward für ansteckend gehalten **). Ich will von einer viel neuern Epidemie nicht sprechen, die, wie ich höre, in einem Schweizerkanton sich gezeigt hat, und durch Papiere veranlaßt worden ist, welche ein Schweizersoldat aus der Havanna an die Seinigen geschrieben hatte ***). Ich gebe zu, daß die von Zeit zu Zeit in französischen Hafen sporadisch beobachteten gelben Fieber

---

*) Die von Haller im Kirchspiele Aelen, das zum jetzigen Kanton Waadt gehört, im Jahr 1762 beobachtete Epidemie von gallichten und faulenden Fiebern, die er in den Mémoires de l'académie des sciences de Paris vom Jahr 1763 beschrieben, und wovon Zimmermann eine mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung im hannov. Magazin 1773 (St. 20) geliefert hat, wird hier völlig unrichtig angeführt, und unerachtet der Bösartigkeit dieses mit einer verhältnißmäßig sehr großen Sterblichkeit begleiteten Fiebers hat dasselbe mit dem gelben Fieber durchaus nichts gemein; und Haller selbst gab die von ihm beobachtete Epidemie auch so gar nicht für etwas Ausserordentliches, daß er seine Abhandlung mit den Worten schließt: „Uebrigens halte ich diese Krankheit für sehr gemein. Seitdem ich ein Mitglied des Gesundheitsrathes in Bern bin, hat diese Behörde deshalb fast alle Jahre Aerzte in verschiedene Gegenden des Kantons geschickt, und im Jahr 1757 hatte man eine starke Epidemie selbst am Fuße der Eisberge im Grindelwald." Die Krankheit war im Winter eingetreten, wie die Fieber von gallicht-nervösem Karakter zu thun pflegen, und sie ist, mit ungleichem Grad der Heftigkeit und Ausbreitung, nicht etwa zweimal, sondern zu vielen hundert Malen, in der Schweiz und anderswo beobachtet worden. U.

**) Haller sagt nämlich (was beim gallichten Nervenfieber, dem seine Epidemie angehörte, nicht selten der Fall ist): „Es scheint die Krankheit etwas Ansteckendes gehabt zu haben; wenigstens verschonte sie nicht leicht Jemand in einem Hause, wo sich ein Kranker befunden hatte. U.

***) Von einer solchen Epidemie ist in der Schweiz nichts bekannt. R.

einen ansteckenden Karakter nicht gezeigt haben; aber Alles ändert sich mit der Zeit, die Landschaften, die Ausflüsse, die Thiere, die Menschen, die Krankheiten selbst; und in Folge von Krankheiten nicht minder, als durch die Vermischung der Völker unter einander, gleichen die sich folgenden Generationen einander nicht mehr. Die Söhne derer, welche das gelbe Fieber in Andalusien überstanden haben, werden die Krankheit vielleicht anders bestehen als ihre Väter. Die Umwandlungen mancher Krankheiten im Laufe der Zeiten sind sattsam bekannt; eben so ihre Reisen, Versetzungen, Akklimatisirungen, und hinwieder die Abnahme und Milderung von andern, oder auch ihr gänzliches Verschwinden.

Ohne die Zukunft vorhersehen oder absprechend urtheilen zu wollen, darf man hingegen wohl die Ueberzeugung aussprechen, es sei das gelbe Fieber uns bereits so nahe gerückt, daß Vorkehrungen dagegen zu treffen, und sich nicht länger für gesichert zu achten rathsam sein müsse. Der Umstand allein schon, daß das Fieber von der Guayra und von Caraccas nach Europa gekommen ist, und sich auf dem erhöhten Plateau, worauf die Stadt Leon steht, gezeigt hat, ist hinreichend, um eine ähnliche Wanderung aus Spanien nach Frankreich nicht bloß für sehr möglich, sondern auch für sehr wahrscheinlich und vielleicht für nicht sehr entfernt zu halten. Eine einzige Epidemie kann hinreichend sein, um das Ergebniß zu verwirklichen, und es sind die spanischen Aerzte auch wohl nicht ohne Grund der Meinung, daß, weil in Frankreich die Bevölkerung gedrängter beisammen lebt, als in Spanien, weil Städte, Dörfer und Weiler einander genäherter stehen und der tägliche Verkehr unendlich vielfältiger ist, so folge daraus, daß ein erster Fehler, oder wenn man will ein erstes Unglück, gar viel traurigere Folgen daselbst verursachen müßte, wozu der Mangel an Erfahrung und die getheilten Ansichten der Aerzte das Ihrige auch noch beitragen würden. Wenn diese sich in Sevilla und in Cadiz getäuscht haben, und wenn sogar solche, die das gelbe Fieber in Amerika behandelt hatten, die Krankheit in Europa verkannt haben, wie viel eher müßten Mißgriffe und Täuschungen dieser Art vollends in Frankreich erfolgen! Was die zu treffenden Maasnahmen anbelangt, so sollten einerseits durch eine wohlberechnete Abstu ung der Quarantainen die Vortheile des Handels mit dem Gesundheitswohl der Gesellschaft, worauf diese den höchsten Werth setzen muß, vereinbart werden, und anderseits sollten die zu treffenden Maasregeln im Einverständnisse mit den Nachbarstaaten geschehen, damit ihre Vollziehung durch Alle gemeinsam gewährleistet würde; denn ohne eine solche Uebereinkunft muß auch der sorgfältigst berechnete Plan immerhin mangelhaft bleiben. Es wird zum Beispiel in Bayonne versichert, daß die nach diesem Hafen bestimmten Schiffe, um die ihrer hier wartende Quarantaine zu umgehen, erst im spanischen Hafen St. Sebastian einlaufen, ihre Mannschaft hier zum größern Theil ans Land setzen, und nachher erst auf Bayonne überfahren. Die in Spanien gelandeten Matrosen kommen alsdann über Land in einem oder zwei Ta en nach Frankreich. Wofern diese Angabe richtig ist, so findet sich darin ein vollständiges Belege des Vorgesagten.

Den Verlauf der Seuche im Jahr 1819 hat ein junger Arzt, Don Claudio Francisco Rodriguez folgendermaßen beschrieben: „Der Anfall der Krankheit ist mit einem Gefühle großer Ermattung, Hautschaudern, Frösteln und allgemeinen Schmerzen, die sich in den großen Gelenken am meisten festsetzen, verbunden. Ein drückender Kopfschmerz stellt sich, zunächst an der Stirngegend, ein. Die Augen werden roth, entzündet und für das Licht empfindlich. Der Kranke verspürt Ekel und Reiz zum Erbrechen; er fühlt einen brennenden Schmerz in der Gegend des Magens; er ist beängstigt und sehr unruhig; das Athemholen ist beschleunigt; der Puls anfangs hart, schnell, ungleich; nachher weich, schwach und fast regelmäßig; die Wärme erscheint gesteigert, die Haut ist bei den Einen trocken, bei Andern feucht, der Geschmack bitter, und die Zunge entweder gelb beschlagen oder feucht mit einem weißen Streif in der Mitte. Die Darmausleerung ist zuweilen verstopft, andere Male nicht; der Harn hat eine etwas hitzige Farbe, und wird nur in geringerer Menge entleert."

„Gegen Abend verschlimmern sich diese Zufälle; der Puls wird schneller, voller und stärker; die Hitze vermehrt sich; das Antlitz sieht entzündet aus und die Physiognomie erscheint merklich verändert; der Kopfschmerz ist stärker geworden; die Trockenheit der Haut, der Durst und das Angstgefühl nehmen zu; der Ekel hat zugenommen, ist wirksamer, und der Kranke wirft entweder einen gallichten schäumenden Stoff oder das genossene Getränk aus. Die Magengegend ist schmerzhaft anzufühlen; sie ist der Sitz einer brennenden Empfindung, und von ihr geht eine Unruhe aus, die kein Wechsel der Lage mildern mag. Die Geistesverrichtungen gerathen in Unordnung, und ihre Störung geht zuweilen in volles Irresein über. Gegen Morgen tritt ein allmäliger Nachlaß der Zufälle ein; der Kranke fühlt eine Neigung zum Schlaf, welcher er sich überläßt, bis er, durch furchtbare Träume aufgeschreckt, bald wieder völlig wach bleibt."

„Dieser Zustand dauert, mit geringer Abwechselung, bis zum dritten Tage. Die Zunge zeigt alsdann entweder kaum einige Veränderung, oder sie bekommt, besonders in der Mitte, Streifen und Risse von lasurblauer, zuweilen auch gelber oder schwärzlicher Farbe. Die Darmentleerung ist schäumend und übelriechend; das wechselnde Delirium geht in einen schlafsüchtigen Zustand über, mit Seufzen begleitet, und dem Gefühl einer Mattigkeit, das der Kranke nicht auszudrücken vermag."

„Am vierten Tage geht der nun schon allmälig besänftigte Aufruhr in eine trügerische Ruhe und täuschende Stille über, welche nicht bloß die Umstehenden, sondern zuweilen auch den Arzt irre führt. Man hofft, die Gefahr sei vorüber, und der gelben Farbe ungeachtet, die dann öfters erscheint, fühlt sich der Kranke erleichtert. Er glaubt sich auf der Besserung, und weil er keine Schmerzen empfindet, so verlangt er sich anzukleiden, und will Speise zu sich nehmen. Erfahrene Aerzte mag dieser Schein freilich nicht leicht täuschen, und ihre Besorgnisse werden nur allzubald durch neuen Zuwachs, den die Krankheit erhält, bekräftigt. So wie die Schmerzen plötzlich nachgelassen haben, ist auch die Wärme unter ihren gewohnten Grad gesunken. Augen und Antlitz verlieren die frühere Röthe. Auch das Athemholen geschieht lang-

samer, und der Puls ist weich, schwach und langsamer als im natürlichen Zustande; aber die Haut nimmt jetzt eine dunkelgelbe Farbe an, welche sich bis in die Augen erstreckt, und in den ausgeleerten Flüssigkeiten, auch im Harne sichtbar ist, der nur in sehr geringer Menge und mühsam entleert wird. Die Unruhe des Kranken kehrt nun wieder in verstärktem Grade zurück, und seine Geistesverwirrung wird zu Delirium und Wuth gesteigert. Ein brennender Durst quält ihn; Lippen und Rachen sind dürr, die Zunge zittert, und sie ist mit einem blutfarbigen oder schwärzlichen Schleim, besonders auf der Mittellinie, überzogen; zuweilen erscheint sie feucht, zuweilen trocken und wie gedörrt; wenn der Kranke auf das Geheiß des Arztes dieselbe ausgestreckt hat, vergißt er sie wieder einzuziehen. Die Hitze in der Magengegend, der Ekel und das Erbrechen dauern inzwischen fort; durch das letztere wird eine gallichte, blutfarbige, dunkelschwarze, dem Kaffeesatze ähnliche, oder eine schwarze und blutige Materie zugleich ausgeworfen. Die Darmausleerung ist schwarz und übelriechend; sie geht unwillkührlich ab. Das Blut selbst öffnet sich an verschiedenen Stellen des Körpers Ausgänge. Das Athemholen wird tief, gehemmt und mühsam, der Puls aussetzend, schwach, unmerklich; die Haut erkaltet immer mehr und überzieht sich mit zäher Feuchtigkeit; der Kranke stottert und kann nicht mehr niederschlucken: wagerecht auf seinem Lager ausgestreckt, mit glasartigen Augen und mit Füßen, die kalt wie Marmor sind, stellt er nur noch eine Leiche dar, von der die letzte Lebensflamme, zuweilen ruhig, zuweilen unter Zuckungen und Schluchzen entweicht."

So weit Hr. Rodriguez, der sich inzwischen hier darauf beschränkt hat, den Gang der Krankheit, wofern dieselbe mit dem Tode endigt, zu beschreiben. Die glücklichen Ausgänge, deren Zahl doch sehr groß ist, hat er nicht dargestellt. Es sind aber, zumal bei großen Epidemien, diese letztern zu kennen am wichtigsten, weil in den von selbst eintretenden Genesungen ein Heilverfahren der Natur zu Tage liegt, welches der Arzt nachzuahmen trachten muß. Die Aerzte in Cadiz, welche ich (sagt Hr. Pariset) hierüber befragt habe, sind alle der Meinung, daß eigentliche Krisen in der Krankheit nicht eintreten. Allerdings war die Erscheinung einer oder etlicher Blasen an den Lippen, am Gaumen, im Hintertheile des Mundes, zuweilen ein wenigstens scheinbares Vorzeichen der Genesung. Das sonst überhaupt als ein sehr schlimmes Zeichen erkannte Nasenbluten sogar schien bei einigen Kindern die Besserung einzuleiten. Bei Frauen war eine am zweiten oder dritten Tage dem Monatsflusse ähnliche Blutausleerung entscheidend. Späterhin waren häufige, dintenschwarze und sehr übelriechende Darmausleerungen von günstiger Vorbedeutung; allein der kritische Karakter dieser Ausleerungen trug nichts Standhaftes an sich, er wechselte von einem Individuum zum andern, und eine feste, sichere Regel mochte daraus nicht hergeleitet werden. Der gute Erfolg natürlicher Blutflüsse bei Weibern konnte die Anwendung des Blutlassens bei Männern anrathen; die Erfahrung hat aber diese Folgerung keineswegs bestätigt. Früh eintretende Darmausleerung und Schweiß waren zuweilen mit Erleichterung, andere Male mit Verschlimmerung und zuweilen mit gar keiner Aenderung begleitet. Es wurden Fälle beobachtet, wo die Krankheit in ihrer furchtbarsten Entwicklung

vorhanden war und dennoch glücklich endigte; von Kindern zumal sind mir deren manche erzählt worden; dagegen haben Personen, die von der Krankheit nur leicht befallen schienen, und deren wichtigste Verrichtungen beinahe ungestört blieben, nach wenigen Stunden den Geist aufgegeben. Wenn die Geschwulst der Ohrendrüsen in gewissen Fällen heilbringend erschien, so war sie es in vielen andern gar nicht. Der Brand, von dem die Geschlechtstheile ergriffen wurden, ging öfters dem Tode unmittelbar voraus; er ward aber auch zuweilen durch eine starke Eiterung wohlthätig. Der Inbegriff aller Zeichen allein nur, keineswegs aber einzelne derselben, konnten Leitstern für den Arzt sein.

Die Dauer der Krankheit zeigte verschiedentliche Ungleichheit. War ihr Gang regelmäßig, so wurden die drei einzelnen Zeiträume derselben deutlich wahrgenommen; und wenn der Ausgang glücklich war, dehnte sie sich bis zum vierzehnten, siebenzehnten und einundzwanzigsten Tage aus. War ihr Verlauf hingegen unregelmäßig, schnell und stürmisch, dann verschmolzen auch alle drei Zeiträume, und die Zufälle derselben mengten sich durcheinander. Sehr oft trat alsdann der Tod eben so schnell ein, wie der Ueberfall gewesen war, und der Kranke starb schon am ersten Tage, oder zuweilen auch fast unmittelbar. Ein Kind ist, unter den Augen des Hrn. Puga, in zwei Stunden verstorben. In San Fernando hat man solche plötzliche Todesfälle wahrgenommen, wie sie an Orten vorkommen, wo die Pest herrscht, und wie sie im Jahr 1665 in London beobachtet wurden. Daß die Vorhersagung schwierig und auch dem scharfsichtigsten Arzte oft unmöglich sei, wird man leicht erachten, zumal auch beim Dasein der schlimmsten Zeichen, und wann der Kranke dem Ende nahe schien, zuweilen, wie Don Claudio Rodriguez dies mehrmals beobachtet hat, am neunten oder zehnten Tage der Puls sich wieder hob, die Kräfte zurückkehrten und der Kranke genas; während in andern Fällen des gutartigsten Aussehens ungeachtet eine zerstörende Bösartigkeit verborgen sein konnte. Immerhin hat jedoch die Beobachtung einige allgemeine Regeln geliefert. Die Kürze der Dauer des ersten oder entzündlichen Zeitraums, ein schweres, schnelles, durch Seufzen unterbrochenes Athemholen, mit Angst und andauernder Unruhe, Irrereden, Niedergeschlagenheit, gleich anfängliche sehr große Erschlaffung, ein nicht lindernder Durchfall — sind um so ungünstigere Zeichen, je größer ihre Heftigkeit und Dauer ist. Wenn sich Reiz zum Brechen und späterhin anhaltendes und unmäßiges Erbrechen von schwarzer, dunkler, zuweilen mit Blut gefärbter Materie hinzugesellt, so sind dies beinahe immer Todeszeichen; um so gewisser, wenn die innere Hitze groß ist, wenn Schluchzen hinzukommt, oder wenn der Kranke von Leibesschmerzen gepeinigt laut aufschreit, in Wuth und Verzweiflung geräth, als hätte er Arsenik oder Sublimat verschluckt; wenn starke Blutflüsse auf verschiedenen Wegen, sogar, wie Hr. Gonzales dies beobachtet hat, durch die Gefäße der ganzen Hautfläche eintreten; wenn endlich eine brandige Zerstörung sichtbar wird, die von den Blasenpflastern wunden Hautstellen schwarz werden und absterben; wenn der Kranke auf dem Rücken (in Supination) liegt; wenn die Harnausleerung schwierig oder gänzlich unterdrückt ist. Im letztern Falle kennt man kein Beispiel der Genesung. Zu den schlimmen Zeichen

werden auch noch eine entzündete, wie mit Blutflecken befleckte Zunge, und eine kalte, zähe, übelriechende Feuchtigkeit an verschiedenen Theilen des Körpers gerechnet.

Hinwieder darf man während dieser ersten Periode Hoffnung schöpfen, wenn die Zufälle überhaupt mäßig sind, wenn ein gewisses Gleichgewicht zwischen denselben obwaltet, und wenn die gefährlichsten wieder aufhören, das Seufzen, die übergroße Angst, das Erbrechen; wenn der brennende Schmerz im Magen und den Hypochondrien nachläßt; wenn die Geistesverrichtungen wieder regelmäßig und heiter geschehen; wenn entweder ein leichtes Nasenbluten mit der Erscheinung von Blasen um den Mund eintritt, oder ein merklich erleichternder gallichter Durchfall, oder wenn ein starker, allgemeiner, warmer Schweiß von freien Stücken erfolgt, wenn er sich während der zwei ersten Tage zeigt, und bis zum vierten, fünften, sechsten, siebenten Tag anhält; wenn alsdann die Zunge sich allmälig an der Spitze, den Rändern und auf der Mitte reinigt, der Kranke wieder einige Eßlust gewinnt, und wenn er selbst auch Besserung hofft, obgleich die gelbe Hautfarbe fortdauert und seine Kräfte gänzlich erschöpft zu sein scheinen. Von günstiger Vorbedeutung ist hinwieder auch, wenn dem freiwilligen oder künstlichen, durch kleine Dosen von Brechmitteln bewirkten Erbrechen ein Gefühl von Erleichterung folgt; wenn die zuvor flüssige, grüne, schwärzliche und sehr übelriechende Darmausleerung anfängt fester zu werden und in Farbe und Geruch der natürlichen Beschaffenheit sich zu nähern. Hinsichtlich des Brechens hat man wahrzunehmen geglaubt, daß ein sehr schwarzer und dicker Auswurf ein viel besseres Zeichen ist, als wenn derselbe aus kastanienbraunen Flocken besteht.

Bei der Seuche von Cadiz hat sich die schon anderswo gemachte Bemerkung völlig bestätigt, der zufolge Ausländer, die aus nördlichen Gegenden gekommen waren, Italiener, Deutsche, Briten, mehr als Andere von der Krankheit zu fürchten hatten, und während die Sterblichkeit überhaupt nur einen achten Theil aller Kranken befaßte, so zeigte sie sich hingegen bei den Franzosen in dem furchtbaren Verhältnisse von fünf Sechstheilen; das will sagen, von vierundzwanzig mit der Seuche befallenen Franzosen sind zwanzig verstorben.

In Cadiz geben sich viele Frauenspersonen mit der Heilkunst ab; die Polizei gestattet es, und bei der täglich zunehmenden Ueberzahl von Kranken wurde die Mehrzahl von ihnen besorgt. Ihr Verfahren beschränkte sich auf sehr einfache Mittel: milde, säuerliche, gelind schweißbefördernde Getränke, Klystiere, Umschläge, wenige und weiche Speisen waren die Mittel, bei deren Anwendung die Krankheit sehr oft glücklich vorüberging. Dies konnte freilich nur in leichten Fällen geschehen; und wenn sich schreckende oder anhaltend schlimme Zufälle zeigten, wußten die Weiber weiter keinen Rath, als man nahm alsdann zu den Aerzten seine Zuflucht. Was über das Verfahren der letztern hier berichtet werden kann, bezieht sich also eigentlich nur auf die minder leichten Fälle. Es waren drei Zwecke, welche sie sich zu erreichen vorsetzten: zuerst die Besänftigung des Entzündungsreizes, hernach die Milderung und Entfernung der heftigsten Zufälle, welche während aller drei Perioden vorkommen, und endlich die Unterstützung und Hebung der Lebenskräfte. Hinsichtlich auf den Entzündungsreiz waren zwei Dinge zu unter-

scheiden: die Ansteckung, welche als Reiz wirkte, und ihre in den fieberhaften Zufällen sich darstellende Gegenwirkung. Wenn die letztere eine Anzeige für's Blutlassen sein konnte, so lag in der erstern vielmehr eine Gegenanzeige desselben, und die Erfahrung hat gezeigt, daß nur in wenigen und seltenen Fällen, bei sehr vollblütigen, sanguinischen und reizbaren Konstitutionen, eine gleich anfangs und in richtigem Verhältnisse angewandte Aderlaß, wodurch einzig nur das erwünschte Gleichgewicht der Zufälle hergestellt werden sollte, mit gutem Erfolge begleitet war, und daß hingegen in weitaus den meisten Fällen ihre schwächende Kraft nachtheilig und verderblich wirkte. Hr. Rodriguez hat hierüber die treffende Bemerkung gemacht: wer die Entzündung des Magens und des Speisekanals im gelben Fieber durch Blutlassen zu heben dächte, würde eben so ungereimt handeln, als wer mit diesem Verfahren die durch Arsenik oder Sublimat erregte Entzündung der nämlichen Organe heilen wollte. Dieser spanische Arzt geht nämlich von der allerdings schwer zu widerlegenden Hypothese eines Contagium aus, welches, in den Körper übergetragen, nach Art der Gifte wirkt und jene Krankheit hervorbringt. Der Hauptzweck müßte alsdann der sein, die Wirksamkeit des Giftes unschädlich zu machen, oder dasselbe zu entfernen; beides aber könnte durch Blutlassen nicht erzielt werden. Somit haben die Aerzte in Cadiz nur in höchst seltenen Fällen von diesem Mittel Gebrauch gemacht. Sie haben, überzeugt, daß der Magen und Speisekanal sehr häufig der wahre Sitz des Uebels sei, in Fällen, wo die Entzündung derselben durch vorhandene Unreinigkeiten befördert oder unterhalten zu werden schien, zuweilen Brechmittel angewandt, jedoch nur die gelindesten, in ganz kleinen Dosen und vereinbart mit besänftigenden Zusätzen, um nicht jenes gefährliche, übermäßige und anhaltende Erbrechen zu veranlassen. Meist war das Ausgebrochene im ersten Zeitraum der Krankheit dem Gelben der Eier oder einer Auflösung des Grünspans ähnlich. Bei empfindlichen und reizbaren Personen bewirkte eine ganz schwache Ipecacuanha-Auflösung, mit etwas Opium-Syrup versüßt, schon mit der ersten Gabe ein leichtes Erbrechen, worauf eine starke und wohlthätige Ausdünstung folgte, mit deren Eintritt die Heftigkeit des Kopfschmerzes und der übrigen Zufälle verschwand.

Die Anwendung von Brechmitteln erforderte inzwischen eben so viel Takt und Vorsicht, als die des Blutlassens. Anderseits konnte aus der heilsamen Wirkung, welche starke und freiwillige gallichte Darmausleerungen in den zwei ersten Tagen durch Milderung des Fiebers und Beruhigung von dem übergereizten Zustande des Magens hervorbrachten, eine Anzeige hervorgehen, welcher die Aerzte von Cadiz durch frühe Anwendung abführender Mittel entsprachen. Aber auch diese mußten so milde wie möglich gewählt oder in kleine Dosen abgetheilt gereicht werden. Meist ward ein leichtes Decoct der Tamarinde gereicht, worin etwas Manna aufgelöset war; oder eine Abkochung von Gerste, von Reis, von Brod, mit Weinsteinrahm; oder auch nur reines und leichtes Wasser, mit Zucker versüßt, und mit einem geringen Zusatze von nicht mehr als zwei Quentchen Weinsteinrahm auf zwei Pfund Flüssigkeit. Hr. Flores befolgte hierbei ein abweichendes Verfahren, indem er stündlich eine Mischung von zwei Gran versüßtem

Quecksilber und drei Gran Jalappenpulver nehmen ließ, bis hinlängliche Ausleerungen erfolgten. Er hält nämlich das salzsaure Quecksilber für ein Korrektiv der Galle, ohne jedoch im Stande zu sein, diese Heilkraft desselben erklären zu können, oder im Ernste die Vermuthung aufstellen zu wollen, das Grundprinzip des gelben Fiebers dürfte gleich demjenigen der Syphilis unmittelbar vom Quecksilber betroffen und besiegt werden. Gewiß ist, daß die Aerzte in Cadiz dasselbe nur zum Behuf von Darmausleerungen, und keineswegs zu Erregung von Speichelfluß, anwandten. Hr. Arejula, welcher von der Nützlichkeit der Abführungen gleichfalls überzeugt war, bediente sich hingegen der schwefelsauern Bittererde, und der Neutralsalze überhaupt, die er der Jalappe, als antiphlogistischer und gallichte Ausleerungen leichter bewirkend, vorzog. Der nach oben und unten wirkenden Mittel haben sich die Aerzte in Cadiz nicht bedient; hingegen wurden von einigen derselben gleich im Anfang der Krankheit kleine Dosen Opium angewandt, theils um den Schweiß zu befördern, theils um die Cardialgie zu verhüten, welche öfters als Vorläufer des schwarzen Erbrechens erscheint; die Anwendung der Neutralsalze ward damit verbunden, und es soll sich dies Verfahren glücklich erprobt haben. Die Reinigung der Zimmerluft und, wofern einige Nahrung dienlich erachtet ward, der Genuß von reifem oder gekochtem Obst vollendeten das gewöhnliche Verfahren im ersten Zeitraum der Krankheit, wofern diese in leichterm Grade vorkam.

Traten hingegen entweder schon in dieser ersten oder in der folgenden Periode gefährlichere Symptome ein, so wurden auch verschiedentlich wirksamere Heilmittel angewandt. Die gehemmte Darmausleerung, welche das Brechen zum gewohnten Begleiter hatte, erheischte die Anwendung von Klystieren, wozu auch Meerwasser gebraucht ward, in Verbindung mit gelinden abführenden Mitteln, dem Ricinusöle zum Beispiel. Dem übermäßigen Erbrechen suchte man hinwieder durch eine zweckmäßige Vereinbarung innerlicher und äusserlicher Mittel zu begegnen: man bediente sich der in warme, erweichende oder aromatische Abkochungen getauchten Flanell-Umschläge auf die Magengegend, der Sinapismen und Vesicatorien, entweder auf die nämliche Stelle oder auf die Waden gelegt; innerlich der bekannten brechstillenden Mittel, des Rivierschen Tränkchens, des Zimmtwassers mit Laudanum, der Julepe aus Pfeffermünzwasser und thebaischer Tinktur; oder noch einfacher, der abgekochten Wasser von Gerste, Aepfeln, geröstetem Brod; eines Kamillenaufgusses, des Gummiwassers mit Opiumsyrup versüßt, oder mit Vitriol-Elixir säuerlich gemacht; welches letztere Mittel, dem Zeugnisse des Hrn. Rodriguez zufolge, bei Personen, die an übermäßigen Genuß des Weines und gebrannter Wasser gewöhnt waren, vorzüglich gute Dienste leistete. Wenn endlich alle entzündlichen Zufälle völlig gehoben waren, so wurde ein Chinadekokt, stärker oder schwächer, allein oder mit dem zusammengesetzten Lavendelgeist aromatisirt, je nach den Umständen angewandt. Hr. Arejula gebrauchte alsdann öfters eine Mischung von Schwefeläther und Opiumsyrup, die ihm bereits auch in der Epidemie von Malaga im Jahr 1803 gute Dienste geleistet hatte. Gegen das Magenbrennen wurden die so eben erwähnten gummichten und säuerlichen Getränke, mit Schwefelsäure versetzte mucila-

ginöse Mixturen u. dgl. angewandt. Mit dem besten Erfolge bediente sich Hr. Flores in einem solchen Falle eines Mittels, worauf ihn Orfila's Toxicologie geführt hatte. Er ließ nämlich den Kranken mehrere Pinten eines Wassers trinken, womit das Weiße der Eier geschwungen und darin gleichsam aufgelöset war. So wie der Kranke das mit Albumen gesättigte Wasser trank, milderte sich zusehends und verschwand vollends das brennende innerliche Feuer, welches ihn gequält hatte.

Wenn nun endlich die schlimmsten Zufälle eintraten: brennender Durst, allgemeines oder örtliches Bluten aus Nase, Mund, Zunge, Zahnfleisch, dem Speisekanal und den durch Sinapismen oder Vesicatorien gereizten Stellen, schwarzes Erbrechen, Schluchzen, Brand und gänzliche Erschöpfung der Kräfte, — alsdann blieb der Versuch, durch reizende und stärkende Mittel die Lebenskräfte zu erhalten oder neu aufzuregen, allein noch übrig. Kaltes Wasser, in Menge getrunken und vom durstgequälten Kranken ohne Geheiß des Arztes genossen, hat öfters nicht den Durst nur, sondern auch die Blutungen gestillt und Besserung herbeigeführt. Von äusserlicher Anwendung des kalten Wassers in Bädern, Sturzbädern u. s. w., wovon sich hinwieder, zumal nach den in Amerika gemachten Erfahrungen, wirksame Hilfe hoffen liesse, ist während der Seuche von Cadiz im Jahr 1819 kein Gebrauch gemacht worden; und in der That wäre auch, während der Hitze der drei Monate September, Oktober und November, und bei der Ueberzahl von Kranken, die Anwendung dieses Mittels äusserst schwierig gewesen, indem man ihnen nur Zisternenwasser oder durch Evaporation abgekühltes geben konnte. Die kräftigern Arzneimittel, welche hingegen nun angewandt wurden, waren stark gesättigte China-Abkochungen, entweder allein oder mit Zusatz von Schwefelsäure, Vitriol-Elixir oder versüßtem Salpetergeist; die China in Substanz und in starken Dosen; Klystiere, gleichfalls aus China-Abkochung, einfach oder mit Essig und Limoniensaft gesäuert, Wein, Serpentaria, Aether, Kampher, alle flüchtigen Reizmittel in verschiedentlicher Gestalt und mannigfacher Vereinbarung, wobei hinwieder auch die äusserlichen Reize nicht unterlassen wurden.

Dies ungefähr ist der Inbegriff des ärztlichen Verfahrens während der Epidemie in Cadiz. Ich kann, sagt Hr. Pariset, einzelne Angaben vergessen haben, das Wesentliche aber ist hier gemeldet. Es sind die angewandten Mittel zu mannigfaltig und gewissermaßen auch zu individuell, um ein regelmäßiges Ganzes, und was eine Methode heißen könnte, zu bilden. Sollte aber auch ein genau bestimmtes und unwandelbares Verfahren bei einer so verschiedentlich sich darstellenden Seuche anwendbar sein, oder wäre ein solches vielleicht nicht noch gefährlicher als die Krankheit selbst? Man kann sagen, die Aerzte von Cadiz haben ihr Heilverfahren nur gegen die Zufälle der Krankheit gerichtet; was thut man aber bei Epidemien aller Art im Grunde Anderes? Wodurch läßt sich der Heilplan bestimmen, und wogegen ist er gerichtet, als eben durch und gegen die Symptome? Und der Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Verfahren des Arztes, worin besteht er wohl anders, als daß das erstere aus der Masse der mancherlei Erscheinungen oder Zufälle diejenigen aushebt und erkennt, welche den

übrigen zum Grunde liegen und sie in sich schließen, wie ein Vordersatz die aus ihm sich ergebenden Folgerungen begreift und enthält; wogegen das andere den richtigen Zusammenhang der Erscheinungen verkennt, und die Folgerungen angreift, während ihre Begründung fortbesteht oder durch die angewandten Mittel auch noch vollends verschlimmert wird? Wer von diesem Gesichtspunkte ausgehend die spanischen Aerzte beurtheilen will, der wird ihr Verfahren, glaube ich, nicht tadelnswürdig, sondern lobenswerth finden, zumal sie nebenbei auch rühmliche Beweise von Selbstverläugnung und Pflichteifer gegeben haben. Ich füge hier einzig noch hinzu, daß auch die moralischen Mittel nicht versäumt blieben, sondern vielmehr Alles angewandt ward, um die Kranken aufzumuntern, und um die niederschlagenden Vorstellungen aus ihrem Gemüthe zu entfernen, und daß die Sorgfalt der Aerzte über die Krankheit hinaus auch den langen Zeitraum der Wiedergenesung befaßt hat. Die Rekonvaleszenz war nämlich ein Zeitraum von großer Schwäche und Bläße, worin alle Verrichtungen nur langsam von statten gingen, ein auch geringes Versehen tödtlich werden konnte, und der Klippen viele vermieden werden mußten. So zum Beispiel hatte ein seit fünfunddreißig Tagen genesen erachteter Mann nicht sobald seiner Gattin beigewohnt, als er, von plötzlichem Fieberfrost befallen, seine Unvorsichtigkeit mit dem Tode büßte. Ein Anderer hatte unter ungefähr gleichen Umständen die Tafelfreuden genossen, in deren Folge eine Unverdaulichkeit eintrat, die seine Kräfte bald erschöpfte und ihm den Tod brachte. Während dieses gefährlichen Zeitraums der Genesung trat zuweilen eine Art von Erschlaffung und Unthätigkeit des Verdauungssystems ein, welche wiederholte Abführungen durch Weinsteinrahm und die Ausleerung von vielen gallichten Ansammlungen erheischte. Es war dies, denke ich, das wahrhafte Ende der Krankheit; das frühere hingegen war nur ein scheinbares gewesen.

Aus den Leichenöffnungen, die in Cadiz vorgenommen wurden, ergab sich, daß, gleichwie die Krankheit selbst zuweilen so einfach und gutartig erscheint, daß fast keine Hilfe der Aerzte erforderlich ist, welche in schwierigern Fällen hingegen unentbehrlich wird, so hinwieder auch verzweifelte Fälle eintreten, an denen alle Kunst, auch von dem geschicktesten Arzte angewandt, zu Schanden werden muß. Die Leichen der am gelben Fieber Verstorbenen zeigen alsdann die furchtbarsten innern Zerstörungen. Alle zum Verdauungssystem gehörenden Organe, so wie der Magen und der Speisekanal selbst, erscheinen schwarz und brandig. Ihre innere Schleim- oder Sammthaut ist zerstört, und eine schwarze dem Weggebrochenen ähnliche Feuchtigkeit füllt nicht nur ihren innern Raum, sondern ist auch durch mancherlei Risse ins Abdomen ausgetreten; eine ähnliche Flüssigkeit, mit der die Gallenblase angefüllt ist, erzeigt sich so scharf, daß die Hand des Zergliederers von ihrem Reize anschwillt. Nicht minder tödtliche Zerstörungen wurden in den Organen des Athemholens, des Blutumlaufs und der Empfindung wahrgenommen; so daß beim Anblick dieser Zerrüttungen man begreift oder zu begreifen glaubt, woher jene Konvulsionen, jene Delirien, der Wahnsinn, die Wuth oder die apoplektischen Zufälle rühren, welche den Ausgang der Krankheit oftmals begleitet haben.

Bei einem einzelnen Punkte der pathologischen Zergliederung lohnt es sich der Mühe, noch einen Augenblick zu verweilen. Die Unterdrückung des Harns ward oben als ein jederzeit und selbst am ersten Tage der Krankheit tödtliches Zeichen oder Zufall angegeben. Man konnte sehr natürlich der Vermuthung Raum geben, daß jene Unterdrückung die Folge einer heftigen Nierenentzündung sein dürfte. Aber die Leichenöffnungen haben gezeigt, daß diese Vermuthung völlig irrig war. Die Nieren befanden sich im normalsten Zustande, und die sehr zusammengezogene Blase zeigte keine Spur von Verletzung. Dieser Sachverhalt, von dessen Wahrheit mich der Augenschein überzeugt hat, öffnet ein weites Feld der Untersuchung. War es vielleicht ein krampfhafter Zustand, worin sich die Nieren befanden, oder waren ihre Nerven gelähmt, oder war das ihnen zugeführte Blut, woraus die Absonderung geschehen sollte, so verdorben, daß es den erforderlichen Reiz auf die Organe zu machen nicht vermochte, oder konnte dieses Blut nicht mehr in die feinern Gefäße des Absonderungsorgans übergehen, oder vereinbarten sich vielleicht diese Ursachen alle zur Auswirkung des einfachen Ergebnisses der mangelnden Absonderung? Was ward aber alsdann aus den Bestandtheilen und Salzen, welche die Harnflüssigkeit ausführen sollte? Welche Nachtheile verursachte ihre ungewohnte Gegenwart in der Blutmasse? — Das alles sind Fragen, deren Lösung schwierig und vielleicht nie befriedigend erhältlich sein wird. Fragt man hingegen, in welchem Zahlverhältnisse die drei oben bezeichneten Grade der Krankheit während der Seuche von Cadiz vorgekommen sind, so antworten die Aerzte dieser Stadt hierüber Folgendes: „Von hundert Kranken genasen sechszig durch die Heilkraft der Natur allein; fünfundzwanzig bis dreißig mochten durch ärztliche Hilfe gerettet werden; die übrigen waren unrettbar verloren.“ — „Ich habe (so drückt sich am Schlusse dieses Abschnittes Hr. Pariset aus) ich habe mit Herrn Mazet nur ein paar Leichenöffnungen am 13 und 14 Dezember 1819 beigewohnt. Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen der Anblick dieser zwei Leichen auf mich gemacht hat. Von ferne schon, auf den Schultern der Krankenwärter, von denen sie in den Zergliederungssaal getragen wurden, stellten sie die squallentem barbam und die concretos sanguine crines beim Virgil dar; was aber zu beschreiben unmöglich ist, das sind die, wie von Erdrosselung angeschwollenen und von blutigem Schaume, der jetzt noch aus den Ecken des Mundes sich zu ergiessen schien, entstellten Gesichter; die aus tiefem Schmutze noch hervorglänzenden Augen; und die von unterlaufenem Blute blaugefärbten Körper, mit den scharf abstechenden breiten gelben Flecken, welche unregelmäßig gerändert, auf Rücken, Brust, Unterleib, Schenkel und Armen wie Inkrustate aussahen.

Ueber den Marquis von Etourville und seine Reisen im Innern von Süd-Afrika.

Nach Bory de Saint-Vincent.

Vor ungefähr anderthalb bis zwei Jahren hatten mehrere holländische, britische und belgische Tageblätter einige Nachrichten, betreffend den afrikanischen Reisenden von Etourville, enthalten, die auf umständlichere Berichte von dessen Thun begierig machten. Einige nähere Notizen von diesem Reisenden werden unsern Lesern hiermit vorläufig, und bis er selbst — was er nach seiner nicht mehr fern sein sollenden letzten Rückkehr nach Europa wirklich zu thun gedenkt — mit einer Erzählung seines sehr langen und merkwürdigen Aufenthalts in Afrika hervortreten wird, mitgetheilt. Dem Verfasser dieses Aufsatzes sind bei Fertigung desselben die zahlreichen handschriftlichen Bemerkungen des Reisenden nicht weniger als ein Theil seines bereits geordneten Reise-Journals zu Gebote gestanden. H.

Der Marquis von Etourville gehört einer sehr alten und mit jenen Bethencourts, von denen einer als Eroberer der Canarien bekannt ist, verschwägerten Familie an, die ursprünglich aus der Grafschaft Eu abstammt, seit etwa zweihundert Jahren aber sich in dem mittäglichen Frankreich angesiedelt hat. Um das Jahr 1790, beim Ausbruche der französischen Revolution, verließ er seine Heimath; mit ihm sein Vater, der unter dem Grafen von Artois bei der Expedition gegen Gibraltar gedient hatte. Herr von Etourville, der Vater, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben und Gemüthseigenschaften, hatte seinem Sohne eine treffliche Erziehung gegeben, und konnte dann um so gleichmüthiger zusehen, wie sein ganzes Vermögen in Trümmer ging, weil er denselben so weit gebracht hatte, daß er sich vermittelst seiner Talente, ohne fremdes Zuthun, in der Welt fortzubringen im Stande war.

Die Ausgewanderten wählten erst Madrid zu ihrem Aufenthaltsorte, und bald faßte der junge Marquis, dessen Geschmack für die Naturgeschichte sich bereits auf einer ein Jahr vorher von ihm unternommenen Reise nach St. Domingo entwickelt hatte, den Entschluß, sich der Arzneiwissenschaft zu widmen.

Nachdem der Friedensschluß von 1795 die in Spanien angesiedelten französischen Ausgewanderten, mit wenigen Ausnahmen, in die Nothwendigkeit versetzt hatte, Spanien zu verlassen, um sich nach den balearischen Inseln zu begeben, so überzeugte Hr. von Etourville, der Vater, sich bald, daß auch sein Sohn seine Studien nicht länger zu Madrid würde fortsetzen können, und ging mit ihm nach Portugall über, starb aber unmittelbar nach seiner Ankunft. Nun studierte der junge Marquis noch zwei Jahre zu Lissabon fort, und erhob sich unter dem Professor Brotero zu einem Botaniker vom ersten Range. Inzwischen ging seine Absicht dahin, sobald er im Stande sein würde, zu praktiziren, sich nach einer Kolonie überzuschiffen, um daselbst, als ausübender Arzt, an der Wiederherstellung seines ihm durch Räuberhorden ent-

rissenen Wohlstandes zu arbeiten. Brotero ließ die erste günstige Gelegenheit, die sich ihm zur Erfüllung der Wünsche seines Zöglings darbot, nicht unbenutzt. Ein Arzt, welcher auf der Insel St. Thomas sein Glück gemacht, und dessen Sohn unter Brotero seine Studien betrieb, schrieb diesem, er möchte ihm einen jungen, der Arzneikunst kundigen Mann nach der Insel senden, damit er ihm seine Praxis übergeben und dann selbst sich nach Lissabon zurückziehen könnte. Ohne Bedenken nahm Etourville diese Stelle an, verabschiedete sich bei seinem Lehrer und schiffte sich im September 1796, trotz des Rufes von Ungesundheit, in welchem er seine zweite von ihm gewählte Heimath stehen sah, unter die Linie ein. Erst wurde auf Madera vor Anker gegangen, wo ihn ein dortiger, ebenfalls aus der Grafschaft Eu abstammender Edelmann sehr freundschaftlich aufnahm. Zum zweitenmal hielt er am grünen Vorgebirge an, wo er Gelegenheit hatte, einen Ausbruch der Insel do Fuego zu beobachten.

Zu St. Thomas fand Herr von Etourville das Land weit schöner und das Klima ungleich besser, als er erwartet hatte, und gewöhnte sich so gut ein, daß er nie irgend etwas von Krankheit verspürte. Mit seinen Angelegenheiten ging es bald vorwärts, und da er neben seinem Geschmacke an den Wissenschaften sich auch sehr lebhaft für die Sprachen interessirte, so fing er an, sich mit denjenigen Mundarten zu beschäftigen, deren sich die auf der Insel befindlichen Sklaven von verschiedenen Nationen zu bedienen pflegen. Hierdurch brachte er es dahin, daß er sich in der Folge gegen die verschiedenen Völkerschaften, welche er theils freiwillig theils gezwungenerweise besuchte, verständlich machen, und eine sehr ausführliche Abhandlung über die allgemeine und besondere Grammatik der afrikanischen Aequinoktial-Länder schreiben konnte.

Mittlerweile hatten die Pocken beinahe alle Sklaven auf der Insel hinweggerafft. Dies veranlaßte die Begütertesten unter den Einwohnern, sich zu einem Sklaveneinkaufe im Lande Congo zusammenzuthun. An dieser Spekulation nahm auch d'Etourville Antheil, und begab sich mit auf die Reise. Zu dieser Zeit hatte er Anlaß, den regierenden Fürsten von Congo von einer schweren Wunde zu heilen, und in dessen Person einen ihm sehr zugethanen Freund zu finden.

In Europa herrschen, Congo betreffend, die irrigsten und seltsamsten Ideen. Unwissende Missionäre und Seefahrer, die sich ausschließlich mit dem Menschenhandel beschäftigen, sind es allein, nach deren Berichten die geographischen Kompilatoren, seit Dapper, ihre Geschichten von Afrika nacherzählt haben. Einzig die Portugiesen haben sich den Weg in das Innere des Landes zu bahnen, ihre Verhältnisse aber mit den dortigen Völkerschaften fortwährend geheim zu halten gewußt. Was sie betrifft, so ist es ausser Zweifel, daß sie das feste Land von Afrika, von der Küste von Mozambique bis zu der von Angola, mit eben der Leichtigkeit durchreisen, wie ein Europäer zu Lande von Hamburg nach Cadiz gehen würde. Herr von Etourville, obwohl er nicht bloß ein Portugiese, sondern, so zu sagen, ein eigentlicher Afrikaner geworden war, hat jene Reise zwar nie gemacht, weil dieselbe ausser seinem Plane

lag; es wäre ihm aber ein Leichtes gewesen, sie zu vollführen, wofern nicht die Umstände seinen Schritten eine andere Richtung gegeben hätten.

Nicht minder unzuverlässig, als die geographischen Nachrichten vom Lande Congo, sind die von den Sitten und dem Karakter der dortigen Einwohner. So weiß man z. B., daß einmal ein König oder Mani von Congo zum christlichen Glauben übergetreten und ein römisch-apostolischer Fürst geworden ist. Auf diese Grundlage hin hat man sich beredet, die Religion unsers Welttheils habe in San Salvador, der Hauptstadt jenes Reichs, tiefe Wurzeln geschlagen. Inzwischen fand Hr. von Etourville den Monarchen an die Uebungen des allerkläglichsten Paganismus oder Fetischismus dahingegeben. Der Großvater des jetzigen Herrschers war einer der grimmigsten Verfolger der Missionäre, und von ihm wurde, bei Anlaß einiger durch die Aufhebung der Jesuiten unter den Portugiesen von Angola entstandenen Unruhen, das Gebäude des christlichen Glaubens von Grund aus zerstört: so daß zur Zeit, da sich der Reisende in die Umgegend des Zaire-Bassins hineinwagte, von Christenthum daselbst schlechterdings keine Spur mehr zu finden war. Eine Art von Zivilisation war jedoch an einigen Orten anzutreffen, und übrigens das Volk — von welcher Epoche her, weiß man nicht — einem sehr ausgeartet scheinenden mahomedanischen Kultus zugethan.

Hr. von Etourville, welcher selbst eine sehr religiöse Erziehung genossen hatte, benutzte seinen Einfluß auf das Gemüth des Fürsten, um ihn zu den christlichen Gesinnungen seiner Vorfahren zurückzuführen. Und in der That scheint er nicht minder das Amt eines eifrigen Missionärs als das eines geschickten Arztes an seinem Hofe verwaltet zu haben. Er selbst hat mehr als einmal versichert, daß er eben so unablässig an dem Seelenheil als an dem leiblichen Wohlbefinden des Mani von Congo arbeite, und da dieser kein Ludwig XI war, so hielt er ihm nach seiner Wiederherstellung für seine Bemühungen Rechnung.

An umständlichen Nachrichten von der durch seine Verwendung erzielten Bekehrung mehrerer Großen des Reiches, von den Missionen, die er daselbst wieder zu Ehre und Ansehen gebracht, von der dauerhaften Begründung der Glaubensinstitution in dem ganzen, der Gerichtsbarkeit des ihm befreundeten Fürsten angehörenden Gebiete, läßt es Hr. von Etourville keineswegs fehlen. Mit solchen Dingen will man den Leser nicht unterhalten, und noch weniger mit des Reisenden zwar durch einen erbaulichen Eifer eigegebenen Berichten, betreffend die gänzliche Zerstörung und Abschaffung der Götzenbilder und ihrer Priester durch einige Große, bei denen er sich in Kredit zu setzen gewußt hatte. Eine ungleich anziehendere Unterhaltung hingegen gewähren seine Erzählungen in geographischer und naturhistorischer Hinsicht.

Hr. von Etourville unternahm nämlich in ziemlich kurzer Zeitfrist, von St. Thomas aus, fünf oder sechs Reisen an den Zairefluß und von diesem nach San Salvador. Während seines dritten oder vierten Aufenthalts in dieser Stadt beschloß der König eine Besichtigung der östlichen Grenzen seines Reiches, um sich ins Klare zu sehen, in welchen Gegenden der Goldstaub und die Perlen, die ihm von dorther eingeliefert werden, zu finden seien, und

machte seinem fremden Gaste den Vorschlag, ihn, nebst einem durch ihn bei Hofe eingeführten Geistlichen, zu begleiten. Auf diesem höchst merkwürdigen Zuge führte unsern Reisenden sein Weg mitten durch das Land Dembo, welches er dann nochmals, beinahe seiner ganzen Länge nach von Norden nach Süden durchreisete. Dembo ist gleichsam der sehr ebene Gipfel einer ungeheuern, in einer Weite von dreihundert Stunden parallel mit dem Meere sich sanft erhebenden Bergkette. Diese etwa tausend bis zwölfhundert Klafter über der Meeresfläche gelegene Bergebene hält von Osten nach Westen fünfzig, und von Norden nach Süden ungefähr dreihundert Stunden. Eine bedeutende Anzahl beinahe parallel laufender Flüsse entströmen derselben von Osten nach Westen, und ergiessen sich entweder in den Ozean oder in den Zaire, von diesem südlichen Nil an, bis zu dem vermuthlich demselben Lande entquellenden Rio Bembar.

An dem entgegengesetzten Abhange des Dembo, der ungleich rauher und weniger hoch ist, als die nach dem Meere sich hinziehende Seite, befindet sich der See Aquitenda oder Aquitenga, den unsere Landkarten wechselsweise bald sehr groß, bald nach sehr verkleinertem Maasstabe angegeben haben. Aus diesem See hat man vormals sogar den Nil ableiten wollen, und wenn auch aus den neuen Beobachtungen des Herrn von Etourville klar genug hervorgeht, daß diese Vermuthung nicht minder abgeschmackt gewesen sei, als der Glaube, daß der Niger und der Zaire ein und derselbe Fluß seien, so kommen doch einige besondere Umstände zum Vorschein, welche derselben etwas mehr Wahrscheinlichkeit haben verleihen können. Der Reisende äussert sich über diesen Gegenstand also:

„Indem wir ganz sachte unsern Weg längs den südlichen Abhängen des Dembo, die sich lange nicht so weit erstrecken, als die nach dem Ozean hinabgehende Seite, verfolgten, gelangten wir nach langem und ununterbrochenem Wandern durch waldbewachsene, immer trockener werdende Gegenden an das Ufer einer Wassermasse, die ich nicht Meer nennen mag, weil sie kein Salzwasser führt, die aber an Umfang, wenigstens einen Theil des Jahres, jenen Seen Asiens gleichkommt, die man, vermöge der von den britischen Geographen ihnen zugetheilten Benennung, mit dem kaspischen Meere vermengen könnte, wovon sie doch bloße Miniaturgemälde sind. Diese Wassermasse ist der See Zawilanda. Unter dem neunten Grade nördlicher Breite badete ich mich zum erstenmal in seinen Fluten.

„Zawi, im congo'schen Dialekte, bedeutet Wasser. Die Wurzel des Wortes ist äthiopisch. Der Leser wird im Verfolge ersehen, daß Awi, abgekürzt wi, bei allen Negervölkern nordwärts vom Wendekreise des Steinbocks Wasser oder Feuchtigkeit heißt. Dasselbe gilt von den Abyssiniern, welche ihren Nil ebenfalls Abawi, d. h. Vater der Gewässer, nennen. Den Buchstaben Z pflegen die Moussi-Congos, zur Milderung der Aussprache, allen zu Anfang eines Wortes stehenden Vokalen voranzusetzen; eine Sitte, die aus der afrikanischen Sprache auch in den Jargon der französischen Kolonien, oder in die vor der Revolution so geheißene Kreolen-Mundart übergegangen ist.

„Lunda, oder, wie solches mitunter ausgesprochen wird, Landa, heißt unbeständig, der Veränderung unterworfen. Indem also das Wort Awilunda ein Gewässer bedeutet, welches nicht immer gleichviel Raum einnimmt, spricht sich durch dasselbe der wahre Name einer Masse innerer Gewässer aus, die ich indessen, um mich dem Sprachgebrauche von Congo zu fügen, Sawilanda nennen will. Die Portugiesen, welche gleich bei ihrer ersten Auskundschaftung der westafrikanischen Küsten von dem See Sawilanda sprechen gehört, übersetzten seinen Namen so ungefähr in ihre Sprache, und hießen ihn Aquilonga, langes Wasser, welche Benennung in einigen Karten, vermöge einer durch den Sinn sowohl als durch das Gleichlauten eines europäischen Wortes mit einem afrikanischen autorisirten Vermengung, in Aquilonda verwandelt wurde. Beide Namen, Sawilanda und Aquilonda, passen auf den See, der sie führt, gleich gut. Es muß übrigens dieser See in einer über den Spiegel des Ozeans beträchtlich erhabenen Fläche liegen; denn um zu demselben zu gelangen, mußte ich lange nicht so weit heruntersteigen, als ich vorher hatte aufwärts gehen müssen. Der Abbé Prévost hat auch den Namen des Sees Sawilanda, gleichwie die Namen unzähliger anderer Ortschaften, verunstaltet und ihn Abkelonda genannt, auch, zufolge der Angabe des unwissenden Lopez und seiner noch unwissendern Ausschreiber, den Ursprung der Coanza und einer Menge anderer Flüsse aus demselben hergeleitet. Selbst der Nil sollte ein Ausfluß aus diesem See sein, was ganz und gar falsch ist."

Aus der angeführten Stelle erhellt, daß Hr. von Etourville für die Richtigkeit der von ihm angegebenen Thatsachen so leidenschaftlich eingenommen ist, daß er, trotz seiner christlichen und menschenfreundlichen Gesinnungen, eitel Strenge gegen den Irrthum und dessen Verbreiter ergehen läßt.

„Der See Sawilanda" — also fährt er fort, dies Gewässer und seine östlichen Ufer zu beschreiben — „mag in denjenigen Theilen seines Wasserspiegels, in Betreff derer ich im Stande gewesen bin, mir bestimmte Kunde zu verschaffen, von Norden nach Süden etwas über hundert Stunden lang sein. Seine Breite ist um so schwerer zu bestimmen, da sie ab- und zunimmt, und seine östlichen Ufer vielleicht gar nicht vorhanden sind. Denn dieser ganz sonderbare Theil von Afrika, auf den ich die Leser ihre Aufmerksamkeit zu richten bitte, ist es, in welchem die Natur mit der Natur der übrigen Welt keine Aehnlichkeit mehr hat, oder in welchem sich wenigstens noch keine bestimmte Grenzen zwischen den Gewässern, den Lüften, der trockenen Leere, der Wärme und dem Lichte gezogen finden. In der That erscheinen hier die Elemente, wie zu den Zeiten des ursprünglichen Chaos, durcheinander gemengt, und man sollte glauben, es hätte der Ewige diese grenzenlosen Wüsten von der Theilnahme an seinen Wohlthaten wollen ausgeschlossen wissen. Mögen die starken Geister über das „Allesuntereinander" der Genesis lachen, soviel sie wollen: am See Sawilanda ist dasselbe in seiner höchsten Sonderbarkeit und in seiner ganzen schauervollen Eigenthümlichkeit wirklich vorhanden, als sollte es die Wahrheit jener heiligen Ueberlieferungen bezeugen. Auch fehlt es mir schlechterdings an Wor-

ten, um eine so ganz umgekehrte Ordnung der Dinge zu schildern; so daß ich mit Salomo sagen muß: Alle diese Dinge sind unbegreiflich, und menschliche Worte schaffen kein Bild davon."

„Es denke sich, wer da kann, ein grenzenloses Gewässer, nicht majestätisch, wie die Fluten des Meeres, rücksichtlich der Ebbe und Flut an keine Regeln gebunden, das wie nach bloßen Phantasien steigt und fällt in eben dem Verhältnisse, in welchem der geschmolzene Schnee oder die Platzregen seine Masse an verschiedenen Punkten anschwellt. Man stelle sich diese Masse bald trüben und oberflächlichen, bald tiefen und schwärzlichen Wassers vor, als auf eine unermeßliche Ebene hingelagert, wo sie jetzt den Anblick eines erzürnten Ozeans, dann wieder den eines Haufens von stehendem Schlamme darbietet, der kaum mehr Feuchtigkeit genug in sich schließt, um nicht in eine Wüste wandelnden Sandes überzugehen. An dieses Gemälde lasse man einen unbegrenzten Gesichtskreis sich anschliessen; eine ununterbrochene, alle Perspektive entstellende Blendung (mirage); ein Zittern atmosphärischer Undulationen, ähnlich demjenigen, welches man zur Zeit der Hundstagshitze zuweilen die Furchen unserer Felder beherrschen sieht, das aber hier so stark wird, daß es unmöglich ist, ohne von einer Art Schwindel ergriffen zu werden, mit dem Blicke dabei zu verweilen. Dann beleuchte man die Szene mit einem die Gegenstände keineswegs verschönernden Lichte, welches von solcher Dichtigkeit ist, daß durch dasselbe hindurch die Sonnenscheibe erblaßt und gleichsam verschwindet. Hierzu eine nichts weniger als hehre Stille, durch welche die Sandtheilchen, von dem unsichtbaren Hauche der Winde mit Heftigkeit herangejagt, die Augen verwunden, die Haut stechen und den Reisenden unter dem Gewichte schwerer Wolken zu verschlingen drohen. Alle diese Bilder zu einem Ganzen vereinigt, verschaffen eine nur schwache Vorstellung von dem Chaos, wie solches hier wirklich vorhanden ist, und von einer Verwirrung, die, so zu sagen, zu allen Tageszeiten gleich bemerkbar ist. Denn während das Gestirn, um welches sich unser Erdball herumschwingt, seinen Glanz auf die entgegengesetzte Halbkugel ausgießt, bleiben diese Zentralgegenden des südlichen Afrika beinahe eben so hell beleuchtet, als sie es bei Tage gewesen. In diesen unwirthlichen, weder der Erde noch dem Wasser, und dem Tage so wenig als der Nacht angehörenden Räumen vermöchte kein Geschöpf sein Dasein zu fristen. Der Mensch würde umsonst versuchen, hier seine Herrschaft zu gründen; unwiderstehlich würden die Elemente sich zu seinem Untergange verschwören. Die Materie ist hier noch nicht durch den Finger Gottes belebt, und scheint jeder Organisation zu widerstreben. Selbst der Neger von Dembo, der doch ohne Unterlaß bereit ist, ins Kreuz und in die Quer zu antworten, wenn man sich bei ihm nach Ländern erkundigt, die er nicht mit eigenen Augen gesehen hat — selbst dieser Neger verstummt, wenn er über die östlichen Ufer des Sees Zawilanda Auskunft ertheilen soll. Mehrere der uns begleitenden Eingebornen befremdeten sich sehr darüber, wie ich vermuthen könnte, daß es auch noch bewohnbare Orte über das hinaus geben möchte, was von ihnen als die den Erdball von den ätherischen Regionen abtrennende Scheidewand betrachtet wird. Für die meisten der Horden, unter denen ich herumzog, hört die Welt da auf, wo der See Zawilanda seinen Anfang nimmt."

„Das westliche Ufer des Sees gibt sich bestimmter an, weil es von einem Ende zum andern durch den Fuß sehr hoher Gebirge gebildet wird. Ich warf, seiner Länge nach, an verschiedenen Stellen und bis auf zwei Stunden von der Küste weg das Senkblei aus, und fand fortwährend eine Tiefe von hundert, hundert und vierzig bis hundert und achtzig Klaftern. Das Wasser war nicht von jener dunkeln Azur- oder Smaragdfarbe, gleich der Farbe des Meeres, sondern von einem schwärzlichen und düstern Blau. Dieses Phänomen mag in der Tiefe des Sees und in der Beschaffenheit des seine Oberfläche beherrschenden Lichtes seinen Grund haben, von welchem nur selten ein glänzender Strahl sich über ihn ausgießt. So wie man sich weiter von der Küste entfernt, wird der Boden, einer Stelle gegenüber, wo ich hundert und fünfzig Klafter gefunden hatte, unvermerkt höher. Anderthalb Stunden weiter hinaus hatte ich nur hundert und zwanzig, und in einer Entfernung von drei Stunden, etwas mehr ostwärts, hundert und sechs Klafter. Die an den Küsten wohnenden Augongas versicherten mich, ich hätte nach der Regenzeit, wo man von dem unermeßlichen See schlechterdings kein Ende mehr absieht, sechs Tage lang in derselben Richtung fortreisen können, während ich hinwieder zur Zeit der Tröckne den sogenannten Arpoul schon vor Untergang der dritten Sonne finden würde. Dieser Arpoul ist eine Art gräulichen, nicht selten die Dichtigkeit des Honigs habenden Schlammes, der sich aus den feinsten der Theile, womit das Wasser gesättigt ist, bildet, und in welchen der Wanderer, wenn er es wagen sollte, ihn mit seinem Fuße zu berühren, ohne alle Rettung versinken würde.“

„Die westlichen Ufer des Sawilanda sind von der Stelle an, wo der See in Südwesten den Goldfluß aufnimmt, bis da, wo er sich im Norden enger zusammenzieht, um den Congo-Strom zu bilden, größtentheils sehr steil abgeschnitten, und der See selbst gewinnt sofort eine ungeheure Tiefe. Wer diese Ufer bereiset, wandelt gleichsam auf der Höhe einer soviel als senkrechten Mauer von unabsehbarer Länge. Dem Wasser kann man nicht anders beikommen, als durch die Tiefe einiger sich von den Gebirgen herniederstürzender Waldströme, oder durch jene Felsenspalten, welche die Portugiesen und Spanier Barancos heißen. Eben diese Barancos und Waldströme sind es auch, welche durchgehends die mehr oder weniger bequemen Buchten bilden, in deren Hintergrunde die Augongas ihre Niederlassungen haben, und vermittelst welcher eine Verbindung mit dem See statt findet.“

„Die diese Ufer bewohnenden Augongas beschäftigen sich nur wenig mit der Viehzucht. Sie kaufen ihre Thiere bei ihren ungleich zahlreichern Landsleuten auf den Platteformen der höhern Regionen. Diesen liefern sie hinwieder einige Kaufmannswaaren, die dann weiter nach Congo hineingehen. Auch mit dem Feldbau geben die Ufer-Augongas sich nicht ab; sie kennen ihn beinahe bloß dem Namen nach. Längst haben die Regengüsse ihr kleiniges Vaterland ausgespült. Der Bezirk, den sie bewohnen, ist aus einer ungeheuern Kalkmasse gebildet, die sich auf den Urschieferkern des Landes Dembo seiner ganzen Länge nach zu stützen scheint. Erst in einer Höhe von zweihundert Klaftern über der Oberfläche des Seespiegels und etwa eine Stunde

von seinen Ufern fangen einige Pflanzen an sichtbar zu werden. Auf diese folgen bald Wälder, die immer dichter und kräftiger werden, je weiter man hinaufkommt. Es scheint, als hätte das häufig sich wiederholende Anschwellen und Abnehmen der Gewässer den Grund und Boden der untern Region vermindert, auf welchem die Küsten-Augongas ihre beweglichen Hütten bald hier- bald dorthin, jedoch immer an die äusserste Grenze versetzen, welche der See mit seinen Wellen zu erreichen vermag."

Mit besonderer Sorgfalt untersuchte Hr. von Etourville die Kalkschichten der südlichen Basis von Dembo. Er fand daselbst sehr schöne Versteinerungen, namentlich ganze Bänke von Madreporen, unter denen er verschiedene Arten versteinerter Schwämme bemerkt zu haben behauptet. Die Beschreibung, welche er von den höher gelegenen Gegenden des Landes liefert, ist ebenfalls sehr merkwürdig. Er konnte zwar, in Ermanglung eines guten Meßzeuges, die Höhe der durchreiseten Länder nicht anders als annäherungsweise bestimmen. „Wenn ich jedoch", sagt er, „den Anblick dieser Bergreviere mit den mir wohlbekannten obersten Gebirgshöhen der Pyrenäen, von St. Domingo, von Guadarama, der Sierra von Guadeloupe und der Inseln St. Jago und St. Thomas vergleiche, wenn ich die der Breite dieser Orte gewöhnliche Temperatur mit derjenigen der jetzt erreichten Höhen zusammenhalte, so wäre ich, auch mit Hinsicht auf die daselbst wahrgenommenen Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreichs, nicht ungeneigt, die mittlere Höhe der Platteformen des Landes Dembo auf zwölf- bis vierzehnhundert Klafter anzugeben. Noch höher liegt die Platteforme des Ourala-Dembo oder des Landes Dembo, jenseits des Zaire-Flusses."

„Nachdem wir die Zentral-Platteforme des Dembo erreicht hatten, lenkte der König seinen Marsch nach Süden und zugleich etwas gegen Morgen, um die östlichen Grenzen von Orando zu verfolgen. Die in dieser Gegend nach der Linken abfliessenden Gewässer senkten sich dem Flusse Lapander zu, durch dessen Thal wir nach Congo zurückkamen, und nach dessen Quellen zu es immer mehr aufwärts ging. Die Gebirgsfläche Dembo mag in diesen Gegenden fünfundzwanzig bis dreißig Stunden breit sein. Nach vier Tagemärschen hatten wir bereits mehrere Häuptlinge von Völkerschaften gesehen, welche auf die Nachricht von der Ankunft des Königs sich beeilten, ihre Geschenke zu seinen Füßen niederzulegen und ihn ihrer Unterwürfigkeit zu versichern. Der König schenkte ihnen ein geneigtes Gehör, behielt sie aber insgesammt bei sich; denn bei diesen afrikanischen Völkerschaften kann man, obwohl sie sich den Ruf einer ehrlichen und sanften Gemüthsart erworben haben, dennoch nie genug auf seiner Hut sein."

„Auch der Gegend von Tounin muß ich noch besonders gedenken, welche an Anmuth Alles übertrifft, was wir von Ländern bis jetzt gesehen hatten, vermöge einer ganz eigenen Anlage des Bodens, die ich mir nicht zu erklären wußte, etwas Waldung und Pflanzenerde darbietet, und, im Gegensatze mit den Sonnenstrahlen, die hier so häufig von Nebeln verschlungen werden, sich öfters eines freien und ungetrübten Sonnenlichtes zu erfreuen hat.

„Da der folgende Tag ein Sonntag war, so machte man die Barbaren dieses Landes zu

Augenzeugen von dem Pompe unserer christlichen Religionsgebräuche, und ließ eine Messe lesen. Dies Schauspiel schien sie nicht ungerührt zu lassen. Alsdann ließ der König seine Reisegesellschaft zu Tounin eine zehntägige Rast halten. Diese Ruhezeit kam uns Allen überaus wohl zu statten. Die kühle und regnichte Witterung hette beinahe Niemand ganz unangefochten gelassen; auch gab es unter den Soldaten und dem Gefolge eigentliche Kranke. Von diesen letztern sah ich mich genöthigt, mehrere in den Dörfern (Libaten) zurückzulassen, wo die Einwohner ihnen die sorgfältigste Wartung angedeihen liessen. Als der König von dem Dorfe, wo er sich ausgeruht hatte, wieder aufgebrochen war, schien neuerdings ein anhaltendes Regenwetter eintreten zu wollen."

Ganz erstaunliche Dinge erzählt Hr. von Etourville in Betreff des Wasserschwalles, der sich in jenen Tagen vom Himmel herabgoß, und für die Reisenden von höchst nachtheiligen Folgen war Inzwischen wollten die Einwohner von Dembo wissen, daß der Regen bald wieder nachlassen werde. In Betreff dieses Punktes haben diese Leute ganz eigene Begriffe. Sie behaupten nämlich, eine solche Verdoppelung der Wassermenge habe ihren Grund darin, was Hr. von Etourville durch Kataraften des Himmels übersetzt, nach deren Ausleerung die Wolken und Nebel im Besitze des Landes verbleiben. „Ich fragte", sagt unser Reisende, „einen der Augongas, welcher es übernommen hatte, mir über meine Erkundigungen Auskunft zu geben, was er unter den Kataraften des Himmels verstehe. Ohne sich im mindesten zu bedenken, antwortete er: er wisse zwar nicht, wo sie wären, noch wie sie gemacht seien; einer ihrer Kouquequen (Häuptling eines Stammes) aber, welcher schon große Reisen gemacht, versichere, der Himmel sei der Behälter der Wasser; eine durchsichtige Kruste trenne diese Wasser von der Luft, und an dieser Kruste finden sich nach den vier Himmelsgegenden hin vier Löcher oder Kataraften. Ein Mohise (eine Art Gott), setzte er hinzu, halte die Thür jedes dieser Löcher verwahrt, und öffne die ihm anvertraute Thür nicht eher, als bis in der Regenzeit und auf einen von dem großen Monygachis (Himmelskönig) ertheilten Befehl. Je nachdem dann aber die nördliche, südliche, östliche oder westliche Oeffnung sich aufschliesse, kommen auch die Regengüsse von dieser oder jener Seite her. Die Zeit über, da die sämmtlichen Kataraften verschlossen bleiben, seihe von dem auf der innern Seite der durchsichtigen Kruste befindlichen Wasser immerfort etwas durch, und von diesem Durchseihen haben die Nebel und Feuchtigkeiten, so wie auch die Wolken zur Sommerzeit ihren Ursprung, die in desto größerer Menge zum Vorschein kommen, je näher ein Land dem Himmel liege."

Man drang noch weiter vor gegen die Zentralgegenden der großen Platteforme, über welche ein afrikanischer Fürst einen europäischen Reisenden hinwegführte, und sah sich dann über dem Reviere der großen Wolken auf eine Gebirgskette versetzt, welche den Reisenden im reinsten Sonnenglanze entgegenleuchtete. „Ich bin ausser Stande," sagt Hr. von Etourville, „das prachtvolle Gemälde, welches hier meinem Auge sich darbot, zu beschreiben. Selbst unsere barbarische Truppe fühlte sich von Bewunderung ergriffen. Wir standen da, als vor einem Milch-

meere ohne Ziel und Grenze umflossen. Der Himmel war rein und klar, und hatte nicht mehr jene matte Bleifarbe, in welcher er während der Gluthtage des Aequators erscheint. Vielmehr zeigte er sich unsern Blicken in dem Azurblau der gemäßigten Zonen, und aus dem gänzlichen Verschwinden der Holzvegetation ließ sich schliessen, daß wir eine sehr beträchtliche Höhe erreicht haben mußten. So weit unser Auge reichte, war auch nicht einziger Baum zu entdecken. Das ganze Pflanzenleben der Gegend beschränkte sich auf Flechten, Moose und Jonquillen. An Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens fehlte es zwar nicht, doch waren weder steile Abgründe noch schroffe Gräte zu sehen. Das Sumpfmoos, dem europäischen vollkommen ähnlich, bildete in den feuchten Löchern gleichsam kleine schwammichte Torfgruben, auf welchen einige niedliche Pflänzchen an die Gewächse der Alpen erinnerten. Der einzige Fels, der sich meinen Untersuchungen darbot, war tafelartig und spaltete sich in dünne Lagen, wie Schiefersteine. Er bestand aus einem bläulichen, sehr harten Schiefer, den meine der Mineralogie unkundigen portugiesischen Reisegefährten für Silbererz hielten, weil es sehr glänzend ins Auge fiel. Dieser Glanz hatte seinen Grund in einer Menge sich darin vorfindenden Glimmers."

Vielleicht begleiten wir unsern Reisenden noch einmal nach einem andern Theile von Afrika. Für diesmal nur noch mit Wenigem die Beweggründe, welche ihn im Jahr 1815 nach Europa zurückführten.

Da Hr. von Etourville fortwährend entweder im Innern von Afrika oder auf der Insel St Thomas lebte, welche mit Europa sehr wenig Verkehr hat, so vernahm er auch erst sehr spät, nämlich um das Jahr 1810, daß die Revolution einen veränderten Gang genommen und das Haupt der frühern Regierung den Thron bestiegen habe. Um das Jahr 1814 erhielt er ebenfalls Kunde von der neuen Katastrophe, welche die Dynastie, um deren willen er seine Heimath verlassen hatte, wieder auf den Thron von Frankreich erhob. Die Nachricht von der Wiederherstellung des Königthums flößte ihm das Verlangen ein, sein Vaterland wiederzusehen. Zu dem Ende brach er eine beträchtliche Summe auf, schiffte sich nach Brasilien ein, erreichte nicht ohne große Mühseligkeit die europäische Küste, und ward gerade am 20 März zu Nantes ausgeschifft. Von da fand er Mittel und Wege, nach Gent zu gelangen, und hoffte, Monsieur daselbst vorgestellt werden zu können. Weil er sich aber beim Ausschiffen wieder in seine Kleider von 1790 gesteckt hatte, so wurde er, wegen der Seltsamkeit seines Aufzugs, einem Polizeikommissär, mit welchem Hr. Fauche-Borel selbst über den Ankömmling aus dem fremden Welttheile gesprochen hatte, verdächtig, und in Verhaft genommen; so daß es schien, als wäre er bloß darum aus dem Herzen von Afrika herbeigeeilt, um sich in den Niederlanden einkerkern zu lassen. Indessen dauerte seine Gefangenschaft nicht länger, als zur Erörterung der Sache erforderlich war; und so achtungslos man zuvor mit ihm verfahren war, eben so achtungsvoll ward er jetzt behandelt. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Frankreich und in den Bädern von Aachen, die man ihm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit verordnet hatte, ging Hr. von Etourville neuerdings nach Brasilien und von da nach St. Thomas über, in

der Absicht, beträchtliche Kapitalien zu realisiren, wovon er die Zinse auf die Bekanntmachung seiner naturhistorischen Entdeckungen zu verwenden gedenkt. Ausländische Blätter sprechen von einer ganz ungeheuern Menge neuer Arten aus allen drei Naturreichen, womit seine Thätigkeit im Begriff stehe, die Naturgeschichte zu bereichern. H.

Die katholischen Griechen zu Damask im Kampfe mit den schismatischen Griechen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Glaubens- und Religionsfehden, so wie auch der türkischen Rechtspflege, im Jahr 1820. Aus dem Journal de Marseille.

Zu Anfang des Jahrs 1820 hatte sich der griechische Erzbischof von Acre, Namens Zacharias, von Alters her ein abgesagter Feind der Katholiken, nach Konstantinopel begeben, in der Absicht, diese zur Anerkennung der Autorität der schismatischen Prälaten mit Gewalt anzuhalten. Neben dem, daß er in dieser Hauptstadt in seinem eigenen Namen handeln wollte, erschien er zugleich als Bevollmächtigter des in der Regel zu Damask seinen Sitz habenden Patriarchen von Antiochia, Seraphin, und reichte gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft bei dem Divan eine bittere Klageschrift ein, worin folgende Beschwerden gegen die Katholiken enthalten waren: Erstens hätten sie sich schon in frühern Zeiten mehrerer ursprünglich den Griechen zugehörigen, theils in dem Kirchsprengel von Seiba, theils in den Gebirgen von Labnan und auch in den Statthalterschaften von Damask und Hauran gelegenen Kirchen und Klöster mit Gewalt bemächtigt. Sodann pflegen sie die Pfarrer und Vikare, derer man zu Damask bedürfe, aus den in den Gebirgen von Labnan gelegenen Klöstern einzuberufen; diese Klöster aber seien Wohnorte der Rebellen, und jene Geistlichen selbst höchst verschmitzte und boshafte Leute, welche die der Obergewalt des Patriarchen Seraphin unterworfenen Griechen verführen, und sie verleiten, zu Gunsten der religiösen Grundsätze der Franken ihrem alten Glauben zu entsagen, und dadurch die Zahl der Feinde der erhabenen Pforte zu vermehren: so daß man, falls eine der europäischen Mächte der Pforte den Krieg erklären sollte, unfehlbar die gesammten katholischen Griechen, vereinigt mit den neu von ihnen angeworbenen Proselyten, die Fahne des Aufruhrs aufzupflanzen und den feindlichen Heeren die Besetzung und Eroberung der seiner kaiserlichen Hoheit unterwürfigen Provinzen erleichtern sehen würde. Weiterhin ermangeln dieselben nicht, in Privathäusern insgeheim Kapellen einzurichten, in denen ihre Priester nach dem Ritus des katholischen Kultus funktioniren, ohne dazu von Seite der Regierung ermächtigt zu sein; dieses aber laufe den Gesetzen des ottomanischen Reiches zuwider. Endlich machen sie den Patriarchen Seraphin zum Gegenstand ihrer Verleumdungen, setzen auf seine Rechnung ehrenrührige Gerüchte in Umlauf, entziehen ihm seine Sporteln, und wollen sich der Entrichtung der demselben gebührenden Abgaben nicht fügen.

Der Großvezier, durch diese Berichte, an deren Wahrheit er nicht zweifeln konnte, getäuscht, säumte nicht, einen Firman auszustellen, der dahin lautete, daß man sich erstlich aller den katholischen Griechen zugehörigen Kirchen und Klöster bemächtigen, und sie dem Patriarchen Seraphin, dessen Gerichtsbarkeit sie angehörten, wieder zustellen, zweitens alle katholischen Priester in Verhaft nehmen und sie mit geschorenen Köpfen und abgeschnittenen Bärten nach den von dem Patriarchen zu bezeichnenden Orten ins Exil schicken, und endlich alle in Partikularhäusern errichteten geheimen Kapellen zerstören solle. Mit der Vollstreckung dieses Firmans wurden Soliman Pascha von Damask, Abdallah Pascha von St. Jean d'Acre und Seida, nebst den Cadis und Stabsoffizieren dieser Gouvernements beauftragt.

Mit diesem Befehl in der Tasche kehrte der Erzbischof Zacharias im Triumphe von Konstantinopel nach Damask zurück, wo er am 11 Juni seinen Einzug hielt. Unbekannt mit seinen feindseligen Planen, beeilten sich die vornehmsten katholischen Griechen, ihm ihre Aufwartung zu machen und ihn über seine Rückkunft zu beglückwünschen. Nach Verfluß von sieben Tagen begaben sich die beiden Prälaten, Zacharias und Seraphin, in Begleitung der schismatischen griechischen Geistlichkeit und der Notabeln ihrer Glaubensgenossenschaft, zu dem Pascha Soliman, wiesen ihm, nachdem sie reiche Geschenke zu seinen Füßen niedergelegt, den mitgebrachten Firman vor, und baten ihn, die erforderlichen Befehle zur Handhabung desselben auszufertigen. Wenn er, setzten sie hinzu, ihrem Ansuchen ein geneigtes Gehör schenken und die erforderliche Mannschaft zu ihrer Verfügung stellen würde, so wollten auch sie ihrerseits, vermittelst ihrer Leute, zur Verhaftung der katholischen Priester mitwirken.

Der Pascha, nachdem er den Firman eingesehen, glaubte allerdings im Fall zu sein, ihnen eine gewisse Anzahl Soldaten überlassen zu müssen. Auf diesen Beistand sich stützend begaben sich die Trabanten des Patriarchen gleich den andern Morgen nach den Wohnungen der katholischen Priester, konnten aber nur zweier von ihnen und eines Diakons habhaft werden. Diese drei Individuen wurden vorerst nach dem Pallaste des Patriarchen abgeführt und bis um den Mittag gefangen gehalten, alsdann aber unter wörtlichen und thätlichen Mißhandlungen zum Gouverneur geführt, der sie in einen dunkeln Kerker einsperren ließ.

Inzwischen begaben sich die Häuptlinge der Katholiken, nachdem sie von dem Vorgefallenen Kenntniß erhalten, zu dem Pascha, um sich nach der Ursache jener Verhaftungen zu erkundigen. Nachdem sie in einer Unterredung mit seinem Stellvertreter vernommen, daß dieselbe vermöge eines von der Pforte erlassenen, auf verschiedene gegen die Katholiken eingegebene Klagepunkte gegründeten Firmans statt gefunden, so suchten sie hinwieder die Schuld von ihren Geistlichen abzuwälzen. Und wirklich machte das, was sie zu ihrer Rechtfertigung und zum Beweise der Falschheit der gegen sie erlassenen Anklage beizubringen wußten, auf den Lieutenant des Pascha einen solchen Eindruck und leuchtete ihm so sehr ein, daß er ihnen versprach, sich bei seinem Gebieter dahin zu verwenden, daß er in einer allgemeinen Versammlung, wo es beiden Parteien gestattet sein solle, ihre Gründe und Gegengründe vorzulegen und ihre Rechte zu vertheidigen,

ihre Mißhelligkeiten mit den Griechen erörtern und beurtheilen lasse. Der Pascha gab den Vorstellungen seines Lieutenants Gehör, ließ auf den 22 Juni die Versammlung ansagen und die Parteien vorladen. Um die festgesetzte Stunde versammelte sich der Divan in Gegenwart des Pascha. Auch der Ober-Kadi mit seinen Assessoren fand sich ein; dazu von der einen Partei der Patriarch, begleitet von seinen Bischöfen und einer großen Anzahl Geistlicher, von der andern die katholischen Priester sammt den Notabeln ihres Glaubensbekenntnisses. Die Parteien wurden gegen einander vernommen, die Beweise geführt und die Rechtstitel vorgelegt. Nachdem der Ober-Kadi die von beiden Parteien angeführten Gründe und Gegengründe reiflich erwogen und die Gültigkeit der herbeigebrachten Titel untersucht hatte, erklärte er die Katholiken rücksichtlich auf die vier gegen sie vorgebrachten Klagepunkte für gänzlich unschuldig, mit dem Beifügen, daß der Patriarch durch seine boshaften Verleumdungen die Pforte betrogen und seine Religion gefährdet habe. — Der Patriarch, in seinen Hoffnungen getäuscht, erklärte nun, daß er noch andere Klagen gegen die katholischen Priester ins Recht zu bringen habe, und bat um die Erlaubniß, dieselben ausführlicher vorlegen zu dürfen. Solches bewilligte der Kadi für die nächstfolgende Nacht, und ließ, da es schon spät war, die Versammlung auseinander gehen.

Der Patriarch, welcher jetzt das Haus des Pascha räumen mußte, schlug nun, um nach Hause zu kehren, die Straße ein, welche der griechische Markt heißt. Eine halbe Stunde später begaben sich auch die Katholiken nach Hause, und zwar durch die Straße Dervonichia. Der schlaue Patriarch, um diesen letztern ein Ungewitter auf den Hals zu laden, nahm zur List seine Zuflucht. Als er nämlich auf seinem Wege bei dem Hotel des Mahomed-Pascha des Großen vorüberging, welches dermal von dem Mousselim des jetzt regierenden Pascha bewohnt wird, stürzte er mit seinem Gefolge in größter Eile in dasselbe hinein, gleich als ob er einem ihm nachjagenden Verfolger entfliehen wollte. Dabei erhob er ein fürchterliches Jammergeschrei. Als seine Leute um die Ursache ihres Schreckens befragt wurden, erklärten sie, die Katholiken hätten ihnen nachgesetzt und wären mit Waffen und Stöcken über sie hergefallen, offenbar in der Absicht, den Patriarchen ums Leben zu bringen; und nicht ohne Mühe sei es ihnen gelungen, sich vor der Wuth ihrer Feinde in das Hotel Sr. Excellenz des Herrn Mousselim zu flüchten.

Indessen hatten die Leute des Mousselim, beim Anblicke dieser, wie es schien, von Schrecken ergriffenen Menschen nichts Eiligeres zu thun, als ihren Herrn von dem Vorfalle zu unterrichten. Dieser ließ sich den Patriarchen vorführen, und da er keine Ursache hatte, an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln, so maß er den Erdichtungen, welche derselbe mit einer Schrecken und Bestürzung heuchelnden Miene ihm vorschwatzte, Glauben bei, suchte ihn in eine ruhigere Fassung zu bringen, und ließ ihn dann nebst seinem Gefolge durch eine starke Bedeckung nach dem Patriarchenpallaste zurückbegleiten. Da ihm jedoch dieser Vorfall von sehr bedenklicher Natur zu sein schien, begab er sich sogleich zu dem Pascha, um ihm von dem vermeinten Angriffe der Katholiken Kenntniß zu geben. Auf den Bericht des Mousselim ertheilte der Pascha einem

seiner Offiziere Befehl, mit einer zahlreichen Patrouille den griechischen Markt und die zunächst gelegenen Gassen zu durchstreifen, um die Ruhestörer zu verhaften und die Volkshaufen auseinander zu jagen. Der Offizier vollstreckte seine Ordre ungesäumt, kam aber zurück, ohne einen Menschen getroffen zu haben; und da zeigte es sich denn bald, daß jener angebliche Angriff der Katholiken eine Erdichtung war.

Am folgenden Tage beklagte sich der Patriarch in einer Klageschrift an den Pascha über den von Seite der Katholiken an seiner Person versuchten Meuchelmord. Er würde, behauptete er, dem ihm bereiteten Tode gewiß nicht entgangen sein, hätte ihm nicht das Haus des Moussellim eine Freistätte dargeboten. Sein Leben sei nun zwar außer Gefahr; aber desto mehr habe er von Schlägen und Mißhandlungen zu leiden gehabt, und dringe daher auf Bestrafung der Schuldigen. — Die vertraute Person, welche dem Pascha dieses Klag-Memorial einhändigen sollte, hatte zugleich den Auftrag, demselben fünfzigtausend Piaster anzubieten, wenn er sieben Individuen, deren Namen ihm angegeben werden sollten, wollte hinrichten lassen, auch ihm andere hunderttausend Piaster zu versprechen, wenn er seine Einwilligung dazu gäbe, daß der Firman der Pforte seinem ganzen Inhalte nach in Ausübung gesetzt würde.

Der Unterhändler begab sich nach dem Regierungspallaste, und suchte um eine Audienz an. Als ein gewandter Mann fing er damit an, unter die vornehmsten Offiziere und Räthe des Pascha Geschenke zu vertheilen; daher er denn auch, als ihm Abends die verlangte Audienz zu Theil ward, seinen Weg bereits gebahnt und den Pascha geneigt fand, ihn anzuhören. Es kostete ihn wenig Mühe, denselben gegen die Katholiken in Harnisch zu jagen und einen Befehl zur Verhaftung der angesehensten Mitglieder ihrer Gemeinde und ihrer Priester auszuwirken. Auch wurden sofort, um diesen Befehl zu vollstrecken, einige Kompagnien Soldaten den Griechen zur Verfügung gestellt.

Während alles dieses vorging, begaben sich die Katholiken, welche von den gegen sie angezettelten Machinationen nichts wußten, zu der Abends vorher vom Pascha ihnen anberaumten Stunde in großer Anzahl nach dem Regierungspallaste, wo von dem Kadi das Endurtheil über ihren Streit mit den Griechen sollte ausgefällt werden. Allein so wie sie daselbst anlangten, wurden sie, Einer nach dem Andern, von den Soldaten ergriffen, geknebelt und ins Gefängniß geführt. Nach diesem Vorspiele vertheilten sich dieselben Soldaten auf die Straßen, durchsuchten die Bäder, Kaffeehäuser und andere offentlichen Orte, und alle Katholiken, die sie fanden, wurden gebunden und gefangen gesetzt. Die Zahl der Verhafteten war so groß, daß man sich zuletzt, aus Mangel an Gefangnissen, der Ställe bedienen mußte. Nicht zufrieden mit den Verhaftungen auf öffentlicher Straße, drang man am Ende sogar in die Häuser ein, nicht achtend der Klagen der Greise, noch der Thränen und des Jammers der Weiber und Kinder. Diese Maasregeln verbreiteten in der ganzen Stadt Verwirrung und Schrecken, der noch vergrößert ward durch die Besorgniß, die Absicht des Pascha gehe dahin, eine bedeutende Anzahl von Katholiken hinrichten zu lassen, wie solches im Jahr 1818 der Pascha von Aleppo, Kourchoud Mohamed, auf Anstiften des Erzbischofs der abtrünnigen Griechen dieser Stadt gethan hatte.

Wenn die Ereignisse dieser Nacht die Katholiken in Trauer und Unmuth versenken mußten, so wurden dieselben hinwieder für die Griechen ein Gegenstand der Freude und des Triumphes. Diese sah man mit erheiterter Stirn sich gegenseitig begrüßen, und sich auf der Straße über den erhaltenen Sieg beglückwünschen. Die Katholiken ihrerseits, ob zwar gedemüthigt und muthlos, liessen dennoch am folgenden Morgen nichts unversucht, sich eine Audienz entweder bei dem Pascha selbst, oder bei seinem Stellvertreter, oder bei irgend einem der Stabsoffiziere auszuwirken, um auf diesem Wege wenigstens von den ihnen zur Last gelegten Verbrechen Kunde zu erhalten. Die Soldaten aber, statt aller Antwort auf ihr eindringendes Zureden, setzten vor ihren Augen die Peinigungs- und Hinrichtungswerkzeuge in Bereitschaft, und versicherten, der Pascha habe im Sinne, ihrer eine gewisse Anzahl enthaupten, den übrigen aber erst die Bastonnade geben zu lassen und sie dann ins Exil zu schicken. Inzwischen, setzten sie hinzu, könne die Sache vielleicht mit Geld abgethan werden; und wenn sie zu Unterhandlungen solcher Art geneigt seien, so hätten sie unverweilt ihre Vorschläge zu machen. Auf diese Eröffnungen hin beredeten sich die Katholiken mit einander, liessen durch Leute, die sich für sie interessirten, mit dem Pascha sprechen, und brachten es endlich nach mancherlei Umtrieben und Unterhandlungen dahin, daß die Verhafteten weltlichen Standes, aber auch nur diese, gegen eine zu Gunsten des Pascha ausgestellte Obligation von zweimalhunderttausend Piastern in Freiheit gesetzt wurden. Trotz dieser starken Geldstrafe verlangte der Pascha überdies noch, daß sechs von ihnen, nämlich die, welche er für die schuldigsten hielt, mit der Bastonnade bestraft werden sollten. Die Geistlichen wurden indessen im Gefängnisse zurückbehalten, um rasirt, geschoren und in die Verbannung geschickt zu werden.

Diese harte Behandlung der Priester war zwischen dem Pascha und dem Patriarchen in einer Audienz beschlossen worden, welche letzterer bei dem erstern gehabt hatte, und nach welcher er, als öffentliche Vergütung der seinem Vorgeben nach erlittenen Mißhandlungen, mit einem Pelze war angethan und alsdann, was seinen Stolz noch über die Maßen steigerte, im Pompe nach Hause zurückgeführt worden.

Zur Vollstreckung der verabredeten Maasregeln begab sich nun am 27 Juni der Erzbischof Zacharias zu dem Pascha, und verlangte von ihm die Auslieferung der verhafteten katholischen Priester, um sie nach den von dem Patriarchen ihnen angewiesenen Verbannungsörtern verschicken zu können. Wie groß war aber seine Verwunderung, als er vernahm, daß sie ihres Verhaftes bereits entlassen wären! — Ihre Befreiung war nämlich durch eine Anzahl vornehmer Katholiken bewirkt worden, welche mit den größten Anstrengungen ihre Seelsorger den ihrer wartenden Mißhandlungen zu entziehen gesucht, und schon am 26 Abends dem Pascha eine starke Summe Geldes zugestellt hatten.

Unterdessen hielten sich die Griechen keineswegs für aus dem Felde geschlagen, und schmiedeten ohne Unterlaß neue Ränke, um die Vollstreckung des Firmans der Pforte zu hemmen. An Bestechungen aller Art, um zu diesem Zwecke zu gelangen, liessen sie es keineswegs fehlen.

Hinwieder beschlossen die Katholiken, anstatt jener zweiten gewaltsam unterbrochenen Versammlung, um eine dritte, zur endlichen Erörterung ihrer Streitigkeiten mit ihren Gegnern und zur Würdigung der gegen sie eingereichten Klagepunkte anzusuchen. Dem Pascha mußte, um ihn hierzu in Bewegung zu setzen, neuerdings mit einer nicht unbeträchtlichen Summe Geldes unter die Arme gegriffen werden; worauf er denn Befehle ertheilte, denen zufolge die Versammlung am 3 Juli unter seinen Augen statt fand. Sie bestand aus seinen Räthen und Stabsoffizieren, den Regierungsbeamten, dem Ober-Kadi und dem Mufti, dem Patriarchen mit seiner Geistlichkeit, und den angesehensten Katholiken sammt ihren Priestern. In dieser feierlichen Sitzung wurden beide Parteien mit ihren Gründen und Gegengründen mit größter Aufmerksamkeit angehört und die Belege und Aktenstücke durchgegangen. Um jedoch nichts zu übereilen, hielt der Pascha für gut, diese Aktenstücke insgesammt dem Mufti und Kadi zuzustellen und diese zwei Männer zu beauftragen, dieselben nochmals mit äusserster Sorgfalt und, wenn es sich nicht anders thun liesse, mit einem Zeitaufwand von mehrern Tagen zu durchgehen und zu würdigen, und alsdann ihr endliches Befinden darüber in der Meinung auszusprechen, daß er selbst dann für die Handhabung des zu fällenden Urtheils sorgen wolle. Hiermit ging die Versammlung auseinander.

Der Patriarch aber, voll unruhiger Erwartung des Ausganges seiner Sache, eilte gleich nach seiner Heimkunft in die Kirche, um den Himmel für eine günstige Wendung derselben anzuflehen. Zugleich ließ er aber auch die Künste der Hölle nicht unversucht. Es lebt nämlich zu Damask eine Frau muselmännischen Glaubens, welcher man eine besondere Geschicklichkeit in der Kunst, die Gestirne zu fragen und im Buche der Zukunft zu lesen, zuschreibt. Sie heißt Bedoura und wohnt in dem Quartier von Salchia. An dieses Weib schickte der Patriarch einen seiner Vertrauten ab, um es zu bitten, daß es versuchen möchte, vermittelst magischer Zusammenstellungen herauszubringen, ob seine Partei oder die der Katholiken die Oberhand behalten würde. Die Sibille, nachdem sie ihre Beschwörungen vorgenommen und ihre Berechnungen angestellt, that endlich den Ausspruch, daß der Sieg auf der Seite der Katholiken bleiben werde, weil sie eine von einer Lichtglorie umflossene Frau von majestätischer Schönheit erblicke, welche für dieselben zu Felde ziehe. Diesen Umstand hat die Zauberin Bedoura selbst mehrern Personen durch mündliche Erzählung mitgetheilt.

Mittlerweile hatten der Mufti und der Kadi die Untersuchung der Rechtstitel und Aktenstücke mit einer ins Kleinliche gehenden Sorgfalt und Genauigkeit vorgenommen. Als Resultat derselben ward die Unschuld der Katholiken nicht weniger als die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche anerkannt, am 5 des Mond-Monats Chaoual, im Jahr der Hegira 1235, ein Urtheil in gehöriger Form ausgefällt, nachstehendes Inhalts:

Erstlich: Was die Kirchen und Klöster betreffe, welche die Katholiken gegenwärtig in ganz Syrien besitzen, so könne und solle, in Betrachtung, daß sie von jeher ihr ausschließliches Eigenthum gewesen, der Patriarch sich dieselben unter keinem Titel wieder zueignen.

Zweitens: Weil die Pfarrer, welche jenen Kirchen und Klöstern vorstehen, ihrer Herkunft nach Araber, folglich Unterthanen Sr. Hoheit des Großherrn seien, auch die gewöhnliche Kopfsteuer entrichten, also keineswegs den europäischen Nationen angehören: so mögen sie, als von der obersten Staatsbehörde anerkannte Priester, in den Häusern beten, das Evangelium verlesen, Ehen einsegnen, die Gebetsformeln bei Leichenbegängnissen vortragen, und überhaupt allen Uebungen und Gebräuchen, welche ihr Ritus mit sich bringt, obliegen, ohne daß Jemand befugt sein solle, ihnen hierbei irgend etwas in den Weg zu legen.

Drittens: Da die katholischen Griechen von jeher eine von den morgenländischen Christen unabhängige Menschenklasse gebildet haben, so können sie auch nicht der kirchlichen Autorität des Patriarchen Seraphin unterworfen sein. Uebrigens dürfen dieselben keineswegs mit den Franken vermengt werden, indem sie gleich den übrigen Unterthanen der ottomanischen Pforte die Kopfsteuer und die gewöhnlichen Abgaben bezahlen; daher es denn auch ganz irrig wäre, sie als Feinde des Staats darstellen zu wollen.

Viertens: Es sei eine ganz ungegründete Beschuldigung, daß sie jemals den griechischen Patriarchen verleumdet oder ihm den Genuß seiner Rechte verkümmert haben. Weit entfernt, sich etwas dergleichen zu Schulden kommen zu lassen, haben sie ihm vielmehr Alles, was sie ihm vermöge der früherhin zwischen ihnen getroffenen Uebereinkunft zu thun schuldig gewesen, ohne Versäumniß ausbezahlt.

Aus welchem allem sich als endliches Resultat ergebe, daß die von dem Patriarchen der erhabenen Pforte gegen die Katholiken eingereichten Beschwerden grundlos und seine Anklage als unstatthaft und für Verleumdung zu erklären sei.

Dieses Urtheil wurde von dem Pascha mit seinem Siegel bekräftigt, und zugleich ein förmliches Verbot erlassen, den Katholiken in der Ausübung ihres Kultus irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, indem sie in allen ihren Handlungen, so weit solche sich auf die Religion beziehen, frei seien. — Damit jedoch dieser ganze Zwist ohne fernere Folgen sei, und nicht wieder neuer Zunder zu künftigen Mißhelligkeiten übrig bleibe, wollte der Pascha nun noch einen Versuch machen, die streitenden Parteien mit einander auszusöhnen, und ließ sie zu dem Ende vor sich bescheiden. Die katholischen Priester sowohl als die einflußreichsten Mitglieder des Vereines dieser Konfession beeilten sich, der Einladung zu entsprechen; der Patriarch hingegen fand für gut, nicht zu erscheinen, und schickte als seinen Repräsentanten den Erzbischof Zacharias. Dieser aber weigerte sich hartnäckig, zu irgend einer Art von gütlicher Ausgleichung die Hand zu bieten, unter dem Vorwande, daß der Patriarch den ganzen Verlauf der Sache bereits an die Pforte berichtet habe. Die Folgen dieses Berichts zu hintertreiben, stehe, meinte er, schon nicht mehr in seiner Gewalt; und übrigens werde von Konstantinopel aus ohne Zweifel eine endliche Entscheidung der ganzen Streitsache erfolgen.

Der Pascha, über die Widersetzlichkeit des Erzbischofs aufgebracht, wies ihm ziemlich unfreundlich die Thür. Um inzwischen den ungünstigen Vorurtheilen, die jener Bericht bei der

Pforte erwecken könnte, zuvorzukommen, hielt er es für nothwendig, eine Generalversammlung der Notabeln der Stadt zusammenzuberufen. Diese Versammlung bestand aus allen in Aemtern stehenden Personen der Stadt, aus den Mitgliedern der Tribunale, den Scheiks, den angesehensten Einwohnern, kurz, aus allen Individuen, deren Zeugniß bei der Pforte von einigem Gewichte zu sein schien; zusammen etwa aus achtzig Köpfen. Sie wurde durch ihren Vorsitzer mit der Natur und Beschaffenheit der zwischen dem griechischen Patriarchen und den Katholiken entstandenen Mißhelligkeiten bekannt gemacht, ihr von dem durch den Kadi in dieser Sache gefällten Rechtsspruche Kenntniß gegeben, und sie alsdann aufgefordert, diesen zu gültigen und den Inhalt desselben durch ein förmliches, von jedem Mitgliede besonders unterschriebenes Zeugniß gut zu heißen. Diese Akte, in welcher die Unschuld der Katholiken neuerdings bezeugt und die Beschuldigungen des griechischen Patriarchen für lügenhaft erklärt wurden, ward sofort abgefaßt und von den sämmtlichen Einberufenen unterzeichnet. Von Seite des Pascha wurde derselben eine Abschrift des vom Kadi gefällten Urtheils, so wie auch des vom Mufti erlassenen Fetnah beigefügt, und das Ganze mit einem Berichte begleitet, worin er von allem Vorgefallenen umständliche Nachricht ertheilte und am Ende das Ansuchen beifügte, daß die Pforte, in Erwägung, daß die Katholiken von jeher eine besondere und für sich bestehende Glaubensgemeinde ausgemacht, durch einen Firman ihre Unabhängigkeit von der Autorität des griechischen Patriarchen in Religionssachen anerkennen möchte. Diese Aktenstücke wurden einem tartarischen Kurier übergeben, der damit unverzüglich nach Konstantinopel abging.

Aber auch der Patriarch hatte indessen an die Pforte geschrieben; und, sei es nun, daß er den Berichten des Pascha zuvorzukommen und für sich eine günstige Stimmung der Gemüther hervorzubringen, oder daß seine Freunde sogar den Agenten des Pascha auf ihre Seite zu bringen wußten – genug, dieser Agent fand für gut, den erhaltenen Auftrag unerfüllt zu lassen. Dagegen berichtete er seinem Komittenten, es habe ihm nicht thunlich geschienen, die erhaltenen Aktenstücke bei der Pforte einzureichen, weil die Meinung des Divans sehr entschieden gegen die Katholiken gehe; er rathe ihm daher vielmehr, sich dem griechischen Patriarchen wieder zu nähern, und ohne Aufschub den ihm früher zugestellten Firman in Ausübung zu bringen.

Der Pascha fand sich hierzu um so geneigter, als am 1 Januar 1821 der griechische Patriarch selbst, nachdem er durch seine Unterhändler zu Konstantinopel von der glücklichen Wendung, die sie seinen Angelegenheiten zu geben gewußt, Nachricht erhalten, bei ihm eintrat und ihm sechshundert Beutel versprach, wenn er sich verpflichten wolle, die katholischen Priester zu verhaften, ihnen die Bärte abnehmen zu lassen und sie nach der Zitadelle von Rouad in die Gefangenschaft zu schicken; ferner die Katholiken anzuhalten, daß sie des Patriarchen Autorität anerkennen müßten; dann Jemand von seinen Untergebenen mit der erforderlichen Vollmacht zu versehen, um die verheißenen sechshundert Beutel auf die Katholiken zu verlegen und die Bezahlung von ihnen einzutreiben. — Diese Vorschlage wurden ohne Bedenken angenommen, und beschlossen, unverweilt Hand ans Werk zu legen. Zu dem Ende ertheilte der Pascha seinen

Leuten die erforderlichen Befehle und versah sie mit langen Leitern, auf welchen sie die Mauern erkletterten und sich unversehens und nächtlicher Weile in die Häuser einschlichen, in denen sie katholische Priester zu finden hofften. Allein ungeachtet sie etwa fünfzehn solcher Häuser auf's genaueste durchsuchten konnten sie nicht mehr als drei Priester und einen Diakon in ihre Gewalt bekommen; diese wurden festgenommen und nach dem Regierungspallaste abgeführt.

Nachdem die Katholiken von diesem Vorfalle Nachricht erhalten, begaben sich gleich am andern Morgen die Angesehensten von ihnen zu dem Pascha nnd warfen sich ihm zu Füßen, um durch ihre Bitten die Strafe der Verbannung von jenen verhafteten Priestern abzuwenden. Allein über diesen Punkt war derselbe unerbittlich; hingegen willigte er ein, sie mit der erniedrigenden Operation des Bartscherens zu verschonen. Demzufolge wurden die erwähnten Priester einer Bedeckung von vierzig Reitern übergeben, welche sie unter beständigen Plackereien und Mißhandlungen nach Tripoli führten und von da nach der Zitadelle von Ronad überschifften.

Die Katholiken geriethen über die veränderte Gestalt, welche ihre Angelegenheiten ganz unerwartet erlitten hatten, in große Bestürzung. Die gegen sie ergriffenen Maasregeln selbst noch mit sechshundert Beuteln zu bezahlen, schien ihnen allzuhart; noch härter und unerträglicher die Verpflichtung, die Autorität des griechischen Patriarchen anzuerkennen. Sie beschlossen daher, sich solchem Zwange zu entziehen, und erbaten sich zu dem Ende eine dreitägige Bedenkzeit, unter dem Vorwande, sich während derselben über die Mittel, dem Ansinnen des Pascha Folge zu leisten, zu berathen. Diese kurze Zeit ist benutzten sie dazu, ihre Priester nach den Gebirgen von Lebouan abgeben zu lassen, und dann ihre eigenen Personen in Sicherheit zu bringen. Einige von ihnen begleiteten ihre Geistlichen nach dem Gebirge, Andere flüchteten sich nach St. Jean d'Acre und Beirout, und noch Andere nahmen ihren Weg nach Aegypten. Wem es an Mitteln fehlte, die Flucht zu ergreifen, der suchte sich, so gut er konnte, zu verstecken.

Inzwischen hatte sich bei dem Pascha ein Geldmangel eingestellt, und nach einigen Tagen forderte er den Patriarchen auf, seinen Verpflichtungen gegen ihn Genüge zu leisten, so daß dieser sich genöthigt sah, ihm hundert und achtundfünfzig Beutel auf Abrechnung zuzustellen. Es that dem Pascha um so mehr noth, diese Erkenntlichkeit für seine Gefälligkeit einzukasiren, weil das Kommando über das Paschalik von Damask in andere Hände gelegt worden war, und er verreisen mußte, um von einer neuen ihm zugetheilten Regierungsstelle Besitz zu nehmen.

Nach seiner Abreise ersah sich der Patriarch, der diese momentane Erledigung der obersten Regierungsstelle für eine bequeme Gelegenheit hielt, seine Leidenschaft gegen die Katholiken ungestraft zu befriedigen, fünf Taugenichtse aus der niedrigsten Volksklasse der Turken, und beredete sie, fünf der vornehmsten Katholiken, die er ihnen mit Namen bezeichnete gegen eine Summe von fünf Beuteln zu ermorden. Diese Meuchelmörder, von dem Reize der ihnen angebotenen Belohnung geblendet, fanden sich zu der Frevelthat bereitwillig, und dachten von nun an auf Mittel und Wege, ihren Zweck zu erreichen. Glücklicherweise fiel unter ihren Dolchen nur ein einziges Opfer, nämlich der Sekretär des Stellvertreters des Pascha, Ibrahim-el-

Behri, den die Meuchelmörder, nachdem sie ihm an einen einsamen Ort nachgeschlichen, angriffen, zu Boden warfen und gleich einem Thiere abschlachteten.

Ueber diesen Ereignissen waren die Notabeln der Stadt von dem Nachfolger des Pascha ermächtigt worden, eine neue provisorische Regierung zu wählen, bis er selbst die Zügel der Regierung würde ergreifen können. Ihre Wahl fiel auf den Aga Dervouich, der unter dem Namen Mousselim mit der Militär- und Zivilgewalt bekleidet wurde. Der neue Regent hatte nicht so bald sein Amt angetreten, als er den Mördern des Ibrahim-el-Behri auf's eifrigste nachspüren ließ, und es gelang ihm, sie zu entdecken und verhaften zu lassen. Unter Martern gestanden sie Alles. Der Mousselim befahl, daß sie so lange im Kerker bleiben sollten, bis der neue Pascha angekommen sein und über die Art ihrer Bestrafung abgesprochen haben würde. Zu gleicher Zeit ließ er den Katholiken kund thun, daß sie wieder öffentlich erscheinen und unbesorgt ihre Geschäfte betreiben könnten. Sie aber erwiederten eine Aufforderung dahin, daß sie ihr Leben nicht eher in Sicherheit glauben, noch aus ihren Zufluchtsörtern hervorgehen würden, bis der neue Pascha angelangt, von ihren Angelegenheiten unterrichtet und im Falle sein würde, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Unter den gegenwärtigen Umständen, setzten sie hinzu, stehe um so mehr zu befürchten, daß der Patriarch auf Bezahlung der sechshundert Beutel bestehen werde; eine Summe, wovon sie, selbst wenn sie alle ihre Habe verkaufen und mit einem Strohlager vorlieb nehmen wollten, nie im Stande sein würden, auch nur die Hälfte zusammenzubringen. Und hierbei wurde die Sache für einmal gelassen.

Was die vier in der Zitadelle von Rouad eingesperrten Geistlichen betrifft, so hatten die Katholiken von dem Pascha von Acre, in dessen Gouvernement sich jene Zitadelle glücklicherweise befindet, mit großen Kosten einen Befehl an den Kommandanten von Tripoli ausgewirkt, daß er dieselben in Freiheit setzen und nach Beirout begleiten lassen solle. Ob dieser Befehl vollzogen worden, ist zur Stunde noch nicht bekannt.

Der vorstehende Bericht ist mehrern, vom 21 Januar und 15 Februar, ferner vom 14 und 21 März 1821 datirten Briefen aus Beirout und Alessandria entnommen; seine Authentizität ist nicht zu bezweifeln. H.

Etwas über die Magyarisirung der Slaven in Ungarn.

Slaven und Magyaren sind die Hauptvölker, welche die beiden Donau-Ufer Ungarns bewohnen. Die übrigen Völkerschaften schmiegen sich nur in einzelnen Gruppen an und um sie herum. Rücksichtlich der Menschenzahl ist der Unterschied zwischen jenen beiden Hauptvölkern, einzeln betrachtet, noch nicht genau erwiesen, ja eine Genauigkeit darin in der bisherigen Zungengährung beinahe unmöglich gewesen. Kein unbefangener Ethnograph wird es aber in Abrede stellen, daß der Slavenstamm mit seiner Menschenmenge, wie überhaupt in der ganzen

österreichischen Monarchie, so auch besonders in dem Karpatenlande, mit allen übrigen Völkern rivalisirt. Er erscheint uns zwar unter verschiedenen Namen und mit verschiedenen Mundarten, ungefähr so, wie uns unter dem Namen Schwaben, Sachsen, Tiroler, Schweizer u. s. w. ein deutsches Volk erscheint. In Ungarn jedoch ist der eigentliche Urslave unter und neben den Karpaten, der noch den alten Namen Slowák beibehielt, unter seinen übrigen Volksverwandten der zahlreichste; ob er diese Stellung auch dem Magyaren gegenüber behaupten dürfte, ist nicht entschieden, indem er nur in den nördlichen Gespannschaften größtentheils rein existirt, in den übrigen mit andern Völkern mehr oder weniger verflochten lebt. Geschichtwidrig wäre es aber, wenn man glauben wollte, daß sich diese Slaven erst in neuern Zeiten in die untern Gegenden Ungarns ergossen haben; denn wie könnte man sonst die Menge uralter slavischer Ortsnamen erklären, die beinahe in allen Gespannschaften zu finden sind, und für die selbst die magyarische Sprache keinen eigenen Namen hat: z. B. Mischkowec, Debrećyn, Kolǒca, Patak (potal) Mohác Nesmil, Tokay, Wischegrad u. s. w. Viele von diesen ächt slavischen Ortsnamen sind noch vermagyarisirt, und berechtigen, anzunehmen, daß sie noch Inseln eines ehemals rein slavischen Kontinents sind, die noch die Wellen angekommener Völkerschaften und Sprachen nicht wegschwemmen konnten.

Allerdings sind schon viele weggeschwemmt, und wir könnten mit Göthe's Meister auch fragen: wer wollte das slavische Blut alles berechnen, das seit zehn Jahrhunderten in den magyarischen Adern herumfließt und so viele Pseudomagyaren erzeugt hat, die Attila einst unmöglich für seine Söhne wird erkennen wollen. Wahr ist es aber doch, daß der Slave bei allem dem ein sehr zähes und tief gegründetes Nationalleben hat, indem er auch bei seiner so großen Zerstreuung in Ungarn die Grundlage seines ursprünglichen Karakters, seine Sitten, Gebräuche, ja selbst die Sprache, auch unter den sogenannten Stockmagyaren, so rein und ächt zu erhalten pflegt, wie unter den Karpaten, wo er unvermengt und gleichsam im Großen lebt. Selbst bei den bereits magyarisirten Slaven vererbt sich nicht nur seine innere Eigenthümlichkeit, sondern selbst seine Gestalt, Gesichtszüge, Sprachorgan so merklich von Generation zu Generation, daß man wahrlich kein Lavater zu sein braucht, um sagen zu können: du bist ein Slave, oder: du bist ein Mischling, troß deines veränderten Namens. Man muß auch dem Slaven die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinem Volke gern treu bleibt, und es kann ihn nur entweder ein starkes politisches Interesse oder ein gewaltiger Zwang dahin bringen, seine Nationalität zu verläugnen. — Das Erste findet gewöhnlich nur bei den höhern Ständen statt, und man hat davon in den slavisch-ungarischen Gespannschaften oft tragi-komische Beispiele. Menschen slavischer Herkunft, die, bis sie Jünglinge waren und Aussichten hatten, von nichts Anderm sprechen und hören wollten, als von der Magyarisirung aller Slaven; wenn sie aber etwas älter geworden, so erlosch das Feuer: sie sangen und beteten am liebsten in ihrer Muttersprache, besuchten keine andere Kirche, als eine slavische; ja sogar in ihrem Testamente machten sie eine Leiche in ihrer Muttersprache zur Bedingung, weil sie schon vor dem Tode nichts binden konnte,

ihre Natur und Nation wegheucheln zu müssen. Ganze Familien würde man in Ungarn finden, die schon eine ordentliche Seelenwanderung unter allen hier wohnenden Völkern gemacht haben, deren Urgroßvater vielleicht ein Slave, der Großvater ein Magyar, der Vater ein Deutscher, der Sohn wieder ein Slave geworden ist, je nachdem sich der eine oder der andere bald durch Laune, bald durch Familienzwecke, bald durch einen andern Umstand regieren, drehen und metamorphosiren läßt. Dazu kommt auch die dem Slaven gleichsam angeborne Eigenschaft, daß er sich alles Fremde so leicht aneignen kann, mit Beibehaltung jedoch seines volksthümlichen Naturels; scheint er sich geändert zu haben, so ist es nur das Kolorit und Kleid, und auch das nicht etwa aus Vorsatz oder Falschheit, sondern auch ohne sein Bewußtsein aus höhern ethnologischen Ursachen. — Das Zweite, nämlich Gewalt und Zwang, Stockschläge und Geldstrafe, fing man besonders seit einigen Jahrzehnden an bei der niedern Volksklasse anzuwenden; und wenn schon nicht die Humanität, so müßte die Achtung und Liebe, welche sich die ächte magyarische Nationalität auch bei andern Völkern erworben hat, jedem aufrichtigen Verehrer der Magyaren die Pflicht auferlegen, hierüber nicht zu schweigen. Es versteht sich von selbst, daß auch dieser Unfug nicht der ganzen Nation, sondern nur einzelnen ultra-nationalen Eiferern zu Schulden kommen, und also auch nur von diesen hier die Rede sein kann.

Denn welcher wahre, ehrliche Magyar wird nicht erröthen bei solchen Beispielen, wie eins davon in der vortrefflichen Statistik des Herrn Professors Schwartner (1 Th. S. 124) zu lesen ist? Menschenfreunde haben ihm für diese unbefangene Mittheilung Thränen des Dankes gezollt und jenen verirrten Patrioten, dessen Sprachmethode er da anführt, herzlich bemitleidet. Doch nicht allein in Büchern, leider auch im Leben findet man noch heutzutage solche traurige Magyarisirungsmethode, und das Schmerzlichste dabei ist wohl das, wenn man sie in manchen Gesellschaften nur in einem scherzenden und lachenden Anekdoten-Tone erzählen hören muß. Wahrlich, man kommt oft in Versuchung, zu glauben, daß man es hier für ein größeres Verdienst hält, ein Magyar, als ein Mensch zu sein. Die Nachrichten, die man besonders aus dem Kreise jenseits der Theiß, dem Szabolcser, Szatmarer, Bikarer, Békeser Komitat, zuweilen hören muß, sind niederschlagend und erfüllen selbst jeden gebildetern Magyaren mit Wehmuth und gerechtem Zorn. Hofrichter, Schaffner, Beschliesser, Dorfnotarien, Heiducken wirthschaften da mit der Menschheit so unsauber, daß das ungeheure Verbrechen, Slave zu sein und es bleiben zu wollen, eben so streng und öffentlich auf dem Markte mit zwölf bis vierundzwanzig Stockschlägen gestraft wird, wie das Verbrechen des Diebstahls oder des Ehebruchs. Haben denn die Magyaren — fragte unlängst ein naiver Fremdling, als er von ähnlichen Einprügelungen der Sprache hörte — ihr Sprachorgan vielleicht an einem andern Orte, als andere Menschen? — Dem sei wie ihm wolle, sagte ein Anderer, ein solcher Sprachunterricht ist, am schonendsten gesagt, unmenschlich; denn nicht der Slave allein, hier wird der Begriff von Menschheit und in ihm werden wir Alle geprügelt und gemißhandelt. Und in der That, wer fühlt es nicht, daß hier

Beide geschändet werden, der Prügelnde wie der Geprügelte; und es kann nur die Frage sein, wer von beiden mehr, ob der in der Wirklichkeit oder jener in der Idee.

Eben so wenig wird und kann es ein Christ billigen, wenn man die Religion nicht in eine Herzens-, sondern Zungenbeterei und die Kirche nicht in eine Tugend-, sondern Sprachschule verwandeln will. Die Religion ist zu heilig und zu himmlisch, als daß man sie zu irgend einem irdischen Mittel erniedrigen soll. In der Religion sind wir ja Alle ein Volk, nämlich Christen; hier haben wir Alle gleiche Vorfahren, nämlich Jesum und seine Apostel, die das Evangelium allen Zungen verkündigten. Das Christenthum ist eine Religion der Menschen, nicht eines Volkes, der Liebe, nicht des Hasses; es befiehlt nur Sünden und Laster auszurotten, nicht Sprachen. Und doch hat sich in dem lieben Ungarn dieses Unwesen selbst in das Heiligthum der Religion eingeschlichen. Wem sind nicht Gemeinden bekannt, wo dieser Zankapfel ein Stein des Anstoßes für so viele religiöse Gemüther geworden ist! An den Ufern der Theiß seufzt so mancher Prediger einer slavisch-magyarischen Gemeinde, daß das Erste, was beim Eintritt in sein Amt von ihm gefordert wurde, war: nie slavisch zu predigen! — Im Zempliner Komitat soll es ganze christliche Dörfer geben, wo man Stockslaven nur ungarisch predigt, sie mögen es verstehen oder nicht. Bei einigen slavisch-magyarischen Gemeinden hat man den slavischen Gottesdienst auf jeden vierten Sonntag reduzirt, wo die Kirche, nach dem Geständnisse der Ortsprediger gedrängt voll, sonst halb leer zu sein pflegt. Doch die Schonung verbietet hier der Wahrheitsliebe, weiter fortzufahren. Wir erinnern hierbei nur noch an das ewige Gesetz aller Menschen und Völker: Was Ihr nicht wollet, daß euch Andere thun, das thut auch ihnen nicht. — Mit Fleiß übergehn wir die einzelnen, das feinere Gefühl beleidigenden Auftritte, und beschränken uns vorzüglich auf die Berührung von mehr oder weniger allgemeinen Dingen, damit nicht Jemand etwa Verdacht schöpfen möchte, daß hier nur Dinge erzählt werden, die man erzählen wollte. Die deutschen Schriftsteller sprechen zwar auch gern in einem vornehmen Tone über die Slaven, und selten erhebt sich einer zu der Billigkeit eines Herder oder Schlözer; aber die Magyaren gehen noch weiter, sie sprechen über dieselben in einem vernichtenden Tone, und dem Herrn Professor Palkovits wollte man die Kühnheit, daß er seine slavische Zeitung „Národni Nowiny“ betitelte, zu einer Art Staatsverbrechen stempeln. In einer magyarischen Zeitung trat unlängst Jemand mit Zetergeschrei auf, freilich erst nachdem die Zeitung schon längst aufgehört hat; bewies aber damit weiter nichts als seine eigene doppelte Unwissenheit, indem das Wort Národnj nicht allein National-, sondern auch Volkszeitung bedeuten kann. In welchem Sinne es Hr. Palkowits genommen hat, ist gleichviel, denn er hat zu beiden ein Recht. Ferner scheint der Eiferer die Begriffe Nation und Staat für Eins zu halten, was doch ganz verschiedene Sachen sind. Die Slaven in Ungarn machen eine Nation aus, aber keinen Staat; können also auch vor Gott und Welt eine National-, aber keine Staatszeitung haben. Und wie kleinlich erscheint die Furcht in solchen Kleinigkeiten!

Auffallend ist es, warum doch der Magyar gerade auf den Slaven so erpicht sei, auf einen

ſe friedlichen Nachbar, der ihm gewiß nie etwas zu leide gethan hat, ja dessen fleißige Hand ihm so oft zu gut kommt, der ihn so oft mit seinem karpatischen Holze versieht, mit seiner Leinwand kleidet, seine Weinberge bearbeitet, seine Gärten pflegt u. s. w.; warum er so undankbar sei gegen eine Sprache, der die Bereicherung und Ausbildung der magyarischen Sprache so viel zu verdanken hat! Ein Magyar, der sich unter Slaven ansässig macht, hat gewiß nie Ursache zu klagen, daß sie ihm ihre Sprache aufdringen oder eindrohen, oder ihn auf irgend eine Weise insultiren. Wie viele Debrehiner, Ketskeméter u. s. w. wohnen nicht in den slavischen Gespannschaften, und es kommt keinem Slaven in Sinn, auf ihre Sprachverwandlung zu denken. Die ältesten Magyaren haben auch wirklich so viel Menschenliebe gehabt, diese Autochthonen des Karpatenlandes mit ihrer Sprache in Ruhe zu lassen; desto befremdender sind also diese Erscheinungen in unsern Zeiten zwischen ihren Urenkeln. Ist der Slave arbeitsam, friedlich, das allgemeine Beste befördernd, wer kann ihm dann etwas anhaben, oder ihm einen Patriotismus streitig machen, der ja wohl nicht in Worten, sondern in Thaten bestehen muß? Ist er seinem Könige treu, seiner Obrigkeit folgsam, ein frommer Verehrer Gottes, wer kann dann ein Recht haben, muthwillig ja grausam gegen ihn zu sein, oder ihn auch nur irgend eine unverdiente Demüthigung empfinden zu lassen? Es hat ihm doch der liebe Gott so gut einen Kopf auf die Schultern gepflanzt, wie irgend einem zweifüßigen vernünftigen Thiere unter der Sonne. — Ueber vierzehntausend slavische Unterthanen schützen und befördern den Glanz des österreichischen Thrones; es wäre unrecht, wenn eine andere Nation, die kaum den vierten Theil jener Zahl ausmacht, sich über die ersten Sprach- oder Volksvorräthe anmaßen und ihre Brüder mißhandeln dürfte. Liebe Freunde! lasset doch jedes Volk seinen Weg fortschreiten. In der Natur ist die größte Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Geschöpfe und der Stimmen, und doch spricht kein Vogel zu dem andern: du mußt so singen, wie ich; keine Blume zu der andern: du mußt so riechen, wie ich! Unser Herr Gott duldet alle Völker und Sprachen, warum nicht der Mensch? „Hat wohl ein Volk“ — sagt Herder in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität — „hat wohl ein Volk etwas Lieberes, als die Sprache seiner Väter? In ihr wohnt sein ganzer Reichthum an Gedanken, Traditionen, Geschichte, Religion und Grundsätzen des Lebens, alle sein Herz und Seele. Einem solchen Volke seine Sprache nehmen oder herabwürdigen, heißt ihm sein einziges unsterbliches Eigenthum nehmen, das von Aeltern auf Kinder fortgeht. Wer mir meine Sprache verdrängt, will mir auch meine Vernunft und Lebensweise, die Ehre und Rechte meines Volkes rauben. — Die beste Kultur eines Volkes läßt sich durch eine fremde Sprache nicht erzwingen; am besten, und ich möchte sagen einzig, gedeiht sie auf dem eigenen Boden der Nation in ihrer ererbten Mundart.“

Einer Nation sollte mehr an der Güte, als an der Menge ihrer Söhne gelegen sein; darum bewahret lieber rein und ächt euer edles magyarisches Blut, so werdet ihr dem ganzen Europa als schönes Denkmal einer, wenn auch nicht großen, aber originellen Nation bleiben. Vermischet ihr es aber, so werdet ihr dabei nichts gewinnen und viel verlieren, nämlich euch selbst, und

aus zwei entgegengesetzten, heterogenen (asiatischen und europäischen) Nationalitäten werdet ihr eine neue machen, die weder magyarisch noch slavisch wäre, und der keine Auflösung des Völkerlebens, wie zur Zeit der Völkerwanderung im Mittelalter, zu statten kommen würde. Und sollte vielleicht auch eure Nationalität fix und schroff genug sein, um sich in einer gewaltthätigen Amalgamirung die slavische unterjochen und ihre Elemente gleichsam vernichten zu können: so wird dies immer nur ein zweideutiger und unsicherer Sieg sein. Das Erstere darum, weil auf die Rechnung eines andern Volkes groß werden zu wollen, in unsern Zeiten kein vernünftiger Mensch für eine Größe halten wird, zumal wenn man der andern Seite sogar alle Waffen nimmt und sie in einen Zustand versetzt, wo man ihr ohne Scheu sagen kann: höre! es ist dir nicht einmal erlaubt, dich zu vertheidigen. Das Letztere darum, weil auch nach dem in Ungarn erlangten Siege slavische Wellen dennoch immerfort von allen Seiten und Grenzen die magyarische Nationalität umspülen werden, und ihr, nachdem sie durch Vermischung lockerer geworden, auch mehr Eintrag thun können. Ekel erregen in einem reinslavischen Ohre schon die magyarischen slavischen Namen mit dem hinten angehängten Ypsilonschwanze: Slodny, Wranay, Sykoray, Swobodny u. s. f., und eine magyarisirte Seele thut dies noch mehr, weil man sich da sogleich denken muß: dieser Mensch ist gestern ein Slave gewesen, heute ist er ein Magyar, morgen kann er Türke und wer weiß was Alles werden, denn wer einmal einen Schritt macht, der kann auch einen zweiten und dritten machen, wer seine eigene Nation und Sprache verläßt, die ihm Gott selbst auf den Weg des Lebens gab, der wird desto leichter eine fremde verlassen, die ihm nur Menschen gegeben haben, er wird Allen und Niemanden angehören. Ein ächter Magyar sollte Stolz genug haben, sich solcher Flüchtlinge und Aftermagyaren zu schämen. Oft weiß ein denkender Mensch nicht, ob er zürnen oder lachen soll, wenn er besonders die Schulprüfungen in Ungerland besucht, und den Schulmeister fragen hört: Du Slowak, du Blahoslav, du Dobrowsky u. s. w., sag mir, wer waren unsere Vorfahren? Antwort: Atila, Gyula, Toxa, Mundsud — schwatzt der kleine Stockslave! Das heißt doch gewiß den Zögling zum Lügner und die Geschichte zur Lügnerin machen.

Nun, wollet ihr aber dort eure Sprache und Nationalitat verbreiten, so thut es in Gottes Namen, nur auf einem andern, auf einem menschlichen Weg. Schön ist es allerdings, daß ihr eure Muttersprache so lieb habet, nur muß dann diese Liebe nie eine Mutter des Hasses und der Ungerechtigkeit gegen andere, dieser Nationaleifer muß dann nie Nationalwuth werden. Hier ist der Rath sehr kurz: setzet nicht Fäuste und Karabatschen, sondern Feder und Köpfe in Bewegung, schreibt klassische Bücher und Werke, so dürfet ihr andere zu euch nicht bei Haaren ziehen, sondern ihr werdet sie unwiderstehlich locken. Lächerlich wäre es, wenn der erste Zweck und der größte Lohn der Magyarisirung nur ein Schnauzbart, Zubázbunda, Sporn, Speck u. s. w. wäre; soll der Slave diesen wichtigen Schritt thun, so müßt ihr ihm für die Verlassung seiner Nationalität einen wesentlichen Ersatz, eine innere Entschädigung geben. Saget doch, warum lernt der Slave so gern und leicht deutsch? Die Olegkari, ssaffraniey, plateniey — sprechen durchgehends deutsch und erlernen diese Sprache gewöhnlich schon auf ihrer Reise durch die Welt. Die Ursache davon ist wohl der gastfreundliche Mund, aus dem sie diese Sprache hören, und die Bereicherung ihres Geistes mit neuen Ideen und Begriffen, die sie in dieser Sprache finden. Ganz anders ist es mit der magyarischen Sprache. Die slavische Sprache ist bekanntlich um Vieles wort- und gedankenreicher als die magyarische. Wird der Slave in diese Sprachwelt geführt, so erweitert sich sein Blick nicht, sondern er wird enger, er fühlt sich aus einem Wald in ein Wäldchen versetzt, wo er überdies auch noch seine eignen Blumen und Bäume zum Theil in natura, zum Theil gestutzt und verstümmelt sieht; oder er findet für viele ihm schon bekannten Begriffe hier keinen Ausdruck; oder er findet viele fremde Wörter in cruda, die in der Natur der magyarischen nicht liegen, für die er einheimische hat,

bei denen er etwas nicht nur denkt, sondern auch fühlt, weil sie der Seele seiner Sprache entblühten. — Und dies alles verursacht in seinem Gemüthe eine ganz eigene Gährung und einen gewissen logischen Kampf zwischen Armuth und Reichthum.

Die Bemerkung oder vielmehr die Klage ist allgemein, daß der Slave, wohin er einmal kommt, Alles um sich in kurzer Zeit slavonisirt. Man weiß auch, daß sich der Slave dazu weder eines Zwanges, noch einer Verführung, und überhaupt keines absichtlichen Mittels bedient; geschieht es, wirklich so geschieht es unbewußt und ohne Vorsatz von seiner Seite. Woher mag es also kommen, daß er diese Eroberungen so ohne Waffen und Angriff macht? Um dieses Phänomen zu erklären, nimmt man gewöhnlich seine Zuflucht zu einer physischen Hypothese, nämlich zu einer Alles um sich verschlingenden Fortpflanzungskraft des Slaven. Es kann viel Wahres in dieser Meinung liegen, wenn man sie auf den Slaven natürlich anwendet und Rücksicht nimmt auf sein durch die Nachbarschaft der Karpatenluft gereinigtes, durch seine Arbeitsamkeit in einen stets frischen Umlauf versetztes Blut, auf seine grosse Liebe zum häuslichen Beisammensein, auf die strengen Grundsätze, die besonders das slavische Volk von der Keuschheit und der ehelichen Treue hat. Aber alle diese Ursachen thun gewiß jene Wunder noch nicht. Es wird nicht überflüssig sein, den Beobachter des Völkerlebens auf einige andere vielleicht zu wenig beachtete, aufmerksam zu machen. Es ist 1) das leichte, milde, geschmeidige, lebhafte und fröhliche Naturell des Slaven und die ihm gleichsam angeborne Liebe zum Gesang, womit alle Gärten, Wiesen, Aecker und Haine in seiner Umgebung erschallen und belebt werden, und womit er, wie einst Orpheus, Alles um sich bezaubert. Lachet ja nicht, ihr Dichterlinge und Versler! Freilich singt er keine Oper, aber Volkslieder, die jene an Schönheit und Natürlichkeit, an Kraft und Lebenswärme oft sehr übertreffen. Bei andern Nationen müssen die Gelehrten dem Volke singen, bei den Slaven ist es umgekehrt. Wo ein slavischer Mund hinkommt, da verwandelt er bald die ganze Gegend in ein Odeum, besonders im Sommer, und in dem gebirgigten Theile Ungarns, ja auch auf den Einöden um Orosháza hat ein reisender Topograph die Erfahrung gemacht: daß bei den Feldarbeiten der Slave lustig singt, der Magyar aber so stumm und still ist, als ob er die abgemähten Kornähren zählen wollte. Und die Fröhlichkeit zieht stärker Menschen an Menschen, als der Ernst oder die Traurigkeit. 2) Die reinvokalische Beschaffenheit seiner Sprache mag die zweite Ursache davon sein. Seine Sprache kennt nämlich, eben so wie die italienische, durchaus keine gemischten, aus mehrern Sprachen zusammengesetzten Laute (wie z. B. é, ö, ő, ü, ű); seine scheinbaren Diphtongen spricht er successiv aus, oder vielmehr er hat gar keine in seiner Sprache, und dieses macht sie dem Ohre klar und deutlich, und dem Munde leicht, natürlich und singbar. Die magyarische Sprache ist zwar tönend genug, aber es scheint, als wenn die Natur zum Aussprechen ihrer é, ő, ű, doppelte Anstrengung brauchte, was bei den einfachen, reinen Vokalen nicht der Fall ist. Allerdings vermag hier Erziehung, Uebung und Gewohnheit viel, aber die Natur doch noch mehr. Bis der Magyar zum Aussprechen seiner Wörter z. B. öröm, szűkölködő u. s. w. die Sprachwerkzeuge sammelt, die Lippen zusammenkrümmt, die Zunge auf den rechten Posten stellt — so singt schon die hüpfende, reinvokalische Slavin ein Liedchen aus. Der Vorwurf, daß seine Sprache die harten r und l besitze, ist nur scheinbar, denn solcher Wörter hat seine Sprache nur wenige, und sie gehören meist zu den die Natur nachahmenden und malenden Lauten, z. B. hrmeti, donnern, trn, der Dorn; ja die slavische Zunge spricht sie auf eine so eigene, feine Art aus, daß sie sich in seinem Munde schon beinahe in Vokale auflösen.

Inhalt des Jahrgangs 1821.

I. Zur Geschichte Europa's.

1. Im Allgemeinen.

2. Im Besondern.

Deutschland.

Frankreich.

Großbritannien.

Italien.

Im Verlage des Endsunterzeichneten sind nun folgende Werke im Druck vollendet erschienen, und in allen Buchhandlungen vollständig zu haben:

Geographisch-Statistisches

Handlexikon der Schweiz

für

Reisende und Geschäftsmänner.

Nebst einem

Wegweiser durch die Eidsgenossenschaft

sammt

Nachrichten für Reisende

über

Postenlauf, Geldeswerth und Gasthöfe.

Herausgegeben

von

Markus Lutz.

Zwei Bände, geheftet. Ladenpreis 4 fl. 30 kr. oder 3 Thlr.

Während acht Jahren hat der fleißige Herr Herausgeber dieses Werk gesammelt, und ist von kenntnißreichen Vaterlandsfreunden mit Beiträgen dafür unterstützt worden, so daß es wohl eins der vollständigsten Werke über die heutige Schweiz ist. Es wird daher jedem Schweizer, der sein Vaterland genauer kennen lernen will, höchst willkommen sein. Man wollte kein theures, bändereiches Werk liefern, das nur für große Bibliotheken, oder für vornehme Reisende, oder für Gelehrte bestimmt sein kann, aber nicht in die Hände des Unbemittelten kommt. Man wollte dem längstgefühlten Bedürfnisse begegnen, auch dem Burger und Landmann, so wie der Jugend, ein möglichst vollständiges Werk zu überliefern, das in gedrängter Kürze das Bemerkenswerthe aus allen Theilen des Vaterlandes enthält, und so im Allgemeinen eine nähere Kenntniß desselben in allen Ständen verbreitet. Daher ist der Druck mit aller Oekonomie veranstaltet und der Ladenpreis so äusserst billig gesetzt worden. Auch für jeden Reisenden und Geschäftsmann bietet es mannigfache Vorzüge dar; der Wegweiser durch die Eidsgenossenschaft enthält über 1100 Angaben von Reiserouten, die immer von jedem Hauptort eines Kantons nach allen andern 21 Kantonen gerichtet sind, die sich zwar vielfältig durchkreuzen, aber für jeden Reisenden ungemein bequem und unterrichtend sind. Nicht minder ist es der vollständige Postenlauf durch die 22 Kantone, so wie die genaue Angabe vom Geldeswerth und Zahlungsfuß in einem jeden Kanton, wodurch sich Reisende augenblicklich unterrichtet finden. Ein Verzeichniß von guten Gasthöfen in der Schweiz mag zuletzt jeder Reisende am Schlusse dieses Werkes noch gern sehen; wir wünschen ihm eine generale Aufnahme, und dürfen übrigens aufrichtig bekennen, daß Fleiß, Mühe, Arbeit, Zeit und Kosten dabei nicht gescheuet wurden. Auch soll noch ein Nachtrag mit Zusätzen und Berichtigungen ebenfalls unentgeltlich folgen, und es ist daher Jedermann ersucht, die etwaigen Notizen oder wichtige Zusätze mir gefälligst zu diesem Behuf einzusenden.

Vielen zur Freude und zum Trost, aber leider auch Manchem zum Aerger und Verdruß, habe ich nun auch die im Druck gänzlich wieder vollendete sechste Auflage von den

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

in acht Bänden mit größerer Schrift

auf weißem Papier zu 10 fl. oder 6 Thlr. 16 Gr.

noch anzuzeigen; die Ausgabe auf ordin. Papier zu 8 fl. 15 kr. ist bereits schon wieder vergriffen; der Unterschied im Preise ist jedoch nur 1 fl. 45 kr., und man wird sich dafür auch gern die Ausgabe auf weißem Papier anschaffen; es sind davon sauber eingebundene Exemplare um den Netto-Preis von 12 fl oder 18 Fr. stets vorräthig bei mir zu haben; sie werden häufig zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken bestimmt; auch ist diese Ausgabe mit größerer Schrift besonders für Personen empfehlenswerth, die an schwachen Augen leiden.

Für diejenigen Freunde, welche fünf Exemplare zusammen nehmen, habe ich einen Partbiepreis zu 40 fl. auf weißem, und zu 33 fl. auf ordinärem Papier festgesetzt; auch bin ich stets bereit, diesen ein Frei-Exemplar für Unbemittelte beizulegen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß solches wirklich an unbemittelte und rechtschaffene Personen gratis abgegeben werde. — Eine wohlfeilere Ausgabe mit kleinerer Schrift wird im nächsten Jahr wieder erscheinen.

Nicht selten ward bisher das Befremden auch gegen mich geäussert, warum man die gröblichen Lästerungen und Schmähungen gegen diese Andachtsstunden nicht öffentlich widerlege und kräftiglich dagegen auftrete. Ich erkläre hierauf wiederholt, daß man auf alle diese fälschliche Andichtungen nicht eine Silbe antworten wird. Die beste Widerlegung spricht sich durch die Thatsache aus, daß fortwährend Tausende von guten Christen

diese Erbauungsbücher lesen, darin die reinste Gottesverehrung, den festen Glauben an Jesum Christum und seine beseligende Lehre vorgetragen finden, überhaupt im Ganzen durch eine lebendige, gefühlvolle und erhabene Sprache zu inniglicher Andacht erleuet werden, und so im Geiste des wahren Christenthums in allen christlichen Tugenden und Gesinnungen sich neu belebt und gestärkt fühlen. Es mögen die Lichtscheuen nun fortschimpfen; sie beschimpfen nur sich selbst.

Der

Baierischen Geschichten

erstes bis sechstes Buch.

Von

Heinrich Zschokke.

Erster bis vierter Band.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Ladenpreis 14 fl. 30 kr. oder 9 Thlr. 6 Gr. auf weißem Papier.

Eine wohlfeilere Ausgabe ohne Noten auf ord. Papier.

Ladenpreis 9 fl. oder 6 Thlr.

Schon die erste Ausgabe wurde in mehrern kritischen Journalen auf eine ausgezeichnete Weise beurtheilt; die Freunde deutscher Geschichte werden nun diese neue Ausgabe in jeder Hinsicht vollendet und viel verbessert finden; die Kritik bezeichnete dieses Werk unter den deutschen Spezialgeschichten als ein klassisches, was um so bedeutsamer sein mag, da wir gerade in der deutschen Geschichtschreibung die wenigsten Klassiker finden. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß dieses Werk mit den Schicksalen von Müllers Schweizergeschichte einige Aehnlichkeit hat, indem es aus den Händen der Gelehrten auch in die des Volkes überging; daß, während einerseits in Literatur-Zeitungen das günstigste Urtheil über die darin obwaltende Freimüthigkeit und Gründlichkeit ausgesprochen ward, und wie es durch die vielen Aufschlüsse über die Begebenheiten der spätern Jahrhunderte dem deutschen Geschichtforscher und Geschichtschreiber unentbehrlich sei, auch anderseits Maler und Dichter durch die darin herrschende lebendige Darstellung gereizt wurden, ihren Stoff zu historischen Gemälden, zu Erzählungen, Dichtungen und Schauspielen daraus zu entlehnen. Aber neben so vielem Lobpreisen mangelte es, wie es gewöhnlich menschlicher Weise zu geben pflegt, auch nicht an heftigem Tadel und an Herabwürdigung desselben; ja mit wildem Ungestüm und Verfolgungseifer traten in Baiern selbst Geistliche auf, um in Flugschriften ihre Aufwallungen von Zorn und Wuth gegen den Verfasser auszulassen; doch zur Ehre Baierns sei es auch gesagt, daß sie in eben so vielen andern Flugschriften durch höchst achtbare Gelehrte widerlegt wurden. Indessen mögen Lob und Tadel sich forthin ergiessen; der Gebildete wird sich dadurch nicht irre machen lassen, sondern das Werk mit Unbefangenheit lesen und selbst prüfen; wir sind gewiß, daß es nicht sobald vergessen sein wird.

Zu gleicher Zeit ist auch eine andere wohlfeilere Ausgabe mit Weglassung der Noten erschienen, damit auch der Minderbegüterte, so wie der Jüngling, der die Geschichte seines Vaterlandes frühzeitig kennen lernen will, im Stande sei, sich dieses gehaltvolle Werk anzuschaffen.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

von

H. Zschokke.

Erster bis vierter Jahrg. 1817 bis 1820 im herabgesetzten Preise à 29 fl 20 kr. oder 15 thlr. 16 gr.

Um den Freunden der Geschichte die fernere Anschaffung dieser geschätzten Zeitschrift, welche stets von Werth bleiben wird, mehr noch zu erleichtern, ist der Preis dieser vier Jahrgänge um den dritten Theil herabgesetzt worden. Die Ueberlieferungen werden auch im nächsten Jahr 1822 fortgesetzt werden.

Handbuch

des

Schweizerischen Staatsrechts

herausgegeben

vom

Herrn Staatsrath Usteri.

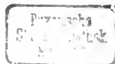
Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 1821.

Preis 2 Thlr. 10 Gr. oder 3 fl. 36 kr.

Als der Hr. Verf. dieses Handbuch zuerst herausgab, stand den Beschlussen der Tagsatzung und den Konkordaten der Stände noch eine Revision bevor; manche Verfassungen wurden erst später dem eidsgen. Archiv neu und berichtigt eingereiht, und andere litten Veränderung; auch erscheinen hier noch manche Urkunden zum erstenmal im Druck. Daher tritt dieses Handbuch nun in ganz erneuerter und erweiterter Gestalt hervor. Zahlreiche historische und literarische Notizen und ein vollständiges Sachregister erheben die Nutzbarkeit dieses Handbuchs.

Aarau, den 1 Dezember 1821.

H. R. Sauerländer.



Inhalt.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

